Cartons

aus dem

deutschen Kirchenleben.

Von

Beda Weber.

> Nada te turbe,
> nada te espante:
> todo se pasa,
> Dios no se muda!
> Santa Teresa de Jesus.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1858.

Vorwort.

Das vorliegende Buch, durchaus praktischen Ursprunges, behandelt wirklich Erlebtes, selbst da, wo die Form der Novelle aus Rücksicht für die Gegenwart eingetreten ist. Jeder einzelne Aufsatz bildet so zu sagen ein abgeschlossenes Ganzes. Aus diesem Grunde sind Wiederholungen oft nicht ganz zu vermeiden gewesen, einmal zum Zwecke der Deutlichkeit für den Leser, sodann zur Beleuchtung des Gegenstandes unter verschiedenen Gesichtspunkten. Trotz der Verschiedenheit der Gegenstände läuft jedoch durch alle Theile ein leicht erkennbarer Faden, welcher die letzteren zur Einheit verbindet. Die Spitze des Buches richtet sich unverhohlen gegen die destructiven Strebnisse der Zeit, welche die himmlische Offenbarung des Christenthums zerwaschen und die heidnische Weltauffassung als „Religion der Zukunft" begründen wollen. Die Begriffe: „Protestantismus, Confession, Reform" und dergleichen sind daher auch in diesem Sinne zu nehmen, welcher sich mit der aufrichtigen Hochachtung für die gläubigen Seelen in allen Confessionen wohl verträgt. Nicht der Glaube, sondern der Unglaube zerstört. Nach diesem Maßstabe müssen unsere Urtheile über confessionelle Dinge gemessen werden. Persönliches liegt dem Buche fern und die aufgeführten Namen bedeuten bloß die Schriften, welche die Verfasser an's Licht gestellt, ihre Arbeiten, deren die Welt Zeuge gewesen, und die Reden, welche uns nicht vorenthalten worden sind. Selbst unser oftmaliger Bezug auf gewisse Journale will nur die „Moniteurs" namhaft machen, um die Ansichten des entgegengesetzten Lagers zu constatiren, ohne leise

Kränkung der Redactionen, deren persönliche Verhältnisse uns ganz unbekannt sind. Da diese Studien, unter den verschiedenartigsten Eindrücken niedergeschrieben, mit emsiger Umschau auf dem Felde der Literatur und der Tagesereignisse, einen Zeitraum von neun Jahren umfassen, so könnte nur ein großes Mißverständniß jeden einzelnen Theil auf die Lage des Augenblicks beziehen. Das Gewesene ist stets eigenthümlich lehrreich und die Geschichte sieht mit dankbarer Anerkennung auf den kleinsten Beitrag culturhistorischer Erfahrungen. Sogar unsere Concordate sind mit ihrem endlichen Sinne von der gewissenhaften Ausführung abhängig und können von den Aufzeichnungen augenblicklicher Eindrücke während des Streites Erhebliches sich aneignen. Der große Umfang des verhandelten Stoffes in den zartesten Fragen des Lebens und der Geschichte macht die Erklärung nothwendig, daß im Buche zwar die Ansicht des Verfassers mit gutem Willen und Gewissen dargelegt worden ist, aber bei der Unzulänglichkeit persönlicher Meinungen für allgemeine Geltung dem höchsten Ermessen der katholischen Kirche anheimgestellt bleiben muß, der ich mich um so unbedingter zu unterwerfen Ursache habe, je unabhängiger meine Anschauung der Dinge von allen Seiten, das Erbtheil meines Lebens, bisweilen die Feder geführt haben mag. Ich glaubte, der tagtäglichen und massenhaften Anfeindung positiver Glaubenswahrheiten gegenüber, dieses Buch meinem Bekenntnisse schuldig zu sein; es mag nun selbst zusehen, wie es seinen Weg in's Leben findet.

Frankfurt am Main am Allerheiligentage 1857.

Beda Weber.

Inhalt.

Cartons

aus dem

deutschen Kirchenleben.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Das protestantische Princip in Berlin.

A chi la nostra terra habitar piace,
Noi siam disposti, che si viva in pace.
Berni.

Stahl in Berlin, welchen wir heute als unsern Gewährsmann für die eigentliche Lehre und Gesinnung der gläubigen Lutheraner wählen, ist ein hervorragender Schüler Schellings, Schöpfer einer Rechtsphilosophie, in welcher die Theologie die erste Stelle einnimmt, Professor an der Hochschule daselbst, Oberkirchenrath und Mitglied der ersten Kammer in Preußen, durch ungewöhnlichen Geist und große Frömmigkeit für das protestantische Deutschland, so weit es noch gläubig ist, eine Auctorität ersten Ranges. Ursprünglich aus Baiern stammend und als Israelit geboren, trat er frühzeitig zur lutherischen Confession über, und zog seine ganze Familie mit sich herüber, seinem hohen Lehrtalente und seiner Feder Alles verdankend, was ihm Zeit und Welt in aufrichtiger Bewunderung seiner Fähigkeiten übertragen haben. Er ist als geistige Macht das Haupt und die Hoffnung einer großen politischen Parthei in Berlin. Man betrachtet ihn als einen der gewandtesten und eifrigsten Verfechter des gläubigen Lutherthums. Schade, daß er auch das Erbübel des letztern an sich hat, die Sucht, uns Katholiken als vom apostolischen Ursprung Abgeirrte zu betrachten. Er nahm von Zeit zu Zeit des Anlasses wahr, Vorträge gegen die katholische Kirche zu halten, wovon zufällig ein Theil gedruckt vor uns liegt. Er führt den Titel: „Der Protestantismus als politisches Princip. Vorträge auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin im März 1853 gehalten

von Dr. Friedrich Julius Stahl." Das Buch ist, wie der Augenschein lehrt, bereits vier Jahre alt, hat jedoch für Katholiken noch immer große Bedeutung. Wie man das deutsche Frankfurter Journal als „Moniteur" der materialistischen Verwässerung des deutschen Protestantismus betrachten muß, so erscheint Stahl bis auf diese Stunde der „correcte" Ausdruck der gläubigen Lutheraner, welche mit ihrer Lehre Geistliches und Weltliches in Deutschland nach einer Façon kleiden und beherrschen wollen, Papst und Politiker zugleich. Aus seinen Vorträgen leuchtet die Lehrmeinung klar hervor, mit welcher alle katholischen Angelegenheiten von dieser so bedeutsamen protestantischen Seite aufgefaßt und in's Leben getrieben werden. Die bisherigen Gegner dieser Schrift haben überhaupt die allgemeine Tendenz derselben weit weniger gewürdiget, als sie es verdient. Daraus erklärt sich unsere geneigte Aufmerksamkeit für Doctor Stahl, welcher bei Protestanten und Katholiken gleichmäßig Aufsehen macht, und mit seinen Ansichten trotz des Geschrei's seiner Gegner noch lange den literarisch-politischen Markt auf protestantischem Boden beherrschen wird. Seine Flucht vor der evangelischen Alliance in Berlin, wenn auch mit Humor im Kladderadatsch verspottet, hat eine fast tiefere Wirkung auf die Gemüther gemacht als die evangelische Alliance selbst, eine Art von Hegira, welche den Grundsätzen des Herrn Stahl, wie sie in vorliegender Schrift ausgeprägt sind, nur günstig zu werden verspricht. Da er zugleich als Prophet der Zukunft in Deutschland auftritt, so erweist sich die Nothwendigkeit unserer Achtsamkeit auf die gewichtigen Worte seines Mundes von selbst, wenn wir uns nicht gedankenlos stromabwärts treiben lassen wollen. Während er mit dem Epheukranze das alternde Haupt der katholischen Apostelkirche mitleidig, ja fast sehnsüchtig und sentimental umflicht, beweist er im durchsichtigen Redestrome, daß die lutherische Lehre die einzig wahre, jedenfalls weit über die „römische" erhaben, und in allen wichtigen Punkten unserer Kirche durch Ursprünglichkeit, Reinheit und Allgemeingültigkeit weit hinaus überlegen sei, das Ei der Zukunft für Deutschland und die Welt, durch seinen göttlichen Inhalt allherrschend in Staat und Kirche zu werden. Solche Vorträge lauten wie Orakelsprüche, welche jeden Verständigen und uns am meisten anziehen. Erwägen wir seine Ansichten näher, so kann man Herrn Stahl nicht abläugnen, daß er es trefflich versteht, für seine protestan-

tische Weltansicht obligate Staubwolken aufzujagen und dieselben zur Confusion oberflächlicher Geister verführerisch zu gruppiren. Ihn widerlegen wollen, hieße den Urwald protestantischer Vorurtheile gegen die katholische Kirche angreifen, die ihren Grund nicht in wirklichen Thatsachen, sondern in subjectiven Vorstellungen haben, und der protestantischen Confession seit ihrem Ursprunge so eigenthümlich sind, daß sie ohne dieselben gar nicht bestehen zu können scheint. Ja wir wagen es auszusprechen, gerade diese Vorurtheile, dieses Dickicht von Mißverständnissen und Trennungsgelüsten ohne Grund bilden das eigentliche Wesen des modernen Protestantismus, wie er gegen uns auftritt. Reißt man auch tausend Lianenschlingen von den dreihundertjährigen Bäumen, so wird der Boden immer wieder hinter der Axt neue Sprossen treiben, und alle Arbeit ist vergeblich bis zum Augenblicke, wo Gottes Gnade die menschlichen Herzen erleuchtet und reuevoll zur allgemeinen Kirche zurückführt. Zudem leidet Stahl's Ausdrucksweise an solcher Verschwommenheit, daß man meinen möchte, sie sei mit Fett bestrichen. Man kann ihn nicht fest anfassen, überall schlüpft er durch wie Hinze mit dem Vogel, welchen er dem Kinde weggeschnappt hat. Es ist etwas Kostbares um Stahl's Unbefangenheit und Andacht bei den absurdesten Behauptungen, die er mit der Miene des Reinecke vor der Burg Malepartus abspinnt wie ein Heiliger. In der That liegt viel Wahres in der Charakterisirung des Schriftstellers Stahl in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg vom 14. Mai 1854, wo es heißt: „In seiner Rede ist wenig mehr als jene specifische, witzelnde und nergelnde Kleingescheidtheit, welche calculirend und selbstgefällig ein paar Rechenpfennige der Weisheit blank putzt, und hin- und herwendet, bis sie für blöde Augen aussehen wie massives Ducatengold und einen „magnifiken Schein" von sich geben." Das ist der Eindruck, den alle seine Tendenzschriften machen, voll „pietistischer Engherzigkeit und sophistischer Rechthaberei," in feiner Wäsche und Handbekleidung. Was uns jedoch am meisten auffällt, das ist der Mangel an literarischer Ehrlichkeit, der bei Stahl so häufig in's Spiel fließt, besonders bei Gegensätzen, die ihm so geläufig vom Munde fließen, zur Ueberrumpelung schwacher Seelen. Aus diesem Grunde widmen wir ihm vorzüglich unsere Theilnahme, und wollen zunächst die so eben ausgesprochene Behauptung „literarischer Unehrlichkeit" als begründet

nachweisen. Daß es in Deutschland Leute und sogar Geistliche gibt, welche trotz ihrer gelehrten Bildung kein Latein verstehen, ist leider bekannt genug. Unsere Rhein- und Mainstädte haben auffallende Beispiele in allerneuester Zeit dafür geliefert. Der oberflächliche Gang unserer klassischen Studien läßt es auch nicht anders erwarten. Bei Stahl hält es schwer, einen solchen Mangel gelehrter Sprachkenntniß vorauszusetzen. Der berühmte Vorkämpfer des historischen Rechtes und der altritterlichen Biederkeit ist von einer so schmählichen Blöße gewiß frei. Wie soll man aber unter diesen Umständen den Beweggrund bezeichnen, welcher ihn verleitete, eine lateinische Stelle unrichtig zu übersetzen, lediglich um die Erlaubtheit des Tyrannenmordes als Kirchenlehre auf die Katholiken zu werfen? Der berühmte Theologe und Geschichtschreiber Mariana aus dem Orden der Jesuiten bietet ihm dazu einen geeigneten Anhaltspunkt, weil die blinden Eiferer gegen die katholische Kirche schon von den ersten Zeiten der Reformation her die Lehre von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes auf diesen Gelehrten geworfen haben. Mariana wurde vom Könige Philipp dem Zweiten als Rath in der Erziehung der königlichen Prinzen beigezogen und genoß als treuer Führer seines wichtigen Amtes das volle Zutrauen des Hofes, wo man bekanntlich nicht unempfänglich war für gebührende Unterthänigkeit für die Person des Herrschers. In dieser Eigenschaft schrieb er sein weltberühmtes Buch de rege et regis institutione, als Grundlage des Unterrichtes für den Kronprinzen, welches nicht bloß vom Könige selbst, sondern von allen denkfähigen Zeitgenossen mit den größten Lobsprüchen überhäuft worden ist. Darin kommt nun eine Abhandlung über den „Tyrannenmord" vor, welche die absolutesten Machthaber jener Zeit für ganz unverfänglich hielten. Die bekannte Lust zur Lüge und Verdrehung gegen unsere heilige Kirche ließ es jedoch ihrerseits nicht fehlen, die klare Ansicht von der Sache zu verwirren und für die Reformation auszubeuten. Mit heuchlerischer Unbefangenheit wurde dem „Tyrannenmorde" der „Königsmord" unterstellt und mit revolutionärer Zärtlichkeit aus tausend Kehlen gebrüllt, Mariana der Jesuite, somit der Jesuitenorden, und in weiterer Perspective, die katholische Kirche lehre unumwunden, der Königsmord sei erlaubt. Niemand in der rasenden Meute behielt soviel Ehrlichkeit, die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Lehre für den Kronprinzen unter den Augen und Ohren des

Königs Philipp des Zweiten gehörig zu betonen. Unter hundert Löwen, die seit drei Jahrhunderten über diesen Gegenstand gebrüllt haben, hatte oft nicht einer Mariana's Buch wirklich in den Händen, geschweige daß er vom Inhalte desselben nähere Einsicht genommen hätte. Ja man erstaunt nicht wenig, daß die meisten Lärmschläger den eigentlichen Titel desselben gar nicht kennen, und in der unschuldigen Meinung leben, es gäbe wirklich ein Buch Mariana's vom Tyrannen- und Königsmorde. Einige Stellen aus der genannten Abhandlung werden herausgerissen, gereckt und gezerrt wie verlornes Wildpret, das hungrigen Jagdhunden in die Zähne gefallen ist. Mariana versteht nach unzweifelhafter Auffassung unter dem Ausdrucke „Tyrann" einen gesetzlosen Herrscher oder Emporkömmling ohne Recht und Gewissen dem rechtmäßigen gesetzliebenden Könige gegenüber, um Gesetz und Verfassung umzustoßen und das Volk wie eine Viehheerde zu mißhandeln. Anders läßt sich das Wort „tyrannus" auch nicht gebrauchen in einer Schrift, deren Verfasser wegen seines klassischen Lateins von allen Philologen gefeiert wird. Dadurch gewinnt das Kapitel über den Tyrannenmord schon von vornherein einen ganz andern Sinn, als der ist, welchen die Bekenner der ächten Menschenliebe uns zur Last legen. Sodann behandelt Mariana die Frage von der Erlaubtheit des Tyannenmordes zwar in der umfassendsten Weise, aber rein historisch, indem er die darüber herrschenden Ansichten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Schärfe entwickelt, und durch schlagende Thatsachen erläutert. Die Form seiner Schrift ist die damals in allen gelehrten Werken gewöhnliche, wonach jeder Satz, welcher erörtert werden soll, durch das „Für" und „Wider", hindurchgetrieben und zum endlichen Abschluß gebracht wird. Dabei herrscht weit weniger die eigene Meinung des Verfassers vor als die massenhafte Anhäufung von gewichtigen Auctoritäten, welche in der Weltgeschichte ihren Ausdruck gefunden haben. In dieser Weise stellt Mariana zuerst die Gründe zusammen, welche nach den Entwickelungen der Geschichte für die Erlaubtheit des Tyrannenmordes streiten oder zu streiten scheinen; worauf er in meisterhafter Sprache die Beweise gegen dieselbe folgen läßt. Es macht sich in seiner ganzen Darstellung eine durchaus objective Anschauung mit größter Ruhe und Gelassenheit geltend, welche für jedes unbefangene Gemüth die

beste Erfrischung ist, wenn es, durch die Leidenschaft seiner Gegner müde gepeitscht, eine Stätte der Rast aufsucht. Am Ende dieser Gegenüberstellung und der gewissenhaften Abwägung der vorgebrachten Beweise und Thatsachen kommt er zum Schlusse, daß die Frage vom Tyrannenmorde noch unentschieden sei, und daß auch er selbst nicht für die Erlaubtheit desselben entscheide. Was Mariana in dieser Schulfrage gethan hat, kommt in allen Werken der Theologen, Moralisten und Politiker jener Zeit vor, und selbst die Schriftsteller der Reformation haben sich derselben nicht ganz entziehen können. Diese Art der Behandlung durch das „Für" und „Wider" herrschte in der mittleren Zeit nicht bloß in der Theologie, sondern auch in der Arzneikunde, der Jurisprudenz und anderen wissenschaftlichen Fächern vor. Die Willkür der Reformatoren, ohne Beweis und ohne Geschichte kurzweg über die heiligsten Angelegenheiten des Menschen aus der Fülle des revolutionären Herzens abzusprechen, war damals noch nicht zum völligen Durchbruch gekommen, jedenfalls keine Achtung der Zeitgenossen für diese Mißhandlung des Nachdenkens aufzubringen. Wenn daher Stahl meint, alle Fragen, welche auf die angedeutete Weise erledigt wurden, seien „offene" oder „disputable," somit der grundsätzlichen Wahrheit aller Boden entzogen gewesen, so verwechselt er trotz seiner haarspaltenden Logik für protestantische Zwecke zu unserem Nachtheile die Form mit der Materie, die Schale mit dem Kern, ohne daß er bei diesem Kunstgriffe auf den Ruhm eines gewandten Taschenspielers Anspruch machen könnte. Im nächsten besten Folianten der königlichen Bibliothek zu Berlin aus der mittleren Zeit, welcher seine eigene Fachwissenschaft behandelt, kann er sich überzeugen, daß ganz die nämliche Art des Vortrags wissenschaftlicher Sätze in Anwendung kommt, welche Mariana in seinem Buche eingehalten hat. Die katholischen Theologen müssen überhaupt ihre Sätze beweisen; sie haben keineswegs den Vortheil Luthers und Stahl's, sich ohne alle Beweisführung auf das „lautere Wort Gottes" zurückziehen, das so gefällig ist, für diese Herren jede individuelle, oft kopflose Auslegung anzunehmen und als Pythia die vorgelegten Fragen dictatorisch zu erledigen. Wir können gar nicht genug beschreiben, wie erbaut wir bei dieser Gelegenheit sind durch die zärtliche Vorliebe der protestantischen Geschichtsforscher und Weltweisen für König Philipp den Zweiten von Spanien und seinen

großen Herzog Alba, welche durch die Jesuiten Gefahr laufen, als Tyrannen ermordet zu werden, unter dem Vortrite des Prinzenlehrers Mariana, der mit ihnen zur Tafel sitzt und mit Gunstbezeugungen aller Art überhäuft wird. Sonst haben diese Chorführer aus einem andern Tone gepfiffen, wie einst das Frankfurter Journal gegen die Herren Vilmar und Hassenpflug. Es gab keine größeren Tyrannen auf Erden als Philipp den Zweiten und den Herzog Alba. Alle Revolution war dagegen erlaubt und rechtmäßig, der Abfall der Niederlande geheiligt, noch jetzt ein Feld der Ernte für deutsche Compilatoren und Fälscher der Geschichte! Hätte man damals diese Blutmänner in die Hände bekommen, ach! der Tyrannenmord wäre der größte Act des Patriotismus gewesen trotz der Abhandlung des Mariana, der sich darin nicht für die Erlaubtheit desselben entscheiden konnte. Weil sie aber zum Verdrusse der allgemeinen Menschenliebe und Versöhnung entschlüpft sind, so hat man seit drei Jahrhunderten wenigstens nichts unterlassen, sie geistig todt zu machen und die Schuld des eigenen Herzens auf die königlichen Ungeheuer in Spanien abzuwälzen. Es war natürlich, daß Stahl die Rolle des Oberpharisäers bei dieser Angelegenheit übernahm, ungeachtet seine Wäsche eigentlich zu fein ist, um mit den revolutionären Wölfen zu heulen, welche hier die scheinheilige Angst gegen die unerhörte Lehre von der Erlaubtheit des Königsmordes aushängen, während ihre ehemaligen Bundesgenossen und Glaubensbrüder in den Niederlanden unter königlichem Schilde der Republik auf die Beine helfen, in England einen katholischen König erwürgen, in Schottland Maria Stuart vom Throne der Väter stoßen und der jungfräulichen Elisabeth als Opfer auf die Schlachtbank liefern. Da waren freilich Trompeter und Paukenbläser aus Berlin nöthig, zu rumoren durch's deutsche Land von der unübertrefflichen „Jungfräulichkeit" der protestantischen Lehre in Sachen von Blut und Recht!

Wäre indessen Stahl hier stehen geblieben, so könnte ein Katholik darüber hinausgehen, weil mehr Geist dazu gehört, als Stahl's Dialectik offenbart, um verjährte Vorurtheile abzustreifen. Aber die Sünden gegen die lateinische Grammatik zu Berlin, wo man so tief in der Intelligenz sitzt, wie die Wachtel im Waizen, finden wir völlig unerträglich. Die Feinde des Jesuitenordens, beziehungsweise der katholischen Kirche, gingen in ihrem blinden Hasse so weit, daß sie im Widerspruche mit

der Lehre des Mariana der Gesellschaft Jesu geradezu aufbürdeten, daß die Mitglieder derselben die Erlaubtheit des Königsmordes lehrten. Der General des Ordens, Claudius Aquaviva, schnitt daher für die Zukunft alle Schulfragen dieser Art gänzlich ab, indem er den Satz: Ne quis affirmare praesumat, licitum esse cuicumque personae, quocunque praetextu tyrrannidis, reges et principes occidere, zur Ordensregel erhob. Somit war die Behandlung dieser Frage durch Gründe für und wider unmöglich geworden. Wie übersetzt nun Stahl diesen Satz? „Kein Ordensmitglied soll sich unterfangen zu lehren, daß es jedweder Person unter jedwedem Vorwande von Tyrannei erlaubt sei, Könige und Fürsten zu morden.“ Also schließt der vortreffliche Uebersetzer mit scheinbarem Recht, daß diese Correctur eben so bedenklich sei als der Tyrannenmord selbst, und gibt seinen Lesern zu verstehen, wo nicht mit Worten, doch mit schalkhaftem Blinzeln der Augen, daß die Erlaubtheit des Tyrannenmordes als katholische Lehre, wenn auch nicht im Dogma, feststehe, aber nur den berechtigten Personen aus haltbaren Gründen zukomme. Bei dieser christlichen Unterstellung hatte die lutherische Phantasie, welche der Jesuitensache vorzugsweise und ausgiebig gewidmet ist, den freiesten Spielraum, die heimliche „Rächerschaar“ und die „Schwarzkunst der Tyrannen- und Königsmörder“ gebührend auszumalen, und am hohlen Fasse einen Höllenlärm über den entsetzlichen Inhalt desselben zu verführen. Stahl arbeitet überhaupt gern nach zwei Seiten; während er den Meistern der Kreuzzeitung eine sublime Idee in goldner Schale präsentirt, läßt er auch beinebens einige Gerstenkörner für den Janhagel fallen, damit die Stoßgeierchen der Journalistik dieselben auflesen und zum schmackhaften Magenbrei des Volkes verarbeiten. Diese kunstfertige Ausbildung des parfumirten Mannes, der alle geruchlosen Geister in Berlin zu vertreten hat, sollte jedenfalls auf besserem Boden stehen als im vorliegenden Falle, wo ihm die Fälschung der klarsten lateinischen Stelle zur Unterlage dient. Wer einmal in Quinta seine Beinkleider auch nur kurze Zeit abgeschliffen hat, weiß recht gut, daß die obige Stelle in richtiger Uebersetzung folgender Maßen lautet: „Niemand wage zu behaupten, irgend einer Person unter was immer für einem Vorwande von Tyrannei sei es erlaubt, Könige und Fürsten zu morden.“ Hierin werden alle Philologen mit mir einverstanden sein. Aber Stahl

nimmt sich das doppelsinnige Wort „jedweder" zur Roscinante und reitet auf dieser abgeschundenen Mähre gravitätisch durch die Straßen von Berlin. Das ist ein sehr ernsthafter Ritt für einen Mann vom „lauteren Worte Gottes," der es möglicher Weise der Bibel nicht besser macht, als der Jesuitenregel. Auf diese Weise schwindet das „lautere Wort Gottes" dergestalt zusammen, daß es entweder aus Unverstand oder aus Unehrlichkeit, was man lieber will, dem Apfel am Ufer des todten Meeres ähnelt, welcher ungeachtet seines rosenhaften Aussehens in Asche zerfällt, sobald ihn die täppische Hand des Menschen anrührt. Auf solchen Fälschungen beruht der größte Theil der protestantischen Polemik gegen die Jesuiten, Päpste und die Lehren der katholischen Kirche. Wären dieselben im Anfange auch absichtlich gewesen, was kaum für alle Fälle anzunehmen ist, so spinnen sie sich doch für protestantische Unternehmer unwillkürlich als ausgemachte Wahrheiten fort, und bilden die riesenhaften Schiffstaue, an denen man ohne viele Umstände die Massen gängelt und gegen die katholische Kirche erbittert. Wär' es ein Kampf in Wahrheit, à la bonheur! aber solche Katzbalgereien ohne ehrlichen Sinn bleiben immer verächtlich. Da wir also, wie bereits angedeutet worden, in dieser Sache bei Herrn Stahl Unkenntniß des Lateins nicht voraussetzen können, so bleibt für den gesunden Menschenverstand nichts übrig, als die Absicht des Uebersetzers für die Fälschung des Sinnes verantwortlich zu machen. Gab es kein anderes Mittel, dem protestantischen Principe aufzuhelfen, so lehnt sich dagegen nicht bloß das apostolische Dogma der Katholiken, sondern selbst die Grammatik der Knabenschulen auf.

Ein ähnlicher Vergriff am Wortsinne begegnet uns in Stahl's Uebersetzung des katholischen Ausdruckes „opus operatum" zur Bezeichnung der göttlichen Gnadenwirkung, welcher nach Stahl auf gut berlinisch „äußere Handlung" bedeutet. Das ist gänzlich unrichtig. Unsere Kirche lehrt, daß die rechtfertigende Gnade Gottes in der Taufe durch Christi Einsetzung äußerlich an den Taufact gebunden, innerlich als unmittelbare und unverdiente Gnade des Herrn dem Getauften zu Theil wird. Diese unmittelbare innerliche Umwandlung des Menschen zur göttlichen Kindschaft durch die unverdiente Gnade des Heilandes ohne Zuthat, ohne irgend ein menschliches Verdienst, welche erst die übernatürliche Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe möglich macht, nennen die katholischen Theologen „opus ope-

ratum," ein Werk, das als reines Gnadengeschenk des göttlichen Heilandes von selber wirkt im Gegensatze zum „opus operantis" oder der Mitwirkung, welche der Mensch selbst mitbringt, um sich des Sacramentes desto würdiger zu machen, als: Vorbereitung, Reue, Andacht, Fleiß in der Anwendung gegebener Gnadenmittel u. dergleichen. Das katholische „opus operatum" bedeutet also gerade das Gegentheil dessen, was Stahl „äußere Handlung" nennt, die innere Wirkung des heiligen Geistes, welche nach Christi Lehre an den äußeren Act gebunden ist. Dies Gebundensein der inneren Umwandelung an den äußeren Act des Sacramentes müssen gläubige Protestanten so gut anerkennen als die Katholiken. Denn was nicht als Gottesgnade an den Einsetzungsact Christi geknüpft ist, was der Mensch selbst durch seinen Glauben wirken soll, besteht überhaupt nicht als Sacrament von Gottes Gnaden, und zwar um so weniger, da ja der rechtfertigende Glaube auch erst durch die Taufe möglich wird. Was der Mensch erst innerlich durch sein Zuthun machen soll, ist seiner Natur nach äußerlich an nichts gebunden, somit der äußere Act bloß das Symbol Dessen, was innerlich vorgeht, oder nicht vorgeht, wie die Taufe der Deutschkatholiken, der Freigemeinden und der Pietisten im Mittelalter, die man unter dem Namen Albigenser kennt, wo der letzte Funke der wahrhaften Erlösung durch Christus erloschen ist. Daß also „opus operatum" keine „äußere Handlung," sondern tiefinnerliche Erschaffung des „neuen Menschen" durch die Gnade vom Kreuze Christi sei, hätte Stahl in jedem theologischen Compendium der Katholiken finden können. Und da man ihm Umschau auf katholischem Gebiete, um uns zu schaden, nicht absprechen kann, so können wir kaum annehmen, daß ihm die katholische Idee im „opus operatum" unbekannt geblieben sey. Also wieder Unwissenheit oder Unredlichkeit, das eine so kläglich als das Andere. Wir überlassen es ihm, selbst unter dem Beirathe seiner Freunde, sich das rechte Prädicat aus den zweien auszuwählen. Auf dem gespannten Seile solcher unrichtig aufgefaßten Gegensätze, oder der willkürlichen Annahme von Gegensätzen, wo keine vorhanden sind, gibt Stahl in allen seinen polemischen Schriften seine literarischen Seiltänzerstücklein vor allem Publicum zum Besten, um uns das Princip seines Protestantismus als Heil des deutschen Volkes einleuchtend zu machen. Und wenn er auch noch so oft herunterpurzelt, husch! ist er wieder auf

den Füßen und beginnt redeselig sein altes Kunstwerk. Der Mann hat eine Art Unermüdlichkeit, wie sie sonst nur den Söhnen Abrahams eigen ist, wobei es wenig zu bedeuten hat, ob man sich dabei blamirt oder nicht.

Aus diesen vorläufigen Bemerkungen treten wir in den Gehalt seines protestantischen Principes selbst ein, um uns über diese wichtige Ausprägung der religiös-kirchlichen Politik in der einen Hälfte Deutschlands gegen die andere, welche auf der Grundlage des Katholicismus wurzelt, gehörig zu unterrichten. Hier führt Stahl die ganze Kunst seiner gemachten Gegensätze in's Treffen, um zuvörderst die Unabhängigkeit der katholischen Kirche von der protestantischen Staatsgewalt in geistlichen Dingen zu bestreiten. Er muß eingestehen, daß wir Katholiken in der gegenwärtigen Weltlage keine andere Waffe gegen den andringenden Irrglauben haben als das Gebet der Gläubigen, um alle Irrgläubigen in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Als redlicher Mensch hätte er noch weiter gehen und sagen müssen, die katholische Kirche kann und darf nur geistliche Mittel in der Ausbreitung ihrer Glaubenslehre gebrauchen, und ist durch ihren Glauben angewiesen, allen Zwang in Gewissensangelegenheiten als unsittlich und gottlos zu verwerfen. Aber Stahl weiß diesen unumstößlichen Grundsätzen der katholischen Kirche aus dem Wege zu gehen. Er läßt den Katholicismus, wie er leibt und lebt, das Lebendige, daher allein Wahrhafte geschickt und klug zur Seite liegen und nimmt seine Zuflucht zu früheren Jahrhunderten, wo im unabweisbaren Laufe weltgeschichtlicher Entwickelungen Geistliches und Weltliches zusammenfloß, und die Ordnung des römischen Kaiserthums in's Leben rief, welche im Einverständnisse der weltlichen und geistlichen Macht die Völker regierte, ohne daß dieselbe wesentliches Attribut der katholischen Kirche gewesen wäre. Was einst war, kann wieder kommen, sagt der Professor von Berlin. Die Waffengewalt, die Inquisition, die Erdrückung aller Andersdenkenden, wenn wir die katholische Kirche nicht in protestantischen Polizeihänden behalten und alle ihre Bewegungen aus dem Grunde dieses Verdachtes überwachen, und nach unseren protestantischen Ansichten hemmen. Die Beweisführung des Herrn Stahl für diese aufgeklärte Toleranz ist so plausibel als möglich, alle Oberflächlichen fallen ihm zu und preisen die Vorsicht der Berliner Doctrin, welche mit den Grundsätzen des deutschen Frankfurter Journals wörtlich übereinstimmt. Nur der Gegensatz ist hier wieder unrechtmäßiger Weise vergessen wor-

den. Muß man nämlich von der katholischen Kirche wirklich fürchten, daß sie noch einmal Karl den Großen in der Peterskirche kröne als erstgeborenen Sohn der katholischen Einigung auf Erden, und sich dadurch Einfluß auf das weltliche Regiment erwerbe, so steht unläugbar fest, daß der Protestantismus eben so gut zurückgreifen und seine weltberühmte Duldsamkeit mit Gewalt gegen die Katholiken üben werde, und dieß um so mehr, da ja Stahl selbst die Polizeigewalt gegen uns anruft. Man hat einst durch Fürstengewalt ohne viele Umstände den Katholiken in Deutschland die Kirchen, die Klöster, die Stiftungen genommen; der Fall kann wieder kommen. Man hat den Grundsatz, wessen das Land, dessen ist die Religion, schauderhaft an den Katholiken versucht und katholische Gegenden ohne Barmherzigkeit protestantisirt. Im sogenannten „Blauen Ländchen" haben die Oranier es so weit getrieben, daß ein Katholik nicht einmal Nachtwächter eines Dorfes werden konnte, somit von Religion wegen als rechtloses Wesen gelte. In Frankfurt konnte kein Katholik bis 1803 irgend ein bürgerliches Recht, irgend ein Amt ausüben. In England stand die Todesstrafe angesetzt für einen katholischen Priester, welcher katholischen Dissidenten gegen die Ansicht der fanatischen anglicanischen Kirche das heilige Abendmahl als Wegzehrung brachte. Diese Zeit kann wieder kommen. Die Schweden haben, von Protestanten gerufen, die größten Grausamkeiten an katholischen Nonnen, Priestern und Katholiken Deutschlands überhaupt geübt. Die Franzosen sind als Bundesgenossen des bewaffneten Protestantismus aufgetreten, und Deutschland hat darüber Elsaß und seine Reichseinheit verloren. Wohlan, die Zeit kann wieder kommen. Man konnte sich sogar in der neueren Zeit auf die Politik gewisser Staaten, dem katholischen Oesterreich und der Gesammtheit des deutschen Volkes gegenüber, nicht verlassen. Ein Frieden zu Basel ist geschlossen und dabei Deutschlands Interesse verrathen worden. Wohlan, die Zeit kann wieder kommen! Was also Stahl von der katholischen Kirche fürchtet, das können wir nach seiner Beweisführung vom Protestantismus ebenfalls und mit weit größerem Rechte fürchten, besonders wenn wir gegenwärtig einen Blick auf Gegenden werfen, wo man auf die entschiedene, unbestreitbare, heilige Rechtsforderung des Episcopates und des katholischen Volkes mit der Gewalt geantwortet hat. Ist aber die Rückkehr der alten Unterdrückungslust am Protestantismus nicht mehr zu fürchten, so muß jeder billige Mensch das nämliche auch

dem Katholicismus einräumen. Die Gründe sind auf beiden Seiten wenigstens die nämlichen. Will also der Freund des historischen Rechtes aus diesem Grunde die Katholiken in geistlichen Dingen nicht frei lassen, so fordert er durch die Macht der Geschichte die Katholiken auf, in gleicher Weise gegen die Protestanten zu verfahren und es wird früher oder später ein Krieg Aller gegen Alle werden, die Permanenz der Religionskriege auf Erden. Es ist überhaupt eine eigene Sache, wenn diese protestantischen Lehrer des Rechtes und der Geschichte die Resultate ihrer Forschungen gegen uns Katholiken kehren, um uns in geistlichen Dingen von Protestanten abhängig zu machen. Sie sind entweder in der That aus Vorliebe für ihr Bekenntniß blind geworden, oder drücken aus confessioneller Befangenheit ihre Augen zu. Die katholische Kirche ist gegenwärtig in Frankreich, in Belgien, in England, in Nordamerika so unabhängig vom weltlichen Regimente, wie es die deutschen Bischöfe gar nie verlangt haben. Und doch leiden die betreffenden Staaten an ihrer weltlichen Machtvollkommenheit nicht im mindesten darunter, keines ihrer Souveränitätsrechte geht verloren; sie haben im Gegentheile in Belgien, Holland, England und Nordamerika sogar noch Kraft genug behalten, die Katholiken auf die ungerechteste Weise grimmig anzufeinden. Und in Deutschland soll alle Macht des Staates zu Grunde gehen, wenn sie nicht auf die Abhängigkeit der katholischen Kirche von den Kanzleien weltlicher, größtentheils unkatholischer Beamten gegründet ist. Das byzantinische Griechenreich zu Konstantinopel ist vorzugsweise dadurch zu Grunde gegangen, daß es die Kirche dem Staate unterwürfig machte. Und im deutschen Reiche soll die Knechtung der Katholiken dem Protestantismus auf die Beine helfen. Redet es doch klar heraus, für solche Niaiserien seid ihr zu wenig dumm. Euer Hintergedanke, den ihr mit eurer Doctrin maskirt, wurzelt im Mißtrauen auf die innere Güte und Haltbarkeit eurer Religionslehre. Wenn sie bestehen soll, so darf man andern keine Freiheit, keine Macht, kein Recht einräumen. Menschen haben sie durch Abfall von der apostolischen Kirche gegründet, Menschen müssen sie aufrecht erhalten. Hier und dort Gewalt statt des heiligen Geistes, der allein ehrwürdig und weltgebietend ist. Und mit dieser Religionslehre, welche euch täglich im Athem hält, fällt eure Politik über den Haufen, die der Endzweck Aller Reformation und das Princip eures Protestantismus ist. Stahl ist freilich bei solchen Behauptungen durch seine prote-

stantische Weltansicht gebunden. Auf protestantischem Boden gibt es keine Unabhängigkeit der Kirche, weil Kirche und Staat ein untrennbares Ganzes bilden, und der Fürst, von Gott unmittelbar gesetzt, das geistliche und weltliche Regiment in sich vereinigt. Geht die Unabhängigkeit der katholischen Kirche in geistlichen Dingen durch, so ist sein Ideal absoluter Fürstengewalt zerstört. Der Schmerz, welcher darüber bei den Professoren in Berlin entstehen würde, läßt sich denken. Also muß es seine emsige Sorgfalt sein, die katholische Kirche ganz in das nämliche Verhältniß zum protestantischen Landesfürsten zu bringen, wie die protestantische Confession bereits grundsätzlich zu ihm steht. Um diese Protestantisirung des katholischen Princips einigermaßen mundgerecht zu machen, macht seine Logik zwar die zierlichsten Sprünge von der Welt, aber das Ende des Spieles ist immer wieder die vielgerühmte Parität des Herrn Stahl, oder der Antrag des Einäugigen, jeden Menschen, der zwei Augen hat, eines auszugraben, um die wünschenswerthe Gleichförmigkeit herzustellen. Nach dieser Parität bleibt dem protestantischen Staate das Recht, die katholische Kirche nach den nämlichen Grundsätzen wie die protestantische zu regieren, während die katholische dabei die Gnade genießt, sich mit ihren Lebensäußerungen auf das innerliche und allein freie Band der Seele zu Gott zurückzuziehen. Das ist im Grunde die Kirchenfreiheit, welche Herr Stahl den Katholiken einräumen will, also nichts anderes, als daß die sichtbare, auf die ganze Welt verzweigte katholische Kirche unsichtbar werde. Dadurch ist das innerste Wesen des Katholizismus, welches auf eine äußerliche, von Christus selbst eingeführte Ordnung der Kirche gegründet ist, durch Stahl's Parität vernichtet. Der bittere Ernst, welcher den Protestanten Stahl um jeden Preis zu dieser Theorie der Knechtung alles katholischen Lebens getrieben hat, erhellt am besten aus seiner Behauptung, daß der Protestantismus nicht bestehen könne, wenn sich die katholische Kirche frei und unabhängig bewegen dürfe. Er geräth dadurch mit sich selbst in Widerspruch. Denn nach ihm ist ja gerade die Freiheit des protestantischen Lebens der schönste Vorzug der evangelischen Confession, die in nichts Aeußerlichem, sondern einzig und allein in der innerlichen Bindung der Seele an Gott wurzelt. Dieses innerliche Verhältniß der Seele zu Gott kann von außen gar nicht berührt werden, weil ganz in die freie Gewalt des Menschen gestellt. Darum geht der Protestant so unbekümmert und sorglos durch die Welt; deßwegen verrückt ihn die abweichende

Meinung, selbst die Spaltung im eigenen Hause um kein Haar, weil er seinen Schatz sicher und innig am Herzen trägt, welches keiner Menschensatzung zugänglich ist; deßhalb kann er selbst dem Irrthume einen viel größeren Spielraum gönnen, weil das Irrsal contrastirender Gedanken und Ansichten keinen Einfluß übt auf die Trösteinsamkeit in der Seele, wo die Schwärmgeister der Welt keine Stimme haben, wo die göttlichen Gefühle, frei von aller Regel, wogen und rauschen wie die Seefluth um die festen Rippen der Berge, wo kein äußerlicher Act wie ein Holzklotz aus ungeschickten Händen in die heitere Spiegelfläche der Wasser einpumpt, und den Alcyonengesang des Gesprächs mit Gott von den Wellen scheucht. Ist also der innerste Kern des Protestantismus eine unerreichbare Seligkeit des Herzens, so kann ihm die katholische Kirche nichts anhaben. Das ist die strenge Folgerung aus dem protestantischen Princip des Herrn Stahl. Er kann daher mit seiner oben angeführten Behauptung nur sagen wollen: wenn die katholische Kirche sich unabhängig bewegt, so ist es mit dem protestantischen Uebergewichte, mit der evangelisch-lutherischen oder reformirten Alleinherrschaft in Staat und Kirche aus. Anstatt über den Bruch dieser confessionellen Gewaltherrschaft der Protestanten über uns zu seufzen, sollte der galante Staatslehrer vielmehr frohlocken, denn dadurch allein bekommt seine confessionelle Parität einen vernünftigen Sinn, wenn auch seine Broschuren rein überflüssig werden, weil keine ungerechte Sache von Religionswegen weiter zu verfechten ist. Alle christlichen Confessionen bewegen sich nach ihren Glaubenslehren frei und ungehindert, nur in weltlichen Dingen dem Fürsten oder der Obrigkeit unterthan. Der protestantische Absolutismus hat dann freilich ein gründliches Ende in Deutschland erreicht, aber wir glauben fest, zum Vortheile der protestantischen Fürsten selbst, deren Landesregiment nur nach den Grundsätzen einer ehrlichen Parität gedeihen kann. Uebrigens strebt die katholische Kirche eine allseitige Unabhängigkeit von der Staatsgewalt auch nicht an, weil nach unzweifelhafter Erfahrung eine solche Trennung der Kirche vom Staate der Gesellschaft die größten Nachtheile bringen muß. Sie wird also in allen weltlichen Dingen eben so enge mit der Staatsgewalt verbunden bleiben als die Protestanten selbst. Nur in kirchlichen Angelegenheiten, wo es sich um Glauben und göttliche Auctorität handelt, muß sie auf ihrer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt bestehen, und zwar um so mehr, wenn der Fürst und die Regierung des Landes prote-

stantisch sind. Einem katholischen Fürsten an der Spitze einer vorzugsweise katholischen Regierungsbehörde können von der Kirchengewalt auf dem Wege von Corcordaten und Staatsverträgen manche Rechte eingeräumt werden, die eigentlich der Kirche zukommen, eben weil das katholische Regiment tausend Klippen geschickt vermeidet, an welchen die plumpen Fanatiker, welche das katholische Kirchenwesen nie begreifen lernen, kläglich scheitern, ohne jemals sich witzigen zu lassen. Ist aber die Regierung protestantisch, so beweist die katholische Kirche eine schuldige Rücksicht gegen den protestantischen Oberherrn selbst, wenn sie in kirchlichen Dingen auf ihrer Unabhängigkeit vom Staate besteht, weil ihm, als Protestanten, und seinen Beamten nicht angemuthet werden darf, daß sie katholische Zustände verstehen und auf katholische Weise zu ordnen wissen. Zum vollständigen Verständnisse katholischer Ueberzeugungen, nach denen sich die Zustände regeln, gehört werkthätiges Eingehen in dieselben, was nur durch einverstandenes Sicheinleben in das katholische Wesen bewerkstelligt wird, also ein förmliches Aufgeben des sogenannten evangelischen Standpunktes für die protestantischen Beamten. Der eindringende Verstand setzt hier, wie überall, ein gleichstimmiges Herz voraus, wenn ein richtiges Urtheil gefällt und das Ziel für Katholiken glücklich erreicht werden soll. Es ist mir daher in Deutschland stets auffallend gewesen, daß Protestanten zum weltlichen Regiment auch noch das geistliche über die Katholiken in die Hand nehmen, und ihre Stümperhaftigkeit auf die kläglichste Weise offenbaren, so daß ihre Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit zum Aergernisse des Volkes auf Diejenigen zurückfällt, welche sie in ihrer anmaßlichen Stellung achtlos walten lassen. Dadurch verliert die Fürstengewalt jenen Zauber der Unfehlbarkeit und Würde, die jeder Obrigkeit von Gott eigen sein muß, und erscheint als Parthei für die eigene Confession zur Beunruhigung katholischer Unterthanen. Die katholische Kirche kann sich die Unsicherheit und Willkür dieser Staatsomnipotenz um so weniger gefallen lassen, weil sie fest glaubt und für diesen Glauben stirbt, daß ihre Kircheneinrichtung göttlicher Einsetzung ist, untrennbar vom katholischen Dogma, so daß selbst der Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche daran nichts ändern kann. Die Protestanten können diese Unabhängigkeit der Katholiken um so leichter anerkennen, weil sie dadurch erst das Recht gewinnen, für ihre Glaubensgenossen in überwiegend katholischen Staaten die Freiheit der Religion nach evangelischen Grundsätzen zu for-

dern und zu genießen. Das ist ehrliche Parität. Die Parität unserer Tage, wovon Stahl trotz aller schönen Redensarten die Wurzel in protestantischen Händen wissen will, ist nichts anderes als ungerechte Tyrannei, wonach es der weltlichen Uebermacht in die Hand gegeben ist, mit feinen und groben Mitteln die mißliebige Confession abzuschleifen, wie es in humanen Landen Brauch, oder schlechtweg mit Gewalt zu unterdrücken, wie es jetzt (1854—1855) in Süddeutschland an vielen Orten an der Tagesordnung ist. Diese Parität begreift in sich die Maßregeln der römischen Imperatoren, welche durch drei Jahrhunderte die katholische Kirche nach Staatsgesetzen, um nicht zu sagen nach deutschen Kammern, heidnischer Ansicht gemäß unterjochen und ausrotten wollten. Der Haß des heidnischen Regimentes gegen den Zusammenhang der Gläubigen mit ihrem Bischof, tausendmal vorgekommen in der Geschichte der ersten drei Jahrhunderte, ist ein charakteristisches, wenn auch unblutiges Merkmal der versuchten Kirchenknechtung unserer Tage. Ja, ich wage noch mehr zu sagen. Wenn der heidnische Präfect kurzweg zuerst auf den Bischof losging, um die Kraft seines Lebens, seines Beispieles, seines Wortes auszublasen, so lag darin noch die Ehre eines offenen Verfahrens ohne Hinterhalt, ohne vieljährige Verführungsversuche. Die Staatsgesetze von damals gegen die katholische Kirche gekehrt, waren ehrwürdiger als viele unserer modernen Verordnungen (circa sacra) gegen das katholische, von Gott eingesetzte, Kirchenregiment. Daß die Katholiken von demselben nicht bezwungen worden sind, lehrt der Augenschein; denn sie können getödtet, aber nicht besiegt werden. Die oft wiederholte Phrase, daß der katholischen Religion bei dieser modernen Verfolgung keine Gewalt geschehe, daß sie im Glaubensbekenntnisse ungehindert sei, ist das einzige Neue, und, beiläufig gesagt, das Unverträglichste in diesem Liede. Die Alten waren aufrichtiger als die Freimaurer und Excommunicirten. Das Urtheil, was katholisch ist, was die katholische Religion gefährdet, was ihr Heil bringt, ruht nach katholischen Grundsätzen einzig und allein bei der katholischen Kirche, nicht bei ihren Gegnern. Unsere heilige Kirche würde auf deutscher Erde bald fertig sein, wenn sie von sich selbst abfallen und von den Correspondenten des Frankfurter Journals oder nichtkatholischer Beamten die Bedingungen ihres Bestandes und die Grundlagen ihrer Rechtgläubigkeit lernen wollte.

Das erhellt noch weit deutlicher, wenn man Stahl's Lehre von

der Fürstengewalt, den Katholiken gegenüber, näher in's Auge faßt. Ihm ist der Fürst nach altprotestantischen Principien nicht bloß Herr über alle weltlichen Angelegenheiten, sondern auch Landesbischof über alle kirchlichen Erscheinungen, die äußerlich zur Anschauung kommen, also absoluter Regent in geistlichen und weltlichen Dingen, dem sich die Unterthanen als einer unmittelbar göttlichen Obrigkeit auch in Kirchenangelegenheiten fügen müssen. Frei bleibt nach seiner Theorie, die wir oben näher erörtert haben, nur „das Band der Seele zu Christus" als unberührbares Stammland göttlicher Gnadenwirkung in der Seele. Wir finden diese Ueberzeugung bei einem Altprotestanten ganz in der Ordnung. So lange dieselbe auf protestantischem Gebiete sich ausspricht und geltend macht, kann nur der unduldsame Störenfried etwas dagegen einwenden. Aber Stahl gibt sich damit nicht zufrieden, er tritt mit der Salbung eines Gottesgelehrten im Talare in unsere katholischen Regionen und setzt seinen protestantischen Landesbischof als Gebieter auch über unser katholisches Kirchenwesen, aus sogenanntem göttlichem Rechte, den wesentlichen Unterschied zwischen einem katholischen und protestantischen Fürsten bei seinen Beweisführungen sorgsam ignorirend, welcher jedoch hier den Ausschlag geben muß. Nach Stahl kann der Fürst die Erziehung nie frei geben, ohne auf sein gottgegebenes Souveränitätsrecht zu verzichten. Für Protestanten ist das auch ganz unverfänglich, es liegt in der Natur des protestantischen Princips. Auf die Katholiken angewandt, falls der Landesfürst protestantisch ist, heißt es nichts Anderes, als: das protestantische Territorialrecht soll und muß auch über die Erziehung katholischer Täuflinge herrschen; nicht die Bischöfe, sondern der Minister des fürstlichen Landesbischofs gibt den Ton in der katholischen Kindererziehung an, und das Urtheil, wie weit der Katholicismus dabei gehen darf, muß aus der protestantisch-reformirten Kanzlei geholt werden. In dieser Behauptung Stahl's liegt, ohne daß er es eingesteht, das unverholene Recht der protestantischen Obmacht, die katholische Jugend und durch sie das Land zu protestantisiren, soweit es der protestantische Staatszweck fordert, wie man es in gemischten Ländern bisher geübt hat und noch üben will. Der Hinweis auf die katholischen Fürsten, welche auf die Erziehung der katholischen Jugend Einfluß üben, ist hier ganz unzutreffend, nicht, weil der Mißbrauch hier, den Uebergriff dort nicht rechtfertigt, sondern weil der katholische Fürst für katholische Unter-

thanen, so lange er katholisch ist, nicht so leicht Gefahr bringt für die katholische Jugenderziehung, eben weil er Katholik ist. Gälte Stahl's Grundsatz für protestantische Staaten, so würde auch der katholische Fürst das Recht auf die protestantische Jugenderziehung üben dürfen, folglich auch diese wenigstens indirect katholisiren können, was die Doctrin Stahl's nicht nur umstürzt, sondern seinen innersten Ueberzeugungen widerspricht. Stahl will Alles für sich behalten als kluger Mann in seinem Sack, und vom lauteren Gotteswort: „Geben ist seliger als nehmen," nichts wissen. Es war deßhalb von Schenkel in Heidelberg sehr überflüssig, demselben Vorliebe für Katholisches vorzuwerfen und ihm sogar einige sehr zweifelhafte Sonnenblicke auf unsere Kirche übel zu nehmen. Wir kennen aus langer Erfahrung, was dieses Lächeln, dieser Händedruck, diese vornehmige Anerkennung zu bedeuten hat. Wir sollen mit unserem katholischen Wesen die pflichtschuldige Hecke um die Altlutheraner bilden! Das ist wahrlich keine sonderliche Gunst. Schenkel trägt hier wie immer Wasser in den Bach, aber mit dem Eimer der Danaiden! Ein anderer von diesen absurden Gegensätzen Stahl's mit wächserner Nase, die man nach Belieben drehen kann, wohin man will, lautet also: „Wir Protestanten lassen Euch Katholiken die volle Freiheit, in protestantischen Gegenden (Schweden wird insbesondere genannt) Missionen zu halten, wenn wir in katholischen Landen (Italien und Oesterreich) freie Hand haben, nach unserer Art Propaganda zu machen." Das ist ungefähr der Sinn dieser Berliner Weisheit des Herrn Stahl. Zunächst bemerken wir, daß uns die Hintergedanken des Herrn Stahl in dieser scheinbaren Gegenseitigkeit recht gut einleuchten; wir wollen jedoch bei der scheinheiligen Ausdrucksweise, als handelte es sich bloß um ehrliche Missionen, stehen bleiben. Die Katholiken verlangen keineswegs, für protestantische Gegenden Mission zu machen. Ihre Mission gilt den Katholiken, insbesondere den zerstreuten in Gegenden, wo für ihre Seelsorge nach der Natur ungünstiger Verhältnisse in der Regel weniger gethan werden kann. Will also Stahl, der in Bezug auf Preußen sehr unparitätisch gesinnt ist, im Hinblick auf die Mission volle Parität haben, so kann und darf er nach logischer Folgerung aus der Parität der protestantischen Mission nur das protestantische Gebiet anweisen, welches freilich in Oesterreich wenig, in Italien gar nicht zu finden ist. In diesem einzig vernünftigen Sinne haben wir unse-

rerseits gar nichts gegen eine solche Gleichmäßigkeit der Mission einzuwenden, noch weniger hat sie die katholische Kirche zu fürchten. Die katholische Mission sucht die katholischen Gläubigen zu stärken, die Verirrten zur Buße zu wecken und die furchtbaren Quellen der sittlichen Verkommenheit zu verstopfen, um die Kirche als eine lebendige Gottesanstalt zu erhalten und zu heiligen. Will nun Stahl gleichmäßig die protestantische Mission in Anwendung bringen, so muß er vor allen anderen unschuldigen Nebenblicken seine Aufmerksamkeit auf die Stammgäste der Reformation in Thüringen, Sachsen, Brandenburg und dergleichen Länderstrecken richten. Die Bewohner dieser Gegenden, besonders in den Städten, haben entweder gar nichts, oder nur einen geringen Theil ihres Christenthums aus der auflösenden Zeit der Professoren und Philosophen gerettet. Die Kirchen werden verhältnißmäßig sehr wenig, desto mehr aber die öffentlichen Vergnügungsorte besucht. Wir kennen einen Ort in Süddeutschland, wo in einer Gemeinde von 3000 Seelen um Ostern sich nur drei Menschen zum Empfange des Abendmahls eingestellt haben. Die Fälle sind gar nicht selten, wo besonders an Sonntagen Nachmittags die Predigten und Gebetsstunden unterbleiben müssen aus Mangel an Theilnehmern. Dagegen wimmelt es in allen Wirthschaften, Gasthäusern, Eisenbahnen, Theatern und Reitschulen von Menschen aus allen Ständen. Es muß im Kopfe des Herrn Stahl wirklich dämmerig aussehen, wo die Augen nicht den besten Dienst leisten, daß er diesen häuslichen Jammer, welchen die Kreuzzeitung in ihrer bekannten Wahrheitsliebe offen eingesteht, gar nicht sieht, dagegen wie ein Montenegriner auf den Boden von Italien und Oesterreich hinüberspäht, und dort seine Heilslehre verbreiten will. Die katholische Mission kann es zwar nicht verhindern, daß bei ihren Vorträgen für's katholische Volk auch Protestanten anwohnen; sie denkt aber auch ihrerseits nicht daran, bei protestantischen Missionen die Katholiken zu hindern, denselben beizuwohnen, falls sie wissen wollen, was darin vorgeht. Beispiele dieser wechselseitigen Theilnahme sind in gemischten Gegenden auch nichts Seltenes. Wer darin eine Gefahr für seine Confession sieht, legt auf die Wahrheit seiner Lehre kein rechtes Gewicht, im Gegentheil er fürchtet die Schwächen derselben. Also auch hierin können wir dem Herrn Stahl volle Parität einräumen. Die katholische Mission als Sache des katholischen Gottesdienstes hält ihre Vorträge in ka-

tholischen Kirchen; nur wo die Volksmenge für das Leben der Zuhörer gefahrdrohend wird, predigt sie bisweilen in freien Räumen vor der Kirche, wie es in katholischen Gebirgsländern bei großem Zusammenflusse von Volk überhaupt gebräuchlich ist. Hier gehen die Sitten der protestantischen Mission schon merklich von der unseren ab; die letztere wählt mit einer gewissen Vorliebe Wirthshaussäle, Reitschulen, Vereinslocale und Freimaurerlogen. Selbst wo sie in Kirchen tagt, sperrt sie nicht ungern die Hauptthüren, wie es unseres Wissens in der deutsch-reformirten Kirche zu Frankfurt am Main geschehen ist, als Hundeshagen seine Vorträge hielt. Dadurch wird sie in unseren Augen profan, dem Geiste der Welt mehr unterthan als dem heiligen Geiste, und verdächtigt ihre religiöse Weihe. Will Herr Stahl auch hierin Parität einhalten? Wir wenigstens werden unseren gottesdienstlichen Missionscharakter gewissenhaft festhalten. Die katholische Mission erlaubt sich bei ihren kirchlichen Vorträgen nie, andere Glaubensgenossen anzugreifen, erwähnt der Unterscheidungslehren als solcher zum Ausschlusse Andersdenkender mit keinem Worte, und legt allen Nachdruck auf die ruhige Darlegung der katholischen Lehre und die Bekehrung der verstockten Sünder. Dagegen kann die protestantische Mission nach den bisherigen Erfahrungen, sie sei innerlich oder äußerlich, ohne Angriffe auf die katholische Glaubenslehre gar nicht bestehen. Es ist ihr Hauptzweck, die allein seligmachende Lehre des Protestantismus je nach der Ansicht des Predigers, dem Katholicismus gegenüber, zu erhärten. Von dieser Eigenschaft protestantischer Missionen wird der gute Herr Stahl auch beim besten Willen nicht lassen wollen. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Für uns Katholiken muß bei diesen kläglichen Zänkereien der Sinn nur desto fester werden, sich in Missionen oder überhaupt auf der Kanzel um keinen Preis auf das Feld der Polemik gegen andere Glaubensgenossen verlocken zu lassen, und dadurch die Reinheit und Erbauungskraft der katholischen Mission zu wahren. Verstände also Herr Stahl, der berühmte Kirchenvater polemisirender Religionsschriften, wirklich diese friedliche Gegenseitigkeit unter seiner Parität der Missionen, so ist bewiesen, daß von vornherein keine eingehalten wird, und zwar von seiner Seite, während die katholischen Missionen ein Muster von Maßhaltung und Achtung fremder Religionsansichten sind. Stahl verschmäht auch diese Auffassung seiner Worte; das wäre zu offen und zu ehr-

lich. Nach seiner listigen Doctrin will er die protestantischen Gemeinden in ihrer Verkommenheit liegen lassen und dafür in ganz katholische Gegenden seine Emissäre schicken, Glaubensüberzeugungen zu erschüttern, gemeine Landleute zu verführen und begehrliche Gemüther zu födern. Die todte Buchstabenschrift seiner Londoner Bibeln soll als Aufregungsmittel gelten, Religion und Politik zugleich zu machen. Evangelisch ist man nur, wenn man englisch ist wie die Madiai's, oder preußisch wie die Protestanten in Jerusalem und Constantinopel. Die Bibel, welche jeder Christ nie genug schätzen kann, ist also in diesem Sinne das Ferment der Revolution, des Abfalls von seiner gesetzmäßigen Obrigkeit, der Uebertretung unzweifelhafter Landesgesetze. Daraus fließen die erbärmlichen Tractätchen aus dem verbrannten Hirn beschränkter Geister voll Schimpf und Lüge gegen die katholische Kirche, sinnlos in die Volksmassen gestreut, in katholischen Kirchen ausgeworfen, in katholische Kirchenopferstöcke hineingesteckt, und dergleichen pietistische Missionsstücklein mehr. Wenn nur das Proselytenthum florirt, so ist kein Mittel unerlaubt, Klubbs, Winkelversammlungen, Geldtröstungen, schwarze Künste aller Art. Und nur diejenige Regierung ist legitim, welche diese Art vielgeschäftiger Menschenaufreizung, diese demokratische Wühlerei mit biblischen Mitteln in Schutz nimmt. Man geht soweit, daß die Proselytenmacherei auf öffentlichen Religionstagen mit erklärter Spitze gegen die katholische Kirche als Princip proclamirt wird. Wenn Stahl und sein gerüstetes Kriegsheer das in ganz katholischen Ländern thun dürfen, so ist der Meister so artig, auch uns Katholiken das nämliche in Schweden zu erlauben. Wir danken für diese Concession, unser Gewissen verwirft diese Art Volksverführung der schlimmsten Art, wo der blinde Fanatismus pietistischer Eiferer sein Gift unter evangelischer Firma spottwohlfeil ausverkauft. Durch einen solchen Proceß werden weder Protestanten noch Katholiken gebildet, sondern eine Mittelart von Menschen, deren eine Hälfte im Blute Christi sinnlos schwärmt und die andere Probearbeiten in politischen Attentaten liefert. Herr Stahl, der mit einer colorirten Liberalität gleichmäßiger Rechte für Katholiken und Protestanten das Recht fordert, in katholischen Ländern protestantische Mission zu halten gegen unsere Freiheit, in protestanstantischen zu predigen, möge sich erklären, ob er bereit ist, nicht mehr und nicht weniger in katholischen Landen zu thun,

als wir in protestantischen thun würden. Wir halten die Predigt in der Kirche für das allein erlaubte Mittel, unserer Lehre Eingang zu verschaffen, und sind auch bereit, die Beichte der Bekehrten zu hören und ihnen die gebührende Buße aufzulegen. Weiter kann es bei uns nicht gehen, und Herr Stahl muß um seiner berühmten Parität willen sich mit den nämlichen Mitteln begnügen. Welch' ein Anblick, Stahl als Missionär des Protestantismus im Dom zu Botzen am Eisak und Pater Roh, der Katholik und Jesuite, in Potsdam vor den protestantischen Offizieren der Garnison! Wir sind über den Ausgang dieser abnormen Missionen gar nicht zweifelhaft. Die Vortheile auf unserer Seite sind so klar und unzweideutig, daß die Katholiken keinen Augenblick Anstand nehmen werden, die Herausforderung Stahl's anzunehmen trotz der Hetzerei protestantischer Zeitungen, um das Volk von den katholischen Missionen abzuhalten. Aber fair trial muß es sein! Die schmachvollen Volksverführungen in Irland, in Italien, im Orient, zu Genf und anderwärts sind von ehrlichen Bekennern aller Confessionen so tief verabscheut, daß Stahl sich darauf nicht einlassen wird. Was das freie heilige Gotteswort nicht bezwingt, das soll durch Schwarzkünste der Ueberredung, des Tractatenunwesens, der Winkelandacht keine Confession gewinnen wollen. Das ist unser Grundsatz! Unsere Dome stehen offen, unsere Beichtstühle besetzt. Anderes hat kein Mensch bei den Katholischen zu suchen! Auf diesem geraden, unzweideutigen Wege hoffen wir es noch zu erleben, daß die Katholiken in Botzen dem protestantischen Missionär Stahl trotz polizeilicher Aushülfe geringen Beifall zeigen werden, während die protestantischen Offiziere in Potsdam dem beredten Pater Roh stürmisch die Gesundheit trinken, ungeachtet er keine Frau und keine Kinder als Nachdruck seiner Predigt, wie Bischof Alexander zu Jerusalem, mitgebracht hat. Die protestantische Mission als „lauteres Gotteswort" ist überhaupt von schwächlicher Gesundheit, so daß sie ohne ziemlichen Comfort sich nicht fristen kann. Ein beweibter Priester kann Oberpfarrer oder Diaconus in Leipzig und Altona sein, aber nie ein Missionär, welcher jeden Augenblick für seinen Glauben zu sterben bereit ist. Protestanten haben ihre Verwunderung nicht unterdrücken können, daß sogar die eifrigen Männer der Kirchentage „eins im Geiste, aber nicht einerlei" mit Weib und Kindern anrücken, und damit andächtige Gastfreunde beschweren,

Stahl weist mit der Zudringlichkeit eines Brillenhändlers unaufhörlich auf Frankreichs ältere Bürgerkriege hin, um zu zeigen, welche Uebergriffe die Katholiken gegen die Protestanten sich erlaubt hätten. Dabei wird stillschweigend vorausgesetzt und allen Kurzsichtigen mit andächtiger Miene angedeutet, daß diese Kriege reine Religionskriege gewesen, und es sich dabei um nichts anderes gehandelt habe, als um wechselseitige Duldung der widerhaarigen Religionsparteien. Ich kann diese Art des Kampfes gegen uns wieder keine redliche, noch weniger eine intelligente nennen. Solche Auffassung der französischen Bruderkriege ist auf der einen Seite Heuchelei, auf der anderen Seite Bornirtheit. In Frankreich handelte es sich bei den genannten Kriegen um die weltliche Herrschaft im Lande, und theilweise selbst um die Regierungsform. Ob ein katholischer oder ein protestantischer König das Reich regiere, lief bald offen, bald maskirt nebenher, während die Religion leider nur als Vorwand und Mittel zum Zwecke dienen sollte. Der Fanatismus, welcher sich aus dieser falschen Stellung entwickelte, rang um den Preis des königlichen Diadems, oder der Dictatur, und deßhalb erfolgten die gräulichsten Ausschweifungen in allen Schichten und Phasen dieser verwickelten Tragödie, wie man in dem berühmten und unpartheischen Buche „Guerre civili di Francia" vom Cardinal Bentivoglio zur Genüge nachlesen kann. Wer einmal das kostbare Gut seiner religiösen Ueberzeugung dem Ehrgeize und der Herrschaft zum Opfer bringt, der darf nicht klagen, wenn er von diesen zügellosen Leidenschaften ohne Rücksicht auf Mittel und Werkzeug um seinen eigenen Herd geschleift wird. Das hat die Geschichte aller Jahrhunderte gelehrt. Dazu kam, daß der Calvinismus in Frankreich seine republikanischen Tendenzen nie ganz verläugnete. Daran ist er allerdings nur zum Theil Schuld. Die mittelalterlichen Secten der Waldenser, Albigenser und ähnlicher Dissidenten konnten nie viele Achtung vor den weltlichen Fürsten aufbringen, weil in ihrer Lehre von Christi alleinigem Königthume zu tief gewurzelt. Widerstand gegen die weltliche Macht lag in der Natur ihres religiösen Wahnsinns. Alle diese älteren Ueberbleibsel nahm die Lehre der Hugenotten in sich auf und bildete sich in allen Ländern sehr wenig fürstenfreundlich aus, wie Stahl theilweise selbst eingesteht. Deßhalb der Bruderkrieg um das Kleinod der Volkssouveränität für die Calvinisten, des Königthums für die Katholiken! Wenn die Mehr-

zahl in Frankreich gesiegt hat, so gelang ihr dies, weil die Minderzahl sie nicht überwältigen konnte. In Deutschland wurde in der Reformationszeit das nämliche Drama aufgeführt. Man gesteht dies auch in allen Blättern und Büchern, in Liedern und Gedichten ein. Die kirchliche Reform setzte nach dem ersten Auflodern im Bauernkriege die Sturmhaube des Krieges aus den Zeughäusern den deutschen Fürsten auf, um mit diesem eisernen Evangelium nach der Vernichtung der katholischen Habsburger die Alleinherrschaft über Deutschland zu erringen, nachdem die Bauern und Lumpen, welche ihrerseits auf das republikanische Regiment losgesteuert hatten, zerschmettert waren. Die Katholiken ließen sich das nicht gefallen, und kein Mensch wird das Recht dieses Widerstandes bezweifeln, am allermindesten sollte es ein Professor des historischen Rechtes. Die Religion trat bald in den Hintergrund, das süße Glück der Herrschaft machte blind und der Ausgang hat gezeigt, daß man die klägliche Zersplitterung deutschen Wesens zu theuer gekauft hat um den zweifelhaften Sieg protestantischer Neuerungen. Wer solche weltgeschichtliche Riesenereignisse, worin alle menschlichen Leidenschaften, die Herrschsucht als die schlimmste voran, den blutigen Reigen anführten, als Religionskämpfe ausbeutet, wie etwa die Berliner und Elberfelder Kirchentage, der fälscht die Geschichte und stellt sich selbst in ein Licht, das dem Charakter eben so sehr als der eigenen Sache schadet.

Stahl's Aufgabe ist überhaupt eine sehr schwierige, wenn alle Revolutionen seit drei Jahrhunderten auf die Katholiken herübergewälzt werden sollen. Der Herd derselben ist beim Beginn der Reformation das „reine Evangelium," welches die Empörung aus dem Kirchlichen in's Politische weiter trieb. Auf der Fahne des Bauernkriegs stand die Losung „Keine Pfaffen" mehr. Aus dem evangelischen Deutschlande schmottete die revolutionäre Gluth mit republikanischen Funken nach den Niederlanden, nach Frankreich, nach England und Schottland, und es hat einen hundertjährigen Kampf gekostet, wieder friedliche Zustände, wenngleich unter gänzlich veränderten Staatsverhältnissen zu gewinnen. Es ist mir völlig klar, daß die Katholiken diese evangelischen Stürme nicht heraufbeschworen haben. Das Ende derselben war der absolute Staat, die Unterdrückung der landständischen Vertretungen, die Centralisation, welche alle Besonderheiten des Volkes in den unfreien Beamtenmechanismus verschlang. Als man desselben müde

war, bricht der, einst evangelische, Revolutionstumult in Nordamerika politisch los, in einem vorherrschend protestantischen Lande, im Schutze der Volkssouveränität widerspenstiger Pflanzer. Das Glück dieser Empörer auf dem westlichen Continent, welche sich gewiß nicht von katholischen Grundsätzen leiten ließen, fand gute Aufnahme in Europa bei Leuten, die längst aller katholischen Grundsätze ledig geworden waren, so daß das Blut frommer Katholiken die Revolutionswege befeuchten mußte. Wer hat denn dieser Revolution in Frankreich die lautesten Grüße zugejubelt? Seid nicht Ihr es gewesen, Männer von der Spree, von der sächsischen Saale, von den einsamen Dünen? Klopstock sang mehr als einen Päan im Odenflug für die neue Morgenröthe, welche in Frankreich aufging. Bürger empfand ein unmuthiges Herzdrücken im Gedanken an den französischen Bauer, welcher sich lieber von „Pfaff und Edelmann" um den eigenen Herd peitschen lassen, als Revolution machen wollte. Eure Dichter und Propheten, eure Diplomaten und Oberpriester haben mit den Rauchsäulen dieses Vulcans geliebäugelt, bis ihnen die Lava in's deutsche Zimmer an den gepolsterten Schreibstuhl gesprudelt ist. Lauter Freunde Stahl's und keine Katholiken! Und als die verheerende Brandung von Männern aus eurer Schule nach Portugal, Spanien und Italien geleitet wurde, haben eure Zeitungen frohlockt, eure Pfarrer Siegeslieder gesungen, eure Pietisten in den hohlen Hut gebetet, weil sie die freudige Hoffnung, wie eine Braut, an's Herz schließen konnten, daß es mit dem leidigen Papstthum, der Einheit aller katholischen Grundsätze, erwünschter Maßen zu Ende gehe. Eure protestantischen Bibelvereine haben zur Nahrung der revolutionären Volksstimmung die Leckerbissen ihrer Druckerpressen in die romanischen Länder geworfen, und der berühmte Protestant Robert Peel hat öffentlich im Parlament diese evangelische Falschwerberei als Revolutionsferment in Schutz genommen, wie sein geschniegelter Freund, der liebreiche Cupido fashionabler Revolution, ziemlich unverdeckt in unseren Tagen hierin großartige Geschäfte gemacht hat. Steckt uns nicht eure Schuldpapiere in die Rocktasche! Wo der lebendige Hauch der katholischen Kirche ein Herz wahrhaft durchlüftet, haben revolutionäre Begierden ausgeathmet. Katholischsein und aller Revolution widerstreben, ist eins. Wer hat ferner, mein hochverehrter Herr Professor Stahl, die Barricaden in Berlin gebaut? Wer hat Latour in Wien gehängt? Wer hat in Dresden

den König zur Flucht auf den Königstein gezwungen? Damals wurden alle Katholiken verhöhnt, wie ich dessen selbst Zeuge auf mehr als einer Gasse Deutschlands gewesen bin, katholische Männer und Frauen aus ihrer klösterlichen Einsamkeit gebissen, und wie das Wild durch die Länder gehetzt. Der päpstliche Nuntius, der Kaiser von Oesterreich selbst war auf der Flucht. Robert Blum war kein Katholik, Kossuth war kein Katholik, die Revolutionsgelder flossen nicht aus katholischen Säckeln. Wir wälzen dadurch nichts auf die Protestanten. Der gläubige Protestant rebellt so wenig als der gläubige Katholik. Die Revolution ist die Arbeit der Verräther an allen Confessionen, der Fanatiker, Atheisten und Weltweisen nach Hegel und Bruno Bauer. Wie die älteren Revolutionen aus dem Glauben der Häretiker flossen, so strömen sie jetzt aus dem Unglauben, der als Geißel Gottes über die Völker hereingebrochen ist, bis der Mann mit der Wurfschaufel kommt, die Spreu vom Waizen zu sondern. Daraus lernen wir Alle, wie einfältig Stahl's Vergleichungen sind, wie es scheint, ausdrücklich berechnet, die Gimpel aller Confessionen zu fangen.

Fast möchte man meinen, Stahl leide an einem organischen Kopfübel, das ihn unaufhörlich nöthigt, auf solchen Gegensätzen zu balanciren. Klagt ein Katholischer über den Protestantismus unserer Tage als Abweichung von der Norm des Evangeliums und der apostolischen Kirche, so ist er gleich zur Hand, um uns zu belehren, daß wir ganz falsch berichtet sind. Er läßt mit holdseliger Unbefangenheit den Protestantismus unserer Tage in vielen Gegenden zur Seite liegen und construirt sich einen altgläubigen nach dem Wortlaut der symbolischen Bücher im Roccocostyl, nicht wie er gegenwärtig fast überall ist, sondern nach den lutherischen Reformatoren hätte sein sollen. Aber dieser Protestantismus der Augsburger Confession und des Heidelberger Katechismus gehört jetzt zu den Antiquitäten und historischen Merkwürdigkeiten deutscher Nation. Sogar der exacte Herr Bürgermeister Reh in Darmstadt kann sich nicht genug ärgern über die protestantischen Professoren in Heidelberg, weil sie noch einen „persönlichen Teufel" annehmen, der Luthern so viel zu schaffen gemacht hat, und dadurch ihre Schüler zu „Frömmlern und Heuchlern" erziehen, mit Ausnahme des aufgeklärten Herrn Schenkel. Und dieser Aerger macht sich ächtprotestantisch in öffentlicher Sitzung der Kammern zu Darmstadt Luft, wo Herr Reh, falls er ein Stück von Haimon

oder Dietrich von Bern im Leibe hätte, nach Worms hinübergreifen und einen der Domthürme umwerfen könnte, um die Stelle zu bezeichnen, wo der erste Abfall von der apostolischen Kirche vor Kaiser und Reich geschehen ist und Luthers neues Denkmal erstehen soll. Was sich in unseren Tagen in vielen Herren Ländern, besonders aus den gebildeten Ständen, zum Protestantismus des Herrn Stahl bekennt, ist bald gezählt. Auf seinen Trümmern hat sich ein neuer Protestantismus gebildet, welcher in Süddeutschland durch gährende Fäulniß, in Norddeutschland durch philosophische Ansteckung ausgebreitet, alle übernatürliche Wahrheit tödtet. Stahl selbst gesteht ein, daß dieser revolutionäre Gesell in vielen Gegenden nichts Anderes ist als „Protestation gegen das Christenthum,“ weil er, eine Ente in den Regenlachen der Zeit, mit schmutzigen Jungen, Dank der rationalistischen Wasser- und Sumpffahrt, keinen „persönlichen Gott,“ keine „Unsterblichkeit der Seele,“ keinen Unterschied zwischen Gut und Bös gelten läßt. Es ist der Protestantismus des Doctor Paulus in Heidelberg, welcher einen Theil seines Vermögens den Deutschkatholiken vermacht, in Reichling-Meldegg den würdigsten Biographen und im Frankfurter Journal die duftigsten Hymnologen gefunden hat. Stahl weiß das Alles viel besser als wir, wie jeder gute Christ lutherischer Confession; er haßt ihn bitterlich nach Maßgabe seiner Herzerweiterung, und schilt auf Gervinus, daß er die Reformation vorlaut als Wurzel revolutionärer Regierungsform denuncirt hat. Aber im Kampfe gegen uns weiß er nichts davon. Reden wir von unternehmenden Junggesellen, so kost er salbungsvoll vom Großvater und seinen braven Enkeln. Dadurch gewinnt er Feld, alle unsere Klagen über die Auflösung der geoffenbarten Religion durch protestantische Abart leichtweg zu beseitigen. Es ist dies ein Kunstgriff, den alle protestantischen Vollblutsschriften gegen uns in Anwendung bringen, ein Theatercoup, der für den Augenblick gute Dienste leistet, aber hinter der Coulisse die grauenvolle Wirthschaft nicht besser macht. Nach diesem jungen Protestantismus des Herrn Zimmermann in Stuttgart ist Thomas Münzer der größte Geist der Zeit, Hutten die jungfräulichste Seele von der Welt, Sickingen der kaiserlichste Mann in Deutschland, Florian Geyer der beste Wiederhersteller unserer zerrütteten Finanzen und das Frankfurter Journal die gründlichste Kirchenzeitung in Europa. Der abstracte Begriff „Protestantismus“ ohne allen positiven

Inhalt dient zur Wetterfahne für die zerlumpten und bankerotten Gesellen des einigen Deutschlands, wenn es gilt, einer göttlichen Weltordnung loszuwerden, zum feilen Nest, in welches jeder Guckguck seine grüngesprenkelten Eier hineinlegen kann, um die rechtmäßigen Jungen daraus zu verdrängen, zur christlichen Einheit, zerrissen wie die Landkarte deutscher Kleinstaaten. Diesen bekämpfen wir, nicht die stille fromme Ueberzeugung glaubenstreuer Seelen, die zwar nicht mit uns in allen Dingen übereins denken und fühlen, aber wahr und redlich den Heiland der Welt als Gottmenschen anbeten. Sie bilden ein Stück „praktisches Evangelium," das zwar nicht ganz das unsere ist, aber auf übernatürlichem Boden wurzelt und unsere Achtung ehrlich verdient. Gelingt es dem Berliner Professor Stahl, diese Handvoll treuer Christusbekenner als Sauerteig in die fade Masse zu treiben, wo ernstliche Missionen im eigenen Gehöfte nothwendig sind, wo ihm sogar Jesuiten mit ihren anerkannten Beweiskräften für's historische Christenthum dienen können, dann ist seine Berufung auf den Protestantismus zu unserer Beschämung eine gerechtfertigte Thatsache geworden.

Ein anderes Verfahren Stahl's erfüllt jeden katholischen Leser seiner Broschüre mit Mißbehagen. Die Katholiken glauben an eine übernatürliche Auctorität der Kirche, die als göttliche Macht in der Gesammtheit wirkt und allein für Glaubens- und Sittenlehren maßgebend ist. Das kann dem Herrn Stahl nicht unbekannt sein. Es handelt sich also in der katholischen Kirche nie darum, was dieser oder jener Katholik gelehrt oder geschrieben hat, um einen katholischen Lehrsatz festzustellen. Wir wenden uns stets unmittelbar an die Kirche selbst, welche unter dem Beistande des heiligen Geistes vermöge ihrer, von Christus gestifteten bischöflichen Obmacht und im übereinstimmenden katholischen Bewußtsein aller Particularkirchen des ganzen Erdkreises durch alle Jahrhunderte unsere Zweifel löst, unsere Glaubenslehren läutert und bestimmt und unser Kirchenleben ordnet. Was bei uns nicht im katholischen Ganzen als Allgemeines lebt, kann als Privatansicht diesem oder jenem Lehrer in unserer Mitte wahrscheinlich und annehmbar erscheinen als nicht im offenbaren Widerspruche mit den Grundsätzen der Kirche, aber eine katholische Glaubenslehre ist es nicht. Wenn also Stahl wissen will im Jahre des Heiles 1857, was eigentlich Lehre der Kirche ist, so muß er sich dieselbe von der katholischen Kirche bestimmen

lassen, der es allein zukommt, über den Inhalt ihrer Lehrsätze verläßliche Auskunft zu geben. Er ist zu einer solchen Handlungsweise um so mehr verpflichtet, da er in lutherischen Angelegenheiten nicht die einzelnen Prädicanten, nicht einmal ernstlich die Reformatoren einzeln befragt, sondern einfach auf die symbolischen Bücher zurückgeht und hier seltsamer Weise von einer „gegebenen" Wahrheit spricht, ungeachtet lauter Menschen nach ihrer individuellen Ansicht und Meinung bei der Feststellung der lutherisch-symbolischen Lehre thätig gewesen sind, und bis auf diesen Tag darüber nicht ganz einig werden konnten. Stahl fühlt als praktischer Kopf die Nothwendigkeit eines solchen Zurückgehens von den persönlichen Auctoritäten auf die einst gelegte gemeinsame Grundlage des Lutherthums um so tiefer, je mehr auf seinem Boden die Menschenwillkür, und die Professoreneitelkeit, und der freche Unglaube die Dehnbarkeit des protestantischen Princips zum Ruin alles positiven Glaubens ausgebeutet haben. Selbst an dieser gemeinsamen Unterlage spürt der einsichtsvolle Mann das menschliche Gerüste so fühlbar heraus, daß er sich auf demselben vor der Gefahr des Einbruches nicht sicher weiß und mit emsiger Sorgfalt auf das innere Band der Seele zu Gott, auf die Einflüsse des heiligen Geistes in der menschlichen Innerlichkeit flüchtet, wo nach seiner Meinung die „gegebene" Wahrheit keinem Zweifel unterliegt, ungeachtet nach der Erfahrung aller Reformjahrhunderte dieser heilige Geist, nach vernünftiger Ansicht einer und derselbe durch alle Zeiten, aus dieser Innerlichkeit in das wunderlichste Gemenge von Secten, Ansichten und Uebungen auseinander gegangen ist, so daß man nur den Widerspruch, aber keine Einheit entdecken kann. Selbst Schleiermacher, der vielgepriesene, genügt Herrn Stahl, allerdings mit Recht, keineswegs als Auctorität. So gesund schaut er in's Gewebe des Confessionswesens und der Glaubensnorm. Warum soll dieses Verfahren nicht auch für die katholische Glaubenslehre gelten? Gegen die letztere schlägt Professor Stahl gerade den umgekehrten Weg ein. Er beruft sich nicht auf die allgemeine apostolische Kirchenlehre, wie sie in der katholischen Kirche lebt, in den allgemeinen Concilien niedergelegt worden ist, und jeden Augenblick durch die Auctorität der heiligen römischen Kirche erledigt und festgestellt werden kann, sondern auf einzelne Kirchenschriftsteller neuerer und neuester Zeit, namentlich auf Bellarmin und Philipps, die wir beispiels-

halber anführen wollen. Unsere Leser wissen, daß der Schreiber dieser Zeilen für die beiden genannten Männer die größte Hochachtung hegt, ja des letzteren Zeltgenosse in sehr gefährlicher Zeit gewesen ist. Sie haben ihre gelehrten Werke als Katholiken für Katholiken geschrieben, wo über den Sinn und die wahre Auffassung ihrer Worte kein Zweifel obwalten kann. Und wären in ihren Büchern wirklich Ausdrücke eingeflochten, welche von Nichtkatholiken mißverstanden werden könnten, so ist das gewiß den Katholiken selbst nicht anstößig oder irreführig. Und in der That hat es nicht an gelehrten Leuten gefehlt, die einen oder den anderen Ausdruck dieser Schriftsteller namentlich in zu allgemeiner Fassung nicht ganz zutreffend für solche gefunden haben, welche mit der gesammten katholischen Lehre nicht vertraut, das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden wissen, ja als Gegner des Katholicismus auch oft bei sonst gutem Willen mit angeborener Blindheit geschlagen sind. Aber weder dem Einen noch dem Anderen ist es jemals eingefallen, sich die allgemeine Auctorität der Kirche in Glaubenssachen beizulegen und mit subjectiven Meinungen an die Stelle der Kirchengewalt zu treten. Was würde aus dem Protestantismus werden, wenn wir Katholiken nach den Aeußerungen der verschiedenen protestantischen Schriftsteller vorgehen, und die Werke derselben dem Protestantismus als Norm anlegen und danach unsere Angriffe auf denselben einrichten wollten, ungeachtet das protestantisch weit richtiger wäre, da hüben eine allgemein-lebendige Auctorität fehlt. Stahl möge also die Verfahrungsweise, welche er gegen seine lutherische Lehre so weit möglich einhält, auch zu Gunsten der katholischen in Anwendung bringen. Was dem Einen recht, ist dem Anderen billig, und eine Unterlassungssünde in dieser Gleichmäßigkeit nach beiden Seiten ist die größte Ungerechtigkeit von Seiten eines historischen Rechtslehrers.

Stahl beobachtet gegen Philipps nicht einmal die einfachsten Regeln des redlichen Verfahrens, wie Edelmüthige sonst wohl zu thun pflegen, wenn sie mit einem berühmten Gegner zu thun haben. Er klärt den eigentlichen Fragepunkt nicht nur nicht auf, sondern sucht ihn theils durch schiefe Darstellung, theils durch unzuläſſiges Verhehlen vollends zu verwirren. Philipps lehrt nämlich, daß die katholische Kirche im äußersten Nothfalle das Recht habe, ihre Anhänger vom Eide der Treue zu lösen, wenn die Staatsgewalt nach Anwendung aller anderen Mittel

nicht nachläßt, die Katholiken um der Religion willen zu verfolgen. Der Ausdruck „lösen" ist hier überhaupt dem Mißverstande ausgesetzt, da vom Lösen nur die Rede sein kann, wo etwas gebunden ist. Es gibt aber keine Gewissensverbindlichkeit, seinen Glauben, seine Religion, seine kirchliche Treue von einer kirchenfeindlichen Uebermacht „alteriren" zu lassen. Der Eid der Treue, den der Unterthan schwört, kann nur weltliche Dinge umfassen. Ein Schwur, möglicher Weise sich seine religiöse Ueberzeugung vom weltlichen Machthaber bestimmen zu lassen, ist eben so nichtig als ruchlos für beide Theile. Es kann also die besagte Lösung der Treue nur den Sinn haben, daß wir in allen weltlichen Dingen der Obrigkeit gehorchen, aber keine Verbindlichkeit für uns obwalten darf, unsere Glaubenslehre vom unkatholischen Machthaber mit Zwangsgewalt vernichten zu lassen. Darüber sind wohl die Redlichen aller Confessionen einig. Und doch erkennt der Herr Professor Stahl diese Lösung, d. h. das Nichtvorhandensein einer Pflicht in diesem Falle für den Katholiken nicht an, weil er es für eine göttliche Pflicht des protestantischen Staates hält, auch in Glaubensangelegenheiten das Heft in Händen zu behalten. Soll der Katholik nach Stahl's Lehre wirklich durch den Unterthaneneid selbst bis zum Gehorsam in Glaubenssachen gegen den protestantischen Fürsten unterthänig sein, so wird ja dem katholischen Fürsten gegen seine protestantischen Unterthanen das nämliche Recht der Gewalt eingeräumt. Und dies wird Stahl doch gewiß nicht zugeben wollen, ungeachtet die Reformation tausend Beispiele für eines geliefert hat, wo die protestantischen Fürsten gegen die Katholiken dieses Reformrecht wirklich geübt haben. Was Stahl mit Worten zugibt, die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen nämlich, zunächst im freien Bekenntnisse, sodann in politischer Geltung, das nimmt er in der That und umgekehrt, so daß dieser Sophisten-Kunstgriff für jeden gesunden Menschen das Widerlichste ist, was ehrlichen Leuten begegnen kann. Eben so unedel ist Stahl gegen Philipps in einem anderen Punkte, da nämlich, wo er sagt, daß die katholische Kirche den Heiden und Juden, aber nicht die Häresie ertragen könne. Er imputirt dem Rechtsprofessor in Wien ohne weiteres die Grausamkeit, daß er dadurch sagen wolle, man müsse die Ketzer mit Feuer und Schwert ausrotten. Das erinnert uns an eine Erfahrung, die wir selbst an Philipps gemacht haben. Die Zeitungen und Lotterbroschüren

redeten, bevor wir Philipps persönlich kannten, von ihm als einem Eisenfresser der ungeheuerlichsten Art, von einem ultramontanen Zauberer mit furchtbarem Gebiß und schreckbarer Blutgier. Als wir das Ungethüm an einem schönen Maitag in Südtirol zu sehen bekamen, war es ein anständiges Mannsbild, sehr mäßigen Umfangs nach Länge und Breite, und von so zartem Aussehen, daß wir an den Jüngling bei Horaz erinnert wurden, nigris oculis ambiquoque vultu. Längerer, später vertrauter Umgang zeigte und bewährte uns einen Mann vom liebevollsten Herzen in und außerhalb der Kirche gegen Alle, ein Feind derber Ausdrücke, wie sie ungeschlachtem Lerchenholz aus den Bergen eigen, um ja kein kosendes, flatterndes Seelchen zu kränken, edelmüthig und uneigennützig, wie es wenige Hofräthe an sich rühmen können, stets zum Vergleiche geneigt, bei lebhafter Empfindung im ersten Augenblicke unerschöpflich in der Versöhnung, wohlthätig bis zur Verschwendung, kurz das gerade Gegentheil von einem monstrum horrendum ingens, gegen den sich ganz Deutschland bis an das Kinn bewaffnen, und durch Dick und Dünn scharmutziren müsse. Stahl, dem diese Personalien zu Berlin, dem Sitze der Allwissenheit, nicht unbekannt sein können, will nun im Widerspruch mit dieser Erfahrung den Eisenfresser historisch feststellen; er gibt ihm die Brandfackel zum Holzstoße gegen die Protestanten in die Hand und zieht die Kapuze der heiligen Hermandad so tief über den Kopf des zarten Gebildes, daß man nichts sehen kann vom menschlichen Fleisch und Blut. Und warum das? Liegt ein Grund dazu in Philipps Worten für verständige Leute? Nein, dreimal nein!

Doch auf Verstand und Billigkeit unter solchen Umständen ist bei Stahl nicht zu rechnen, sonst könnte ein solches Mißverständniß gar nicht aufkommen. Nicht von Menschen als solchen handelt der Kirchenrechtslehrer aus München und Wien, noch minder von ganzen Völkern, sondern lediglich von kirchlichen und religiösen Grundsätzen derselben. Nicht der Person gilt es, sondern der Lehre. Wenn also Philipps sagt, Juden und Heiden kann die Kirche dulden, aber nicht die Häresie, so heißt das nach allen vernünftigen Regeln der Sprache und Auffassung nichts Anderes als: die katholische Kirche kann die Grundsätze der Heiden und Juden unberührt auf sich beruhen lassen, da uns dieselben nicht nur nicht gefährlich sind, sondern, wie namentlich bei den Juden, in vielen Stücken wohl gar zum Mitzeugniß der christlichen

Wahrheit werden; aber die Grundsätze der Häretiker (Häresie), welche die katholische Kirche verneinen und als ihr directer Gegensatz zu betrachten sind, können ihr nie gleichgültig sein. Diese Grundsätze wird sie stets als Abfall vom apostolischen Glauben mit allen Mitteln der Ueberzeugung, der Lehre, des Gebetes und des Unterrichtes bekämpfen, weil sie sich sonst selbst aufgeben und die Negation ihrer göttlichen Stiftung anerkennen würde. Und in der That fordern die Protestanten, welche unsere Kirche als irrthümlich verlästern, für dieses evangelische Liebeswerk von uns Katholiken, daß wir den Protestantismus als unumstößliche Wahrheit anerkennen, somit vom Glauben abfallen und nach unserer Ueberzeugung der Irrlehre uns ergeben. Damit wird sich die katholische Kirche nie einverstanden erklären, vielmehr eine ewige Protestation bleiben gegen die Aenderung der apostolischen Ueberlieferungen, wie sie im Protestantismus durch unhistorische Menschenwillkür zu Tage getreten ist. Keinem Juden, keinem Heiden fällt es ein, eine solche Forderung zur Anerkennung seiner Lehre an uns zu stellen. Das thut nur der Protestant, und unter Protestanten nur der durchaus Unbillige. Er wirft uns mit um so größerem Unrechte Unduldsamkeit vor, da er alle Confessionen neben sich, alle Secten in sich und alle Sondermeinung in Nichtkatholiken dulden, oder als nothwendige Entfaltung des Lutherthums in Schutz nehmen muß, falls er consequent sein will. Nur der katholischen Kirche soll es nicht zustehen, Ungläubige auszustoßen. Die Vorwürfe Stahl's gegen Philipps lauten in's klare Deutsch übersetzt also: Der Hofrath in Wien ist der größte aller Sünder, weil er als Katholik dem Protestantismus keine Autonomie über die Katholiken einräumt.

Stahl scheint gar nicht zu überlegen, daß nach seinen Grundsätzen überhaupt keine wahre Toleranz, kein friedliches Zusammenwohnen der verschiedenen Religionsparteien möglich ist. Denn das bedingt ja den Bestand verschiedener Meinungen in Religionssachen, daß sie als solche gegensätzlich nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich bestehen dürfen. Wo der Gegensatz fehlt, ist keine verschiedene Meinung da. Und wo der Satz dem Gegensatze zum Trutz sich als Wahrheit im Individuum, wie in der Kirche nicht behaupten darf, herrscht weder Denk- noch Gewissensfreiheit, sondern die ärgste Tyrannei, welche unsere zartesten Gefühle verletzt und alle Religionsüberzeugung widerrechtlich untergräbt. Die Parität wie die Toleranz besteht darin, daß die Gegensätze

nach ihrem Religionsinhalte sich gehen lassen dürfen, ohne auf andersdenkende Personen ob dieser Denkverschiedenheit lieblose Anwendung im praktischen Leben zu finden. „Meine Religionsansicht ist die einzig wahre," sagt im Grunde jeder Confessionsverwandte; denn das ist ja nur ein anderer Ausdruck für den Satz: „Ich bin Katholik, du Protestant, jener Jude." Die Scheidung des Allgemeinen zur Besonderheit muß für das Besondere die Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, wenn sie anders bestehen und consequent und vernünftig bleiben will. Eine Religion, welche so gut als eine andere ist, gilt nach tausendfältiger Erfahrung wenig mehr als das Brautgeschmeide der barmherzigen Schwester Maritorne. Kein Mensch kann dadurch glücklich werden. Diese Besonderung der religiösen Meinung im Leben dulden an jedem Individuum, an jeder kirchlich recipirten Genossenschaft, das ist Toleranz und wahre Parität. Fast auf ähnliche Weise verdrehen die Fanatiker und Radicalen den Begriff und den Umfang des Ausdruckes „confessioneller Friede" in der Anwendung auf's Leben. Nach ihrer liebreichen Auslegung besteht der confessionelle Friede in der Freiheit der Protestanten, nicht bloß für sich als unabhängige Religionspartei zu existiren, sondern auch gegen die katholische Kirche Alles zu thun und zu sagen, was ihnen gutdünkt, während die Katholiken nach denselben die Verpflichtung haben, sich von der Gegenseite Alles stillschweigend gefallen zu lassen. Wehe den Letzteren, wenn sie dagegen Einrede thun! wenn sie den Protestantismus nicht für wahr, sondern für Ketzerei halten! wenn sie an dem Mittelpunkt in Rom als ihrem Lebensprincipe festhalten! kurz, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und der Ketzerei ihre Hände und Herzen reichen! Stahl ist weit entfernt, diesen Störenfrieden beizustimmen, aber es wird für ihn stets unbequem bleiben, daß sich seine erklärten Gegner, die Revolutionäre in allen Schichten der Gesellschaft, auf seine eigenen Toleranzgrundsätze berufen können. Um so auffallender ist bei solcher Bewandtniß Stahl's „kühner Griff," dem ersten dieser Art weit überlegen, wodurch er in seiner Doppelhaftigkeit abermals nach zwei Seiten meisterlich ausfährt. „Sollen wir unsere Gemeinschaft mit Augustin, mit Gregor dem Großen, mit Bernhard von Clairvaux, Fenelon, Sailer aufgeben, um die Gemeinschaft eines Baptistenpredigers dafür einzutauschen?" fragt der gewandte Dialectiker. Ich begreife vollkommen, daß Stahl von den vorgenannten großen

Geistern der katholischen Kirche sich unwillkürlich angezogen fühlt. Sie sind reich und mächtig genug, die bitterste Armuth in Religionssachen auszustatten und selbst für die unerreichten Meister des Herrn Stahl auf protestantischem Gebiete, Wolff, Niebuhr, Savigny, Ranke, Leo, vollen Ersatz zu leisten. Hält nämlich Stahl die letzteren dergestalt für unerreicht, daß die katholische Kirche denselben nichts Ebenbürtiges aufzuweisen hat, so war es für ihn nicht bloß überflüssig, sondern ungerecht, im reichsten Hausbesitze von der Welt in unsere Gemeinschaft herüber zu greifen und einige der vorzüglichsten, frömmsten und gelehrtesten Charaktere der apostolischen Kirche von Rom in's Gelaß seines evangelisch-politischen Princips als Unterthanen und Hörige nach Berlin hinüber zu ziehen. Das ist mehr als bloße Intoleranz, es ist eine Art noch nie dagewesenen Geizes im Angriff auf große Todte, die laut gegen die Kirchengemeinschaft mit Stahl protestiren würden, wenn sie noch Stimmen und Athem hätten. Einfache Schicklichkeit hätte denselben von der Leiter zurückhalten sollen, welche ihn im ewig ungestillten Herzensdrang in katholische Grüfte niedergeführt hat, um einen Todtenraub auszuführen, welcher in diesem Maße gewiß einzig in seiner Art genannt werden muß. Wir halten den Herrn Professor von Berlin für zu klug, um nicht zu fühlen, daß zwischen ihm und den genannten katholischen Vormännern keine Glaubensgemeinschaft bestehen kann, ja daß sie durch das Eingehen in seine Denk- und Gefühlsweise auf der Stelle aufhören würden, Katholiken zu sein. Er kann sich überdieß als ein vielbelesener Herr, wie es an der Spree kaum einen anderen gibt, in den berühmten und weltbekannten Schriften derselben überzeugen, daß seine Religions- und Kirchensätze laut der vorliegenden Schrift mit den Grundsätzen jener Männer im offenbaren und unausgleichbaren Widerspruche stehen, und innerhalb der katholischen Kirche im Zusammenhange nie zur Geltung kommen können, während die Lehren der Anderen unsere Nahrung und Freude sind. Während diesen anerkannten Größen scheinbare Achtung bewiesen wird, erscheinen sie nach der geschickten Manipulation des Herrn Stahl als Füllstoff für den leeren Raum, aus welchem er die Baptistenprediger verstößt. Man sieht, Stahl liebt gute Gesellschaft, alle möglichen Gerüche behagen ihm weit weniger als tausend Anderen seines Ranges, und im gelegenheitlichen Andrange unbefugter Gesellschaft kann er sich nur von

Ohnmachten durch Kraut und Duft katholischer Gärten erlösen. Klug ist das allerdings, aber edel, offenherzig und gerecht nicht im gleichen Maße. Männer einer bestimmten Kirche, gegen die man die abgefeimtesten Anklagen und Beschuldigungen mit der ruhigsten Gelassenheit schleudert, wie Stahl in vorliegender Schrift thut, können mit Anstand nicht berufen werden, frische Lüfte um den orientalischen Divan des Herrn Professors, wie Negerknaben um den Padischah, zu fächeln. Ist durchaus solche Aushülfe nöthig, so wird sich Stahl unmaßgeblich doch am Ende mit dem verhaßten Baptistenprediger begnügen müssen; loswerden kann er ihn doch nicht, das liegt im Verhältnisse der Secte. Allmähliche Gewohnheit macht auch das Unausstehlichste erträglich. Levius fit patientia quidquid corrigere est nefas. Das ist unsere Objectivität der Subjectivität Stahl's gegenüber. Man muß nicht einigen wollen per raptum, was thatsächlich von ihm selbst in scharfen Gegensätzen als unvereinbar an sich einander gegenüber gedrängt, unsere katholische Kirche aus heiliger Apostelzeit zur Secte stempeln soll. Wir glauben an die Unfehlbarkeit der heiligen römisch-katholischen Kirche; Stahl's Berliner Unfehlbarkeiten haben diesseits keine Geltung.

Die Wallfahrt der „Bergsträßler“ nach Weißenstein.

Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet erfüllt.
Göthe.

Es ist ohne Zweifel unzeitgemäß, in den glorreichen Tagen deutscher Volksbildung vom Wallfahrten zu reden, das längst von mündigen Geistern am Vogelsberge und an der sächsischen Saale als ein Werk des Teufels zur Volksverdummung verdammt worden ist. Aechte Vertrauensmänner der deutschen Nation hüten sich aus diesem Grunde sorgfältig, darüber etwas Günstiges zu verlauten, um ihr hohes Ansehen und ihre beneidenswerthe Stellung als Räthe von achtunddreißig Nationalitäten nicht einzubüßen. Das finden wir so zweckmäßig als begreiflich, und denken gar nicht daran, ein Blatt aus diesem wohlverdienten Lorbeerkranze zu verkrümmen. Pari passu ambulant honor et vita, hat einst Dalberg zur Vertheidigung des Herrn von Wessenberg vor dem römischen Papste erklärt und damit das Geheimniß bloßgelegt, wie man in Deutschland die Ehre erwerben und wahren muß. Gegen diese Strömung kann nur Derjenige schwimmen, welcher in seiner trostlosen Weltansicht auf diese deutsche Ehre und Humanität kein Gewicht legt. Dazu gehört glücklicher Weise auch der Schreiber dieser Zeilen, ein verlorenes Olivenblatt, das seinen Mutterstamm aufsucht, also von Natur ein Wallfahrter ist. Er ist zwar täglich bemüht, gewisse Dinge in deutschen Landen nicht zu sehen und alle thörichten Vergleiche sorgsam zu meiden, um ja den Schlaf gebildeter Seelen nicht ohne Noth zu stören. Aber die Bilder des Tages spinnen sich in Träumen fort, und man kann derselben

nach Vater Göthe nicht eher loswerden, als bis man sie wie ein böses Gift durch Vermittelung der Sprache von sich gegeben hat. Gerade so ist es mir mit dem Wallfahrten gegangen. Es liegt im Menschengeiste ein unzerstörlicher Wallfahrtstrieb, welcher, auch tausendmal unterdrückt und ausgestampft, stets wieder neu auf die eine oder andere Weise zum Vorschein kommt und aller klugen Maßregeln scharfsichtiger Polizeimänner spottet. Mein bibelfester Nachbar will den Grund dieser Erscheinung sogar im Worte Gottes finden, und citirt mir unaufhörlich den Spruch der heiligen Schrift: „Geliebteste! ich bitte euch als Fremdlinge und Pilger, enthaltet euch der fleischlichen Gelüste, welche wider die Seele streiten." Und da er, obgleich Laie, als Mitglied des allgemeinen Priesterthums, welches mit so verführerischen Farben geschildert wird, auch amtlich mitreden kann, so läßt sich gegen seine günstige Auffassung des Wallfahrtstriebes nichts Gegründetes einwenden. Kein Wunder, daß der letztere im Zeitalter des Febronius trotz der Emser Punktationen und der Josephinischen Reformen nicht ausgerottet werden konnte. Das Gebet ist unterblieben, die reumüthige Beichte am Wallfahrtsorte hat nicht mehr stattgefunden, der Vorsatz zur Lebensbesserung konnte nicht mehr so leichtfertig die reinen Freuden dieser modernen Zeit stören. Aber das Wallfahrten dauert fort, sei es nach dem Niederwald und nach Stolzenfels, nach dem Feldberg und Altkönig, nach der Wartburg und dem Brocken, in die Industrie-Ausstellung zu London, Paris und München, in die Vogesen und die sächsische Schweiz, nach Nizza und Meran, in die berühmten Bäder des Taunus und an die Küsten des atlantischen Meeres, wo die frische Seefluth das Heimweh der Städter kühlt. Es ist ein unüberwindliches Prickeln in die Leiber der Menschen gefahren, daß sie das Stillleben nicht mehr aushalten können, die Wallfahrt hat sich massenhaft zum Gesellschaftsstrome angeschwellt, welcher ganze Bevölkerungen in fremde Lüfte fortreißt. Statt der betenden Wallfahrterzüge sieht man Turner, Bürgerwehren, Studentenmannschaften, Sonntagsschänder, Jägerwildlinge, Zweckesser und Amazonenschaaren Berg und Land überfluthen, in unbegreiflicher Hast, mit furchtbarer Gier nach freiem Athem und Lebensüberschwang haschen. Die Schlossen eines Hagelwetters prasseln nicht dichter in's Land, als diese modernen Wallfahrter auf den Flügeln des Dampfes hineingewirbelt werden in alle Lust und Augengier dieser Welt. Daraus schließe ich: gewallfahrtet muß es einmal sein, gleichviel

zu welchem Ziel. Die Menschennatur läßt sich nicht zwingen; was ihr angeboren ist, macht sich auf die eine oder andere Weise geltend, und Johannes von Müller hat Recht, wenn er behauptet, daß es nie ungestraft hingehe, geistige Bedürfnisse, welche unserer Natur innewohnen, mir nichts dir nichts ausrotten zu wollen. Sei der Garten des Hauses noch so schön, die Blumenfülle noch so duftig, der Springbrunnen noch so strahlenglänzend, die Natur wird früher oder später den umschließenden Zaun niedertreten, und nach Waldesfrische und Stromesrauschen der benachbarten Berge schweifen. Und selbst auf dem Gipfel des Monte Rosa hat die Sehnsucht kein Ende, nach der Himmelsweide, in welcher die Sterne wie Lämmer grasen, streckt sie ihre Arme aus, seufzt sie ihre Begierden in's Abendroth und wischt die Thränen des Schmerzes aus dem Auge, daß sie keine Flügel hat, weil sie eine geborene Wallfahrterin ist. Und dieser Wallfahrtstrieb soll in Deutschland verpönt sein? Am grünen Tische der Taunusbäder kann der Franzose, der Engländer, der Russe, der Graf von der adriatischen Küste nach langer Wallfahrt mit seinem Vermögen, mit seinem Gewissen, mit seinem Leben fertig werden, um eines Tages am verhängnißvollen Baume des Waldes zu baumeln; aber dem katholischen Bäuerlein, der alle Simpel zur Landessteuer richtig eingezahlt hat, soll es an einem heiligen Festtage nicht erlaubt sein, eine kleine Wallfahrt zu thun, durch Hain und Flur zu beten, mit Freunden und Nachbarn der Fahne des Kreuzes nachzuziehen, baarfuß, um die Schuhe zu sparen, hinauf zu einem einsamen Hügel, wo alle seine Voreltern gebetet haben, wo tausend Herzen erquickt und getröstet worden sind, wo die arme Seele in heiliger Einsamkeit von ihren Nöthen und Zweifeln, von ihren Wünschen und Begierden, von ihren Fehlern und Versehen im Strahle des näheren Gottes ausrasten kann? Ich meine, anstatt Wallfahrten und Prozessionen zu verbieten, sollte man sie in Deutschland durch das Gesetz schützen und begünstigen als Mittel der Menschenbildung und naturgemäßen Erfrischung der Seelenkräfte im deutschen Volke. Die Wallfahrter gehen nicht in's fremde Holz, sie haben keine Verbindung mit den Flüchtlingen in London, sie halten keine Klubbs im Zusammenhange mit Kinkel und Genossen. Wie die Blüthe aus ihrer Knospe, so bricht die wallfahrende Menschenseele in die Sonne, eine Freundin des Lichtes ohne lichtfreundliche Strebnisse, eine arglose Pilgerin

ohne demokratische Hetzerei, frei in Gottes Luft und Athem ohne leiseste Vorliebe für Rotten und Sonderbündnisse. Laßt doch die arme Seele wandern zu ihrem Heiligthum! Sie kann nicht nach den Hauptstädten und in die Bäder reisen, nicht in's Berner Oberland zur Sommerfrische, nicht in die laue Luft des jonischen und ägäischen Meeres, nicht in die Oelwaldungen der Provençe an berühmten Traubenhügeln. Sie muß das ganze Jahr schwer arbeiten um kärglichen Lohn, angekettet an's tägliche Bedürfniß; sie hat kein Geld für Luxusausgaben und den Comfort des Lebens, wie die Kinder des Glückes daheim und auf Reisen ansprechen und genießen; das ewige Einerlei, selbst in bester Gestalt stets ermüdend für den Menschengeist, und doppelt drückend als Arbeit und Noth, ist ihr irdischer Antheil, das sichere Erbe von Vater und Großvater her. Wie könnte man unter solchen Umständen dem Volke das Wallfahrten verbieten, die einzige Erfrischung und Auslüftung des Arbeiters, wenn auch bloß von weltlicher Seite aufgefaßt. Des Geschwätzes von Sorge für allgemeines Menschenwohl, für die Hebung der arbeitenden Klassen, von Freiheit und Gleichheit der Bürger und Bauern ist soviel gewesen, daß man mit den Zeitblättern, Broschüren und Landtagsverhandlungen, welche diesem Gegenstande gewidmet sind, alle Oefen Deutschlands einen ganzen Winter heizen kann.

Wir haben nicht gefunden, daß dem Volke dadurch entschiedene Vortheile zugeflossen sind. Das ältere Volksthum mit seinem gesunden Humor, mit seinen altgeerbten Liedern, mit seinen Mährchen und Legenden, mit seinen Kirchenfesten und Umzügen, mit seinen Pilgerfahrten und Lindenversammlungen, mit seinen eigenthümlichen Trachten, Gebräuchen und Familiengerechtsamen verliert sich immer mehr im centralisirenden, abfegenden, polizeilich ängstlichen Geiste der Zeit. Nur was dieser letzteren Richtung dient, gilt als Liberalität und Fortschritt; das Individuum mit seiner persönlichen Berechtigung zur Besonderheit ist leider allzu oft rechtlos gelassen; man will kein Volk mit seinen tausend Lebensblüthen, sondern eine Masse, geknetet und abgerundet zur banalen Kugel, um damit desto leichter, wie das Mährchen erzählt, in die goldenen Kegel zu schießen, daß wo möglich mit einem Wurfe alle Neune fallen. Die besonderen Röcke finden keine Gnade mehr, die Kleiderkünstler probiren rastlos einen Gesammtrock über Alles, was Leben und

Sprache hat. Kein Wunder, daß Einer den Anderen stößt, Alle insgesammt sich in Saum und Falten des Aerarialkleides verwickeln und zur verhängnißvollen Stunde über den Haufen fallen wie Rollkiesel einer stürzenden Pyramide, welche die Jäger am Bergesrande zusammengestellt haben. Was die Heilkünstler unseres Staatswesens uniformirt, ausgeglichen und amtlich eingetränkt haben, ist schon so erfolgreich und verdienstlich, daß die Ordenssterne für die Thäter solcher Thaten in den reichen Kammern kaum ausreichen. Nun kommen noch zur guten Letzt, um das schöne Werk zu vollenden, die Faiseurs in Religionssachen und stoßen das arme Volk vom Inselchen zurück, welches die Kirche zur Entwickelung und Heiligung der Menschennatur stets in ihren Schutz genommen hat. Man darf nicht mehr beten wie vor Alters, nicht durch die Städte singen mit Kreuz und Fahnen, nicht unter freiem Himmel das „Großer Gott! wir loben dich" ertönen lassen. Das verletzt die Gleichberechtigung der Confessionen, das greift die zarten Nerven der gemischten Bevölkerung an, das bringt alle Gichtbrüchigen in Aufruhr. Ich frage: was bleibt dem Volke zu seiner Erheiterung und Erhebung noch übrig als das gemeine Laster? Der Branntwein wird das Volksglück nicht begründen, die Klubbisten arbeiten für sich selbst, und verrathen die Staatsordnung und das Volk zugleich, die Kirchensperre kann nur dem Meineid und der Revolution trostlose Opfer liefern. Deßhalb lob' ich mir das muthige Wort des Staatsmannes zu Frankfurt am Main, der einst einem Spötter der Wallfahrten zur Antwort gab: „Ich sehe lieber, daß unser deutsches Volk wallfahrtet, als auf die Pfingstweide zieht." In dieser Aeußerung lag mehr gesunde Politik als in tausend Noten und Protocollen, und mehr wahre Liebe zum Volke als in allen Constitutionen der sogenannten Volksfreunde. Wäre die blinde Wuth gegen das Wallfahrten bloß gegen diese eine Thätigkeit des volksthümlichen Geistes gekehrt, man könnte sie ertragen wie andere Ausbrüche des Wahnsinns auch. Aber die Wuth hat Methode, sie setzt sich als Geist des Jahrhunderts, um alle Volksfreuden und Volkseigenthümlichkeiten zuerst im Gebiete des Staates, sodann auf dem Boden der Religion und Kirche zu vernichten. Läßt sich der Staat zu seinem entschiedenen Nachtheile dieses Attentat auf's deutsche Volk gefallen, die katholische Kirche wird sich demselben stets mit aller Entschiedenheit entgegensetzen und die Rechte des volksthümlichen Daseins

aufrecht zu erhalten suchen. Das ist das Eigenthümliche und Katholische im Christenthum, daß es mit allen seinen Lehren und Forderungen, mit seinen Pflichten und Segnungen nicht als etwas Fremdartiges, Naturvernichtendes gewaltsam in den Menschen eindringt, sondern als göttliche Liebe aus dem Menschen organisch herauswächst und allen natürlichen Trieben, Bedürfnissen und Sehnsuchten den allein erfolgreichen und gerechten Weg anweist, so daß der Christ, aus der sinnlichen Ueberwucht erlöst, mit allen seinen Anlagen und Fähigkeiten in's Reich der göttlichen Gnade und Erfrischung eingeht, nicht als Fremdling, sondern als Hausgenosse Gottes, als Erbe der Freiheit, mit welcher uns Christus frei gemacht hat. Die falsche Politik der Intoleranz mag noch so heftig und hartnäckig die natürlichen Keime der Menschennatur in den Boden ihres Systems und Fanatismus einstampfen, nie werden die Keime ausgestampft werden können. Die Kirche nimmt sich der Verfolgten an und heiligt sie als Mittel zur Tugend und unschuldigen Lebensfreude, zur Ausbildung des vollkommenen Menschen nach dem Vorbilde des Heilandes, welcher auf Erden der demüthigste und rastloseste Wallfahrter gewesen ist als Prediger für die Armen und Gedrückten, als Speisewirth der Hungrigen und Verlassenen, als Tröster aller Sünder und Verirrten. Sie nimmt sich deßhalb mit allem Eifer des Wallfahrtens an, um einem unausrottbaren Bedürfnisse des Menschengeistes zu entsprechen und dasselbe mit den höchsten Wahrheiten des Evangeliums zu vermitteln, und ist gerade aus diesem Grunde wahrhaft volksthümlich und katholisch, weil sie das Ebenbild Gottes im Geiste des Menschen anerkennt und achtet.

Dieß war ungefähr der Inhalt unserer Gespräche, als ich eines schönen Abends in Südtirol mit zwei lieben Freunden im Kastanienschatten zu Runglstein bei Botzen saß. Unsere Blicke schweiften aus der Mündung des schönen Sarnthales hinaus in's Thal von Trient, welches von seinen ausdrucksvollen Bergeshäuptern die lichten Abendglänze auf unsere einsame Rast im Gebirge niederstrahlte. Die Mendelspitze war so rein und wolkenlos wie die Stirn eines Mannes, welcher süße Gedanken in der Seele wiegt, und seine Herzensfreude mäßigt, um sie länger zu genießen. Gegenüber auf Kollern und Weißenstein lag eine rothangeflogene Wolke, wie geronnener Duft aus Rosenkelchen, ringsum ausgekräuselt wie das Lockenhaupt eines

lieblichen Kindes, so unbeweglich wie die Treue einer edlen Seele. Laue Luft von Süden her mit dem Wohlgeruch der Orangenblüthen aus benachbarten Gärten umschmeichelte uns so weich und erquickend, daß die flatternden Träume sorgloser Jugend kaum abzuweisen waren trotz des vorgerückten Alters in unseren vielgebrauchten Päßsen. Und als es Ave zu klingen anfing von allen Kirchen und Kapellen rings auf den Bergterrassen, die uns mit dem hellsten Grün umschimmerten, bemächtigte sich tiefe Rührung unserer Herzen in diesen Thälern des Friedens ohne leises Zucken des Kirchenstreites, wie er am Neckar und an der Lahn die conservativen Volkskräfte mißhandelt. Es war der 14. August, also der Vorabend von Mariä Himmelfahrt, dem größten Marienfeste der katholischen Kirche. An uns vorüber beteten einzelne Pilger und Pilgerinnen, welche nach Weißenstein zogen, um daselbst in der Stille des Waldes der heiligen Jungfrau als Mutter des Erlösers ihre Verehrung darzubringen, ein eigener Anblick! Sie waren reinlich, aber ärmlich gekleidet, sämmtlich baarfuß trotz des steinigen Weges, mit hellen Schweißtropfen im Gesicht, in der einen Hand den Rosenkranz, in der anderen ein Stück Oberkleid, das sie in der Sonnenhitze ausgezogen, wenige mit einem Wanderstab. Die meisten trugen ein Päckchen auf dem Rücken mit Brod, das sie nöthigenfalls an den herabrieselnden Bergwassern erweichten, und Einbrennmehl, um sich die Abendsuppe überall selbst zu kochen, darüber die Schuhe mit Weidenzweigen befestigt, die Männer meist baarhaupt, die Frauen ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie grüßten zwar die Vorübergehenden freundlich, aber ihre ganze Haltung athmete Ruhe und Andacht, die sich auch in den Zügen des Gesichtes ausprägte. Zu unseren Füßen rauschte ein Brünnlein aus lebendigem Felsen mit jener durchsichtigen Klarheit, die man am besten mit einer Rede vergleicht, welche herzerquickend aus den Tiefen der Seele springt. Eine freundliche Seele hatte vor Jahrhunderten zwei schattenreiche Kastanien darüber gepflanzt, die jetzt mit uneigennütziger Liebe im Sinne des ersten Pflanzers ihr riesiges Laubdach kühlend und erfrischend über alle müden Wanderer ausspannten, und eine unentgeltliche Einkehr offen hielten, von der schon Anakreon behauptet, daß es unmöglich sei, daran vorüberzugehen. Rings um die Quelle hatten weiche Moose mit hellgrüner Decke das Erdreich gepolstert und flüchtiger Lufthauch spielte zu allen Stunden des Tages in den

niederhangenden Zweigen wie ein treuer Vogel, welcher jeden Mai wiederkehrt mit seinen Sommerliedern an die alte Brutstätte. Das rothflammende Pilgergesicht leuchtete in diesem grünluftigen Schattenkühl wie eine Pfingstrose aus dem Gartenbusch, und der heitere Strahl eines jeden Auges schien zu rufen: „Gott Lob, daß ich ein Mensch bin!“ Antonio, einer meiner Reisegefährten, von kurzgemessener Geduld, wie er selber zu sagen pflegt, mit einem Herzen, das schwer in die Form des irdischen Rückhaltes zu pressen ist, stand auf einmal hastig auf und setzte sich mitten in die Pilgergruppe hinein. „Lieben Leute!“ fing er an, „ich bin aus Darmstadt, wo unser innig verehrter Großherzog wohnt, und die Großherzogin, seine edelmüthige Gemahlin. Da weiß das Volk wenig vom Wallfahrten außer dem Gang auf die Ludwigshöhe hinaus zu Bier und Aepfelwein, die im stattlichen Buchenhain doppelt gut schmecken, oder in die Thalungen des Odenwaldes und auf die wundervollen Hügel der Bergstraße. Im vergangenen Juni fiel es katholischen Bauern der Nachbarschaft auf einmal ein, im feierlichen Wallfahrtszuge von Christus im heiligen Sacramente und der süßen Jungfrau Maria durch die Stadt zu singen, an allen Wachposten, ja selbst an der Residenz des Großherzogs vorüber, daß die Gräslein zwischen den Steinen der Hauptgasse vor Lust ihre zarten Keime emporreckten. Ein unerhörtes Ereigniß! Alle Aufgeklärten, besonders ihr Sprechsaal, die Allgemeine protestantische Kirchenzeitung, waren darüber erschrocken und schrieen nach Mitteln gegen die Wiederkehr eines solchen Scandals. Die viertausend Katholiken von Darmstadt meinten, der evangelische Eifer sei vollkommen überflüssig. Die Straßen der Stadt seien leer und weit genug, auch einen katholischen Wallfahrtszug hindurchzulassen und zur Verschönerung der Residenz das Leben des katholischen Volkes zu entfalten. Katholisch oder lutherisch, das sei in solchen Fällen alles gleich. Jeder singe sein eigenes Lied, und Alle hätten ein Recht auf das Stadtpflaster, weil Katholiken und Protestanten für den Großherzog und die Großherzogin beteten und in die Landeskasse steuerten zu jedem Steine, den kunstfertige Hände in's Pflaster der Hauptstadt einsenkten. Erst aus allen Einzelliedern bilde sich das Hauptlied, würdig des Volkes im Großherzogthum und des edeldenkenden Fürsten, der es beherrscht. So geht es in Darmstadt, meiner sinnreichen Heimath, ihr Pilgervölker von Tirol, zu! Laßt mich doch wis-

sen, was ein katholisches Herz so überwältigend zur Wallfahrt nach Weißenstein drängt. Ich reise, um zu lernen, und frommer Unterricht thut einem Weltkinde von der Bergstraße noth!"

Wir waren einigermaßen besorgt, wie die guten Wallfahrter diese Dithyrambe unseres edlen Freundes aufnehmen würden. Alle Sorge war jedoch überflüssig. Man versteht sich nirgends leichter als in diesen schönen Bergen, wenn die Herzlichkeit der Anrede keinem Verdachte unterliegt. Die Pilger rückten traulich an Antonio heran und ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren nahm seinen Hut herunter, reinigte ihn von Spinnweben, welche im Waldurchstreifen an demselben hängen geblieben waren, und setzte ihn wieder auf den Kopf zurück mit den Worten: „So steht er besser!" Unwillkürlich nahm sich Antonio in Haltung und Aussehen mehr zusammen, denn er fühlte sich unter naturwüchsigen Menschen, wo das Kleinste bedeutsam und das Größte volksthümlich ist. Nach mancherlei Bemerkungen hin und her nahm ein bejahrter Mann das Wort und sagte mit würdevollem Ernste: „Darmstadt ist mir wohlbekannt. Ich treibe schon seit zwanzig Jahren einen kleinen Handel mit Waldsamen und komme alle Jahre einmal hinaus. Die Leute draußen sind überaus gutmüthig, wenn man den wenigen Stänkern in Religionssachen aus dem Wege zu gehen weiß. Die katholische Kirche daselbst hat mich immer erbaut durch die zahlreiche Anwesenheit und innige Andacht der Gläubigen beim feierlichen Gottesdienste. So fand ich die kleine Schaar der Katholiken fast überall im südlichen Deutschlande, wo sie, von protestantischer Mehrzahl umgeben, mit Anstrengung ihr religiöses Gemeindeleben fristen müssen, persönlich höchst achtungswerth; was ihnen noch einigermaßen abgeht, ist das Gesammtgefühl und das Rechtsvertrauen der protestantischen Volksgewalt gegenüber. Ihr Recht, katholisch zu sein, ist auch in der That noch zu jung, um das gehörige Selbstvertrauen zu wecken, welches allein zum Siege führt. Daher ihre Schüchternheit und ihr Schmiegsamthun mit ihren religiösen Ueberzeugungen im Verkehre mit Andersdenkenden. Ich habe zu bemerken geglaubt, daß nichts so sehr ihrer katholischen Freiheit und Selbstständigkeit schadet, als schwachherziges Einziehen kirchlicher Lebensäußerungen aus Rücksicht für die entgegengesetzte Denk- und Handlungsweise der Mehrzahl. Es wird ihnen in keinem Falle verdankt, noch minder zum Vortheil der katholischen Kirche notirt. Man muß den

vollen Muth haben, auch äußerlich ganz katholisch zu sein, und diese katholische Gesinnung bei jeder vernünftigen Gelegenheit an den Tag legen. Wo dieser Muth bei den Katholiken fehlt, werden die Protestanten durch die Schuld der letzteren intolerant, oft ohne es selbst zu fühlen, weil sie bei der schneckenhaften Einhäusung katholischer Entschiedenheit wirklich auf die Meinung gerathen, die Alleinherrschaft in Religionssachen zu besitzen. Dieser Grundsatz wird sich auch in Darmstadt bewähren. Die Achtung vor katholischen Lebensäußerungen wird in Deutschland in eben dem Maße steigen, als die Katholiken ruhig und fest den Glauben ihrer Kirche öffentlich bekennen. Aus diesem Grunde lassen wir uns auch das Wallfahrten nicht nehmen."

„Es ist keineswegs ein einzelner Act des katholischen Kirchenlebens, den man als solchen beim unermeßlichen Reichthum an Andachtsmitteln in der apostolischen Kirche von Rom wohl entbehren könnte, sondern eine allgemeine Aeußerung des katholischen Bekenntnisses, ohne welches der fromme Christ auf die Länge nicht grünen kann. Was tief in der Seele lebt als Herzweh für Christus, als Freude an seiner heiligen Gegenwart, als süße Liebe zu seinem göttlichen Herzen, es kann nicht innerlich bleiben ohne Nachtheil für das religiöse Gesammtleben aller gottliebenden Seelen im Himmel und auf Erden, es muß hervorquellen in's Licht wie der Frühlingskeim aus dunklem Schoße, es muß aufjubeln vor aller Welt wie das evangelische Weib mit dem wiedergefundenen Groschen, es muß sich selbst in öffentlicher That bewähren wie das Vögelein im Fluge, das flügge geworden und die Kinder dieser Erde mit seinem jungfräulichen Liede grüßen kann. Wir sitzen Monate lang gebannt auf unseren einsamen Höfen, auf der hangenden Flur der Bergwiesen, als Streusammler am schwanken Gipfel riesiger Fichten; aber unsere Seele rastet nicht. Mit dem Heiland steigt sie auf den Oelberg hinauf und küßt die blutgefärbte Spur seiner heiligen Füße im Schatten uralter Oelbäume am schwarzkörnigen Fels, auf welchem er geknieet mit Thränen für unser ewiges Heil. Mit dem Heilande schweben wir im Kahn auf dem galiläischen See im frischen Lufthauche der Cedern vom Libanon und schlürfen das süße Wort von seinen Honiglippen, dem alle Stürme gehorchen, das selbst der buntschimmernde Vogel im Schilf durch sein tiefes Schweigen ehrt, denn es hat ja einst alle Wesen aus Nichts erschaffen. Mit Jesus ziehen wir rastlos durch die Städte

von Juda und Israel, und grüßen überall das arme Pilgervolk, welches an ihn herankommt, den Saum seines Kleides berührt, und selig ist im Anschauen des Vaters aller Armen und Verlassenen. Keinen Schritt hat Jesus als Fremdling auf Erden gethan, den wir nicht täglich geistig in Freuden und Schmerzen mitmachen, und dem himmlischen Führer unserer Gedankenwallfahrt schallende Lob- und Danklieder singen. Das geht Monate lang an in tiefer Abtödtung und Geduld, aber nicht ewig!"

„Unsere Wallfahrt muß hinaus in's Leben, das Herz muß laut singen und beten können, was es geduldet und ersehnt, wie es gewehklagt und frohlockt! Alle Bäume, jeder Strom, die Gipfel der Berge müssen unsere Lust und unser Weh, mitrauschend, zu Gottes Füßen niederlegen, dessen lebendiges Opfer wir Alle sind. Die Mitbewohner unseres Dorfes sind uns längst bekannt und viel zu wenig zum vollen Chor des Feierliedes; die heilige Wallfahrt bringt uns zu Menschen aus allen Windstrichen, im vollen Strome tausendstimmiger Andacht, als lebendige Eintracht aller gläubigen Herzen, geflochten zu Einem Kranz! Da fühlen wir erst recht innig, daß wir Glieder der einen römischen apostolischen Kirche sind und einander Alle im Gefühl katholischer Einheit erkennen, ohne früher bekannt zu sein. Da laßt uns niederfallen und anbeten unseren guten freundlichen Gott; da laßt uns preisen die heiligste Jungfrau Maria, die Rose ohne Dornen, den Stern des Meeres, die heimliche Liebesflur mit dem göttlichen Kinde; da laßt uns grüßen alle heiligen Seelen, die ausgerungen haben den irdischen Kampf, Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute, siegreich allein durch Christi Kraft, Vorbilder und Fürbitter zugleich! O unaussprechlich süße Rast der Herzen, wie keine andere auf der weiten Erde!" Bei diesen Worten erhoben sich alle Pilger und falteten andächtig die Hände wie zum Gebete. Unwillkürlich entblößten auch wir tiefgerührt das Haupt und hingen erwartungsvoll an der schönen Gruppe, als plötzlich das junge Mädchen aus dem Kreise trat und auf einer Rasenstufe darüber das Lied anhub:

„O süße Lust, am Mutterherzen
Der heil'gen Jungfrau ohne Schmerzen
Zu ruh'n bei ihrem liebsten Kind!

Die Ströme wandern, Wolken fliehen,
Wohlauf, o Pilger! laßt uns ziehen,
Maria ruft, der Tag verrinnt."

So zogen die Wallfahrter weiter, dem lichten Süden zu, welcher das heiterste Farbenspiel über seine grünen Berge ausgespannt hatte. Antonio, die liebe reizbare Seele, stand noch immer auf dem Platze vor dem Brunnen und schaute, milde verklärt, den Pilgern nach. Als sie aus seinen Augen verschwunden waren, tröpfelten Thränen über seine heißen Wangen, er wandte sich zu uns herauf mit unbeschreiblich wehmüthigem Ausdrucke, und sang uns, leise lispelnd, an, wie ein Laubvögelein im letzten Zittern der Abenddämmerung:

„Als ich war ein frommes Kind,
War ich immer froh und rein,
Denn sie sagten, mir zur Seite
Steh' ein gülden Engelein.

Ach, ich hab' es nie gesehen,
Doch recht oft hab' ich gefühlt,
Daß es mich in Schlaf gesungen,
Daß es lieb mit mir gespielt.

Jetzo darf ich nimmer spielen,
Bin ein Mann an Leib und Geist,
Und mit allem meinem Wissen
Dennoch elend und verwaist!"

„Das ist ein heiliges Lied," fuhr er fort, und sprang in einem Satze zu uns auf den Damm empor, „mein Freund Gottfried von Botzen hat es gedichtet auf seinem Sterbebette, wo er, wie ein todtkranker Schwan im Schilf, seine schöne Seele in süßen Liedern verathmete. Das hat ihn der Heiland gelehrt, welcher auch am Kreuze gesungen hat „mit Seufzern und großem Geschrei" wie Paulus spricht, um unsere Himmelssehnsucht zu wecken, und uns einfältig und klar zu machen wie Kindlein. Ach! was ist es doch für ein köstlich Ding um diesen Pilgerglauben, der mit der großartigsten Liebe Himmel und Erde umfaßt und Alles auf Christus bezieht, in welchem allein Heil zu finden. Wir Deutsche draußen an der Bergstraße und am Haardtgebirge und am Spessart, auf- und abgeklärt wie die Berghalden nach einem Platzregen, wo alle Blüthen und Gräslein todt sind, haben mit unserer Verstandesreligion ohne Bild, ohne Natur und Leben einen großen Theil unserer Menschheit eingebüßt. Das fühlt man auch bei uns. Deshalb nimmt der ausgedorrte Geist zum Pietismus die Zuflucht und plätschert in mühsam gemachter Gefühlsschwelgerei ohne Klarheit, ohne Durchdringung des ganzen Menschen, der sich sein ursprüngliches Menschenrecht nicht ungestraft nehmen

läßt. Da kommen die gebackenen Stoßseufzerlein und die ungebügelten Grimassen zum Vorschein, und geben dem Christenthume das Aussehen einer Spitalordnung, die auf alles menschliche Genügen, auf alle weltbeherrschende Macht, auf alle naturwüchsige Wahrheit verzichten muß. Die lutherische Erbsünde und Rechtfertigung haben uns diese trostlosen Zustände gebracht. Nur aufrichtige Rückkehr zur naturgemäßen Auffassung des Christenthums in der katholischen Kirche kann uns von diesem unheimlichen Alp erlösen. Zu glauben, daß unsere puristische Innerlichkeit ohne Form und Inhalt in der Andacht und Gottesverehrung besser sei als die menschliche Heiterkeit und Liebe zur äußeren Form nach festbestimmtem Inhalte bei diesen Wallfahrtern, dazu gehört jedenfalls mehr Dummheit als ich aufzubringen im Stande bin.“ Die schneidende Schärfe dieses Ausspruches, dessen Wahrheit Niemand anzweifeln konnte, riß uns auf einmal aus unserer contemplativen Ruhe. Wir standen auf und faßten nach kurzem Ueberlegen den Vorsatz, gleichfalls nach Weißenstein aufzubrechen, um unsere anthropologischen Volksstudien fortzusetzen. Waren wir ja nach Südtirol gekommen, um in diesen herrlichen Bergen die Eigenthümlichkeiten des gesunden Volkslebens aufzusuchen, die man bei uns leider an vielen Orten als verloren betrachten muß.

Unser Wallfahrtseifer führte uns über die sogenannte Wassermauer, eine Schutzwehr gegen den Talferstrom, auf dem besten Spaziergang in die Stadt zurück. In der That kann es nichts Schöneres geben als die Gegend von Botzen, von der Natur zum großartigsten Salon eingerichtet, mitten ein grünes Land voll Fruchtbarkeit, rings die ausdruckvollsten Berge, terrassenhaft emporgethürmt, auf allen Hügeln Menschenwohnungen und Kirchlein, dazwischen tiefe Gebirgsschluchten mit reichem Wasserspiel, nur gegen Süden offen, wo nach Antonio's Behauptung eine Landstraße für die Sehnsucht des Menschengeistes durch die Luft gezeichnet ist. Wohl zehn Schlösser werfen ihre ruinhaften Schauer in die weinreiche Tiefe und tragen viel dazu bei, die Gemüthsstimmung des Wanderers träumerisch zu machen. Antonio, welcher in Tübingen Vischers Vorlesungen über Aesthetik gehört hatte und dadurch seltsamer Weise gläubig geworden war, konnte seinen Hang zu philosophiren nicht unterdrücken. „Es ist eine Thorheit der Reformation, ein Mangel an Verstand und Phantasie,“ sagte er aufgeregt, „die christliche Religion vom Lande

und Volke zu isoliren, wo sie ihre Blüthen entfaltet. Der Pfirsich von Botzen mit seinem aromatischen Duft, mit seinem durchsichtigen Zellgewebe, mit seiner süßkühlenden Kraft in heißen Sommertagen sproßte aus dem nämlichen Keim wie sein Bruder an der Bergstraße, hat aber mit dem letzteren wenig gemein. Er ist ein Feuerkind gegen das Phlegma vom Melibocus. Wäre es einem Gartenkünstler von Eisenach und der Wartburg eingefallen, diese Verschiedenheit abzuthun und einen Allerweltspfirsich nach Professorenart zu schaffen, das unaussprechliche Gelächter aller Jahrhunderte würde den Tollhäusler verfolgt haben. Nun kommen deutsche Docenten von Wittenberg und Fanatiker von Genf. Ihre Bildung läßt noch viel zu wünschen übrig; das sagen ihre ungeschlachten Bücher, worin leider nur zu oft der Ton verrufener Stadtviertel herrscht. Die wundervolle Mannigfaltigkeit der katholischen Kirche thut ihrem Sinne weh, wie dem Triefäugigen das Frühlingsfarbenspiel im Sonnenschein. Daß in dieser unermeßlichen Kirchenwelt alle Völker und Nationen, Süd- und Nordländer, Hirten und Könige mit ihren eigenthümlichen Bedürfnissen und Anlagen wie die Kinder eines Hauses frei und menschlichfroh zusammen wohnen, kann ihr Reformherz nicht vertragen. Die Religion muß entblättert und enthäutet werden von ihrer natürlichen Entfaltung in Zeit und Raum, von ihrem tausendfältigen Sprossen und Blühen, zum Gerippe ausgeschunden wie der Waldbaum, den man für's Feuer bestimmt. Alles, was an der Religion lebendige Triebe des individuellen oder nationalen Lebens zeigt, nennt man Ceremonien, aus dem Heidenthume entlehnt. So wird unter tausend Zänkereien und Professoreneitelkeiten, unter Blut und Mord dreißigjähriger Religionskriege das sächsisch-deutsche und Genfer Christenthum fertig, ein farbloser Gesammtrock für die deutsche Nation, und wer vom Ausland auf Deutschlands Kosten ächt-evangelisch dazu halten will, um die Centralisation von Paris im Reiche der Geister zu pflanzen, die correctionsmäßig nach einem menschlichen Richtmaße athmen müssen, während jede andere Lebensäußerung zum Aberglauben gestempelt wird. So schwindet aus der Religion die Natürlichkeit, die Freiheit, die Heiterkeit menschlicher Entwickelung. Ist der erste fanatische Eifer verdunstet, so sucht man umsonst Theilnahme für den Inhalt. Der Unglaube nimmt in Besitz, was die Bureaukratie der Prädicanten mißhandelt hat."

Unter solchen Betrachtungen waren wir nach Botzen gekommen. Schnell stand ein Wagen bereit, welcher uns durch's Etschgelände nach Leifers bringen sollte. Ein junger Fuhrmann mit feinen Zügen, wie der Sohn eines Stadtschreibers, setzte sich, singend und pfeifend, auf den Kutschenbock. Die knallende Peitsche brachte tausend frische Gesichter an die Fenster der Gasse, die uns grüßten mit liebenswürdiger Zutraulichkeit, denn in der ganzen Stadt waren wir als „lustige Bergsträßler" bekannt und beliebt. „Nach Weißenstein!" rief Antonio zu den Fenstern hinauf. „Barfuß, barfuß!" antwortete mit heller Stimme die fröhliche Magd des Weginspectors. Im Fluge trug uns das leichte Fuhrwerk aus der Stadt. Alle jungen Kutscher fahren schnell; ihr Blut rollt beweglich und die Pferde ehren die frische Jugend des Menschen. Als wir am „heiligen Grabe" vorüberrauschten, nahm der junge Fuhrmann andächtig den Hut ab und machte ein Kreuz auf Stirn, Mund und Brust. Es sah aus wie ein Gruß, den er in die Berge emporschickte. Und in der That ist das heilige Grab zu Botzen eines solchen Grußes werth. Ein hübsches Kirchlein sitzt auf einem Felsenvorsprunge, steil über der Heerstraße, wie hinausgerückt in's grüne Land, alle Wanderseelen zu segnen mit der Freundlichkeit des klarsten Himmels. Dahinter ragen am Berge drei Kreuze mit den Bildnissen Christi und der beiden Schächer; darunter quillt ein Brünnlein aus dem Felsen, fadenscheinig wie der Lichtstrahl durch eine enge Kluft, und rings locken Rasensitze, auf denen die Andächtigen ausrasten, welche gern diese Höhe ersteigen, um rings in glänzender Weitsicht den Odem der unermeßlichen Welt in erster Frische tief in die Seele zu trinken. Am Wege hinauf längs der Bergeskante leuchten einzelne Kapellen mit den Geheimnissen von Christi Leiden und Tod herunter, mit Vorstufen zum Knieen für einsame Beter. Die letzte, zuhöchst am Grabkirchlein, innen mit Muschelwerk ausgeschmückt, wölbt sich über einer schönen Bildsäule des Erlösers, aus dessen Seitenwunde ein mächtiger Strahl frischen Bergwassers hervorspringt, den Durst der Besuchenden zu stillen. Im Frühlingssonnenschein lüftet sich auf dieser zierlichen Felsterrasse das glücklich überwinterte Volk der engen Gassen und dumpfen Kammern, Greise, welche schneckenhaft am Birkenstock emporkriechen, und je höher, desto freier athmen, Mädchen mit rothwangigen Kindern, die Märzveilchen aus den Bergesritzen sammeln und dem lieben Heilande zum Kranze opfern, Studenten mit dem

Studium der Hypothenusa und den blassen Leiden menschlicher Vielwisserei, ältliche Damen mit dem Rosenkranz und der Kraushaube, die an längst vergangene Zeiten mahnt. Sogar der hypochondrische Menschenfeind findet sich ein zur Kritik der jungen Sonnenstrahlen, die mit der Jugend scherzen und sich mit den Kirschblüthen in offene Verschwörungen einlassen. Es ist ein einziger Anblick, dieses frische Leben der Natur mit dem Nachtigallliede und dem Quellengeriesel, von seligen Menschen empfunden und genossen in naturgemäßer Verbindung mit den heiligsten Momenten der Menschenerlösung, Leib und Seele erfrischt vom Hauche der Gnade, der vom Kreuze ausströmt. Und diese fröhlichen Kinderspiele rings um die Grabkirche an den Füßen des heiligen Kreuzes, während das kranke Herz im Innern der Kirche sich ausleert und Trost schöpft aus den Wunden des Erlösers. Das muß man der katholischen Kirche nachrühmen, keine versteht es besser als sie, die tiefsinnigsten Wahrheiten des Christenthums zu popularisiren und dem Leben praktisch zu vermitteln. Die Grabkapelle bei Botzen ist ein Meisterstück dieser christlichen Seelsorge, welche den Menschen menschlich nimmt und das Heilige für ihn natürlich macht. Wo diese Natur des christlichen Lebens fehlt, bleibt nichts übrig als die Kopfhängerei, welche sich selber aufzehrt, oder die Rohheit der Demokraten ohne persönlichen Gott, wie sie auf anderen deutschen Bergen leider nur zu häufig auftritt. Uns trug indessen die lustige Fahrt hinaus in die Auen des Etschthales, einerseits an steilen Schieferfelsgebirgen, die mit Schloßruinen gekrönt sind, andererseits an den Gründen des ausschweifenden Thalstromes vorbei, über welchen jenseits die dunkeln Waldungen von Eppan und St. Michael ernst in die heitere Landschaft herein ragen.

Nach einer guten halben Stunde erreichten wir St. Jakob in der Au, eine Hügelkirche links auf einer felsumringten Flur, inmitten sparsamer Wohnungen, die mit liebenswürdiger Zutraulichkeit im Rebengelände umhersitzen, den Mittelpunkt einer weit umher gestreuten Bevölkerung seit unfürdenklicher Zeit. Antonio, unser freundlicher Wallfahrtsphilosoph, schwang seine Haube freudig in die Luft, als er die Kirche erblickte. „Je einsamer, desto besser!" rief er aus, „ein Sinnbild der stillen That eines liebevollen Geistes. Aus fernen Gegenden barfuß ist er herangekommen und hat hier auf den spitzen Steinen ausgerastet und in's Auge des verlassenen Volkes geblickt. Eine hei-

lige Thräne des Mitleids hing an den Wimpern des römischen Missionärs, der ohne Weib, ohne Kinder, ohne Heimath, ohne Geld den Armen das Evangelium bringt, und uneigennützig in jedem Menschen das Ebenbild Gottes ehrt. Ein Hörnchen aus Elfenbein, das einzige Erbgut seines Vaters, vermittelst einer Schnur an seinem Gürtel befestigt, dient ihm als Feierglocke zur Versammlung. Der schrille Ton irrt von einem Hügel zum anderen mit Hall und Wiederhall. Kinder und Erwachsene eilen heran zum wunderbaren Fremdling, erfassen seine Hand, wühlen in seinem Barte und küssen mit Ehrfurcht das rothe Kreuz auf seiner Brust. Er nimmt die Harfe von seinem Rücken und singt zum süßen Schall der sieben Saiten ein ergreifendes Lied von Jesus, dem guten Hirten, welcher neunundneunzig Schafe verläßt und das verlorene hundertste aufsucht, und wenn er es gefunden, auf seinen Schultern heimträgt in seine Hürde. Die Tonwellen rieseln hinaus in's weite Land und sprudeln empor in's Gebirge, und locken so unwiderstehlich, daß keine Seele ihren süßen Schmeicheleien widerstehen kann. Man kommt rüstig mit Axt und Spaten, mit Holz und Brecheisen, und noch vor Sonnenuntergang des ersten Tages erhebt sich das heilige Kreuz auf dem dürren Hügel, das Zeichen der Einigung, der Sanftmuth und der Liebe. Eingelegt ist in's Kreuzholz eine Reliquie des heiligen Apostels Jakobus, der einst für den Heiland geblutet und dessen rechter Zeigefinger aus der evangelischen Predigt zu Jerusalem mit dem Missionär hierher gewandert war, um das arme Volk an seinen apostolischen Ursprung zu binden. Deshalb heißt es hier: „Sanct Jakob in der Au!“ sprach der Missionär mit einer Stimme, die wie der Klang edlen Metalls einschlug in alle Herzen. Es währte nicht lange, so war ein Kirchlein gebaut, so wurde die erste Messe in diesen Bergen gefeiert, so zog die heilige Prozession mit Christus im Abendmahl hinaus an die hangenden Bergeshalden, und ein blühender Menschenkranz voll Andacht und Liebe schlang sich um das wahre Fleisch und das wahre Blut unseres Herrn Jesu Christi, welcher das erste Mal in diesem himmlischen Geheimnisse die Wälder und Fluren segnete für das christliche Volk. Als der Missionär, abgezehrt und erschöpft nach vieler Arbeit und Noth, eines Morgens todt an den Stufen des Altares lag, weinte die ganze Gemeinde und begrub ihn auf einer sonnigen Stelle des Friedhofes. Niemand hatte ihn um seinen Namen gefragt, nie hatte

er selbst von seinem früheren Leben etwas verlautet, ungenannt im Leben und im Tode, geht er noch jetzt in der Abenddämmerung als stillsegnender Geist durch Wald und Wiesenflur. Viele Jahrhunderte haben an dieser Jakobskirche gerüttelt, aber sie nicht bezwungen. Aufragend aus den ersten Zeiten des Christenthums in Tirol, hat sie ohne Unterlaß den süßen Heiland gepredigt und betrübte Herzen getröstet. Selbst der schuldvolle Verbrecher hat an ihrer Mauerecke nicht vorüber gekonnt, es zog ihn mit unsichtbarer Gewalt an die heiligen Stufen und preßte ihm die Thränen der bittersten Reue aus der verstockten Seele. Du That der Liebe, du Grab des Missionärs, den Niemand kennt, sei von mir tausend Mal gegrüßt!" Mit diesen Worten setzte Antonio seine Haube wieder auf und gab sein rothleuchtendes Angesicht den Abendwinden zu kühlen. Uns Allen war die Thräne frommer Rührung in's Auge gestiegen. Der junge Fuhrmann schien unendlich erbaut über die andächtigen „Bergsträßler," welche Niemand in Botzen von dieser Seite kannte. „Wenn's nur länger gedauert hätte," flüsterte er, „das war schöner als die beste Predigt." Ein liebkosender Ruf an die Pferde mit Peitschenknall, und wir standen mit unserm Wagen mitten in Leifers. Da war's mit unserer Fahrt am Ende. Wir nahmen einen wackeren Müllerjungen, Fritz mit Namen, als Wegweiser und Träger unserer geringen Habseligkeiten, und stiegen unverweilt in die Schlucht des Brantenthales hinauf, welche im steilen Anstiege nach Weißenstein ausmündet. Vor und hinter uns beteten Züge von Wallfahrtern, ungeachtet des beschwerlichen Weges, ihren Rosenkranz. Unwillkürlich fielen wir Alle ein und riefen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder!" „Ja, arme Sünder," munkelte Antonio vor sich hin und blickte uns bedeutsam an. „Da können wir alle Eitelkeit und Weltweisheit zurücklassen, sonst kommen wir mit ganzen Herzen nicht über diese Felsen hinauf." Hart am steilsten Anstiege hörten auch die Pilger einstweilen zu beten auf und nahmen uns freundlich in ihre Mitte. Frage und Antwort gaben sich unter solchen Umständen von selbst. Es war auch hohe Zeit, nicht bloß für die Pilgersleute, sondern auch für unsere Leser, das Räthsel unseres Lebens und Daseins dem allgemeinen Verständnisse begreiflicher zu machen. Wir waren daher dem Tirolermädchen recht dankbar, welches, an einer weißschimmernden Hügelkapelle ob Leifers vorüber, neu-

gierig zu Antonio emporblickte und mit schelmischem Lächeln sagte: „Da ihr nun einmal mit uns wallfahrtet, so wär's in der That schön von euch, wenn wir auch wüßten, wer ihr denn eigentlich seid. Mit unbekannten und hergelaufenen Leuten geht man bei uns nicht gern." Das war ein Funke, der zündete. Die Wallfahrter umdrängten Antonio, faßten ihn am Arm und Rockzipfel, und erklärten Alle, er müsse erzählen, wer er und seine Reisegefährten seien. Das sei nun einmal Landesgebrauch, der nicht umgangen werden dürfe. „Lieben Leute! laßt mir nur in eurer Lieb' und Andacht Leib und Seele beisammen," erwiederte Antonio, „ihr sollt Alles wissen, jedenfalls mehr als ihr braucht. Mein Vater stammte von Varena am Comersee und war ein Arbeiter in Gyps. Frühzeitig kam er als Geselle nach Offenbach am Main im Großherzogthum Darmstadt und arbeitete dort über acht Jahre bei einem Gypsfigurenfabrikanten, welcher damit einen Handel durch ganz Deutschland, namentlich nach Hamburg trieb. Da lernte er auf einem Jahrmarkte zu Bonamös ein Landmädchen kennen, das ihm sehr gefiel, und auch seinerseits nicht ohne Aufmerksamkeit blieb. Er hatte sich in seinem Gesellenstande mit italiänischer Sorgfalt 250 Gulden erspart und glaubte damit ein eigenes Geschäft anfangen zu können. Durch die Gunst der benachbarten Grafen von Erbach im Odenwalde erhielt er als ein treuer, verläßlicher Mann das darmstädtische Staatsbürgerrecht und heirathete wohlgemuth seine Therese von Bonamös, ungeachtet sie Protestantin und ohne Vermögen war. Er besuchte nun alle Jahrmärkte und Messen der Umgegend mit seinen Gypsfiguren und errang dadurch die kärglichen Mittel, sich und seiner Frau das Leben zu fristen. Auf einem dieser Jahrmärkte zu Weinheim an der Bergstraße kam ich am 26. October 1829 zur Welt im Pferdestall des Gastwirthes zum Einhorn auf einem Bündelein Stroh, wie mir mein Vater oft erzählt hat. Meine Mutter, durch die bereits kalte Witterung angegriffen, konnte sich von ihrer schweren Geburt unter den ungeschickten Händen einer jungen Hebamme nicht mehr erholen. Fast ein Jahr kränkelnd, starb sie im darauf folgenden September 1830 zu Jugenheim, wohin sie vom zärtlichen Gatten nach der Anordnung der Aerzte in die frische Landluft zu heilkräftigen Wasserquellen gebracht worden war, und fand auf dem dortigen Gottesacker ihre Ruhestätte. Mein Pathe war der reiche Fabrikbesitzer Hermann, ebenfalls protestantisch

wie meine Mutter, und deßhalb war ich auch nach protestantischem Ritus von einem zufällig anwesenden Reiseprediger aus Bremen getauft worden. Nach dem Tode meiner Mutter nahm mich Hermann ganz zu sich und ließ mich durch seine Tante, welche ihm das Hauswesen führte, mit Liebe und Sorgfalt erziehen. Ich lernte unter dieser eifrig lutherischen Dame schnell lesen und bald die Bibel auswendig, mit hundert anderen Kernsprüchen, welche sie mir gehend und stehend unablässig vorsagte. Ich hatte aber nicht das Glück, ihre volle Zufriedenheit zu verdienen. Der Katholik stak mir vom Vater aus so dick im Blute, daß ich eine gewisse Vorliebe für Katholisches nie ganz verläugnen konnte, und das Lutherthum war ein so leiser, halb eingelernter Anflug, daß ich nie viel Ehrfurcht für dasselbe aufbringen konnte. Ich schlüpfte als Mittelding zwischen beiden leichtsinnig hin und her, und ließ mich anstatt vom Glauben, lediglich von meiner Phantasie leiten. Mein Pflegevater kümmerte sich um meine Religion gar nicht. Er selbst war ein guter Freund von Moleschott, und faßte nach des letzteren Ansichten die Natur und Welt auf. Seine Bibliothek hatte einen reichen Schatz dieser atheistischen Literatur, und es war weit mehr von „Kraft und Stoff", als von Gott und Kirchenthum die Rede. Er wollte auch aus mir einen berühmten Chemiker machen, um seine Cattune zu färben und neue Vortheile für seine Fabrik zu entdecken. Aber meine Natur war dazu nicht gemacht. Ich ging mit seiner Einwilligung nach Tübingen und trieb daselbst unter Vischers Leitung Aesthetik, Kunstgeschichte und moderne Literatur. Man nennt Vischer allgemein einen Pantheisten, und meinetwegen mag er es auch seyn. Auf mich hat er gut gewirkt durch seinen Enthusiasmus für alles Schöne in der Dichtung, Malerei und anderen Künsten. Dazu hat er eine gewisse treuherzige Gutmüthigkeit und einen gründlichen Haß gegen die theologischen Meinungen der Reformatoren, die er Stümper nennt im Wissen so gut als im Leben. Von dort bin ich nach zweijährigem Aufenthalte mit diesen guten Freunden in eure schönen Berge hereingekommen, und so flattern wir heute als Kleeblatt in eurem Kranze nach Weißenstein mit."

Die guten Wallfahrter hatten mit sichtbarem Wohlgefallen der Erzählung Antonio's zugehört, obgleich man ihnen deutlich ansah, daß sie keineswegs im Stande waren, Alles zu begreifen. Darauf kam es auch nicht an. Die Hauptsache war ihnen klar,

Ein deutscher Student stand vor ihnen mit allen Arabesken der Jugend und der Phantasie. „Sage mir einmal, bist du denn wirklich lutherisch?“ fragte ihn Mika, die Vorsängerin, welche wir bereits von Runglstein her kennen. „Ich kann es kaum glauben! Du siehst so artig aus, die Augen so hell, das Gesicht so traulich und die Stimme so herzrührend; das kann doch wahrhaftig nicht lutherisch sein!“ Mit der zartesten Freundlichkeit wehrten die Anderen ab. „Sei doch nicht zudringlich! Laß ihn doch gehen!“ erscholl es von allen Seiten, und Mika trat bescheiden und über und über roth im Gesicht in den Kreis ihrer Wallfahrtsschwestern zurück. Der Weg führte uns über dem steilsten Anstiege durch die Waldregion der Mittelhöhen, wo uns reichliche Waldnacht gegen den Stich der Mittagssonne beschützte. Das Brantenthal ist eine tief in Sandstein und Phorphyr eingewühlte Bergschlucht, mit schauerlichen Abhängen und kühnen Bildern der Alpenwelt. Während uns hier die Saat riesiger Fichten beschattete, tönte unter uns und jenseits des Wildbaches auf hangenden Bergfluren das Lied der Bäuerin, welche mit Einsammlung der Gerste und des Hafers beschäftigt war, und Heerdengeläute klang von den steilen Höhen der Hirtentrift herüber und hinüber mit einem wunderbaren Sang von Laut und Gegenlaut, als sängen alle Zweige des Waldes, alle Wellen des Gießbaches und alle Hauche der Bergeslüfte hinein. Eigenthümlich ergriff mich diese Waldeinsamkeit mit ihrem Gedankenreichthum, mit der Fülle geheimnißvoller Töne, welche wie gebannte Geister zwischen Felsen wohnten, mit dem verwundersamen Spiele der Streiflichter auf den bemoosten Steinen.

An einzelnen Bäumen am Wege hingen ärmliche Täfelein mit Gemälden, welche das Leiden und Sterben Christi vorstellten. „Das sind Stationen!“ erläuterte Mika, als sie meine Verwunderung darüber gewahrte. Der heilige Franziscus von Assisi war nämlich nach dieser Belehrung ein besonderer Verehrer der Passion unsers Herren Jesu Christi und vererbte diese andächtige Vorliebe auf seine Ordenssöhne, welche diese Kreuzandacht für das Volk popularisirten, indem sie die Leidensmomente in vierzehn Abtheilungen oder Betrachtungspunkten sinnbildlich durch die Kunst vor das Auge rückten. Die letzteren nennt man nun Stationen, weil der betrachtende Beter bei jeder nachdenkend verweilt und gute Gedanken in der Seele

aufweckt. An diesem Wege sind dieselben auf anderthalb Stunden vertheilt und der Wallfahrter steigt in der Beherzigung des Leidens Christi den steilen Berg hinauf. Und wenn diesen Kreuzweg ganze Gemeinden machen, so singen sie bei jeder Station ein darauf bezügliches Lied, auf daß es weithin in die Wälder schallt. Und in der That, so oft ein Bildchen am Fichtenbaum erschien, entblößten die Wallfahrter ihr Haupt und beteten, in der Stille fortwandernd, ihren andächtigen Reim. „Doppelt lehrreich," meinte Albert, der nüchternste von uns dreien. „Wir Protestanten kennen diese Leutseligkeit des Christenthums, diese Herablassung des Allerheiligsten zum gemeinsten Manne, zur niedrigsten Magd in Feld und Wald, an allen Wegen und Stegen gar nicht. Die Hoffart der Prädicanten hat uns um diese schönste Seite christlicher Humanität gebracht. Da muß Alles schwülstig und vornehmig sein, wenn es des Erlösers würdig erfunden werden soll. Dadurch geht alle Jugend des christlichen Lebens verloren und das gespreizte Altvaterthum der Komödie tritt an ihre Stelle. Eben so unbekannt ist bei uns die detailisirte Leidensbetrachtung an unserem Herrn und Heiland, welche aus dem apostolischen Zeitalter wie die Balsamstaude der Andacht, Geduld und Kreuzliebe in's Leben der Katholiken hereingewachsen ist, mit den geheimnißvollen Schmerzen mitleidender Seelen, welche sich dadurch von ihrer Sündenschuld läutern und mit den Strahlen aufopfernder Gottesliebe durchdringen, mit dem Grundtriebe zur heiligen That in jedem Herzen, das dem Heilande seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit für die Menschenerlösung beweisen will, und mit jenen tausend Gedankenblitzen, welche Kunst und Poesie liebeglühender Herzen im mächtigen Strahlengefunkel um das heilige Kreuz geflochten haben. Die Schale haben wir allerdings; aber den ausgepreßten Saft haben die Professoren von Wittenberg in's chemische Laboratorium theologischer Zänkereien geliefert, und da ist er längst verdampft und verflüchtigt worden. Die Demuth, zur katholischen Quelle zurückzukehren, wird in Deutschland, wie es scheint, noch lange auf sich warten lassen."

Mittlerer Weile waren wir an die dunkelste und engste Stelle des Thales gekommen. Die Wallfahrter stimmten die Allerheiligen-Litanei an, das Ergreifendste, was unter solchen Umständen dem fühlenden Herzen begegnen kann. Eine endlose Reihe heiliger Wallfahrter, längst dem Reiche der Geister angehörig,

durch alle Zeiten und Nationen, zu den Lebendigen herunterreichend, zieht an unserer Seele vorüber, und bei jedem ruft die ganze Pilgerschaar: „Bitte für uns!“ Und der Wiederhall an der Phorphyrwand ruft: „Bitte für uns!“ Keiner von Allen ist gestorben, jeder lebt in Christus, theilnehmend an seiner göttlichen Natur, mit seinem ganzen Wesen dem Grunde alles Lebens und Seins eingewurzelt, uns weltverlorene Geister anziehend in Kraft all-mit-wissender und all-vor-sorgender Liebe! Da schmilzt jedes protestantische Vorurtheil. Die Heiligenverehrung ist nur der Ausdruck naturgetreuer Menschenempfindung, welche in Christus und seinen Heiligen selig ist.

Als der letzte Ton dieser großartigen Andacht verrauscht war, langten wir an einem kleinen Hause am Wege an, wo die Wallfahrter sich zum Ausruhen niederließen. Es war ein schöner Kreis von gesunden Menschen in der kleidsamen Tracht Südtirols, mit dem unverwüstlichen Humor, welcher selbst bei der größten Anstrengang nie versiegt und durch herzliche Andacht nur erfrischt wird. Man aß vom mitgebrachten Vorrath und trank aus dem Felsenquell, welcher aus eisernem Rohre silberhell in ein längliches Holzbecken sprudelte. Scherz und Ernst spielte bunt durcheinander, mit der besten Lebensart von der Welt, wie es im reichen Maße bei diesen Kindern der Alpen zu finden ist, ein Aufflammen von Geist, Witz und Natürlichkeit, wie es nur der heiteren Religionsauffassung katholischer Länder natürlich ist. Bei uns scheint es in der That nothwendig zu sein, alle Religion bei Seite zu schieben, um zur Heiterkeit des Lebens empor zu tauchen. Und seltsamer Weise hört man im Munde der Protestanten keinen Vorwurf öfter, als den der düstern Gemüthsstimmung bei Katholiken. Es ist gerade umgekehrt. Diese Düsterheit ist ein Anklebniß der pietistischen und fanatischen Religionsverdrehung, an denen unser Leben von jeher so reich gewesen ist.

Wir hatten im Hinblick auf die Munterkeit der Pilgrime wirklich nach Alberts spitziger Bemerkung der heiligen Jungfrau von Weißenstein zu danken, daß keiner dieser ungeschickten Eiferer dabei gewesen ist. Denn diese Leute können alle Qual der Langeweile, allen Zwang des mürrischen Frommseins, alle geistlose Affectation ertragen; nur wenn die Quelle des natürlichen Humors überschwillt, wenn der launische Witz die alltägliche Steifheit des Lebens durchbricht, da wird ihnen schwindelig zu

Muthe, da glauben sie ihr Erbtheil gefährdet. Sie bekommen höchst gewissenhafte Krämpfe über den Mangel an Anstand und Würde. Davon wissen diese Kinder der Alpen freilich nichts. Geistesarmuth und Heuchelei zu gleicher Zeit sind ihnen völlig unbekannte Dinge. Scheint die Sonne des Lenzes, gehen die Kelche der Alpenkräuter blühend auf, so öffnet sich die kindliche Seele dem Dufte des Lebens und der Gesundheit. Von allen Hügeln tönt das Jauchzen zufriedener Menschen, aus jedem Busche tönt das Lied der Amsel, in allen Schichten der Luft der Lerchenwirbel. Da lächelt die Flur wie das Menschenauge, und die Rede springt aus dem vollen Herzen wie ein Trutzlied, neckisch und keck. Da kleidet sich selbst in der Trauer Niemand schwarz, und es ist keine Spur von andächtiger Kopfhängerei, die naturwüchsige Poesie schlägt alle Seitenstiche und Milzsuchten der Pedanten nieder, wenn sie auch sehr ernsthafte Amtskleidung trügen. Die fromme Galle ist eine Waare, welche hier Niemand kauft und Niemand anpreist.

Als wir wieder aufbrachen, gingen wir in eine tiefe Schlucht ein, in welche das Brantenthal ausläuft am Felsenstock, auf welchem Weißenstein liegt. Man muß die steilste Anhöhe hinauf, fast anderthalb Stunden weit. Die dämmernde Nacht hüllte uns in Dunkel. Kein Laut tönte von den Lippen. Schweigend gings empor. Nur schwere Athemzüge, Zeugen der großen Anstrengung, waren zu vernehmen. Erst um neun Uhr Abends stand auf einmal das Servitenkloster wie ein weißes Zauberschloß vor unseren suchenden Blicken im Monddämmerschein. Alles zerstreute sich in die Herbergen. Wir „Bergsträßler“ nahmen im einzigen Wirthshause bei guten Leuten unsere Wohnung und erquickten uns mit dem mäßigen Vorrathe, welcher daselbst zu finden war. Am anderen Morgen wurden wir schon frühe mit allen Glocken fast eine halbe Stunde lang wach geläutet, während der heiterste Morgen mit seiner ganzen Strahlenpracht über den Bergen aufging. Nun konnten wir erst die Eigenthümlichkeit unserer Situation klar auffassen. Ueber uns ragte der ungeheure Jochgrimm, einer der höchsten Gebirgsfirsten Südtirols, in die Lüfte, schaurig anzusehen in seiner graulich-schwarzen Tonnenform, gerade als Stirn- und Gränzpfeiler zwischen den Thälern von Trient und Brixen, gegenüber den Thälern von Sarnthal und Meran, parallel mit der Mendelspitze ob dem Nonsberge. Am Nordabhange dieses Jochgrimms, wohl viertausend Fuß tiefer,

weit in's Land vorspringend, ruht über der Ebene von Botzen das Plateau von Weißenstein, mäßigen Umfanges, mit der Wallfahrt der heiligen Jungfrau Maria, auf welchem wir jetzt wie auf einer Altane standen, um rings das herrliche Land, den größten Theil des deutschen Südtirols, im glänzenden Prachtbilde zu bewundern.

Für diesmal hatten wir jedoch nicht lange Zeit, die Wunder der Natur zu betrachten. Das emsige Zusammenströmen der Pilgersleute führte uns mit ihnen in die Kirche. Die letztere ist ein freundliches Gebäude im neueren Style an's Servitenkloster angebaut, wo die Mönche dieses Ordens, in der mittleren Zeit von florentinischen Edelleuten zur Verehrung der Mutter Gottes gestiftet, drei an der Zahl wohnten. Ihre Kleidung ist noch jetzt mittelalterlich und erinnert an die Tracht der Senatoren der Stadträthe in Italien. In der Kirche herrschte lautlose Stille. Alle Beichtstühle waren von reuigen Sündern umlagert, und überall herzliche Andacht und Selbstaufopferung an den Betenden zu gewahren. Mit Schlag sechs Uhr erklang die Orgel zu einem geistvollen Liede, welches die ganze Versammlung mitsang, um die Gnade göttlicher Erleuchtung für den Prediger zu erflehen. Hierauf erschien ein junger Mönch auf der Kanzel, von zartem Körperbau, mit einer sanften, eindringlichen Stimme, fast ohne alles Geberdenspiel, so wahr und natürlich, wie man in größeren Städten leider kein Beispiel mehr finden kann. Er sprach in einer Rede von dreiviertel Stunden über den Zweck und die Bedeutung des Wallfahrtens, welcher alles Volk mit größter Aufmerksamkeit zuhorchte und davon tief in der Seele erbaut war. Niemand wird mir zumuthen, den reichen Gedankenstrom mit historischer Treue bis in's Einzelne wiederzugeben. Aber, nach dem Gasthause zurückgekommen, zeichnete ich mir doch das Interessanteste für einen Protestanten auf und kann mich nicht enthalten, hier einiges einzuschalten, wenn auch manches von mir eingeflossen sein mag, da ja Niemand im Stande ist, seine eigene Natur in der Auffassung fremder Meinungen ganz abzustreifen.

„Das, von Protestanten angefochtene Wallfahrten", sagte er unter Anderm, „verdient unsere volle Aufmerksamkeit. Unter dem Schein von Eifer wird eigentlich gegen die Grundlage des apostolischen Christenthums gearbeitet. Jedermann weiß, daß schon im ersten Zeitalter der christlichen Kirche die Kampfstätten und

Reliquien der Apostel mit ihrem glänzenden Zeugnisse für Christus die innigste Verehrung der christlichen Welt mit Recht genossen haben. So lange es Freunde Christi und der Apostel gibt, gab es Pilger an die Stufen der Peterskirche, wo die Gebeine der Apostelfürsten ruhen. Selbst der Papst erscheint, obgleich oberster Priester der Christenheit, unter den tausend und tausend Pilgrimen am Vatican als einzelner Mann zur Verehrung des Martertodes seiner heiligen Vorgänger. Dem materiellen Orte geht dadurch keinerlei Verehrung zu, sondern der christlichen Heldenthat, welche auf dieser Stelle als lebendige Ueberzeugung einer gotterfüllten Menschenseele der Wahrheit huldigte, und die Welt mit Bewunderung über den Glauben und die Standhaftigkeit der Blutzeugen erfüllte. Der Ort und die That stehen im geheimnißvollen Zusammenhange, welchen jedes richtige Gemüth anerkennen muß. Keine Religionsgesellschaft kann sich jemals dieser Anerkennung entziehen, weil sie sich dadurch der Vernunft und Menschlichkeit entziehen würde. Man baut unzählige Denkmale besonders gegenwärtig in Deutschland an Stätten, welche die That, die Liebe und die Andacht geweiht haben. Ist das Aberglaube oder eine rein menschliche Aeußerung? Die Restauration der Wartburg, das schöne Denkmal auf die tapferen Hessen vor den Thoren Frankfurts, der heilige Sebaldus im Sarge zu Nürnberg ist ein glänzender Unsinn, wenn es zwischen Zeit und Ort, Leben und That keine geistig anregende, ewig wirksame Verbindung gibt. Wenn ich in das unveränderte Zimmer eines großen Fürsten, eines berühmten Helden, eines mächtigen Dichters eintrete, und noch ein Herz im Leibe trage, so schauert es mich geheimnißvoll an; die Dinge, welche einst mit dem berühmten Todten in Verbindung gestanden, äußern eine besondere Weihe der Kraft, weil sie auf dem Boden unsterblicher Gedanken, unbefleckter Empfindungen, fruchtbarer Thaten ruhend, einst ein Wesen umspannen, welches Zeit und Welt regiert, und von dieser Stelle aus die weitesten Räume durchdrungen hat. Wenn mir in Marburg die Glöcknerin den leeren Sarg der heiligen Elisabeth in der gefeierten Kirche zeigt, und Philipp den Großmüthigen anführt, welcher einst die Gebeine der liebevollen Dulderin in einem Hafersacke davontrug, so habe ich eine Empfindung einzig in ihrer Art, auf keinem anderen Boden Deutschlands zu haben, mit einem unvergeßlichen Stachel in der Seele. Und knie ich im Dome zu Bamberg am Grabmale des

Kaisers Heinrich des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde, denen Deutschland unermeßlichen Dank schuldet für unzählige Stiftungen zur Ausbreitung christlicher Gesittung, an denen noch Tausend und Tausende zehren, Gläubige so gut als Ungläubige, wenn die ganze Uebermacht dieses keuschen Tempelbaues, in jungfräulicher Reinheit, mit dem Andenken der geliebten Stifter in's Gemüth einschlägt und die Sünden dieser üppigen, lasterhaften Welt verdammt, ich weiß nicht, wie es Anderen ist, ich muß mit pochendem Herzen gerade an dieser Stelle niederfallen und den Grundstein küssen, welchen einst der Kaiser und die Kaiserin der deutschen Nation demüthig herangewälzt, und mit ihrem Gebete und mit ihren Thränen geheiligt haben. Was ich hier empfinde, suche ich in Wittenberg, unter den Linden zu Berlin und in Auerbachs Keller zu Leipzig mit des Pudels Kern umsonst; Bamberg allein am Fuße des Michaelsberges muß an meine Seele thatkräftig herantreten und mit seinem geistigen Anhauche mich erfrischen. Wer diesen innigen Bezug zwischen dem Ort und seinen Thaten läugnet, verneint den Gedanken und seine Wirkung in Raum und Zeit, er verneint den Menschen! Und wer dies Läugnen in die Religion hineinträgt, ist ein Selbstmörder an den heiligsten Gefühlen seiner sittlichen Welt, weil er das Ende von seinem Ursprung, Palästina von Rom und dem Heilande trennt. Treten wir aus den geschichtlichen Momenten in unsere Selbsterfahrungen ein, so gesteht sich gewiß jeder geistvolle Mensch, welcher allein das unangefochtene Recht zu denken und zu reden hat, seine Freude und sein Schmerz, seine Liebe und sein Haß, der gesammte Inhalt seines Seelenlebens sind dergestalt an die Oertlichkeit und räumliche Zustände gebunden, daß er sich davon nicht trennen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Was mein Geschick gebildet, was mein Leben entschieden, was mein Liebstes gesponnen, an wenigen Orten ist es geschehen; diese haben es ausgewirkt, an diesen hangt meine Seele wie die jungen Sprossen des Epheu's an der morschen Mauer, wo sie allein grünen und blühen können. Daher die Vorliebe für die entscheidenden Stellen unseres Glückes und unseres Unglückes. Jahre können durch Alter und Noth meine Seelenkräfte bändigen, wenn ich aber nach langer Zeit wieder an die kritische Stelle komme, an den Brausestand meiner geflügelten Jugend, so wird unwillkürlich die Thräne im Auge wach, das Herz zittert und der Athem weht von den Lippen

wie Feuersgluth. Und selbst wenn ich gefesselt auf dem Bette der Schmerzen sitze, so liegt noch die grüne Stelle vor mir, wo ich, lenzlich aufgethaut, meine Jugend empfunden und genossen habe. Die Büsche, die längst verblühten, wehen noch aus der Ferne ihren Frühlingsduft mir zu, und die alten Laubvögelein singen ihr altes Lied aus den Hecken. Und zieht mein gangfester Freund, der Schüler meines Herzens, hinaus zu meiner Schicksalsstelle, so gebe ich ihm, gelagert im Hausgärtchen am Märzensonnenschein, den süßen Auftrag, den Hügel zu besteigen, der für mich so einflußreich gewesen ist, mir ein kleines Läublein vom Schicksalsbaume heimzubringen und die alte Aussicht in meinem Namen mit einer Thräne zu segnen. Und diese reinmenschliche Anhänglichkeit an den Ort des Geschickes ist so alt als die Welt, so ewigjung wie das Geschlecht der Menschen. Wo mein Vater geweint hat, da soll ich nicht die Stelle küssen dürfen, wo die große volle Thräne aufgefallen ist? Und wo meine Mutter in seliger Gottesnähe den Trost des Himmels empfunden hat, da soll mir's verboten sein, zu beten um Gnade vom alten Gott, um Trost und Hülfe für das ewigschwache Menschenherz? Wo Tausende mit dem Beistande des heiligen Geistes die Last ihrer Sünden abgeworfen, da soll ich ohne Aberglauben mein Haupt nicht in den Staub legen und zum Heiland um Verzeihung meiner Vergehen weinen können? Kein Herz hat je auf Erden geathmet, welches der Stätte seiner Lebensschicksale das Gefühl entzogen hätte. Und diesen Grundton des menschlichen Daseins wollt ihr aufheben? Den Menschen wollt ihr ohne Boden, ohne Liebe, ohne Rast auf der schmalen Insel zwischen Himmel und Erde baumeln lassen? Ihr wollt für diesen unersetzlichen Verlust Ersatz leisten mit euren kalten Phrasen, mit euren klapperdürren Moralien, mit der Traufe eurer kurzathmigen Weisheit? Gott befohlen, ihr Propheten von Bethel und Dan! Ich bleibe auf Weißenstein sitzen, und blicke demüthig und bescheiden dem Wunderbilde in's Gesicht. Wer diese Bezüge örtlicher Anhänglichkeit wegfegt, der reißt einen Grundpfeiler aus dem Dogma der Menschenerlösung hinweg. Noch mehr! Wenn der Heiland der menschlichen Natur sich einverleibt, um uns der göttlichen Natur theilhaftig zu machen, so hat er es als Pilgersmann im ungenähten Kittel gethan. Er hat, ein Fremdling auf Erden, die Räumlichkeit dieser Welt durch seine Anwesenheit auf derselben geheiligt, und die todte Materie vergei-

stigt mit Blut und Thränen, welche er auf dieselbe niederfallen ließ. Die katholische Kirche ist diesem Doppelzuge stets unverbrüchlich treu geblieben, und Gott hat nicht ermangelt, auch hierin ihre Naturtreue mit besonderen Erweisen seiner Gnade zu segnen.

Deßhalb lockt Palästina so unwiderstehlich zum Besuche vor den Augen des Sehnsüchtigen. Christi Blut floß auf Golgatha für Wahrheit und Menschenrecht. Dem Heilande nach haben Tausende in seinem Glauben, in seiner Liebe mit ihrem Blute Stadt und Land geheiligt. Wetteifernd mit ihnen haben heilige Bekenner die lange That der Abtödtung, der Treue und Anhänglichkeit an den Erlöser an tausend Stätten mit ihrer Standhaftigkeit und Ausdauer geweiht, sie Alle Glieder des einen Leibes Christi sie Alle mächtig in den Verdiensten seines Leidens und Sterbens, Pilgrime wie er, begierig nach den Wohnungen, welche nicht mit Menschenhänden gemacht sind, zurück zum ersten Ursprung im Himmel. Keine Stätte dieser Großthaten christlicher Liebe ward vergessen. Die ersten Gläubigen, kaum ledig aus den Banden heidnischer Imperatoren, haben über denselben Tempel erbaut, die Reliquien darin niedergelegt und über den letzteren das Opfer der heiligen Messe gefeiert, welche im eigentlichen Sinne der höchste Wallfahrtsgottesdienst ist, weil Christus immer von neuem die Pilgerkleidung annimmt, um das Elend der Menschen zu beseitigen. Dadurch wurde das lebendige Evangelium der Katholiken an tausend und tausend Stellen fixirt an die lebendige That, die Theorie an die Praxis, zur Erklärung des wahren Sinnes der Schrift, zur Quelle lebendiger Glaubenstradition, welche ebenfalls als unabläßige Pilgerin durch alle Zeiten und Völker geht. Die Geschichte hat sich dadurch organisch mit dem Dogma verbunden. Diese Fixirung des Religionsinhaltes an den Ort hat Millionen im Gefühle wohlthätiger Seelenhülfe den Ruf ausgepreßt: „Hier ist heiliges Land; hier ist die Pforte des Himmels!“ An diesen Stätten hat sich zur Geschichte des christlichen Dogma's das heilige Abendmahl als leibhaftiges wesenhaftes Dasein des Herrn eingelagert und ein wahrhaftes Gotteshaus daraus gemacht, dem kein ähnliches oder zweites gefunden werden kann. Das hat das Pilgerthum des christlichen Lebens im Geheimnisse fest gemacht und nach dem Ausdrucke des Alterthums den Himmel mit goldenen Ketten an die Erde gebunden. Wer diese Verbindung aufhebt, zerstört, so viel an ihm ist, den Sinn der

Menschenerlösung, welche den Fluch von der Erde hinweggenommen hat. Ohne diese Anerkennung des Stofflichen im Raume durch die Einlebung Christi in's irdische Wesen ist jede Kirche Unsinn, jedes Sakrament leere Form und die christliche Gemeinde selbst eine Störung menschlicher Freiheit. Aus diesem Grunde ist das Wallfahrten der concrete Gegensatz des Christenthums zum Heidenthum, welches letztere der Gegenwart, dem irdischen Leben, dem Genusse der materiellen Güter zugewendet ist, während der christliche Geist als Pilgrim durch's Leben unsichtbaren ewigen Gütern zusteuert. Hier regiert die Sehnsucht, dort der Genuß; hier die Idee, dort die Materie; hier die Liebe, dort die Logik; hier die Reue und Demuth, dort die Selbstgenügsamkeit und der Stolz. Das Heidenthum kommt in der Regel über den Menschen nicht hinaus, während das Christenthum zur Gottähnlichkeit durchdringt. Wenn der Protestantismus das Wallfahrten verdammt, so verdammt er den sichtbaren Ausdruck des Grundzuges aller christlichen Wahrheit und Menschenentwickelung, und bricht der ganzen romantischen Poesie, aller christlichen Kunst, aller Symbolisirung des Unendlichen den Stab. Er steuert in die Schule des Karl Vogt zurück, wo die Materie allein Recht behält, und läugnet die Bedeutung aller Dome der Welt, welche nichts Anderes sind als glühende Ströme des nach Ewigkeit ringenden Herzens, in der kalten Atmosphäre zu Felsgebilden erstarrt, welche noch mit ihrer ursprünglichen Richtung den Himmel suchen."

Das war ungefähr der allgemeine Inhalt der Festpredigt, wenngleich mit „Bergsträßerausdrücken" vorgetragen; im Besondern machte er sodann die Anwendung der Theorie auf die vorliegende Wallfahrt. Ich will sie hier kurz nach meiner Art und in meiner Sprache zusammenfassen. „Auf dieser einsamen Höhe lebte ein andächtiger Bauersmann vor ungefähr vierhundert Jahren, auf dem einzigen Hofe der Gegend, ein besonderer Verehrer der heiligen Jungfrau Maria. Alle Morgen und Abende ging er hinaus zu einem Fichtenbaume, welcher rings die weitausgebreitete Gegend beherrschte. Da betete er in's Morgen- und Abendroth, und erhielt den Himmelstrost im reichlichen Maße für sein mühseliges Leben. Es entspann sich zwischen Maria und dem einsamen Landmann ein zutrauliches Verhältniß. Beide rasteten nicht, dem Heilande der Welt ihre tiefste Verehrung und Anbetung darzubringen. Und wenn der

Bauer niederkniete zum Gebete, kam Maria gleichfalls mitzubeten in schmerzenreicher Gestalt, wie einst unter dem heiligen Kreuze. Dieses innige Zusammensein in Christus bewährte sich auch äußerlich, den Menschen zum Troste und zum Zeugnisse des wahrhaftigen Zusammenhanges der irdischen Dinge mit den himmlischen. Der Baum, an welchem der gute Mann bisher seine Andacht verrichtet hatte, barst eines Tages da, wo der Stamm am mächtigsten war, und in seinem Innern kam ein Marienbild zum Vorschein, lebendig aus dem Baume gewachsen und sich vollständig in allen seinen Verhältnissen organisch entwickelnd. Eine innere Stimme drängte den Bauer unaufhörlich, dieses Wunder dem Volke zu offenbaren und dem herrlichen Bilde eine Kapelle an Ort und Stelle zu bauen. Im Traum der Nächte ward er von der heiligen Jungfrau selbst dazu gedrängt. Aber er weigerte sich dessen im Geiste, weil er sich zu schwach fühlte für eine solche Mission. Deßhalb kam Krankheit über ihn, die Strafe des Wahnsinnes, welche ihn in den Wäldern umhertrieb, bis er endlich sich entschloß, an den Bau einer Kapelle zu gehen und all' sein Vermögen daran zu setzen. Das Unternehmen ging rasch von Statten unter der Theilnahme von andächtigen Mithelfern, und unzählige Menschen strömten zum holzgewachsenen, aus dem Baum herausgeschnittenen Bilde der Mutter Gottes. Es entstand eine Kirche und an derselben ein Kloster mit schwarzen Marienmönchen zur geistlichen Pflege der zahllosen Pilger, welche in einer verwahrlosten Zeit, besonders während des dreißigjährigen Krieges, hier ihren christlichen Unterricht und ihre Lebensbesserung unter dem hilfreichen Beistande der heiligen Jungfrau Maria gewannen.

Es bleibt überhaupt ein merkwürdiges Zusammentreffen. Während der wildeste aller Kriege auf deutscher Erde das Kirchenwesen der Katholiken und alle christliche Sitte zerstörte, trieb der Herr in Tirol im Schatten des Friedens die eine Gottesblüthe nach der anderen in's Leben, so daß der Untergang eines Heiligthums am Rhein und an der Elbe zugleich ein entsprechendes Aufblühen am Inn und an der Etsch bewirkte und den factischen Beweis lieferte, daß man den heiligen Geist wohl bedrängen, aber nicht aus seiner heiligen Kirche treiben kann. Eine endlose Reihe wunderbarer Gebetserhörungen flocht sich aus Weißenstein in's Leben von drei Jahrhunderten, und schlingt sich noch blühend um die Gegenwart vertrauensvoller Pilger. Wo

zehn Generationen von Menschen geweint und gebetet haben, da ist ein heiliger Boden, da feiert das arme Menschenherz die Geschichte seiner Schmerzen und Errungenschaften, da darf auch ich hoffen, der göttlichen, schon so oft an dieser Stelle bewährten Gnade besonders theilhaftig zu werden. Da will ich, mitleidend mit Maria, eingehen zu den Quellen des Erlösers und Dem mich einen, welcher aus unendlichem Erbarmen der menschlichen Natur sich geeint hat. Denn ausgefüllt muß die Kluft werden zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, das ist der Sinn aller Glaubens- und Sittenlehre, und hier auf einsam grüner Waldesstelle, am näheren Rauschen des göttlichen Geistes vollbringt sich diese Einverleibung der Creatur in himmlisches Wesen am besten. Gott gebe, daß nur ein Herz und eine Seele im Himmel und auf Erden sei!" Bei diesen Worten fiel die Orgel ein wie eine himmlische Bestätigung dessen, was der Prediger verkündet hatte. Es folgte ein feierliches Hochamt, unter welchem unzählige Pilger mit der größten Andacht und Erbauung das heilige Abendmahl empfingen, während gerade die hellen Morgenstrahlen mit wunderbaren Streiflichtern auf die ausdrucksvollen Gesichter niederleuchteten. Die Laute der Orgelpfeifen verstummten, der Priester verschwand vom Altare, die Kerzen auf den Leuchtern wurden ausgelöscht; aber keine Pilgerseele entwich, Alles lag im tiefsten Schweigen wie angewurzelt auf dem Boden der verhältnißmäßig sehr arm ausgestatteten Kirche. Es geht nichts über dieses tiefsinnige stille Beten der Katholiken, wo die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen einen so erschöpfenden Ausdruck gewinnt. Man wirft den Katholiken so oft Ueberfülle von Ceremonien vor. Wenn man auf's Lebendige fühlt, so findet sich gerade das Gegentheil. Ihre bedeutsamsten Momente im Kirchenwesen sind ganz innerlicher Natur, ohne allen Anflug menschlicher Beihülfe, während bei uns Protestanten ohne den Ceremonienmeister Prediger und den Ceremonienmeister Vorsinger und den Ceremonienmeister Orgelspieler nichts Ernstliches anzufangen ist. Wir benutzten die tiefe Stille, um die Einzelheiten der Kirche näher zu betrachten. Die ursprüngliche Frauenkapelle ist in den Kirchenbau aus neuerer Zeit mit eingezogen worden. Kaum zwei Personen können darin zu gleicher Zeit knien, und erscheinen wie abgesondert von der irdischen Welt und aufgenommen in's Geheimniß der Menschwerdung Christi. Darüber gegen die Mitte des Kirchenschiffes

ist ein verwundersames Gemälde an der Decke angebracht, eine Schaar armer Seelen, schauerliche Todtengerippe hoch zu Roß mit schwarzer Fahne, in rothverbrämten Mänteln von weißer Farbe, die sich kapuzenartig über den Kopf schlingen. Die Winde der Nacht fahren in die Leichenkleidung und bilden Wölbungen über der Gruppe, aus denen die einzelnen Gestalten mit furchtbarer Geberde herausdrohen.

Fragt man nach der Bedeutung dieser nächtlichen Todtenfahrt in der Richtung nach Weißenstein, so erhält man eine Sage voll Tiefsinn und Ernst zur Aufklärung des befremdlichen Schauspiels. Oestlich im Thale über dem Eisack erhebt sich das Schloß Karneid am Eingange in's Eggenthal, welches sich mit seinen Wald- und Wiesensäumen nach Weißenstein emporzieht. In demselben hausten im sechszehnten Jahrhundert Edelleute unbändigen Sinnes und unbußfertigen Herzens. Da kam die Pest, die Frevler zu züchtigen. Im Todesschreck gelobten sie eidlich vor Gott und der heiligen Jungfrau von Weißenstein, wenn sie von der Seuche verschont blieben, eine Wallfahrt an letzteren Ort zu thun, und daselbst der Sünden und Lasterthaten durch reumüthige Beichte sich zu entledigen. Und in der That, sie blieben von der Pest verschont. Aber schnell vergaßen sie ihren Eid und ihr Gelübde, und setzten das alte ruchlose Leben in kecker Gottvergessenheit fort. Da kam die Pest zum zweiten Mal und raffte in wenigen Tagen die meineidigen Gesellen fort. Als der letzte an schwarzen Pestbeulen verschieden, da brachen die Todten zur Nachtszeit auf als Wallfahrer nach Weißenstein, um durch Gotteszwang nach dem Tode zu büßen, was sie im Leben treulos vernachlässigt hatten. Und als sie vor dem Heiligthum anlangten, da prasselten die niederstürzenden Gerippe mit zerbrochener Fahne an die Kirchenthüre und unerträglicher Gestank erfüllte den Vorhof. Des Morgens sammelte der Küster die Gebeine und legte sie zum ewigen Wahrzeichen in's äußerste Winkelchen der Todtenkapelle. Der Kirchenwächter machte uns die Bemerkung, „daß der Meineid und die Treulosigkeit auf Erden noch immer nicht ausgestorben sein müßten, da viele Fremde ob dieser schauderhaften Geschichte lachten und spotteten." „Nun freilich," seufzte Albert vor sich hin, „bei uns, wo der Meineid die Gerichtsacten alljährlich so beträchtlich anschwellt, fällt es Niemanden ein, die Heiligkeit des Eides in so grauenerregende Erinnerung zu bringen, wie die Phantasie und der fromme Glaube der

Tiroler. Wir sind im Innern allgemach fertig geworden mit Gott, mit dem Meineid, mit der Obrigkeit und mit dem Gerichte nach dem Tode! Da herrscht kein wesentlicher Unterschied zwischen Treue und Untreue; da lohnt es der Mühe werth, über das Zurückbleiben der Tiroler im Fortschritte zu lachen. Solche Ceremonien sind bei uns vollkommen überflüssig."

Aus der Kirche traten wir in's Kloster. Die Mönche kamen uns freundlich entgegen, frische Gestalten, zwar ärmlich aussehend, aber durchweg verständig, mit dem Anzeichen inniger Zufriedenheit auf ihrem klaren Gesichte. Ihre Zellen glichen theilweise kleinen Werkstätten, wo sie zur Abwechselung, besonders in den sechsmonatlangen Wintern, wo ihre Wallfahrt für Pilger aus der Ferne nicht gut erreichbar ist, allerlei Arbeiten verrichten, als Schreiner, Buchbinder, Bildner für Kirche und Schule, jeder daneben auf gesondertem Raume mit einer kleinen Bücherei für Ascetik und Wissenschaft. Wundersame Bilder schmückten die Klostergänge. Hier der heilige Peregrin, ein Mönch des Servitenordens, mit bösem Geschwür am Fuße, wovon ihn Christus, seine angenagelte Hand vom Kreuze ablösend, wunderbar heilt und dem vieljährigen Dulder noch die Gnade dazu gibt, auch andere Kranke dieser Art mit seinem Gebete zu heilen. Dort der fromme Piccolomini von Siena, wie er für einen armen Kranken zu Gott fleht, daß er doch statt desselben krank sein möge. Und Gott erhört ihn in der That. Der Kranke wird auf der Stelle gesund und der Servitenmönch trägt das auf ihn übergegangene Leiden sein Leben lang mit der erbaulichsten Geduld, Allen zum herrlichen Beispiel. Ein anderer Ordensmann läßt sich lieber von Banditen den Kopf spalten, als daß er die Rechte eines Krankenhauses für arme Leute beeinträchtigen läßt. In allen Bildern wenig Kunst, aber ein unermeßlicher Reichthum heiliger Gedanken und Edelthaten, ein unerschöpflicher Tiefsinn des praktischen Christenthums. Ueberall die ganz eigene, und daher gewiß apostolische Opferwilligkeit der katholischen Priester, welche keine andere Religionsgemeinschaft aufzuweisen hat. Wenn man mit diesen volksthümlichen Orden der Katholiken näher bekannt wird, so fühlt Jeder bald, daß auch hier der Versuch vorwaltet, das Priesterthum zu popularisiren, und alle abschreckende Manier der Pedanten und Amtspocher aus den Volkskreisen zu entfernen. Gewiß ist auf diesem Wege das Möglichste erreicht worden, um die Forderungen

der christlichen Lebensbesserung im weitesten Umfange geltend zu machen.

Mitten in diesen Betrachtungen trat der Prediger von heute Morgen zu uns heran. Wir drückten ihm unsere Verwunderung aus über seine gründlichen Kenntnisse unserer deutschen Zustände, die wir in dieser hochgelegenen Einsamkeit aus dem Munde eines Ordensmannes nicht erwartet hätten. Er lächelte und sagte erläuternd, daß er das vergangene Jahr eine Reise nach dem Rhein und an die Weser bis an die Elbe gemacht habe, um sich die confessionellen Zustände daselbst näher anzuschauen, und bei dem Umstande, daß Tirol immer mehr das Reiseziel der Touristen aus allen Nationen und Confessionen werde, sei es von der Klugheit geboten, das arme Bergvolk mit den Umtrieben bekannt zu machen gegen die heilige Sache der Katholiken. In der benachbarten Lombardei und namentlich in Piemont könne man hinlänglich sehen, worauf es die Emissäre aus Aller Herren Ländern in ganz katholischen Gegenden abgesehen hätten. Wir fanden an ihm einen feingebildeten, mit der deutschen und italiänischen Literatur vollkommen vertrauten Mann. Er lud uns ein, seine Handbibliothek in Augenschein zu nehmen, wo wir in der That ein glänzendes Zeugniß für die Kenntnisse und Gelehrsamkeit eines katholischen Mönches antrafen. Auf seinem Arbeitstische lag ein Aufsatz „Ueber die heidnischen Gebräuche der Katholiken,“ noch nicht vollendet, aber immerhin von einigem Umfange. Albert, welcher von jeher die Unart hatte, in alle fremde Papiere hineinzugucken, bat ihn dringend, uns daraus Einiges mitzutheilen, was er denn auch nach kurzem Zögern that. Meine Leser nehmen ohne Zweifel auch gern daran Theil. So mag es wohl gerechtfertigt erscheinen, vor dem Drucke dieses gelehrten Werkes dem deutschen Publikum einigen Vorgeschmack davon zu geben. „Schlosser, der Geschichtschreiber der deutschen Philister in Heidelberg,“ hieß es unter Anderm, „mit seinem liberalen Zopfe, sagt irgendwo, daß die Katholiken, beziehungsweise die Jesuiten die Reformation mit Ceremonien bekämpft hätten, welche sie dem Heidenthume entlehnten. Dieser Einwurf ist ohne Zweifel weit verbreitet, denn an Originaleinfällen hat der alte Herr überhaupt keinen sonderlichen Ueberfluß mehr, wie alle Geschichtswiederkäuer in zeitgemäßer Verquickung mit dem Freimaurerthum. Was finden wir denn eigentlich für heidnische Ceremonien bei den Katholiken? Das Kreuz! Unseres

Wissens haben es die Pharisäer und Professoren zu Jerusalem gegen himmlische Wahrheiten gezimmert, und ihre Nachfolger im Amte ermangeln nicht, dieses löbliche Handwerk gegen Christus und seine Kirche fortzutreiben bis auf den heutigen Tag. Möglich, daß sie sämmtlich Heiden sind, aber mit den Griechen und Römern haben sie sicher nichts gemein als den Haß gegen das Christenthum. Zeugen dessen sind viele Hochschulen deutscher Nation. Das antike Heidenthum war ehrlich genug zu erklären: „Ich finde keine Schuld an diesem Manne!" Die modernen Christushasser haben ein anderes Programm aufgestellt und wollen darin die Nothwendigkeit beweisen, Christus als Gottmenschen fortwährend zu kreuzigen, damit die deutsche Wissenschaft, unbehelligt von christlichen Zumuthungen, blühen und sich völlig auswachsen kann. Gewiß die Heiden von einst sind unschuldig an diesem Kreuze! Oder sind es die Reliquien? Diese kostbaren Ueberbleibsel heiliger Blutzeugen, welche für ihre religiöse Meinung den bittersten Tod gelitten haben, sinnbildliche Reste des innigen Zusammenhanges der Gegenwart mit der Apostelzeit rühren allerdings ursprünglich von Heiden her, welche durch Christenmord ihr Götzenthum stützen wollten. Aber noch weit geschickter sind die alten und jungen Heiden im Christenthume, welche jetzt deutsche Geschichte und Religion machen, diesen Reliquienschatz zu mehren, die Hofräthe mit stattlichem Gehalt aus alten christlichen Stiftungen, um das apostolische Christenthum zu modernisiren und zu Grunde zu richten, und ultramontane Katholiken mit ihrer kritischen Weisheit todtzumachen, in Fußstapfen des Johann Heinrich Voß, des Doctor Paulus von Heidelberg und des Freiherrn von Reichling-Meldegg. Sie verdienen, dem apostolischen Christenthume gegenüber, in der That den Vorwurf, welchen einst Festus dem heiligen Paulus in der Apostelgeschichte nach seinem muthigen Bekenntnisse für Christus gemacht hat: „Du bist wahnsinnig, Paulus! dein vieles Wissen hat dir den Kopf verrückt." So bekommen wir täglich mehr Reliquien durch Diejenigen, welche uns die Verehrung der letzteren vorwerfen. Oder sind die Bilder ein Erbe des Heidenthums? Als Göthe in einem Alter von vierzig Jahren auf seiner ersten italiänischen Reise zu Bologna christliche Bilder musterte, so wurde er ganz empört über dieses Bilderwesen, weil es, unheidnisch, ganz auf die künftige Welt gerichtet sei. Selbst Raphaels berühmte Cäcilia mißfiel dem Meister von rein-

ster heidnischer Bildung. Die Antike allein hatte vor ihm Kunstwerth, weil ohne Spur von transcendentaler Himmelssehnsucht bloß Leib, Muskel, Nacktes, Eros und Priapus, Hebe und Ganymedes, Europa und Zeus, Diana und der Mondscheinjüngling am Rande des Waldsees, Fleisch und Blut, Liebe und Genuß, Wesen und Wirklichkeit des sinnlichen Daseins. Schlosser muß diesen Passus in Göthe's Reise, die allerdings mehr hingehaucht, als geschrieben ist, ganz übersehen haben, sonst würde er einen solchen Verstoß gegen die größte deutsche Auctorität seiner geschichtlichen Mosaik gewiß nicht eingefügt, sondern ihn vielmehr seinem Collegen Schenkel überlassen haben, welcher das Bedürfniß hat, sich mit solchen Behauptungen in der Allgemeinen Kirchenzeitung von Darmstadt zu blamiren. Was ist denn eigentlich heidnisch in der katholischen Kirche? Was Schlosser und seiner Genossen am mindesten suchen, die historische Treue und Aufrichtigkeit, die logische Consequenz und Natürlichkeit in allen Anknüpfungen der theoretischen Wahrheit an's Leben, die Catonische Standhaftigkeit und Heldenkraft für die anerkannten Grundsätze christlicher Offenbarung, der ewige Geist, welcher durch die Weltgeschichte geht und als particula divinior aus jedem Menschenbilde leuchtet. Da hat Alles seinen Platz, freudiger Anerkennung theilhaft, die Natur in ihrer Kraft, der Mensch in seinen Fähigkeiten, Gott in seiner Allgegenwart und Andringlichkeit an jeden Geist, Christus in seinem Gottmenschwerden als Wort der Kraft und Wahrheit für alle Völker und Nationen. Das freilich ist heidnisch, aber nur für Diejenigen, welche den Unverstand und die Unfolgerichtigkeit als ausschließliches Erbtheil ihrer Art von Christenthum und Evangelium vindiciren. Gerade das fehlt dem Protestantismus, dem formlosen, welcher das Kindlein mit dem Bade ausschüttet und aus seiner individuellen Traumseligkeit in Hegels Idee hineinschwindelt, um mit Feuerbach und Bruno Bauer im Hexenkessel des Cultus der Materie ohne Gott, ohne Liebe, ohne reales Sein wesenlos zu verdunsten, zur Strafe, weil er sich witzlos aus der sichtbaren Unterlage in's Unsichtbare und Haltlose zurückgezogen und die Allseitigkeit religiöser Menschenentwickelung eingebüßt hat."

Man mußte sich gestehen, der einsame Servitenmönch entwickelte einen Tiefsinn, welcher unsere ganze Achtung verdiente,

mit einer Schärfe, die man diesen Kindern der Alpen nicht übel nehmen muß, denn ihre Natürlichkeit sprudelt über, und weiß nichts vom Zurückhalt und von der Heuchelei unseres conventionellen Lebens, wo man nach gemeinsamer Uebereinkunft das Schwarze weiß und das Weiße schwarz nennt, um den Ruf der guten Lebensart oder eines untadelhaften Styls nicht zu verlieren. Benizio, so hieß der Vorleser, legte das Papier bescheiden auf die Seite und lud uns mit sanfter Stimme ein, auf die Ebene an der Kirche hinauszugehen und das Volksgewimmel in Augenschein zu nehmen. Es war in der That ein interessanter Anblick. Wir standen an jener kritischen Linie Tirols, welche Italiener und Deutsche von einander trennt, auf jenen eigenthümlichen, vielverschlungenen Knoten der einsamsten Berge und Thalungen, wo die Bevölkerungen in weit umhergestreuten Wohnhütten durch Feld und Wald, im ewigen Kampfe mit der stürmischen Natur, ihr abgesondertes Dasein in altererbten Formen zur Entwickelung bringen. Oft trifft man viele Stunden weit keinen Häuserverein, sondern fast lauter zerstreute Höfe, oft wochenlang von aller directen Verbindung mit einander abgeschnitten, ungeachtet man bei tiefer Abendstille das einförmige Rosenkranzgebet von einem Hofe zum anderen hören kann. Der allgemeine Charakter der Gegend, wenn auch überaus prachtvoll, hat doch etwas Fremdes und Tiefwehmüthiges, voll kühner Uebergänge aus den Linien der Anmuth in riesenhafte, oft bizarre Formen, vom freudigsten Grün in die dürrsten Kalksteinwände, aus der dunkelsten Schlucht in die üppigste Lichtfülle. Selbst in der Natur streiten zwei Elemente mit einander, wie die deutsche und wälsche Sprache um die Herrschaft über diese Gränzgebirge, wo die Wunder der Dolomite eben so glänzend in der Sonne stehen, als furchtbare Steinverwilderung die Hintergründe der Thäler ausfüllt. Die tausendfältigen Vorsprünge der unermeßlichen Hügelsaat im Mittelgebirge, die wundersam verschlungenen unzähligen Thalwindungen aus und ein, auf und ab, die Sohle der Bergrisse mit den kleinen und großen Wassern um das bäuerliche Kleinleben der weit auseinander gesäeten Bewohner begünstigen das seltsamste Gemisch von Tönen, Windesrauschen, Herdeglöcklein, Stromesliedern, Vögel- und Menschenstimmen, daß besonders zur Zeit, wo die Natur unruhig wird und die Nacht das Gehör schärft, bald als wunderbare Musik, bald als wildeste Zerrissenheit vernehmbar wer-

den und die Fantasterei der Leidenschaft im großartigsten Bilde ausprägen.

Daß unter solchen Umständen Monomanien verwundersamer Art im Volke zu Tage treten, kann eben so wenig befremden als der einsame Wahnsinn des Weißensteiners Leonhard, welcher nur durch die Dazwischenkunft der heiligen Jungfrau in der Gründung eines gemeinsamen Vereinigungspunktes für das isolirte und von einander getrennte Bergvolk geheilt werden konnte. Darin liegt auch die sociale Wichtigkeit dieser Anstalt. Der Mann kann über die Schauer der geheimnißvollen Natur und über die leidenschaftlichen Gährungen des einsamen, oft verwilderten Herzens nur Meister werden in der Vereinigung der zerstreuten Kräfte auf einem für Alle zugänglichen, mit himmlischer Weihe ausgerüsteten Mittelpunkte, wo das Verschiedenartige in der Landschaft und Nationalität des Volkes verschlungen wird in einem großen christlichen Gedanken, welcher die Herzen überwältigt. Die aus dem lebendigen Holze des Wunderbaumes herausgewachsene Gottesmutter Maria mit ihrem göttlichen Kinde wuchs durch die Stiftung der Wallfahrt in die Herzen der Deutschen und Italiener auf diesen einsiedlerischen Gränzhöhen hinein, und band die Getrennten im Glauben zur festen Einheit, ohne die Eigenthümlichkeit des Einzelnen zu gefährden. Das deutsche und wälsche Element, zwieträchtig von Natur, wurde vermittelt durch die zarte Hand einer

Jungfrau klar,
die fürwahr
uns gebar
den Heiland gar,

im gemeinsamen höheren Elemente christlicher Zucht und Sitte, mit solchem Erfolge, daß selbst die Freimaurer des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr im Stande waren, das Band zwischen Weißenstein und dem südtirolischen Volke zu lösen. Der ganze Platz zwischen der Kirche und dem Gasthause war mit Pilgern bedeckt, welche theils auf dem grünen Rasen, theils auf liegenden Holzstämmen von der Frühandacht im frischen Luftzuge ausrasteten und ihr Morgenbrod verzehrten, die lieblichsten Gruppen von der Welt. Die Bauern der umliegenden deutschen Gemeinden und des Meran-, Sarn- und Brixenthals bildeten mit ihrer kleidsamen Tracht um schlank aufgeschossene Gestalten den auffallendsten Gegensatz zu den Italienern

des Avisiothales und seiner weitläufigen Nachbarschaft mit ihrem kecken Ausdruck im Gesicht unter dunkelschwarzen Locken von mächtigster Form in unmahlerischer Gewandung. Aber der Verkehr zwischen beiden war ein so inniger, daß keine Volksunterschiede herauszumerken waren, ungeachtet der italienische Nationalaufruhr mit seinem Filialort Trient noch lebhaft nachzuckte. Das Tirolervolk deutscher und wälscher Zunge fühlte nichts von diesem schleichenden Herrenfieber, Dank dem gesunden Menschenverstande und dem christlichen Gemeingefühle vor heiliger Stätte. Das duftigste Blüthenleben schimmerte aus diesem prächtigen Menschenkranze, der bei unserer Erscheinung wie verabredet freundlich und liebevoll uns umschlang. Mika trat aus demselben wie eine Blume aus Wiesengrün an Albert heran, zupfte ihn am Rock und sagte: „Nun, du bist uns ja auch noch deine Lebensgeschichte schuldig. Jetzt bis zum Schlußgottesdienste wäre die schönste Zeit, uns dieselbe zum Besten zu geben. Mische auch allerlei Lehre und Exempel hinein, damit wir uns an dir erbauen können, denn du kannst es ja!"

Die Morgensonne sendete uns ihre wohlthuende Wärme herab, wie man sie in solcher Höhe wohl brauchen kann, und der klarste Himmel spannte sich tiefblau über uns aus in so anschmiegender Vertraulichkeit, als könnte man nach seinem Duft und in seine Farben greifen. Die Jochamsel, welche mit ihren Jungen in den Himbeerabhängen weidete, ließ von Zeit zu Zeit ihr mächtiges Pfeiferlied erschallen, das im tausendstimmigen Wiederhall in die Thäler hinunterklang. Zierliche Mädchen aus Fassa reichten unter den Pilgern köstliches Quellwasser umher, das sie aus einem reichen Born, gerade unter dem Kloster, als das heilsamste in der ganzen Gegend, heraufgebracht hatten. Der Genuß dieser belebenden Fluth glühte durch Mark und Bein, als wäre es der Ausbruch eines Weinberges an der Mosel. Ohne viele Umstände setzten sich die Pilger im Kreise um uns herum und harrten still wie auf eine Predigt. Albert erhob sich gerührt in ihrer Mitte. Man merkte ihm an, daß er eine mächtige Empfindung bewältigen müsse, um reden zu können. Selbst uns hatte er die Geschichte seiner Jugend stets vorenthalten. „Ich muß mich zwingen, euren Willen zu thun," fing er mit ungewisser Stimme an, „meine Jugend kann eure Pilgerandacht schwerlich erbauen. Eines aber geht daraus hervor, daß ihr Gott nicht genug danken könnt für das einige

Kirchenleben Tirols ohne Streit und Zerrissenheit, fern von allen schlimmsten Leidenschaften, welche sich aus dem Sectenwesen entwickeln. Ich bin leider der unglücklichste Beweis für diese letztere Behauptung. Meine Aeltern stammten ursprünglich aus eurer schönen Heimath. Das Dorf Graun auf dem Gebirgsrücken, welcher aus dem Quellengebiet der Etsch in das des Inns führt, war ihr Geburtsort. Mein Vater, von früher Jugend auf als Häfner thätig, zog in einem Alter von dreißig Jahren mit seiner noch jungen Frau nach Heidelberg, wo er sein Geschäft mit größerem Vortheil zu betreiben hoffte. Ein Wagen auf zwei Rädern trug all' unsere Habseligkeiten, auf welchem ich als einziges Kind von dritthalb Jahren auch ein Plätzchen gewonnen hatte, und das Doppelgespann vor demselben waren Vater und Mutter selbst, welche denselben barfuß mit Anstrengung durch Sonnenschein und Regen fortzogen, damals in solcher Kraft der Fortbewegung noch eine wochenlange Arbeit, wovon meine liebe Mutter viel zu erzählen wußte. Die mühevolle Ansiedelung in Heidelberg abgerechnet, fand der Vater daselbst im Betriebe seines Handwerkes entschiedenen Vortheil. Er konnte mit vier Gesellen arbeiten und unser Hausstand bekam eine weit größere Ausdehnung, als die Aeltern jemals erwartet hatten. Eine ältliche Magd übernahm die Pflege für meine unruhige Person und führte mich alle Tage, wo es heiter war, über die große Brücke gegen das Stift Neuburg, wo das rege Leben auf dem Neckar zwischen den schönsten Bergen für meine jugendliche Seele einen besonderen Reiz hatte. Eines Tages rief ein vorüberfahrender Kutscher mit leerem Wagen uns freundlich zu, ob wir nicht mit ihm ein wenig auf das Land „hinausreiten" wollten, heimwärts würde sich eine andere Gelegenheit leicht finden. Die Magd ließ sich dieß nicht zweimal sagen und stieg fröhlich ein. Mir selbst machte das schnelle Dahinfahren des Wagens ebenfalls den angenehmsten Eindruck. Es dauerte im raschen Laufe fast zwei volle Stunden, bis wir seitwärts in einem sanftabhängigen Felde, unweit eines reichbewaldeten Berges, vor einem alterthümlichen epheuumgrünten Gebäude hielten. Eine schwarzgekleidete Dame mit sanften Zügen öffnete den Kutschenschlag und hob mich mit einem leisen Kuß auf die Wangen heraus, im Einverständnisse mit der Magd, wie sich bald herausstellte. Ich, ein Kind von vierthalb Jahren, fand die fremde Oertlichkeit, namentlich den Hausgarten,

wo Alles voll reifer Pflaumen hing, für meine jugendliche Neugierde interessant genug und trieb mich fast eine Stunde mit einigen Dienstmädchen, welche in den Gartenbeeten arbeiteten, lustig umher. Der Kutscher mit Pferd und Wagen war bald aus den Augen verschwunden, ich wußte nicht wohin. Von unserer Magd war ebenfalls nichts zu sehen. Endlich ward ich unruhig und rief nach ihr. Man führte mich in's Haus, wo mich die nämliche schwarze Dame empfing, während das Mädchen des Hauses die Thüre von außen abschloß. Hier fand ich meine Pflegerin an einem runden Tische in einem sehr reinlichen und geschmackvoll eingerichteten Zimmer bei einem jungen Fräulein von zwanzig Jahren, welche an Pantoffeln stickte. Vor ihr stand eine Flasche Neckarwein und seitwärts lagen vierzig Guldenstücke mit großherzoglich badischem Gepräge. Sie schauten mich Alle freundlich an und lächelten zusammen wie längstbekannte Lachtauben. Man legte mir süßes Gebäcke vor, das ich auf die vielen Pflaumen noch immer gut brauchen konnte. Auf einen Wink des Fräuleins steckte die Magd die vierzig Guldenstücke zu sich, trank das letzte Glas Wein aus und verschwand aus dem Zimmer, ohne daß ich es anfangs beim süßen Gekose der jungen Stickerin bemerkte. Es dauerte nicht lange, so trat die ältliche Dame herein und setzte sich, mit einer Häkelarbeit beschäftigt, zu uns nieder. Abendnebel füllten das Thal und die einbrechende Dämmerung nöthigte, die Lampen anzuzünden. Als ich nach unserer Magd begehrte, sagte die Dame, sie habe sogleich nach Hause gehen müssen; morgen würde sie frühzeitig kommen, mich abzuholen. Sie sagte dieß mit solcher Ruhe und Natürlichkeit, daß mir nichts Ungleiches einfiel. Man brachte Thee, Butterbrod und Bonbons die Fülle. Ich fühlte mich unter den freigebigen und artigen Damen wohler als es in meinen Umständen hätte sein sollen. „Du schläfst heute in meiner Stube und bist gut aufgehoben," sagte das Fräulein und blickte mit freundlichem Blinzeln auf mich herüber, als hege sie für mich eine besondere Zärtlichkeit. Bald machte sich bei mir die gesunde Jugend geltend; die Augen begannen mir über dem letzten Butterbrod zuzufallen. Man brachte mich in ein enges Vorzimmer, wo eine Badewanne mit warmem Wasser dampfte. Das Fräulein entkleidete mich, während die ältere Dame leise vor sich hinmunkelte: „Nur Alles weg und verbrannt, was nach den Papisten riecht!" Hierauf wurde ich halbschlafend gebadet und

vom „römischen Unrath,“ wie sie es nannten, gereinigt. Ich verstand damals natürlich von diesen Kunstausdrücken nichts. Aus der Badewanne gehoben und mit warmen Tüchern abgetrocknet, ward ich von warmer Frauenhand auf eine weiße Matraze gebracht, und daselbst mit aller Ruhe und Umständlichkeit in neue Kleider gehüllt und mit einem leichten Plumeau zugedeckt. Als ich des Morgens erwachte, lag ich auf dem Vorsitze eines geschlossenen Wagens, den beiden Damen gegenüber, in Kissen und Pelzwerk eingewickelt, während eine Kammerfrau mir zu den Füßen saß. Der Wagen ging unaufhaltsam weiter unter lächelndem Vorgeben, sie brächten mich selbst zu meinen Aeltern zurück, nachdem sie in der Nachbarschaft eine gute Freundin besucht hätten; es käme meinen Aeltern auf einen oder den anderen Tag nicht an, da sie ja wüßten, daß ich bei ihnen gut aufgehoben wäre. So ging es Tag und Nacht mit schnellen Postpferden weiter. Sogar zum Essen stieg Niemand aus. Wein und allerlei kalter Vorrath war in Fülle eingepackt worden, und was wir dazu bedurften, trug man uns an den Wagen. So erreichten wir am dritten Tage Morgens eine Anhöhe, von welcher aus man einen unermeßlichen See erblickte. „Der Genfersee,“ platzte die Kammerfrau heraus, nicht ohne leise Mißbilligung der beiden Damen, welche mich mit der liebevollsten Sorgfalt behandelten, so daß ich mich bald an sie gewöhnte und das Haus meiner Eltern zu vergessen anfing. Es scheint unmöglich, aber es war doch so. Der Comfort des reichen Lebens, das mich in seine Arme genommen hatte, im Vergleiche mit der Niedrigkeit des Handwerkers von Heidelberg, wo Alles knapp und beengt war, gewann bald das egoistische Herz eines Kindes, das von schmeichelnden Damen aus den höchsten Ständen begütigt wurde. Diese Treulosigkeit meines Herzens brennt mir noch jetzt heiß in der Seele. Ohne Verweilen in Lausanne bestiegen wir sogleich den Dampfer, welcher uns in dritthalb Stunden nach Genf brachte. Daselbst standen Pferde bereit, welche uns in eiliger Fahrt in der Richtung nach dem savoischen Ufer auf ein Landhaus brachten, welches mit seiner Aussicht die ganze Gegend beherrschte. Hier erfuhr ich erst mit den vorrückenden Jahren den ganzen Hergang meines Geschickes. Unsere Magd in Heidelberg war eine reformirte Pfälzerin und stand im Dienste der Basler und Genfer Propaganda, welche in den höchsten Lebenskreisen die eifrigsten Theilnehmer und

Theilnehmerinnen hatten. Um vierzig Gulden wurde ich an die Fürstin Accorombona und ihre schöne Nichte Gräfin von Poggio verkauft, welche beide ihr unermeßliches Vermögen als treue Convertitinnen der andächtigen Missionsgesellschaft zur Verfügung stellten und in Person uneigennützige Dienste leisteten. Die Damen erzogen mich mit aller Sorgfalt und gaben mir frühzeitig einen frommen Candidaten an die Seite, welcher mich in allen Lehren Calvins emsig unterrichtete. Ich machte glänzende Fortschritte in allen Lehrfächern und gewann das Wohlgefallen meiner Herrinnen im ausgezeichneten Grade. Eines Morgens, nachdem wir im Garten unter einem blühenden Granatenbusch Kaffee getrunken hatten, kam ein Brief, angeblich aus Heidelberg, an die Fürstin, worin folgende Worte standen: „Von der Magd hat man nie mehr etwas gehört; es muß ihr gelungen sein, nach Frankreich oder Belgien zu entkommen. Die Cholera, welche besonders in Mannheim arg wüthete, hat auch die gramgebeugten Häfnersleute aus Heidelberg während eines Jahrmarktes in Ludwigshafen dahingerafft. Ihr Vermögen reichte kaum hin, ihre Passiven zu decken. Albert kann froh sein, in Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht eine zweite Mutter gefunden zu haben." Hier unterbrach sich die Fürstin, stand rasch auf und schloß mich mit Leidenschaft in ihre Arme. Sie ließ mich nicht eher los, als bis ich ausgeweint und meine Thränen getrocknet hatte. „Nun bist du von Rechtswegen mein!" sagte sie mit einem Kuß auf meine Stirne. Später bestätigte die Mannheimer Abendzeitung, wovon uns auf der Post ein Abdruck zuging, die Nachricht des Briefes, insbesonders in Bezug auf den Tod meiner Aeltern. Ich war leider schon ganz beruhigt und bedurfte keines Trostes mehr. Dieses Geschick trieb mich immer tiefer in die fanatische Weisheit der Genfer Theologen hinein. Ich rechtfertigte vollkommen die Erwartung der Fürstin, welche mich schon von Anfang an zum Emissär nach Oberitalien bestimmt hatte, um dieses unglückliche Land aus der Knechtschaft des Papstes und des deutschen Drängers zu erlösen. „Zu diesem Berufe gehört papistische Geburt," sagte der Candidat öfter, „denn nichts macht eifriger, als der Abfall vom römischen Aberglauben zur Predigt der unverfälschten Lehre unseres Vaters Calvin!" Ich hatte kaum das achtzehnte Jahr zurückgelegt, als ich meine „apostolische Wanderung" antrat. Unglücklicher Weise wendete ich mich zuerst mit einem falschen

Passe nach der Lombardei. In Varese wurde ich von einem österreichischen Wachtposten angehalten und als Gefangener nach Mailand geschickt. Der Polizeidirector, ein kluger Mann mit feinen Sitten, hatte bald das ganze Geheimniß von mir heraus. Dieser österreichischen Ehrlichkeit und Offenheit gegenüber hielt weder mein Herz, noch mein Calvinismus Stich. Anstatt mich zu strafen für meinen unbefugten Einbruch in's fremde Land, verfügte eine telegraphische Depesche aus Wien sofort meine Entlassung, da „der Kaiser an mir die Schuld der Jugend und der Verführung nicht zu ahnden denke." Auf freien Fuß gesetzt, eilte ich im raschen Fluge über Verona nach Botzen, wo ich diese lieben Freunde antraf, welche mich schnell im Bunde den Dritten sein ließen."

Das zuhorchende Volk hatte dem Erzähler mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit wundersam wechselndem Ausdruck in einem so schönen Gesammtbilde in's Angesicht, oder wie man hier sagt, auf den Mund geschaut, daß ich es in meinem ganzen Leben nie vergessen werde. Es saß noch eine Weile da und betrachtete Albert mit der herzlichsten Theilnahme. Erst die Glocke zur Zehn-Uhr-Messe brachte dasselbe in Bewegung und führte es fast gesammt in die Kirche. Uns war in der Betrachtung dieses Volkes nicht bloß ihr gutes Aussehen, sondern auch die solide Bekleidung aufgefallen, woran so wenig als möglich vom baumwollenen Elend des gemeinen Mannes in Deutschland zu sehen war. Der Servitenmönch, welcher bei uns stehen geblieben war, bemerkte unsere Verwunderung mit einer eigenthümlichen Theilnahme und sagte mit freundlichem Lächeln: „Sie leiden theilweise noch an einem epidemischen Vorurtheile, welches in protestantischen Ländern stark vorherrscht, ungeachtet ich es bei der Bildung in jenen Gegenden schwer begreifen kann. Nach demselben sind die Katholiken in Folge ihrer Religion arm und die Protestanten in Folge ihrer Religion reich. Die Darmstädter Allgemeine Kirchenzeitung mit dem Ueberfluß von Prädicantengalle unterläßt nicht, damit von Zeit zu Zeit Geschäfte gegen die katholische Kirche zu machen, welche bei der herrschenden Unwissenheit und dem blinden Religionshasse im mittleren Deutschland bisweilen sehr schwunghaft werden. Die katholische Kirche macht nach dieser Doctrin ihre Bekenner faul; daher ist Schmutz und Armuth ihr verdienter Antheil, während der durch seine Religion thätig gemachte Protestant nothwendig zu Reichthum

und Wohlstand in allen zeitlichen Dingen gelange. Die vielen Feiertage, die unaufhörlichen Gottesdienste, der Hang zum werkheiligen Gebetsmechanismus und die in solchen katholischen Zuständen unvermeidliche Dummheit ließen keinen Unternehmungsgeist aufkommen, keine weitreichende Thätigkeit, kein ernstliches Denken und Sorgen für die Bedürfnisse der Zukunft. Man zeigt dabei mit Schadenfreude auf Irland, Italien und Spanien, um den Satz im Großen zu beweisen, während Mitteldeutschland als lehrreiches Kleinleben wimmelt und als Verband von Ameisenhaufen dient, die große Wahrheit vom Uebergewicht des protestantischen Reichthums in's rechte Licht zu stellen. Auch angenommen, es wäre dem wirklich so, und die Protestanten im Ganzen reicher als die Katholiken, so lägen die Beweise für diese Erscheinung weit näher und es hätte nicht nöthig, dabei in's religiöse Bekenntniß hinüber zu greifen, um dieselbe zu erklären. Die Reformation hat mit der einfachsten Grazie von der Welt das Vermögen katholischer Klöster, Universitäten, Hospitäler, Volksschulen, Bewegliches und Unbewegliches für ihre Confession hinweggenommen und die treugebliebenen Katholiken in der Regel ganz davon ausgeschlossen. Dadurch war es den Katholiken ohnehin äußerst erschwert, ohne Gemeindegut zu gedeihen. Die Calamität wuchs durch Entzug der Bürgerrechte, der Gewerbefreiheit und der Amtsfähigkeit, welcher Jahrhunderte lang auf den Katholiken lastete. Daher konnten die letzteren in den deutschen Kleinstaaten nur als Arbeiter und Dienstleute aufkommen und die Ihrigen im Schweiße ihres Angesichtes von der Hand in den Mund ernähren. Da wird man nicht so schnell reich. Sind jetzt auch die gesetzlichen Hemmnisse größtentheils entfernt, es geht auf ehrlichen Wegen nur allmählig nach Maßgabe des verwendbaren Kapitals. Der socialistische Weg durch Revolution und Reform steht gewissenhaften Katholiken nicht an, so rasch er auch zu Macht und Reichthum führen mag. Trotz dem wollte mir das Uebergewicht des protestantischen Reichthums in deutschen Gegenden nicht recht einleuchten. Der protestantische und katholische Hunger gehen auch in Deutschland so ziemlich Hand in Hand wie Zwillinge, welche einander keine große Ungleichheit vorzuwerfen haben. Noch lächerlicher ist das Citat aus der Weltgeschichte. Man hat deutscher Seits nicht selten den Italienern und Franzosen Unkenntniß in geographischen Dingen außer ihrem speciellen

Vaterlande vorgeworfen. Den literarischen Janhagel in manchen deutschen Mittelstaaten trifft mit Recht ein weit größerer Vorwurf. Sie kennen weder das Ausland noch das Inland. Fanatische Eingenommenheit für ihr Bekenntniß hat sie blind gemacht. Das „grüne Erin," welches die Geschichte als das fruchtbarste Land schildert, ist einfach durch die Reformation arm geworden, weil es sich zum Protestantismus nicht zwingen lassen wollte. Die englischen und schottischen Peers sind gekommen in ihrer vielgerühmten evangelischen Lauterkeit, haben die Katholiken vor die Thüre gesetzt oder in der Schlacht getödtet, ihre Häuser, ihre Aecker, ihre Schlösser in Besitz genommen und durch die grausamsten Maßregeln diese Beraubung der Katholiken vervollständigt. Die letzteren mußten sogar den protestantischen Gottesdienst, den geistlichen Weiber- und Kindersegen und die protestantischen Kirchenbauten bezahlen. Man kann sich als Protestant nicht ärger blamiren, als wenn man in diesem Punkte auf Irland hinweist. Da wird nur die eigene Schande und das Unrecht gegen die Katholiken offenbar. Von Italien und Spanien will ich gar nicht reden. Eine Meile Land ist dort durch Anbau und Pflege reicher als zehn Meilen deutscher Sanddünen, und ein Besitzer in Italien hat so viel Millionen als die Deutschen im glücklichsten Fall Hunderttausende zählen. Man kann bei der oft scheußlichen Armuth im Odenwalde, im Spessart, an der Rhön und an vielen Orten der Pfalz nicht demüthig genug die Augen niederschlagen im Vergleiche mit dem Behagen der Landleute in katholischen Ländern. Unternehmungsgeist fehlt allerdings in gewisser Beziehung. Das Fabrikwesen, der Wucher, die Lieferantenthätigkeit, das Börsenspiel und die Volksschinderei unter dem Titel der Bildung und der Aufklärung sind hier wenig zu finden. Da stirbt auch Niemand Hungers, wie im reichen England und in den deutschen Weberdistricten. Der Hungertyphus vom Taunus und Melibocus ist bei uns gänzlich unbekannt. Vom blassen Jammer der Landgemeinen in gewissen Gegenden können wir zum Glücke nicht einmal eine Spur aufweisen. Unsere Bauern leiden allerdings viel durch Naturereignisse, oft auch durch Mißernten, aber eigentliche Armuth im häßlichen Sinne des Wortes kommt bei uns nicht auf. Dazu ist die Luft zu gesund, die Kraft zur Arbeit zu thätig und der Sinn des Menschen zu liebreich. Man hat keinen Reichthum, aber viel Genügsamkeit, und unter diesen

Umständen bringt man sich leidlich durch." In der That hatte der studirte Pater nicht Unrecht; das wird ihm Jeder bezeugen müssen, welcher die gehörigen Vergleiche anstellt. Die Darmstädter Kirchenzeitung freilich, welche das Lamm vor lauter Wolle nicht sieht, wird davon kaum Anlaß nehmen, ihre Meinung zu ändern. Es thut auch nicht Noth, da für sie auch der Irrthum beseligend wirkt und ihr reichster Besitz hüben und drüben aus solchen Seligkeiten besteht. Wir traten selbst in die gottesdienstliche Versammlung und nahmen mit aller Demuth am Gesang derselben Theil. So sehr war unser Stolz zusammengeschmolzen. Luft und Menschen wirken auf diesen Bergen ansteckend.

„Sage Deinem liebsten Kind,
Daß wir schwache Menschen sind,
Gramzerwühlt durch Welt und Zeit,
Mutter der Barmherzigkeit!

Seine Hand, uns einzusegnen,
Laß uns täglich mehr begegnen;
Unser Heil ist Jesus Christ
Wie Du uns're Mutter bist!"

Das Lied klang uns so natürlich, daß wir uns wunderten, es nicht schon öfter aus vollem Herzen gesungen zu haben. Deutsche, Wälsche, Männer und Frauen, Jung und Alt, scharf ausgeprägte Bergnaturen, zarte Damen der Stadt, Alle reuevoll, zerknirscht in heißer Andacht vor dem Altare, vom Geiste dieses einfachen Liedes getragen und mit einander verschlungen — dieser Anblick, dieses Mitgefühl wird nie aus meiner Seele schwinden. Und darüber an der Kirchenmauer unzählige Votivbildchen, auf Holz gemahlt, mit den Geheimnissen der menschlichen Leiden, welche an dieser Stätte, oder auch nur im Gedanken an dieselbe Linderung oder Abhülfe gefunden hatten, ein heiliges Glaubensgebiet, das kein gesunder Sinn gleichgültig betrachten wird. Kranke aller Art, mit ihren Krücken und Bruchbanden, Kinder, aus den Fenstern gestürzt, Arbeiter, von einstürzenden Mauern begraben, Fuhrleute, von Wagen und Roßhufen zerschleift, Wiedergefundene nach langer Irrfahrt, und tausend anders Beschwerte fanden durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria von Weißenstein Leben, Gesundheit und Glück. Die alte Tracht kommt hier zum Vorschein wie der alte kindliche Glaube, in welchem allein diese Thaten göttlicher Liebe möglich

sind. Diese Denkzeichen bestätigen also nicht den Aberglauben, sondern den Glauben des Volkes, welcher in Liebe thätig ist.

Wir schieden nicht ohne tiefe Rührung von dieser Stätte heiliger Andacht und wahrer Volksbildung. Unsere früheren Begleiter schlossen sich auch zur Heimath uns an. Wir nahmen den herzlichsten Abschied von den guten Mönchen, welche hier im Hochgebirge ihre Jugend und beste Kraft den geistlichen Bedürfnissen zum Opfer bringen, nebenbei auch nicht wenig erstaunt über die außerordentlich mäßige Rechnung des Gastwirthes, welcher von seiner einzigen Stellung nicht den mindesten Vortheil zieht. Albert küßte mit Begeisterung, die man sonst an ihm nicht gewahrt, die Hand des jungen Predigers, der uns heute nicht bloß als Redner erbaut, sondern noch mehr als kenntnißreicher guter Mensch unsere größte Bewunderung verdient hatte. Mika wurde über dieses Uebermaß so ergriffen, daß sie Alberten die Hand schüttelte und mit freudigem Ernste ausrief: „Du bist noch besser als Antonio! Aber brav und rechtschaffen seid ihr alle Drei". Die ganze Gesellschaft wurde durch dieses Intermezzo erheitert, und meinte, Mika sei ein wenig verzückt, weil sie fast den ganzen Tag in der Kirche zugebracht und sich in eine seherhafte Stimmung versetzt habe. Wir stiegen auf der entgegengesetzten Seite hinunter, anfangs durch eine grünleuchtende Wiese, leider schon vor der Zeit mit einzelnen Zeitlosen übersäet, sodann durch ein wundersames Dickicht von Busch und Wald, an den herrlichsten Rasenplätzen vorüber, durch ein sumpfiges Quellengebiet, welches vor der Gewalt hinabströmender Wasser nur mühsam sein kärgliches Erdreich auf den Bergesrippen bewahren konnte. Plötzlich standen wir auf der tiefsten Stelle des Waldgrundes, welcher sich hier mit einzelnen hochwipfeligen Fichten in heiteres Feld verlor. Gegenüber auf einem Sonnenabhange breitete sich Deutschnoven, ein mächtiges Pfarrdorf, mit seinen Häusern auf fruchtbaren Ackergründen aus, zuhöchst mit einem Schloßbau gekrönt, welcher sich auf der Gränzlinie zwischen dem Mittelgebirge und der Etschregion erhob. Wir lagerten uns im kräftigen Abendsonnenstrahl an diesem Bergesrande und schauten mit lebendigem Interesse die Hügelreihe hinan, auf welcher wir von Weißenstein herunter gestiegen waren. Die Wallfahrt hatte sich in ihr heiliges Dunkel zurückgezogen. Man sah keine Spur mehr davon. Zu unseren Füßen dehnte sich ein Gehöfte aus, worin für müde Wanderer ein recht schmackhafter Landwein aus=

geschenkt wurde. Ehe ich's gehörig überlegen konnte, als zweite Auflage des „Spätlings von Halirsch", hatten Albert und Antonio die Sache schon fertig. Bauernmädchen brachten Wein, Brod und Käse, um die ganze Pilgercaravane zu bewirthen, was hier freilich nicht so theuer zu stehen kommt, als an der Bergstraße und am Rhein. Allen schien dieser kluge Einfall meiner beiden Reisegefährten wohlzugefallen.

Als eingeschenkt und Jedem zugetheilt war, stand Antonio auf, nahm seine Mütze vom Haupte ab und sprach mit fester Stimme: „Die heilige Jungfrau von Weißenstein soll hoch leben!" Die ganze Versammlung stimmte mit heller Freude in den Toast ein. Mika verschüttete im Eifer das halbe Glas und sagte mit der anmuthigsten Geberde von der Welt: „Nun bin ich ganz verwirrt. Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wer der Bessere ist. Die drei Bergsträßler hoch!" Ein gewaltiger Sturm brach los. Wir wurden umringt und vor herzlicher Zärtlichkeit fast erdrückt. Und als wir beim Untergange der Sonne aufbrachen, flüsterte das Eine dem Anderen in's Ohr: „Soll denn Siegfried, der die ganze Wallfahrt sich aufschreibt, nicht auch seine Lebensgeschichte erzählen?" Da war nichts einzuwenden. Eine solche Zeit kommt nicht wieder, und die Guten verstehen sich leichter als Andere. Unser Weg ging allmählig abwärts in's Gebiet der Eisack, bald durch Birkenwaldung, bald durch Fichtendunkel, in den anmuthigsten Windungen auf und ab, an Kollern, einem Sommerfrischorte der Botzner vorüber, stets in glänzender Runde der prachtvollen Gegend von Völs nach Meran, über unzählige Bergeshäupter hinweg. Noch jetzt, wo ich dieses schreibe, zuckt mir das Andenken an diese Stunde wonnevoll in der Seele. Bald außer Deutschnoven erhob sich im Felde ein andächtiges Crucifix auf dem Felde. Alle Pilger knieten wie auf ein gegebenes Zeichen vor demselben nieder, und ein alter Mann, der Hochkofler von Mölten, betete mit lauter Stimme: „Wir loben und benedeien Dich, o Jesus! denn durch Deinen heiligen Tod hast Du die Welt erlöst!" Und alles Volk fiel ein: „Ewiger Preis Dir, o Lamm! das auf dem Calvarienberge für uns geblutet und die Macht des Teufels zerbrochen hat!" Schöneres kann es nichts geben, als dieses kräftige Opfer gottliebender Herzen zur Anbetung des Heilandes im Tode auf freiem Felde aus tiefinnerster Seele. Eine solche Volksandacht verdient eine bedeutsame Stelle in der Kulturgeschichte der Menschheit, weil sie ein

plastischer Ausdruck des unüberwindlichen Gottesgefühls in der Menschenseele ist, welches allen Beweisen voraneilt und den Ausspruch Pauli zur kräftigsten Anschauung bringt, daß „wir ja Alle göttlichen Geschlechtes sind."

Die Abenddämmerung fiel ein und hüllte uns in ein betrachtungsreiches Zwielicht. „Nun wird mit der Lebensgeschichte angefangen!" rief eine schrille Stimme, worin ich Mika zu erkennen glaubte. „Ohne allen Zweifel!" tönte es von der entgegengesetzten Seite. „In der That, meine Jugend kann ich heute noch zum Besten geben," sagte ich ganz vergnügt. „Vielleicht hat sie eine einschläfernde Kraft. Einen Vorzug habe ich vor meinen Vorgängern, ich bin kein Pfropfreis, sondern ein uredles Bergsträßerkind aus unfürdenklichen Zeiten. Mein Vater war seines Handwerkes ein Besenbinder und wohnte hinter Auerbach im sogenannten Fürstenlager, einem Sommerfrischorte der Großherzoge von Darmstadt, wo ihn der Verwalter in den größtentheils leeren Roßställen mitleidig wohnen ließ. Der kalte Marmorboden unseres Wohnzimmers war vom Vater mit kunstreichen Matten belegt, welche er mit großem Verstande und unermüdlicher Ausdauer geflochten hatte. Meine Mutter, eine stilledemüthige Frau, sammelte im ganzen Sommer alle Gräslein am Heerwege und alle Läublein, welche von den Bäumen geschüttelt worden waren. So bekamen wir ein weiches warmes Bett, das ich später im größten Comfort des gebildeten Stadtlebens stets mit Schmerzen entbehrt habe. Unsere Kost war dürftig und bestand in der Regel aus einem Kartoffelgerichte und kräftigem Gemüse von Edelkräutern, welche ich mit meiner Mutter rings umher im Walde und an Feldwegen emsig sammelte. Der Jäger des Großherzogs, welcher hier wohnte, nahm sich meiner besonders an. Unter seiner Anleitung lernte ich alle Pflanzen und Thiere in Feld und Wald kennen, und es lag in mir ein unstillbarer Trieb, das heimliche, oft so überaus sinnvolle Naturleben der gesammten Natur in seiner tiefsten Wesenheit zu ergründen. Als des Jägers ältester Sohn von der hohen Schule zurückkam, lernte ich von ihm auch die Erdschichten, Felsarten und ihre Kräfte kennen. Es entspann sich zwischen mir und der Natur ein einziges Liebesleben, dem ich die seligsten Stunden meiner Jugend verdankte. Der Schullehrer nannte mich spöttisch „den Staudenschlüpfer", weil ein kleines Laubvögelein von ewiger Regsamkeit durch alle Insektengänge und Blüthenkelche

bei uns diesen Namen trug. Ich war auch in der That für die Schule ein dummer Junge und begriff nicht einmal das einzige Heil des kleinen Katechismus Lutheri. Mein Vater lebte als Protestant in einer gemischten Ehe, da meine Mutter eine eifrige Katholikin war. Sie nahm mich trotz der lutherischen Taufe stets in die katholische Kirche von Bensheim mit, wo ich mich bei den schönen Festen der Katholiken vortrefflich unterhielt, während mir der Auerbacher protestantische Pfarrer mit seiner Fistelstimme tödtlich zuwider war. Mein feines Ohr hatte die katholischen Kirchengesänge der Priester am Altare bis in die kleinste Einzelheit aufgefaßt, und sei es aus Gewohnheit, sei es mit Absicht meinen lutherischen Mitschülern gegenüber, ich sang sie unaufhörlich vor mich hin, auf allen Wegen und Stegen. Eines Abends, als ich gerade vor den Kindern des großherzoglichen Schloßverwalters mit lauter Stimme die sogenannte Präfation sang, kam ein alter Priester des Weges daher. Man sagte, er sei ein Benedictiner aus dem Kloster Lorsch, der letzte dieses berühmten Stiftes, welches auch der Säcularisation unterlegen ist, und nannte ihn kurzweg „den verkappten Jesuiten". Er ging auf mich zu und hieß mich eine kleine Strecke mit ihm gehen, wo er mich über meine Verhältnisse theilnehmend ausfragte und besonders meine schöne Stimme und Sangfertigkeit lobte. Beim Abschiede gab er mir mit Worten, die ich nicht verstand, seinen Segen und trug mir auf, ich sollte ihn morgen um acht Uhr besuchen. Ich kam mit zitternder Seelenach Haus. Es kam mir vor, der alte Mann habe mir einen unlösbaren Zauber in die Seele geworfen. Er wohnte ob Auerbach auf einem Rebenhügel in einem kleinen abgesonderten Gartenhause. Der Vater lächelte über meine Furcht und sagte begütigend: „Dieser Mann kann dir nichts Böses thun. Er ist ein Menschenfreund; Niemand kann es läugnen. Er selbst lebt arm und abgetödtet, und alles Erübrigte verschenkt er. Dies wird immer seltener in der Welt; um so höher muß man es ehren. Gehe nur hin; da kann dir nichts Böses begegnen."

Und in der That, des anderen Morgens machte ich mich auf den Weg und fand ihn gerade nach der Messe, welche er täglich in seiner Hauskapelle las, bei einer Tasse Kaffee. Er ließ mich freundlich auf seinem Sopha niedersitzen und sagte: „Lieber Freund! mit den Kinderschuhen ist es nun aus, du mußt studiren!" Das war mir ein Stich in die Seele, die hellen Thränen

stürzten mir über die Wangen. Der gute Mann lächelte mich holdselig an und tröstete mit sanften Worten mein überraschtes Herz: „Pflanzen und Steine sind überall zu finden, und wo diese sind, kommst du wohl auch fort.“ Kurz, ich mußte zu ihm täglich in die Schule. Da lernte ich zur süßen Freude meiner Mutter Deutsch und Latein zugleich über fünf Vierteljahre. Während dieser ganzen Zeit hat dieser Ehrenmann nie ein Wort über Religion oder über meine Confession gesprochen. Selbst als ich um diese Zeit in der protestantischen Kirche confirmirt wurde, bemerkte ich kein leises Wölkchen auf seiner Stirn. Es ist viel allerdings, aber nur wörtlich wahr. Vier Tage vor Allerheiligen erklärte er mir auf einmal, und mit sehr ernstem Tone, daß ich fortmüßte auf's Gymnasium zu Darmstadt. Er selbst empfahl mich dem Oberstudienrathe, welcher mich auch in der That auf das Freundlichste aufnahm. Gute Darmstädter Bürger ließen mich durch seine Veranstaltung abwechselnd bei sich essen. Ich schwang mich durch Fleiß bald unter die ersten Schüler meiner Klasse empor. In der Botanik und Mineralogie war ich eine kleine Auctorität am Gymnasium. Der „verkappte Jesuit“ kam jährlich einmal zu mir nach Darmstadt und zahlte meine Hausmiethe. Als ich ihn einst bei seiner Zurückreise eine Stunde Weges begleitete, brach unerwartet meine Fassung zusammen. Ich gestand ihm nicht bloß meine sittlichen Fehltritte, sondern auch die Verwirrung meiner glaubenslosen Seele, welche, vom Anfang an zwischen Protestantischem und Katholischem hin- und herbewegt, in den Künsten der städtischen Verführung unterging. Er blieb auch bei dieser Eröffnung ganz ruhig und sagte mit unbegreiflichem Gleichmuthe: „Laß dich nur nie vom heiligen Geiste abwendig machen! Dieser hat noch Allen zur Wahrheit und Tugend verholfen.“ Er umarmte mich beim Abschiede und eine Thräne stand in seinem Auge. Später besuchte ich die Hochschule Gießen und hörte dort noch ein Halbjahr den berühmten Liebig, welcher bald darauf in sein neues Amt nach München übersiedelte. Das entschied meinen Entschluß, ein akademisches Lehramt im Fache der Naturwissenschaften zu suchen. Als ich am Ende des Semesters in die Ferien kam, fand ich meinen Freund und Beschützer nicht mehr am Leben. Er wollte einen Besuch in Speyer machen und starb zu Mannheim im Gasthause zum grünen Baum plötzlich an einem Nervenschlage, wie die Aerzte sein altes Uebel in der Form von Brustkrampf nannten.

Unter seinen Papieren fand man ein versiegeltes Billet mit der Aufschrift an mich. Darin stand mit schwachen Schriftzügen geschrieben: „Lieber Siegfried! werde doch ein ganzer Mensch, mir war von jeher das Halbe tödtlich zuwider, in der Wissenschaft wie im Leben, im Glauben wie in der Liebe. Dein Hang zu den Naturwissenschaften ist eine Jugendgrille, Du hast dazu kein Talent. Dilettant kannst Du werden, aber nie ein Meister. Du bist ganz Phantasie, welche auf dem Verstande reitet und daher doppelten Vortheil hat. Studire das Volk! Da liegt Dein Ackerfeld, da keimt Deine Poesie, da lebt der köstliche Schatz Deines eigenen Herzens. Kommst Du als Ganzer in die andere Welt, dann sei mir willkommen, dann gehe ich Dir entgegen!" Nie hat jemals auf mich etwas einen so erschütternden Eindruck gemacht, als diese wenigen klar gedachten Worte. In seinem Testamente war ich zum Universalerben eingesetzt und erhielt nach Reinstellung des Nachlasses 600 Gulden. Damit trieb ich mich schon seit einem Jahre in der Welt umher und suchte Ruhe. Irre ich nicht ganz, so habe ich sie heute in Weißenstein gefunden!"

Wir standen auf der Eisackbrücke bei Botzen im Mondenscheine. Der Pfarrthurm kündete uns mit seinen Schlägen die eilfte Stunde der Nacht. Mir küßte ein warmer Mund die Hand und Thränen tröpfelten darauf. Ich konnte nicht ermessen, wer es war. Ohne viele Worte, mit herzlichem Händedrucke, krochen wir unter, der eine dahin, der andere dorthin, auf Wiedersehen, denn es war Samstags Abend und am folgenden Sonntage war Verlaß für uns Alle beim Gottesdienste hinter dem Altar in der Pfarrkirche. Wir konnten die ganze Nacht keinen rechten Schlaf thun; unsere Gemüther waren in den tiefsten Grundlagen erregt und gedankenheiß. Es mußte einmal zum Durchbruche kommen. Unsere Gefühle hatten sich längst vom Protestantismus abgewandt und immer nöthigender trat die unbestechliche Wahrheit der Katholiken an uns heran. Antonio, welcher schon lange sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt, als dächte er über einen tiefsinnigen Inhalt nach, stand auf einmal rasch vom Bette auf und öffnete die Fensterläden. Die Dämmerung der Frühe mit abgebrochenen Schwalbenliedern drang zu uns herein. „Gottlob, daß wir noch alle Drei jung sind!" sagte Antonio lebhaft, „das ist ja ein köstliches Gut, für das man Gott nicht genug danken kann. Noch können

wir wollen; wir haben die Kraft zu thun. Mich schaudert vor dem schmutzigen Alter ohne thatkräftigen Willen, unter der Riesenlast einer unabwälzbaren Gewohnheit. Eines will ich euch sagen: wir sind schon katholisch, wir bedürfen es nicht mehr zu werden. Mika hat es mir gestern auf dem Heimwege in die Ohren geraunt. Ich finde das auch ganz richtig. „Euer guter Wille löst euch von den Banden der Ketzerei", hat sie gesagt, „mehr als diesen verlangt die Kirche von euch nicht. Alles Andere thut die Gnade des heiligen Geistes. Grübelt nicht; damit kommt ihr auf keinen grünen Zweig. Betet mit gänzlicher Hingebung eures guten Willens an Christus. Das tödtet alle Zweifel, alle Zaghaftigkeit. Da kommt der Glaube, da entbrennt die Liebe, da nimmt weiche heilige Ruhe den müde gejagten Geist in ihre kühligen Auen. Habet den Muth, vor der Welt Das ganz zu sein, wozu euch euer Inneres unwiderstehlich drängt, und wozu alle Schicksale eurer Jugend hingesteuert sind. Morgen empfange ich das heilige Abendmahl und opfere es dem himmlischen Vater auf für eure Bekehrung."

Antonio war bei diesen Worten weich und tief bewegt, wie von einem höheren Anhauche. Wir fühlten die Wahrheit dieser Rede und erhoben uns sogleich vom Lager. Der Weg führte uns unwillkürlich zur Kirche, wo die seltsam wehmüthig klingenden Glocken wie eine besorgte Mutter die Gläubigen zur Andacht luden. Und in der That, alle Gassen waren voll Menschen, mit sichtbarem Drange zum Gottesdienste. Wir warfen uns gerührt in den Strom und ließen uns fröhlich tragen vor die kerzenhellen Altäre. Die ganze Kirche war mit Andächtigen angefüllt, welche in tiefer Demuth vor dem Allerheiligsten im Sacramente des Altars auf den Knieen lagen. Unsere Pilger beteten bereits, versammelt hinter dem Altare, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria, welches aus uralter Zeit ein Gegenstand der Volksverehrung ist. Wir knieten uns zu ihnen nieder und beteten aus vollem Herzen während der Frühmesse, welche ein junger Priester in dieser Frauenkapelle um fünf Uhr Morgens las, und als unsere Pilgerfreunde am Ende derselben mit großer Andacht die heilige Communion empfingen, netzten reichliche Thränen unsere Wangen, da wir zurückbleiben mußten, weil noch unausgesöhnt mit der Kirche.

Nach dem Gottesdienste schickten sich die Pilgersleute zur Heimkehr an, theils nach Sarnthal und Mölten, theils nach

Nals und Tisens. Wir begleiteten sie bis auf die Talferbrücke und theilten ihnen unseren Entschluß mit, insgesammt und ohne Verzug zur katholischen Kirche zurückzukehren. Ihre Freude darüber war unbeschreiblich; den meisten traten die hellen Thränen in die Augen. Der Altvater von Mölten, ein wohlhabender Bauer vom Gute Hochkofel, war mit dem Plane für unseren Uebertritt bald fertig, wie diese Kinder der Natur überhaupt keine Spur von grübelnder Unschlüssigkeit und Denkfaulheit verrathen. „Der Festtag eurer Bekehrung soll am ersten Sonntag im October sein, wo wir das schöne Rosenkranzfest zur Ehre der siegreichen Jungfrau Maria, der Mutter Gottes feiern, in unserer Pfarrkirche zu Mölten, und alle Kosten desselben bestreite ich mit Freuden. Die ganze Gemeinde und besonders unser guter Pfarrer werden daran den herzlichsten Antheil nehmen. Denn im Himmel ist größere Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen. Und hier sind deren gar drei, verlorene Söhne, welche zum Vater heimkehren. Bis dahin laßt euch von den Franziscanern in Botzen vorbereiten; das kann euch nichts schaden. Am Samstag vor dem Feste komme ich, euch abzuholen, mit meinen zwei Bergratten." Alle traten an uns heran und umarmten uns als Brüder und Glaubensgenossen. Es war ein unvergeßlicher Augenblick für beide Theile. „Auf fröhliches Wiedersehen!" rief uns Mika noch aus der Ferne zu und begleitete ihren Ruf mit winkender Hand auf ihre schönen Berge hinauf.

Gleich am anderen Morgen gingen wir in's Franziscanerkloster und verlangten einen Priester zu unserer Vorbereitung. Leider waren die meisten vollauf beschäftigt. „Es ist nichts Brauchbares mehr übrig," sagte der Guardian, etwas verdrießlich. „Ihr müßt es halt mit dem Macarius versuchen, welcher das r nicht aussprechen kann." Hiermit führte er uns in die abgelegene Zelle des „scharrenden" Paters, welcher uns gut aufnahm und meinte, der Handel werde bald fertig sein, denn im Grunde brauche man wenig zu wissen; nur demüthiges Glauben sei unerläßlich. Er fand uns bei einer Prüfung, die er mit pedantischer Genauigkeit anstellte, gut unterrichtet und erklärte, uns mit einem solchen Examen nicht mehr zu plagen. Dagegen zog er mit uns in der Umgegend umher und lehrte uns fromme Gebete. Er durchforschte mit uns das Gewissen und zeigte an

seinem eigenen Beispiele, wie leicht man in der Jugend vom rechten Wege abirren könne. Er sei deßhalb Schulmeister geworden und habe diese undankbare Arbeit fünfundvierzig Jahre mit größter Zerknirschung als schuldige Marter für die Untreue seiner Jugend getragen. Dabei traten ihm stets zwei Thränenbächlein aus den Augen und legten sich mit ihren glänzenden Tropfen in die Falten seines verbrannten Gesichtes. Er bekam dadurch ein so erbärmliches Aussehen, daß Antonio oft laut aufschluchzte im Bewußtsein seiner eigenen Schuld. Mir selbst drang dieser Anblick wie ein scharfes Messer in das Herz, während Albert sprachlos auf den Boden starrte. Er erzählte uns eines Tages, wie er bekehrt worden sei zu Mailand, wo er am Gymnasium studiren und zugleich italiänisch lernen sollte. Da habe er an einem Sonntage Abends mit sechs Kreuzern vom Custode des Doms sich die Erlaubniß gekauft, zwischen eilf bis zwölf Uhr Nachts auf dem Dache desselben einen Nachtspaziergang zu halten, und als er auf die oberste Altane gekommen, an hundert und hundert Marmorheiligen vorüber, sei ihm ein eigenes Gefühl aufgestiegen, wie Grausen über einen Pfuhl von Gestank und Unrath. „Die unermeßliche Stadt lag zu meinen Füßen," sagte er, „mit ihren tausend Lichtern, welche wie unreine Gedanken aus den Grillenlöchern dieses dunkeln Erdenhügels hervorschlugen, mit dem wüthenden Rasseln unzähliger Wagen, welche wie gelöste Batterien über das Pflaster donnerten und jeden reinen Menschenlaut übertäubten, mit dem tausendstimmigen Hall und Wiederhall von Weinen und Lachen, von Jauchzen und Fluchen, als musicirte die ganze Hölle den „Don Juan" der Liederlichkeit und Herzzerrissenheit durch die Straßen. Mir stiegen die Haare zu Berge. Und das tiefe Wühlen der Leidenschaft hart neben den Sterbeseufzern der verblühten Dame, die Künste der Buhlerin in der Scala zum Chorgesang der Mönche des benachbarten Klosters um Mitternacht, dieses Aufschreien des wüthenden Schmerzes am kranken Leichnam, weil er „die Sphynx" des Heinrich Heine geküßt und von ihren Löwentatzen gräßlich zerfleischt worden war, dieses Saufgelage am edelsten Weine der Brianza und Brausen der Wächter des reichen Mannes im Sarge, welcher morgen in die Gruft gesenkt und vergessen, mit seinem colossalen Vermögen die Sünden seines Neffen und seiner Maitresse bezahlt, dieses stiere Brüten des Selbstmordes ohne Gott und Gewissen im Gefühl des Kassendiebstahls, welcher die „blaue

Armesünderblume" zur Blüthe gebracht, es drang mir mit spitzen Strahlen in die Seele, während schneidende Berglüfte über mein Haupt pfiffen und um die Heiligenbilder jammerten, ob der Schlucht, in welcher der Weltlauf seine Opfer in's Verderben strudelte. Ach! ein guter Geist regte sich in mir wie ein Kindlein mit flehender Stimme, daß ich mich ja frühzeitig von diesem Abgrunde zurückziehen und das einzig Nothwendige ergreifen möchte. So trat ich zerknirscht in den Orden und beweine unaufhörlich meine und die fremden Sünden, welche täglich gegen meinen liebsten Heiland begangen werden und in Zukunft begangen werden können. Ach! ich habe das tiefste Mitleid mit meinem liebreichsten Heilande. Ein Kreuz wäre Undank genug gewesen für unseren Erschaffer und Seligmacher. So werden aber Millionen gezimmert und die Kreuzigung Christi zur Gewohnheit dieser Welt gemacht. Das ist es, was unser Herz zersprengen will!" Auf diesem Wege machte uns der tiefgemüthliche Mönch mit den Geheimnissen der Sittenlehre und des Lebens bekannt.

Am Samstag vor Rosari erschien der Hochkofler wirklich vor dem Badlwirthshause, wo sich der Pater Macarius bereits eingefunden hatte, uns zu begleiten, mit zwei niedlichen Bergpferden, die mit seidenen Bändern geschmückt und über den Mähnen einen Kranz lebendiger Blumen trugen. Der Alte küßte uns mit tiefer Rührung und erklärte, man könne nicht Ehrfurcht genug haben vor dem heiligen Geiste, welcher in so schönen Jünglingen sich angesiedelt habe. Die Pferde schienen die Begeisterung ihres Besitzers zu theilen. Leichtfüßig trugen sie uns davon. Als wir über den Schlaneider Thalgrund hinaus auf der jenseitigen Anhöhe anlangten, empfing uns die ganze Gemeinde in festlichen Kleidern, ihre Geistlichkeit an der Spitze, mit den Liedern der Schuljugend und allen Fahnen der Kirche. Wir zogen in ihrer Mitte singend und betend in's Gotteshaus, wo uns der ehrwürdige Pfarrer, ein Nonsthaler, mit einem frommen Spruche begrüßte und seiner Pfarrgemeinde Glück wünschte zu den Wundern der göttlichen Gnade, welche der heilige Geist an uns gewirkt hätte, und wovon morgen ein guter Antheil auch ihr zu Theil werden sollte. Er behielt uns mit der edelsten Gastfreundschaft über Nacht bei sich im Pfarrhause und sagte beim Schlafengehen, wir sollten morgen ja nicht zu früh aufstehen, denn es werde für uns ein heißer Tag werden. Und in der That, der Pfarrer hatte Recht.

Um drei Uhr des anderen Morgens tönten von den Vorhügeln des Gebirges wohl eine halbe Stunde lang Böllerschüsse und machten die ganze Umgegend lebendig. Von allen Seiten kamen die Nachbargemeinden in Prozession herbei. Das ganze Dorf war mit grünen Zweigen wie am Frohnleichnamsfeste geschmückt. Sogar von den Fenstern des Glockenthurms schwebten Fahnen heraus, wie zur Kirchweihe. Kein Männerhut war zu sehen, welcher nicht mit einem Rosmarinstrauß geschmückt war, und die Bäuerinnen in ihrer alten schönen Tracht mit weißen Schürzen und schwarzweißen Häubchen über den Locken bildeten einen sehenswerthen Kranz von Schönheit, gesundem Leben und herzlicher Andacht. An der Spitze des Kirchenzuges um neun Uhr schritt Pater Macarius und trug uns ein rosenbekränztes, hochaufragendes Kreuz vor. Hinter ihm folgten eine lange Doppelreihe von Mädchen, ländlich-einfach gekleidet, mit einem weißen Seidenbande durch's HauptHaar, ohne Kopfbedeckung, jedes Linen Blumenkranz in der Rechten und einen Oelzweig in der Linken, letzteren von den Bäumen zu Neuberg bei Meran. Hierauf kamen wir selbst, jeder von einem Geistlichen geführt, und uns nach die übrigen Priester mit dem unermeßlichen Volke unter Böllerschüssen und der Musik ländlicher Pfeifer und Trompeter. Meine Leser werden sich freilich wundern über diese Entfaltung bäuerlicher Lust und Pracht und viele sogar manches Ueberflüssige daran entdecken. Es will auch in der That durchlebt und nicht beschrieben sein, weil es in einem Guß aus dem Herzen kommt und die ganze Innerlichkeit des Volkes in heller Freude zur Anschauung bringt. Bei unserem Eintritt in die Kirche bot die Orgel alle ihre Töne auf, uns würdig zu begrüßen, und die Gemeinde stimmte das herrliche Lied an:

Die guten Geister alle sind freudig aufgewacht,
Sie singen Gottes Güte, sie preisen Gottes Macht;
Er hat mit seiner Stärke die Seele aufgeweckt,
Daß sie aus Todesschlummer sich endlich einmal streckt,
Die Sünden zu beweinen der eitlen Jugendlust,
Die heiße Thrän' im Auge, die Reue in der Brust.
So stimmt mit Herz und Munde die Jubellieder an,
Gott will mit seiner Gnade dem Menschenkinde nah'n!

Pater Macarius stellte sich auf der obersten Stufe des Hochaltares auf, in seiner Linken noch immer das ragende Kreuz, an den Seitenstufen die übrige Geistlichkeit, welche uns in ihre

Mitte nahm, während die Mädchen ihren Kranz rings um diese Gruppe am Altare schlangen. Auf ein gegebenes Zeichen verstummten die Orgel, das Glockengeläute und die Böllerschüsse. Die lautloseste Stille legte sich auf die Versammlung. Dem Pater traten wieder die Thränenbäche in's Gesicht; er fragte, zu uns gewandt, mit gebrochener Stimme: „Seid ihr bereit, für den Glauben der katholischen Kirche zu sterben?" Antonio, welcher am meisten Fassung behielt, rief in seinem und unserem Namen: „Ja, wir sind bereit!" „So schwört," fiel der Pater ein, „den heiligsten Schwur vor Gott und dem ganzen Himmel, daß ihr frei sein wollt von jeder Ketzerei, von allen Lastern, von aller Faulheit im Dienste Gottes!" „Wir schwören!" war unsere leise, aber feste Antwort. „Tretet heran," fuhr der Pater fort, „und küsset in Demuth zur Bestätigung dieses Eides das Bild des heiligen Kreuzes!" Wir stiegen zu ihm hinan und drückten einen glühenden Kuß auf die Seitenwunde des Erlösers. Hierauf las der Pfarrer mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß des Concils von Trient und fragte uns am Ende: „Bekennt ihr diesen Glauben der katholischen Kirche?" Mit lauter Stimme, so daß wir in der ganzen Kirche verstanden werden konnten, antworteten wir freudig: „Ja, wir bekennen diesen Glauben!" Nach diesen Worten wendete sich Macarius mit tiefer Rührung an das Volk und sprach: „Diese jungen Männer sind jetzt aufgenommen in die katholische Kirche und Glieder der Gemeinschaft der Heiligen. Sie haben mir schon seit Wochen ihre Sünden alle gebeichtet und ihr Herz ganz und gar aufgethan vor dem Stellvertreter Gottes. Es ist nun Zeit, daß sie die priesterliche Absolution erhalten und dadurch von den Sünden und den ewigen Strafen derselben loswerden." Hierbei gab er das Kreuz dem Kirchendiener zurück, trat in die Mitte des Altars, an dessen unterster Stufe wir knieten, und ertheilte uns die feierliche Lossprechung von allen Sünden. Das ganze Volk rief wie mit einer Stimme: „Amen!" Hierauf begann das Hochamt, und als es zur Communion gekommen war, empfingen alle anwesenden Mädchen uns voraus das heilige Abendmahl und zuletzt wir aus der Hand des Pfarrers, während das Frauenvolk unter leiser Orgelbegleitung das Lied sang:

Sie haben Dich empfangen
Mit heißem Gluthverlangen.
O, still ihr junges Herz

Mit Deinem Leib und Blute,
Daß nur das wahrhaft Gute
Gedeih' in Freud' und Schmerz!

Zum Schlusse bestieg Pater Macarius die Kanzel und hielt eine erschütternde Anrede an das Volk, worin er demselben mit glühenden Farben das Unglück schilderte, welches die Todsünde über jeden Menschen bringe, und wie kläglich es wäre, wenn es trotz der Gnadenfülle des katholischen Glaubens im Besitze ewigfester Himmelswahrheiten durch eigene Schuld im lasterhaften Leben zu Grunde ginge. Da war keine Schönfärbung, keine Absicht auf sentimentale Rührung, kein Geplätscher wässeriger Religionsphrasen, sondern nur heiliger Ernst, kühner Freimuth und vernünftige Liebe zum Volke zu bemerken. Der Zug ging nun nach der Kirche in der nämlichen Ordnung zum Hause des Hochkoflers über eine grüne Wiese seitwärts ob dem Dorfe zurück. Da war für uns und die Geistlichkeit ein Mahl zubereitet, während die Kranzmädchen im Nachbarhause ebenfalls verpflegt wurden.

Wenn ich nichts mehr weiter erzähle, so geschieht es in demüthiger Anerkennung der reinsten Seligkeit, welche durch diesen Schritt über die „Bergsträßler" gekommen ist und die man nur in heiligster Stille ganz genießen kann. Lebet wohl, schöne Seelen in Tirol, besonders du, urkräftiges Volk von Mölten! So oft euer lichtes Auge auf Weißenstein hinüber blickt, denkt an uns und danket Gott für unser Glück!

An der Bergstraße, 6. October 1855.

G. K. M.

Das österreichische Concordat in Deutschland.

Hinc exaudiri gemitus iraeque leonum,
Vincla recusantum, et sera sub nocte rudentum,
Saetigerique sues atque in praesepibus ursi
Saevire ac formae magnorum ululare luporum.
Virgilius.

Warum das österreichische Concordat diesseits der Alpen so unsinnige Beurtheilungen erfahren hat, erhellt zunächst aus dem protestantisch demokratischen Grundirrthume der Reformation, welcher sich zum Ueberflusse mit den modernen Begriffen der Socialpolitik verquickt hat. Nach demselben werden Verträge dieser Art nicht als religiös kirchliche Acte, sondern als Mittel der Politik betrachtet. Nichts kann natürlicher sein, als daß ein Monarch von fast vierzig Millionen Menschen, wovon bei Weitem der größte Theil Katholiken sind, sein Machtverhältniß zur Kirche auf feste Grundlagen stellt, welche dem weltlichen Regimente zum entschiedenen Vortheile gereichen müssen. Die Gegner unserer Kirche in Deutschland waren nicht vermögend, diese friedliche Ordnung der kirchlichen Verhältnisse zur weltlichen Macht an sich als räthlichen und nothwendigen Act der Verwaltung anzusehen, welcher beiden Theilen die freie Entwickelung innerhalb bestimmter Grenzen gönnt, und dadurch die Beziehungen zwischen Fürsten, Volk und Kirche in die naturgemäße Bahn leitet. Man beschuldigt in blinder Partheileidenschaft den Kaiser Franz Joseph, daß er, verlegen um die Mittel zur Verschmelzung der verschiedenartigen Bruchtheile seines Staates, welche noch Diezel bloß ein Staatenmateriale nennt, zur gewaltigen Staatseinheit, in der Verzweiflung nach dem Concor-

dat als letztem Bindemittel des lockeren Staatenconglomerates gegriffen habe. Protestantische Anschauung, leider vom Anfang an gewohnt, im Kirchenthum nur Politik, Mittel nach äußerer Machtvergrößerung, zu sehen, erwehrt sich vielleicht einer solchen Auffassung eben so wenig als der Protestantismus selbst, welcher ursprünglich nur Politik in religiöser Form gewesen ist. Der Katholik hat eine andere Weltanschauung, ihm ist Religion und Kirchenthum vorzugsweise eine Anstalt für's ewige Heil der Völker und Staaten. Nach seiner Ansicht gehört ein guter Theil Aberglauben dazu, die Absurdität einer solchen Bindemittellehre für den österreichischen Kaiserstaat zuzulassen. Wer den Rakoczi zu Kissingen trinkt, erwartet von ihm keine Ordnung seiner zerrütteten Finanzverhältnisse, kein Aufblühen seines zersplitterten Hauswesens, keine Abrundung seines Grundbesitzes, sondern einfach die Herstellung seines kranken Lebens zur vorigen Gesundheit, Thätigkeit und Kraft nach der eigentlichen Aufgabe und Bestimmung des berühmten Heilquelles; alles Andere wird sich dann von selbst geben. Diese allein richtige Anschauung der Dinge darf dem ritterlichen Kaiser Franz Joseph von Oesterreich am allerwenigsten verweigert werden. Als aufrichtig frommer Katholik betrachtet er die Kirche als eine von Gott gesetzte Anstalt für das Bedürfniß seines eigenen Herzens und für das Seelenheil von Millionen, weil er als erster Sohn derselben frei ist von aller Anwandlung weltlich gesinnter Kirchenvögte. Nach seinem heißen Wunsche sollen alle Katholiken seines weiten Reiches den ganzen Segen dieser himmlischen Heilsanstalt mitgenießen, und deßhalb läßt er derselben als einer geistigen Macht nach dem Rathschlusse Gottes alle Freiheit, welche ihr vorherbestimmt und angewiesen ist. Er macht ihr keine Concessionen, sondern setzt nur schriftlich fest, was für die Kirche als Norm des Reiches gelten, was diese mit Recht fordern und was kein treuer Sohn seiner Mutter verweigern soll und darf. Der Kaiser thut dies ohne alle Nebenabsicht, ohne politischen Hintergedanken, ohne Nörgelei doppelsinniger Diplomatie. Ihm ist diese Feststellung der kirchlichen Grundrechte eine sittliche Nothwendigkeit nach dem Ausspruche seines zärtlichen Gewissens, welches allen Kirchenraub, alle Gewaltthat an dem Gewissen der Menschen, alle Usurpation göttlicher Priesterrechte verabscheut und durch diesen Act allerhöchster Gerechtigkeit das Vertrauen der Völker auf seinen unbeugsamen Ge-

rechtigkeitssinn krönen will. Wie er selbst zuerst als Christ das innigste Wohlbehagen über die freie Bewegung der Kirche fühlt, so empfindet er diese Wonne Millionen Mal in jedem seiner höchsten und niedrigsten Unterthanen, welche sich vom ungehemmten Geiste der katholischen Kirche zur sittlichen Vollendung führen lassen und für ihr Seelenleben in Gott täglich neue Förderung empfinden. Allerdings wird diese Völkerseligkeit in der Kirche auch Zufriedenheit, Fröhlichkeit und fruchtbare Thätigkeit für das Staatsleben zur Folge haben, wie es nothwendig aus wahrer Frömmigkeit und Glaubenstreue fließt; aber die Kirche als Selbstzweck kann nie eintreten wie eine jonische Magd, die politische Mühle ihres Herrn zu treiben. Vielmehr ist sie dem fruchtbeschwerten Obstbaume zu vergleichen, welcher nach seiner ursprünglichen Bestimmung einträgliche und erquickende Früchte für das Menschenleben bringt, ohne der Nachtigall ihr Nest und dem müden Wanderer Schattenkühle zu versagen. Der Kaiser von Oesterreich wollte also durch das Concordat sich und seine Unterthanen dem Leibe und der Seele nach ewig glücklich machen. Das ist der innerste Beweggrund zur Abschließung dieses denkwürdigen Vertrages mit dem Oberhaupte der Kirche gewesen. Aber, wie gesagt, der Protestant unserer Tage, dem die Confession nur Abzeichen, kein Inhalt religiöser Errrungenschaft ist, bloß Schablone, um darin alle mögliche Politik zu modeln und zu Markte zu bringen, kann diese christliche Herrschergröße, dieses heilige Erbtheil von Karl dem Großen nicht begreifen. Man hat bei uns größtentheils keine Religion mehr, sondern bloß Politik, die als solche zu gemein und zu alltäglich ist, um stets vernünftig und klug zu sein. Man theilt nach dieser Religionspolitik die Völker Deutschlands in Protestanten und Katholiken ab, und macht daraus zwei große Partheien, welche sich den Vorrang des Deutschthums und der deutschen Obmacht unaufhörlich streitig machen sollen, mit zwiespältigem Urtheil über alle deutschen Gegenstände, mit einem sogenannten protestantischen Princip, welches alles deutsche Wesen für sich allein in Anspruch nimmt und die katholische Sache als Wälschthum ächtet. Da ist kein Gedanke, das Concordat als eine That geistiger Volksentwickelung aufzufassen; die protestantische Parthei denkt dabei nur an sich selbst und fragt, was kann das Concordat möglicher Weise dem Protestantismus in Deutschland nützen oder schaden? Niemand überlegt und beherzigt, daß es

als eine katholische That auf eigenem Gebiete im Bereiche unsterblicher Seelen keiner andern Confession irgend einen Schaden bringen kann; sondern man benützt es unrechtmäßig als Reiz, das protestantische Princip dem katholischen entgegenzustellen, und mit eben so viel Lieblosigkeit als Unverstand die eine Locomotive gegen die andere zu hetzen zum empfindlichsten Schaden für Deutschland und Europa. Die vulgäre Ausästung der Reformation mußte sich durch die überwältigenden Ereignisse der neuern Zeit längst die Freimaurerjacke gefallen lassen, und für den immensen Besitz der Kirchenländer und Kirchengüter die katholische Confession vertragsmäßig dulden. Sie kann sich jedoch selten entschließen, zur gesetzlich festgestellten Toleranz und Parität auch ihre Verstandeseinsicht und Herzenszustimmung herzugeben. Der staatliche Friede in Bezug auf Religion und Kirchenthum ist zwar geschlossen und heilig verbürgt, aber die getrennten Herzen setzen auf geistigem und weltlichem Gebiete den Guerillaskrieg gegen die katholische Kirche fort, und verschmähen kein politisches Mittel und keine politische Combination, um gegen dieselbe offensiv vorzugehen, mit einem Scharfsinn, welcher einer besseren Sache werth wäre. Ein solches vielgebrauchtes und schmählig abgenütztes Mittel ist die journalistisch-diplomatische Fiction einer katholischen Kirche ohne katholische Einheit, katholischer Christen in Deutschland ohne den heiligen Vater in Rom, an denen also nicht die Katholicität, sondern das protestantische Princip, auf dem Boden der katholischen Taufe wurzelnd, das unterscheidende Merkmal ihres Kirchenthums ist. Die Katholiken, welche, ihrem Bekenntnisse treu, wahrhaft und in der That Das sind, was ihr Name aussagt und ihre Glaubenslehre bedingt, nennt man Ultramontane, und haßt und mißhandelt sie, so weit die einseitige Verwaltungsmaßregel, das freche Wort der fanatischen Presse und der Muth des Bureaukraten ausreichen. Dagegen werden die Katholischgetauften, welchen ihre Lebensverbindung mit dem Einheitspunkte in Rom und in dieser fortgesetzten Untreue das eifrige katholische Leben verloren gegangen oder bis zur unscheinbaren Lauigkeit abgeschwächt worden ist, als die eigentlichen wahrhaften Katholiken Deutschlands, als der ächte Ausbund untadeliger Germanen gepriesen und den wirklichen Katholiken in Wort und That gegenübergestellt als maßgebende Auctorität gegen Rom, als alleingültige Wahrheit gegen den Inhalt des katho-

lischen Glaubens, als denkwürdige Musterbilder deutscher Aufklärung gegen die verderbenbrütenden, falschen, verbrecherischen Ultramontanen. Leute dieser Gesinnung, und ihr Name ist Legion, deren Obmann nicht Stahl in Berlin, sondern etwa Bunsen in Heidelberg sein kann, betrachten natürlich das Concordat in Oesterreich als einen Angriff auf ihre protestantische Ueberzeugung, folglich in ihrer verkehrten Auffassung auf den Protestantismus selbst, welcher von keinem geistlichen Papst etwas wissen will, weil es mit Rom anknüpft, dasselbe als berechtigte Obmacht der katholischen Kirche anerkannt und die einheitliche Verbindung mit diesem apostolischen Mittelpunkte frei gibt. Sie fühlen lebhaft, daß dadurch die vom Protestantismus und der Freimaurerei in vielen Gegenden Deutschlands glücklich zu Stande gebrachte Unterbindung der katholischen Lebensströmung auf einmal verloren geht, und frische Kraft die gelösten Glieder im freien Zusammenhange mit ihrem Haupte durchquellen muß. Sie sehen in dieser Entfesselung des ältesten katholischen Kirchenthums gemäß der Einsetzung des göttlichen Heilandes eine Verdammung ihrer Ablösung vom römischen Apostolat und ihrer Sonderstellung auf willkürlich gewähltem Boden, einen geistigen Religionskrieg gegen die beanspruchte Alleinherrschaft ihres grundsätzlichen Katholikenhasses, nach welchem Rom das Babylon der Apokalypse und der Papst der Antichrist sind. Sich ein Deutschland ohne allherrschenden Protestantismus zu denken, fällt diesen Andächtigen so schwer, als den Chinesen eine Mahlzeit ohne Reis. Daher erscheint ihnen das österreichische Concordat als Höllenmaschine, welche papistische Pfaffen gegen Sachsen, Preußen und Mecklenburg richten, um den Protestantismus, diesen nothwendigen Cement deutscher Einheit, auf kurzem Wege den Garaus zu machen. In dieser absurden Ansicht spielt auch ein gut Theil der allbekannten deutschen Vorliebe für's Kleine und Niedliche mit. Das protestantische Deutschland, als deutsche Zukunft gedacht, wird mit der nämlichen Blindheit und Zärtlichkeit gehätschelt und geliebkost, wie in Peking der Damenfuß, bei dem nicht die Gehkraft, sondern die geschnürte Kleinheit allein in Betracht kommt. Es rieselt ein Höllenschreck durch ihre Glieder im unvermeidlichen Gefühl der Größe des Gedankens, welcher im Concordate liegt, für die Kirche so gut wie für die Politik. Das derangirt alle Nachtruhe in Thüringen und Liliput; man kann es herzlich bedauern,

aber helfen kann man nicht. Daher das sprachlose Entsetzen im ersten Augenblick bei der Erscheinung dieses monstrum horrendem ingens, dem die ganze Errungenschaft der Reformation zum Brandopfer gebracht werden soll. Offenbar leiden diese Herren an selbstgemachten Schreckbildern und eingelernter Vornirtheit zugleich, und daran sind die katholische Kirche und das Concordat in Oesterreich völlig unschuldig. Die Katholiken denken nicht daran, den Protestanten ihre Religionsentwickelung zu verkümmern; aber sie verlangen, daß die Letzteren auch die katholische Gleichberechtigung und Parität in der That und mit aufrichtigem Herzen anerkennen und zwar für Katholiken im Zusammenhang mit der apostolischen Kirche zu Rom, welchen der Name „katholisch" allein mit Recht zukommt. Sie verlangen das Abthun eines protestantischen Princips in der deutschen Politik, welches den Katholiken anmuthet, sich in Deutschland als Fremdlinge zu betrachten und ihre kirchlichen Ueberzeugungen als Wälschthum und Landesverrath zu Gunsten eines auswärtigen Herrschers brandmarken zu lassen, wie gewisse gesinnungstüchtige deutsche Journale alltäglich in den Wald heulen. Sie verlangen, daß der intestine Krieg gegen die Lebensbedingungen der katholischen Kirche als Reliquie des westphälischen Friedens trotz der Schablone von Staatsverträgen für die Freiheit der christlichen Culte aus unseren Rechtshandbüchern und Verwaltungsmaßregeln, aus den Vorträgen unserer Hochschulen und den Predigten der Revolutionäre mit der Bibel verschwinde, und das Recht uns unangetastet bleibe, unsere Glaubenslehren selbst zu bestimmen und keinerlei Norm des Kirchenwesens von Protestanten annehmen zu müssen. Dadurch werden wir auf unserem kirchlichen Boden frei und unabhängig für unser Gewissen in Religionssachen, und haben keinen Grund, den übrigen christlichen Confessionen ihre Rechte zu beengen. Das österreichische Concordat spricht diese kirchliche Freiheit für die Katholiken aus und trägt in seinem tiefsten Grunde kein Verderben für die Protestanten, sondern vielmehr Keim und Anlaß, daß diese sich für ihre Lehre ebenfalls frei und unabhängig machen von weltlicher Bevormundung in kirchlichen Angelegenheiten, welche dem Protestantismus in Deutschland mehr geschadet hat, als alle Concordate mit Rom. Die Protestanten haben ihre Union, die uns nichts angeht; wir Katholiken das Concordat und Anderes, was lediglich katholischen Seelen gilt. Das Eine

wie das Andere möge sich entfalten mit gleichem Rechte und ohne Anfechtung. Die protestantischen Kirchentage seien so frei wie die Versammlungen der katholischen Vereine; unsere Bischöfe sollen tagen wie die Bibelgesellschaften; Diaconissen und barmherzigen Schwestern bleibe der gleiche Weg offen, nach ihrer Art dem menschlichen Elende zu dienen. Uns gebiete der römische Primat wie von Alters her, den Protestanten ihr Landesbischof oder Oberkirchenrath von gestern. Uns ficht keine gegnerische Thätigkeit an, der Gegensatz der Lehre bestürzt uns nicht; aber wir wollen Eines: katholisch sein wie von jeher aus eigener Vollmacht und durch keines Menschen Gnade! Concordate schließen wir für uns und nicht für Andere.

Diese Kirchenpolitik der Protestanten, welche bei allen Religionsfragen nur ihr politisches Uebergewicht vor Augen hat, erhält ihre volle Schärfe erst dann, wenn sie nach den Grundsätzen der protestantischen Ausleger des westphälischen Friedens gegen die Katholiken arbeitet. Da wird die Intoleranz eine Art geregelter Wissenschaft und in praktischer Anwendung eine Gewissenspflicht zärtlicher Gemüther, mit der sich nicht weiter unterhandeln läßt. Die protestantischen Landesfürsten hatten aus gewissen Bestimmungen des genannten Friedens für sich das Recht herausgelesen, die Unterthanen ihrer Länder mit Güte oder mit Gewalt zur protestantischen Religionsauffassung herüberzuziehen oder den standhaften Katholiken wenigstens ihre kirchliche Fortbildung und größtentheils für den neuen Anwachs sogar die bürgerlichen Rechte zu verkümmern. Andächtige Seelen mit dem verzehrenden Eifer des ursprünglichen evangelischen Glaubens von Wittenberg und Genf können diesen geschichtlichen Grundzug ihrer Vorfahren bis auf den heutigen Tag nicht verwinden, wenn auch tausend Rücksichten für die neue Zeit und die neueren Staatsverträge hemmend entgegen treten. Aus diesem Quell protestantischer Gottesfurcht quellen die Gustav-Adolfvereine, die Bibelgesellschaften, die Fabrication der Traktätchen und Lügenschriften von Basel, Genf, London und Amsterdam, die Missionen für Oesterreich, Italien, Spanien, Portugal und die Türkei und hundert andere Erscheinungen pietistischer Umtriebe gegen die katholische Kirche, sämmtlich vom sinnlosesten Hasse gegen Rom beseelt und die Rechtlosigkeit des katholischen Kirchenthums lehrend. Was die Auslegung des westphälischen Friedens und das Corpus Evangelicorum in den veränderten

Weltverhältnissen nicht mehr leisten kann und darf, das ersetzt der Geist hinlänglich, welcher jene politische Unterdrückung der Katholiken einst sanctionirt und sich mit wunderbarer Treue auf die späten Epigonen der Reformation vererbt hat. Daraus wurde ein weitverzweigter, tausendgestaltiger Mechanismus gegen die katholische Kirche gebildet, welchen untergeordnete Personen in Bewegung setzen und wie Belagerungsgeschütze auf uns spielen lassen, wo von ehrlichen Mitteln, gelehrten Gründen, edelmüthiger Ritterlichkeit nicht mehr die Rede ist, wo Alles gewagt und schamlos getrieben wird, was man fälschlich den Jesuiten und Ultramontanen aufbürdet, wo als Grundsatz allein vorherrscht, was Tasso im Aminta mit den Worten ausdrückt: Lice che piace. Die englische Politik heftet sich an die Sohlen dieser Propaganda unter der erfindungsreichen Weisheit Palmerston's, um mit der ausgesuchtesten, schmutzigsten Heuchelei die Alleinherrschaft über alle materiellen Interessen der Welt für Albion zu begründen und zu behaupten. Die Geldkraft arbeitet in diesen fanatischen Missionen gegen wehrlose Armuth und Unbildung, um die gekauften Namen in die geistliche Errungenschaft für das Evangelium einzutragen und mit den Verführten gegen die rechtmäßige Obrigkeit zu wühlen. Sogar der Branntwein ist als Mittel willkommen, Aelpler zu betäuben und gegen Gott und Fürsten meineidig zu machen. In den Schriften, Zeitungen und Flugblättern dieser Richtung herrscht der wildeste Ingrimm gegen alles Katholische und überbietet den unermeßlichen Schimpf bei Weitem, welchen die Reformatoren auf die katholische Kirche gehäuft haben in ihren libellis, doctis, Jupiter, et laboriosis, um mit Catull zu reden. Diesen Feuerarbeitern, Sappeurs und Mineurs der protestantischen Propaganda ist natürlich das österreichische Concordat ein unerträglicher Gräuel. Sie nennen es kurzweg ein Verhältniß des Kaisers zu Rom, das wir Anstands halber mit keinem deutschen Worte bezeichnen können und welches nur eine Parallele findet in den Ausdrücken der Propheten, wenn sie den Abfall Israels zu den Chananäern tadeln. Die gesetzliche Freiheit des Concordates für die Kirche, nach ihrer ursprünglichen Bestimmung zu wachsen und sich selbstständig zu entwickeln, ist nach der Theorie und Praxis dieser Gottseligen eine ruchlose Verneinung des Grundgedankens der Reformation und ein gewaltsamer Bruch des westphälischen Friedens. Sie rufen Weh über diesen Angriff

auf das protestantische Landesbischofthum in der Person ihrer Herrscher, um deßwillen die Reformation vorzugsweise gemacht worden ist, das für ewige Zeiten über die Goim der Neuzeit ob ihres römischen Zeichens regieren soll. Und was noch am tiefsten schmerzt, es ist die kühne Jugend des katholischen Kaisers von Oesterreich, welcher unabsichtlich diese Brandung in's protestantische Fahrwasser gebracht hat, ein Gegenstand des Neides und der Erbitterung zugleich, weil man ihr keine Abgelebtheit schuldgeben kann, weil eine glänzende Zukunft hinter derselben steht und dabei keine Auslegung wie beim westphälischen Frieden möglich ist. Die revolutionäre Propaganda kann endlich gegen eine freie katholische Kirche nicht aufkommen; die künstlichen Mittel reichen gegen das warme Leben der Entfesselten nicht aus. Wer lebendige Glieder hat, kann aller Wachspräparate von Genf und London entbehren und ist selbst das beste Mittel gegen die Revolution methodistischer Prediger und den Cynismus im puritanischen Kittel. In der That, wenn das Reformation ist, dann hat sie wirklich Grund, sich vor dem österreichischen Concordate zu fürchten, aber aus eigener, nicht durch unsere Schuld.

Indeß sind diese Gegner des österreichischen Concordates, welche sich vom politischen Zuge der Reformation an den Strand treiben lassen, noch weniger gefährlich im Vergleiche mit den deutschen Demokraten, den erklärten Freunden der germanischen Republik, welche von Hutten nicht bloß den Radicalismus, sondern sogar die Räude geerbt haben. Sie bilden im deutschen Staatsleben einen festen Kern, der keineswegs todt ist, wie diplomatischer Kurzblick glauben machen will, mit größerer Anziehungskraft für alle thierischen Triebe als irgend ein deutscher Organismus aufzuweisen hat. Um dieselben sammelt sich alles politische Freischaarenthum aus den verschiedenartigsten Lagern und Partheien und legt sich schmutzig um den demokratischen Kern ächter Beitze, wie die Schale um den Dotter des Dracheneies. Die Jugend windet sich um die abgelebten Züge und die gesammelte Thatkraft nimmt den Anlauf, um sich den Muth der Verzweiflung anzueignen, und aus der conservativen Feigheit und Erblindung den größtmöglichsten Nutzen zu schöpfen. Diese Männer mit ihren Prophetinnen sind durchweg im Besitze aller Mittel zum Zwecke durch Wort und Schrift, durch ein verhängnißvolles Miasma mit den Gleichgesinnten aller Länder und

Zonen vertraut, Feinde Oesterreichs so gut als Preußens, und Todfeinde aller Kleinfürsten, in deren Schutz und oft auch in deren Brod ihre Jugend gezeitigt, ihre Schule bezahlt und ihre Beredsamkeit großgesäugt worden ist. Diese Vertreter des deutschen Radicalismus, wohl zu unterscheiden von den Demokraten in der Schlafmütze, durch Unbild der Zeit der Waffen, des Vorparlamentes und des Barricadenbaues beraubt, durch die Reaction der Fürsten und Hofleute um ihre gedankenreichsten Busenfreunde verstümmelt, zurückgedrängt in's enge Philisterthum des deutschen Michels, dessen Langweile ein zärtliches, für Deutschland sorgenvolles Gemüth rasend machen könnte, dürfen aus leichterklärlichen Gründen ihre schönen natürlichen Anlagen und Neigungen nicht so kurz wirken lassen, wie einst in glücklichen Märztagen, wo man der Masken nicht bedurfte, sie müssen zu Worten und Redensarten greifen, um ihren eigentlichen Herzensinhalt dem profanen Pöbel in Seide zu verheimlichen und doch ihren Revolutionsbegierden gültigen Paß durch die Welt zu geben. Einverstandene sind bald benachrichtigt; der Angesteckte fühlt aus weiter Ferne befreundete Seelen, wie die Gemse den nachsetzenden Jäger im Windzuge. Ihr Ziel ist die Republik in jeder Form, so radical als möglich, mit nöthigem Platze für ihre eigenen werthen Persönlichkeiten im Mitgenusse souveräner Volksbethörung durch Demagogenlist. Sogar monarchische Einfassung im Roccocostyl lassen sie sich um diesen Preis in ihrer republicanischen Staatsgemeinschaft gefallen. Aus diesem Grunde hassen sie mit einer Art erblicher Consequenz aus dem Reiche der Katzennatur alle Macht der Fürsten so gut als des Volkes, wie ein hungriger Magen die Fenstervergitterung an der Vorrathskammer des reichen Hauses, insbesonders die conservative Kraft des christlichen Staates und der christlichen Kirche, weil sie mit Recht fürchten, daß sie ihren wühlerischen Tendenzen Einhalt oder Nachtheil bringen könnte. Nach ihrer politischen Abschätzung haben Oesterreich und Preußen allein entscheidendes Gewicht in der Schale für ihre Pläne und Zukunftshoffnungen. Alles, was diese Mächte stärkt, halten sie mit weit richtigerem Gefühle, als vielen deutschen Staatsmännern einwohnt, für eine Schwächung der Vorbedingungen zur Anarchie, aus welcher ihre Republik entspringen soll, worin die Lumpen regieren und das Volk mit Durst abgespeißt wird. Und in der That ist dieser demokratische Feinsinn im Reiche der Gährung

und Fäulniß erwiesener Maßen viel bewunderungswürdiger als die Vorsicht und Fassung der deutschen Polizei in ereignißreichen Zeiten. Mit Preußen hoffen sie fertig zu werden, so lange sie an der Spree auf eine dualistische und oft undeutsche Politik, auf die zersetzende Kraft der Berliner Philosophie und auf das jeder Großmacht verderbliche protestantische Princip rechnen können, welches acht Millionen Menschen im eigenen Reiche verhaßt ist. Zur Belebung dieser grundfalschen Richtung einzelner Staatsmänner in Preußen lassen sie sich auch die Hülfe der gothaischen Parthei gefallen und bieten Alles auf, um Preußen aus einer wahrhaft großdeutschen Politik herauszulocken und in ihr Netz zu bekommen. Sie fürchten demzufolge im strengsten Sinne des Wortes nur Oesterreich, dem sie keine Geduld mit dem deutschen Radicalismus und keinen Abfall von den conservativen Principien zumuthen. Mit dem größten Mißtrauen betrachten sie die hervorragenden österreichischen Staatsmänner, deren Blick in's Gewühl und in die Absichten der Partheien ihnen höchst verdächtig und unbestechlich erscheint. Alles was Oesterreich innerlich und äußerlich kräftigt und in der Meinung der Welt mit Ruhm bedeckt, erregt ihre Furcht, ihren Widerwillen, ihren bittersten Haß, weil sie sich dadurch den Boden beengt fühlen zur Umwühlung des socialen Zustandes in Deutschland. Und in der That, was Oesterreich an Macht zuwächst, das verliert die deutsche Revolution. Nun liegt es für jeden Unbefangenen klar zu Tage, daß die Freiheit der katholischen Kirche in Oesterreich an sich schon eine Stärkung der conservativen Grundsätze zur Folge haben muß. Die Kirchenfreiheit, von einem mächtigen Kaiser gewährt, ist eine dritte deutsche Großmacht. Alle freien und unabhängigen Katholiken segnen die Stunde, in welcher ein Staat, wie Oesterreich, das Vorurtheil der Furcht vor der geistigen Macht der Kirche besiegt und dadurch der Welt das Beispiel des offenen Bruches mit der Revolution gegeben hat. Die Religion weicht trotz aller Gegner nie aus dem Herzen der Menschen, und diese jubeln dem Herrscher zu, welcher ihr Gewissen frei läßt und dadurch nicht bloß die Lebenskraft seines Reiches verjüngt, sondern auch alle gesunden Kirchenkräfte der Welt dazu gewonnen hat. Die menschliche Kurzsichtigkeit, mit welcher oft besonders in Deutschland die österreichischen Zustände ohne alle eingängliche Erkenntniß beurtheilt werden, hoffte bisher noch immer theils mit dem corro-

siven Gifte der ausländischen Presse, theils mit dem Zuzuge inländischer Mandarine durch offene oder versteckte Aufwiegelung das österreichische Volk vom Fürsten zu trennen, wie es in vielen Gegenden Deutschlands durch heillose Schwarzkünste nur zu gut gelungen ist, und auf diese Weise die unüberwindliche Kraft der sieggewohnten kaiserlichen Armee zu brechen, in welcher sich einst zur unglücklichsten Stunde Oesterreich gegen die Revolution mit dem besten Erfolge gesammelt hatte, wie Grillparzer zum Verdrusse deutscher Demokraten so treffend gesungen hat. Armee und Volk, auf das Innigste verbündet, durch die Freiheit der Kirche um den Thron des Monarchen, des Gründers dieser Freiheit, nur um so einmüthiger gesammelt und eingesegnet vom Oberhaupte des katholischen Kirchenthums, bilden eine so kräftige Einheit, daß die deutsche Demokratie mit allem Rechte den Zuwachs von Macht und Vertheidigungskraft, welche der österreichischen Monarchie durch das Concordat zugegangen ist, als eines der unglücklichsten Ereignisse für ihre Pläne verabscheut. Daher schlagen die wühlerischen Blätter, wie das Frankfurter Journal, die Elberfelder Zeitung, der Schwäbische Merkur und die Deutsche Allgemeine Zeitung einen Ton gegen das österreichische Concordat an, welcher nur möglich ist im Gefühle, daß jede Schamlosigkeit und Niederträchtigkeit der Presse straflos wüthen dürfen in einer Nation, welche, nach Heine, Perioden hat, wo sie die Comödie, das Theaterwesen und die Bühnenkritik allein interessant findet. So geberdeten sich Männer, die beim Kaiserthume der Paulskirche, beim preußischen Staatenunionsversuche, bei der deutschen Zollfrage, im orientalischen Conflicte und in den Palmerston'schen Händeln mit Italien jede Gelegenheit vom Zaune brachen, um Oesterreich herabzusetzen, alles Böse für Oesterreich mit Schadenfreude zu berichten und, in Ermangelung wahrhafter Thatsachen, unwahre gegen dasselbe zu erdichten, Mitschuldige am Jauchzen demokratischer Jungen im Bauche des hölzernen Rosses gegen Troja-Wien, so oft nur ein leiser Hoffnungsschimmer aufstieg, einen Stein aus dem Bau des mächtigsten deutschen Staates zu brechen. Man konnte bei solchen Erscheinungen unmöglich im Zweifel sein, daß die demokratische Abneigung gegen Oesterreich wahrhaft und wirklich, ein feststehender Cult unter den Eingewohnten war. Nun erscheint das österreichische Concordat für den religiösen Kreis katholischer Hausbedürfnisse, folglich außer aller Tragweite für Prote-

stanten. Da heulen auf einmal alle demokratischen Kehlen Deutschlands wie aus einem Athem über die Gefahr, welche dadurch Oesterreich bevorstehe, über das Erblassen der österreichischen Zukunft, über das Unglück des jungen Kaisers, welcher in's reichsfeindliche Netz römischer Pfaffen gefallen sei. Es war ein großes Weinen und Schluchzen an allen deutschen Strömen über diesen Fall Oesterreichs, ähnlich dem Klagegeheule im deutschen Binnenlande, als im Jahre 1848 Windischgrätz die Revolution in Prag niederschmetterte und die siegreichen Stürme in die Jägerzeile gegen die Aula führte. Diese Parallele war aufklärend genug. Aber die alten unverbesserlichen Wühler, heute traurig, morgen froh, hatten so reiche Thränendrüßen, stellten sich so scheinheilig fromm, redeten so duftig von den verlorenen Blüthen des östlichen Großreiches, daß manche gute reichskaiserliche Haut, alle sentimentalen Weiber, von jeher mit der Wollust des Mitheulens vertraut, alle falschen Todfeinde mit Freudenthränen hinter dem Leichenconduct in's Lamento über das Concordat einstimmten, nicht ohne selbst in klugen Köpfen einigen Schwindel zu erregen. Die Auflösung des Räthsels lag aber so nahe, daß man sich wundern muß, wie ein solcher Spaß vor dem gesunden Menschenverstande in Deutschland auch nur möglich war. Wer bisher zu allem Mißlichen für Oesterreich schadenfroh gejubelt, konnte doch jetzt mit Wahrheit und Redlichkeit nicht über das Unglück des österreichischen Concordates seufzen, welches nach seinem Dafürhalten ein Schaden für das große Reich, also eine herzinnige Lust für alle Feinde der österreichischen Macht erscheinen mußte. Gewiß, was man bei dieser Gelegenheit an Oesterreich beweinte, war nichts Anderes als das entschiedene Maß von Vortheil und Kraft, welches dem Ostreiche durch das Concordat zuging, als der Abbruch, welcher dadurch dem demokratischen deutschen Lager für lange Zeit gethan war, als der reißende Schmerz, welcher in der Achillesferse des Demokratenthums unkluger Weise bloßgelegt ward. Diese Krokodilsthränen bestechen Niemanden mehr. Sie fließen nur über den Aufschwung des österreichischen Adlers, dessen Flügelschlag der Menschenfreiheit ihr Recht, der religiösen Ueberzeugung redlichen Beifall, der deutschen Größe eine glänzende Zukunft verbürgt. So oft der deutschen Demokratie aus Oesterreich eine solche Thränennoth zustößt, begrüßen wir mit Freuden die Consternation der verblüfften Geister, welche in anderer

Form nur eine nachgeborene Tochter des Schmerzes ist über die Siege von Sommacampagna und Novara, über Kossuth's schmähliche Flucht zum Erbfeinde der Civilisation, über das Einverständniß von Olmütz und über den letzten Frieden von Paris. Aus diesem Grunde ist das Concordat wirklich eine ganze That, ein Blitz in's Demokratenlager für alle Herzen republicanisch-deutscher Zukunft, eine ganze Antwort auf die demokratischen Liebkosungen blinder Staatsmänner in den Zeitungen für die mitbrüderlichen Dienste im Kirchenconflicte am Oberrhein, in Holland, in England und in Amerika, und die beste und kürzeste Widerlegung deutschkatholischer und materialistischer Weltanschauung, nach welcher die katholische Kirche in ihrer Freiheit und Kraft längst begraben schien.

Eine andere, wenngleich verwandte Art von Feinden des österreichischen Concordates stellt die spezifisch preußische Parthei in's Feld, welche nach zwei politischen Schattirungen auseinander läuft. Die eine derselben nennt man gemeiniglich die gothaische und meint mit diesem Namen eine blutjunge Richtung der deutschen Politik zu bezeichnen. Sie besteht jedoch seit der Reformation auf protestantischem Gebiete, anfangs gegen das katholische Kaiserthum aus dem österreichischen Hause, später gegen Oestreichs Einfluß auf Deutschland. Sie ist daher gegenwärtig keineswegs todt, wie Manche irrthümlich behaupten, sondern in einer oder der anderen Form stets lebendig und mit dem Protestantismus und seiner deutschen Politik innig verwachsen. Man könnte sie nach ihrer Tendenz die preußisch-demokratische Parthei nennen, weil sie ein protestantisches Deutschland will, in welchem der König von Preußen als Herrscher nur die Firma für das Reich hergeben soll. Sie arbeiten also dahin, daß Preußen in Deutschland aufgehe. Die andere, auch die altpreußische Parthei genannt, mit der Losung: „Preußen über Alles!“ wendet alle ihre Kraft an, daß Deutschland in Preußen aufgehe. Die Gothaer nehmen das protestantische Princip als Ueberschrift und theilweise als Mittel für ihre Politik, ohne darin einen tieferen dogmatischen Gehalt anzuerkennen, als etwa Bunsen in Heidelberg, daher mit einigem Zusatz von Toleranz für die Katholiken ohne Zusammenhang mit Rom, jedoch von geringer Tragweite in der Praxis. Die Altpreußen, wie Gerlach und Stahl, haben den alten lutherischen Lehrbegriff als Grundlage ihrer Politik, als Form ihres Staates, als

Element ihres Deutschthums aufgestellt, wo allerdings von Toleranz der Katholiken, aber von keiner Parität die Rede sein kann. Beide Partheien kommen darin überein, daß sie vom gleichberechtigten Katholicismus wenig oder nichts wissen wollen; beide arbeiten bewußt oder unbewußt für die Revolution in Deutschland, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Gothaer das historische Recht im Allgemeinen hassen, die Altpreußen dasselbe seltsamer Weise im Schilde führen, wie es als völliger Bruch mit dem älteren deutschen Rechte durch die Reformation in's Leben eingetreten und einseitig ausgelegt worden ist. Die Einen zerwaschen den Protestantismus in Vernunftreligion und Gemeindebewußtsein, die Anderen verdichten ihn zum allbeherrschenden rechtgläubigen Princip, von welchem einige Tropfen Gnade und Barmherzigkeit für den historischen Katholicismus abfallen. Die Gothaer verfolgen zum Theile volksthümelnde Gelüste mit kluger Auswahl für die Geltung ihrer Persönlichkeit; die Altpreußen hängen am monarchischen Stamme der Adels- und Junkerpartei und wollen in diesem Sinne die Welt regeneriren. Die ersteren steuern mit vollen Segeln auf die autonomischen Gemeinden der Reformirten los, und mit guter Lebensart auch darüber hinaus, um das politische Christenthum der Reformation eine volle Wahrheit werden zu lassen; die letzteren lenken in's anglicanische, bisweilen sogar in's katholische Kirchenwesen über, um die Lehre des strengen Lutherthums für die Mitlebenden genießbar und als Form ihrer Politik deutscher Gourmandise annehmbar zu machen. Die Gothaer verstehen unter Gewissensfreiheit das Freisein von aller Gebundenheit in Sachen der christlichen Offenbarung, die Altpreußen das Freisein nach dem Ermessen der Consistorien und Oberkirchenräthe welche ihre Parole vom obersten Landesbischof einzuholen haben. Sie verhalten sich also in religiösen Dingen zu den Gothaern wie die Katholiken zu den Protestanten und in politischen wie die Royalisten zu den Demokraten. Beide Theile finden im österreichischen Concordate große Hindernisse für ihre Politik. Den Gothaern entgeht es nicht, daß die deutschen Katholiken zu zahlreich und zu entschieden sind, um sie durch revolutionäre Maßregeln kurzweg in den deutschkatholischen Brei zu rühren. Sie verstehen auch die Organisation unserer Kirche zu gut, um die natürlichen Bezüge und Wechselwirkungen aller Katholiken Deutschlands und Europa's nicht zu fühlen. Es ist ihnen klar,

daß das österreichische Concordat zwar thatsächlich nur Oesterreich allein berührt, aber in seiner welthistorischen Bedeutung allen Katholiken als die mächtigste That des Jahrhunderts erscheint, welche alle Errungenschaften des Deismus, der Freimaurerei, des Kanzleikirchenthums in Frage stellt. Ihre Politik will im innersten und letzten Grunde kein Preußen und kein Oesterreich, sondern ein constitutionelles Deutschland, in welchem Preußen aufgegangen und wovon Oesterreich eine Domäne ist.

Dieser Ausschluß des letzteren, wenn auch von den Altpreußen unter gewissen Voraussetzungen getheilt, ist schon protestantischerseits von allen denkfähigen und unabhängigen Patrioten lebhaft mißbilligt, aber ohne Frage allen deutschen Katholiken verhaßt. Und diese Abneigung gegen die Zerreißung Deutschlands ist durch die Gewährung des Concordates ungemein vermehrt worden. Deßhalb beklagen die Gothaer das Unglück des österreichischen Concordates für Oesterreich und für Deutschland zugleich. Dem ersteren gereicht es zum Vortheil, dem letzteren zu einem wesentlichen Hindernisse für die kleindeutsche Politik. Allerdings zählt die Partei Männer, welche einsichtsvoll genug sind, um den Preis des österreichischen Concordates die deutschen Katholiken ohne viele Umstände zu gewinnen. Aber einerseits wird der Kern dieser Parthei, deren charakteristisches Merkmal die Kurzsichtigkeit in geistlicher und weltlicher Politik ist, nie durch ein katholisches Princip ihre Selbstvernichtung in der Politik aussprechen wollen; andererseits trauen die Katholiken dem Geschenke nicht, da sie die protestantischen Auslegungen der Religionsverträge zu ihrem Nachtheile täglich vor Augen haben. In Oesterreich bürgt der Kaiser für die Ausführung des kirchlichen Vertrages; bei uns fehlt alle Rechtsgewähr für katholikenfreundliche Verträge. Es ist also ohne besondere Anstrengung vorauszusehen, daß die Katholiken sich der gothaischen Parthei mit und ohne Concordat nie anschließen würden, weil für sie nur der Boden des unwandelbaren Rechtes und der geschichtlichen Thatsachen maßgebend und beruhigend sein kann. Diese unausfüllbare Kluft zwischen Gotha und Rom wird auch von allen Verständigen empfunden; daher der Abscheu auf katholischer und der Ingrimm auf gothaischer Seite. Kämen die Gothaer wirklich aus ihrem papiernen Staatsgebäude heraus und schlössen sich für die Katholiken ihres Reiches dem römischen Concordate aufrichtig an, so würde die katholische Macht als ein

Wahrhaftes und Wirkliches bald alle ihre Zukunftsträume überragen; es würde keine Gothaer in Deutschland mehr geben.

Die Altpreußen, deren Glaubensbekenntniß täglich in der neuen preußischen Zeitung unter dem Sinnbilde des Kreuzes gepredigt wird, nehmen allerdings ein anderes Verhältniß zu den Katholiken ein. Wird keinerlei Hand angelegt an die Allgemeingültigkeit ihres protestantischen Principes, so fällt mancher Brosamen von Gnade, die in beschränkter Form allein zulässig ist, vom Tische der gebietenden Herren für die Katholiken ab. Der Schreiber dieser Zeilen, gewiß der billigste Beurtheiler dieser Parthei, ist überzeugt, daß die meisten Altpreußen mit Wissen und Willen ihre Alleinberechtigung gegen die untergeordnete katholische Kirche nicht mißbrauchen würden. Man kann mit vielen Männern dieser Parthei über katholische Gegenstände weit leichter fertig werden, als mit verkommenen oder lauen Katholiken. Sie gehören mitunter zu den begabtesten deutschen Specialitäten und glauben als redliche Lutheraner an Christus im Sinne der apostolischen Kirche, mit aller Achtung für Diejenigen, die ein Gleiches thun, wenn auch auf einem anderen kirchlichen Boden. Nebst dem Sinne für Geschichte und geschichtliches Recht haben sie auch einige Empfänglichkeit für die Macht und den Reichthum der katholischen Erscheinungen, wodurch unsere Kirche so unverwüstlich und jugendlich frisch ist. Manchmal erwacht in ihnen sogar eine Sehnsucht nach katholischen Institutionen, was auf dem Sandboden ihrer Heimath doppelt hoch anzuschlagen ist. Sie haben sogar den Muth, im kühlen Schatten der katholischen Tradition auszuruhen und mit der klaren Fluth, die aus ihren Wurzeln quillt, ihr müdes Herz zu erquicken. Aber Alles hilft wenig gegen das protestantische Princip, welches ihnen als Dämpfer im tiefsten Leben sitzt und sich in politischer Richtung oft gegen alle schönen Worte geltend macht. Es ist eine Art Krankheit mit epileptischen Zufällen, welche periodisch wiederkehren und stets verderben, was die gesunden Tage gut gemacht oder wenigstens versprochen haben. Nur aus diesem Doppel-Zustande sind viele Thatsachen zu erklären, die uns in ruhiger Erwägung entweder als Absurdität oder Planlosigkeit erscheinen müssen. Darunter begreifen wir vorzugsweise den krankhaften Reiz bei allen Berührungen mit Oesterreich und den wachen Traum eines Deutschlands im altpreußischen Sinne, nachdem der König das gothaische Kaiserthum bei weit besserer

Aussicht auf Erfolg verworfen hat. Wer nicht mit Oesterreich gehen kann, thut am Besten, die Spaziergänge in Deutschland überhaupt aufzugeben. Denn eine ersprießliche Bewegung kommt dabei doch nicht heraus. Kurz, die Parthei hat sich selbst überlebt mit ihrem Princip, mit ihrem Lutherthum, mit ihrem Junkerwesen, mit ihrer absolutistischen Politik. Sie gehört in die Schatzkammer der Metropole, wo sie unseres Ermessens immer eine der sehenswerthesten Raritäten bleiben wird.

Sie betrachtet das österreichische Concordat nicht ohne Grund wie die katholische Kirche selbst und wäre in glücklichen Augenblicken sogar bereit, nicht bloß einige Gnade für dasselbe vorwalten zu lassen, sondern einen guten Theil der kirchlichen Unabhängigkeit aus demselben für ihr Lutherthum herüber zu nehmen. Aber ein Zauberschlag mit dem Stabe des protestantischen Principes — und alle Gutmüthigkeit und Annäherung ist verschwunden; man kennt die Herren nicht mehr, wie die Genossen des Odysseus nach dem Zaubertranke der Inselkönigin Circe. Der Groll gegen Oesterreich und sein römisches Concordat artet in eine Tonart aus, welche man nur in England bei seinem eigenen Namen nennen und damit einen unliebsamen Sprecher zum Schweigen nöthigen kann. Selbst die Gothaer sind bei ihrer erklärten Abneigung gegen Katholisches toleranter, als die altpreußische Parthei bei schlimmen Nervenzuständen, die, wenn auch selten, doch äußerst lästig sein können.

Ein anderer Grund des Schauders vor dem Concordate in Deutschland liegt in der eigenthümlichen Lage der vielen Kleinstaaten unsers Vaterlandes, welche durch das allgemeine Loos des Zerrissenseins deutscher Zusammengehörigkeiten leider nicht ohne eigene Schuld einem Zustande großer Schwäche verfallen sind. Die Regierungen sind in denselben vorherrschend protestantisch. Ihr staatlicher Umfang ist zu klein, um den weitläufigen und kostspieligen Verwaltungsorganismus zu rechtfertigen, wie er mit den Souveränitätsrechten aus dem Wrack des deutschen Reiches und größtentheils nach Preußens Muster herübergenommen worden ist. Es fehlt an genügendem Stoffe, die Souveränitätsrechte geziemend zu üben und zu schärfen, an dem praktischen Erfolge der Arbeit, um den Ehrgeiz und die Grille wünschenswerther Größe in der Beamtenwelt zu befriedigen, die sich oft mit leeren Titeln abspeisen lassen muß, am Vorhandensein großer politischer Interessen, deren Handhabung alle Rück-

sichten des Kleinlichkeitsgeistes in den Hintergrund drängt. Dadurch entsteht in solchen Kleinstaaten ein krankhaftes Auslangen nach Gegenständen, die beherrscht werden können, eine reizbare Empfindlichkeit über jede andere Meinung, als die in der Beamtenstube gang und gäbe ist, über alle Funken selbstthätigen gesunden Lebens, weil im Verdachte des Angehens gegen das „car tel est mon plaisir“, ungeachtet kein Leben ohne ein bescheidenes Maß von freier Bewegung möglich ist.

Diese Hast, zu regieren und zu maßregeln, im Schmerzgefühl, daß die Regierungslust mit dem zu regierenden Bestandtheile in keinem Verhältniß steht und der Erfolg kaum das Papier werth ist, worauf die Verordnung steht, greift aus erklärlicher Verlegenheit gern in's kirchliche Gebiet hinüber und legt sich auch hierin das absolute Regiment bei, oft ohne alle böse Absicht, ja ohne den Willen, die Kirche wissentlich zu kränken, sondern lediglich, um die tiefgefühlten bureaukratischen Lücken in der Verwaltung mit kirchlichem Zeuge auszufüllen. Was Anfangs als Nothbehelf gebraucht wurde, wird nachgerade durch Uebung eine liebe freundliche Gewohnheit oder, nach dem Prinzen Hamlet von Dänemark, ein Ungeheuer, das nicht bloß seiner Mutter, sondern allen Juristen des Erdkreises verderblich werden kann. Einige Tropfen protestantischen Extractes fehlen nicht, das Ungeheuer noch ungeheuerlicher zu machen, zumal auf protestantischem Gebiete in diesem Sinne eigentlich nichts oder blutwenig zu regieren ist. Denn wo das allgemeine Priesterthum gilt, da gibt es weder Kirche noch Priesterthum; es kann nur von Staatsanstalten und Beamten die Rede sein, welche ohnehin schon in den Bereich der Verwaltung gezogen worden sind. Haben solche Gewohnheiten Jahre lang bestanden und ist einige Methode hineingearbeitet worden, so darf man sich gar nicht verwundern, daß alle Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche verhaßt ist, somit auch jedes Concordat, weil es nur auf die apostolische Satzung der Kirchenfreiheit gegründet sein kann. Die Staatsmänner, welche oft auf eigenthümliche Weise für die Souveränitätsrechte ihrer Fürsten sorgen, beben davor zurück, wie vor einem Gespenst, nicht weil ihnen der Inhalt desselben geradezu widersteht, sondern weil sie, durch dasselbe aus der kirchlichen Eroberung verdrängt, sich auf dem schmalen Inselchen weltlicher Armuth und Kleinheit unwohl fühlen und ihre Existenz für gefährdet halten. Und in der That

ist diese Angst auch nicht ganz ohne Grund, wenn auch kein Zeichen besonderer Erleuchtung. Die Theilchen eines großen Ganzen, abgeflogene Splitter vom Dome der kaiserlichen Reichssouveränität, zwischen mächtigeren Nachbarn in tausenderlei Dingen abgerieben und beschränkt, durch die Natur der Verhältnisse oft zur förmlichen Abhängigkeit herabgedrängt, können keineswegs die Ruhe und Sicherheit eines mächtigen Reiches und das süße Wohlgefühl allgewaltiger Regierung erwecken, wie wir es in Oesterreich und Preußen sehen, wo es lächerlich wäre, von Verletzung der Souveränitätsrechte zu sprechen, weil der katholische Bischof nach seinem Ermessen für den katholischen Seelsorgedienst einen Pfarrer anstellt, welcher ein erklärter und unverdächtiger Unterthan des Fürsten ist, wie der Bischof selbst.

Diese Furcht, nach dem Verluste der kirchlichen Eroberungen einen großen Theil der Macht einzubüßen, wirkt um so stärker, da der protestantische Standpunkt die Invasion der katholischen Kirchenrechte als eine Errungenschaft der Reformation darstellt. Man bedenkt dabei gar nicht, daß die letztere wenig nützt, weil sie eine unrechtmäßige, daher segenlose ist. Denn der westphälische Friede hat die Kirchenjurisdiction den Protestanten nur über Protestanten eingeräumt, während die Katholiken ihr eigenes Kirchenrecht behalten und genießen konnten. Noch weniger wird erwogen, daß diese vermeintliche Machtbeschränkung nicht aus der Kirchenfreiheit fließt, sondern lediglich aus der Kleinheit des Staates, wo jede selbstständige Bewegung schwer empfunden wird, weil größere Machtentfaltung aus Mangel an Gegenständen und Interessen unmöglich ist. In dieser Furcht der deutschen Kleinstaaten vor der Freiheit der Kirche wurzelt nicht bloß die unziemlichste Polemik, welche sich in ihren Zeitungen täglich gegen uns ergießt, sondern auch die Hätschelei antichristlicher Tendenzen. Man würde die Deutschkatholiken mit ihrem permanenten Kriege gegen die Offenbarung Jesu Christi nicht dulden, wenn man nicht von ihnen ein Gegengift wider die Macht der katholischen Kirche erwartete. Man hätte ohne Zweifel den blasphemischen Unsinn des Materialismus in Büchern von Vogt, Moleschott, Büchner und Anderen längst aus den Augen der Lesewelt und marktschreierischen Verleger entfernt, wenn ihre Bundesgenossenschaft gegen die lästige Katholikenfurcht nicht willkommen wäre. Tausend andere Erscheinungen in Mitteldeutschland würden unmöglich sein, wenn die Fähigkeit vorhanden

wäre, sich mit der Idee eines Concordates, das heißt, einer freien unabhängigen katholischen Kirche auszusöhnen. So waltet unglücklicher Weise ein arges Verhängniß über die mitteldeutschen Zustände. Man könnte es als gerechte Strafe ansehen für die gewaltsame und ungerechte Unterdrückung der katholischen Kirche in diesen Gegenden Deutschlands. Die unendlich mächtige Hülfe der ältesten christlichen Kirche wird gefürchtet, ja zurückgestoßen; dagegen findet Alles Herberge und Schutz, was die Maske trägt, gegen katholisches und positives Christenthum anzukämpfen und unter dieser Maske alle Bande gesellschaftlicher Ordnung zerreißt und die Majestät der gottgesetzten Fürstengewalt in weltlichen Dingen auf die niederträchtigste Weise verächtlich macht. Man wahrt die Souveränitätsrechte vor der Kirchenfreiheit, die höchstens für sie einstehen, aber dieselbe nie gefährden kann; dagegen duldet man frei, was die Wurzel der Obrigkeit im Volke zu Grunde richtet und das Ende aller Souveränitätsrechte vorbereitet. Die Hoffnung der Wirksamkeit dieser revolutionären Stoffe gegen die katholische Kirche ist so eitel, als die Untergrabung der fürstlichen Autorität gewiß ist. Der nächste beste Märztag kann unter hoffnungsreichen Umständen die schlagendsten Beweise liefern für die Wahrheit dieser Behauptung.

Man muß sich überhaupt verwundern, daß für katholische Dinge so wenig Verstand in Deutschland vorhanden ist. Täglich tritt die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Concordates an uns heran; aber Niemand will es verstehen oder vergißt das Verstandene wieder, wie der Mann des heiligen Apostels Jacobus, welcher sein leibliches Bild im Spiegel betrachtete und wegging, ohne sich zu erinnern, wie er aussah.

So wiederholt sich bei uns fortwährend die Geschichte des Kalbes, welches Lichtenberg in seinem liebenswürdigen Humor das Apportiren lehren wollte; aber je länger der Unterricht dauerte, um so weniger verstanden sich das Kalb und Herr Lichtenberg, und der originelle Versuch mußte leider aufgegeben werden. Das „Kalbrisch Thun" des Minnesängers Oswald von Wolkenstein behauptet sich noch immer in seiner unverwüstlichen Jugendfrische. Man läßt nicht von der Ansicht, daß das Concordat etwas Gegebenes, von außen Hinzugekommenes, nöthigenfalls auch Entbehrliches sei. Im Gegentheil, der Katholik sieht darin nichts Zufälliges, nichts Angeflogenes. Die tirolische Legende von der heiligen Jungfrau Maria zu Weißenstein drückt

die katholische Ansicht darüber am Besten aus. Das berühmte Madonnenbild wuchs aus dem innersten Mark des Baumes heraus. Der Baum fruchtete, nach dem Ausdrucke der Legende, in organischer Entwickelung das heilig verehrte Bild, und gerade durch dieses Wunder innerlicher Fruchtung kam die fromme Wallfahrt in Aufnahme. So ist auch das Concordat seinem Inhalte nach eine organische Bildung aus dem innersten Kerne des Katholicismus, welcher sein Leben in Christus auch äußerlich zur Anschauung bringen will, also etwas Naturwüchsiges, das man vom Stamme eben so wenig trennen kann, als die Blüthenkrone vom Leben des Baumes, die Summe aller Lebenskräfte der Kirche, welche ein hochherziger Kaiser aus unnatürlicher Haft sichtbar in's Leben treten ließ.

Wer den Katholicismus will, muß auch das Concordat wollen, wenn er aufrichtig sein will, denn das Concordat entwickelt nur die Lebensbedingungen der katholischen Kirche in der Staatsgesellschaft. Aber, wie gesagt, der ungelehrige Fanatismus versteht das nicht. Im unablässigen Kampfe mit den offenkundigsten Thatsachen der Geschichte und des Kirchenlebens, die alle Illusionen der Religionsfeinde zu Schanden machen, verkündigen protestantische Zeitungen, Sonntagsblätter und insbesondere das Frankfurter Journal, daß es mit Rom, dem Centralpunkte kirchlicher Frnchtung, aus sei, daß der römische Katholicismus, außer welchem es keinen anderen gibt, seinem Verfalle entgegen gehe, und daß selbst Katholiken die Emancipation vom Einheitspunkte der christlichen Welt wünschen, welcher seit der Apostelzeit für den Organismus des gesunden Kirchenlebens maßgebend war. Dadurch werden eine Unzahl Seelen des protestantischen Deutschlands mit dem baldigen Sturz des Papismus vertraut, sie erwarten das Ende der Dinge alle Tage und fühlen wohl auch im Stillen einige Herzensfreude, daß der Apfel selbst vom Baume fällt, an dem die Reformation schon so lange vergeblich geschüttelt hatte. Der dreißigjährige Krieg, seit 1648 entwaffnet, dauert in tausend und tausend eingenommenen Gemüthern mit thörichten Hoffnungen und Begierden fort und erlangt allmählig die Stärke sinn- und gedankenloser Obstination, welche eine nothwendige Folge aller Gewohnheitslügen und Geschichtsfälschungen ist. Man träumt von Siegen und verachtet den Feind, der ja nach allen Zeitungen im Verenden begriffen ist. Gaukelnde Phantasien von Babylons unvermeidlichem Sturze trösten die

Betrogenen. Schon sieht der prophetische Geist Luthers und Calvins Panier über allen Gauen Deutschlands triumphirlich flattern. Unter solchen Umständen weckt jedes selbstständige Lebenszeichen der katholischen Kirche die betäubten Gemüther wie furchtbarer Feuerruf, und richtet eine Begriffsverwirrung an, von der sich nur ein Augen- und Ohrenzeuge einen Begriff machen kann, wo alle Ueberlegung, alle Klarheit, alle Billigkeit aufhört. Es entsteht ein Heulen und Zähneknirschen ohne Gleichen im wildesten Tumulte durcheinander, man ruft an allen Ecken: „der Protestantismus ist in Gefahr", während nichts in Gefahr ist, als der gesunde Menschenverstand vom Rheine bis nach Lappland, und die unermeßliche Mehrzahl des Volkes, welche mitheult, weiß seines Mitheulens keinen anderen Grund, als daß die deutschen Literaten und Zeitungsschreiber vorausgeheult haben.

Solcher Zeter hat das Concordat begrüßt, nicht weil man sich darunter etwas Bestimmtes, sondern weil man darunter gar nichts denkt. Es ist eine einfache vollständige Ueberraschung, daß die katholische Kirche noch lebt, deren Verscheiden alle protestantischen Apostel und Propheten in heuchlerischer Andacht verkündigt und auf die allernächste Zukunft anberaumt hatten. Von diesem Standpunkte aus muß das tausendstimmige Getöse von Tob- und Tollsucht gegen das österreichische Concordat beurtheilt werden. Zunächst ist es nichts Anderes, als getäuschte Einfalt und kindischer Schmerz, daß „Väterchen" den versprochenen Braten aus der Stadt nicht mitgebracht hat; sodann die tiefgefühlte Nothwendigkeit, seinen Schmerz mit auffallenden Grimassen allen Vettern und Basen mitzutheilen, um ein allgemeines Weinen zu veranlassen und dadurch den alleinseligmachenden Glauben zu bethätigen; endlich das sichtliche Bestreben, dem Concordate alle möglichen bösen Folgen für andere Confessionen anzudichten und wüthenden Grimm anzufachen, wie er nur in denkunfähigen Köpfen entstehen kann. Man zürnt nicht mehr über das österreichische Concordat, sondern über den häßlichen Wechselbalg, welchen ihm literarische Industrieritter untergeschoben haben.

Es treten uns hier wirklich merkwürdige Gegensätze vor's Auge. Der Katholik sieht ruhig zu, wie die Protestanten ihre Sonderkirche stützen, ausbreiten und zur Trägerin der Politik machen. Er fühlt keinen Neid, keine Beängstigung, er wehrt sich nicht dagegen. Das ist die Ruhe des katholischen Bewußt-

seins, welches der Güte seiner Ueberzeugung vertraut und recht gut weiß, daß uns die Blüthe fremder Confessionen nichts schaden kann. Dagegen fährt der Protestant beim Rauschen jedes Läubleins im katholischen Haine zusammen und sieht mit der Phantasie des Herrn Freiligrath in jedem Busche einen häßlichen Drachen und in jeder Querwurzel einen tückischen Zwerg, welcher eine verzauberte Prinzessin umklammert. Das ist neuprotestantisches Waldesgrauen, wahrhaftig nicht poetisch zu nennen, ungeachtet es den Hauptinhalt der Polemik gegen die katholische Kirche und ihre Concordate ausmacht. Indeß sind wir weit entfernt, diesen Unsinn den Protestanten überhaupt in die Schuhe zu schieben. Alle Verständigen begreifen vollkommen, wie abgeschmackt und lächerlich ein solches Gebahren ist. Noch unlängst hat ein Correspondent im Frankfurter Journal die Dummheit gehabt, zu erklären, daß es in Wien allerdings lustig und gemüthlich zu leben sei, „wenn nur das Concordat nicht wäre." Leider nimmt die Allgemeine Zeitung von Augsburg keinen Anstand, solche Niaiserien ebenfalls in die Welt zu streuen, ungeachtet die Redaction selbst am besten weiß, wie absurd diese Herzenserleichterungen trostloser Literaten sind im Verhältniß zur Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge in Oesterreich.

Nichts kann mißbräuchlicher sein, als diese unaufhörliche Berufung auf das österreichische Volk in diesem Punkte. Dieses ist ganz verschieden vom Gesindel der revolutionären Gänsekiele, die für die deutsche Freiheit in ihrem Sinne arbeiten. Es beklagt höchstens den Zustand der fortwährenden Finanzkrisen, des Actienschwindels und der dadurch erhöhten Bedürfnisse des Staates, und weiß recht gut, daß diese bösen Folgen nicht das Concordat, sondern die Revolution gemacht hat. Die Correspondenten fühlen es selbst; daher ihr Schrecken über die gewaltigen Volksfahrten nach Mariazell, die handgreiflich beweisen, daß das österreichische Volk nicht in ihrem Lager und nicht zu ihrer Parthei gehört. Sie können sich vollkommen beruhigen. So fröhlich sie selbst mit der größten Behaglichkeit von der Welt trotz des Concordates bei Streitberger ihr gebratenes Huhn verzehren, eben so sorglos und gemüthlich habe ich das Volk in Oesterreich sich seines Kaisers und seines Concordates freuen sehen. Alles Zappeln und Nörgeln ist dagegen vollkommen unnütz. Die Zeit liegt allzu ferne, wo heuchlerische Federhelden ein großes Volk voll Gesundheit und Leben mit ihrem gemachten Jammer für die Revolution beherrschen können.

Mit dem österreichischen Concordate sind häufig die confessionellen Friedhöfe der Katholiken in Verbindung gebracht und schamlos gegen die katholische Kirche ausgebeutet worden. Wir halten es für angemessen, die katholische Auffassung dieser Angelegenheit hier um so mehr anzufügen, als es durch lügenhafte Berichte und Darstellungen auf Augenblicke gelungen ist, die gehässigsten Vorurtheile in der protestantischen Bevölkerung einzelner deutschen Länder aufzustacheln. Zunächst war schon der Versuch, diese Friedhofshändel lediglich aus dem Concordate abzuleiten, durchaus unzulässig. Sie haben damit weit weniger zu thun, als man glaubt, da sie als selbstständiger Gegenstand, über welchen in der Kirche nie eine Meinungsverschiedenheit möglich war, behandelt werden müssen. Die dogmatische Ansicht der Katholiken in diesem Punkte lag von jeher klar zu Tage. Der Friedhof, von uns größtentheils Gottesacker genannt, gehört zur Kirche und nimmt von ihr alle Eigenschaften eines kirchlichen Besitzes an, dergestalt, daß er von derselben gar nicht einmal getrennt gedacht werden kann. Der Katholik will nach seiner Glaubenslehre auch nach dem Tode im engsten Verbande mit der Kirche und ihren Heiligthümern ruhen, als ein Glied der kirchlichen Gemeinschaft im Leben und im Sterben. Deßhalb wird der Friedhof, wenn auch in neueren Zeiten aus Gesundheitsrücksichten oft weit davon verlegt, stets nur im Zusammenhange mit der Kirche aufgefaßt, durch priesterliche Weihe für die Bekenner der katholischen Lehre eingesegnet, dadurch mit kirchlichem Ansehen ausgerüstet und, wo es nur immer sein kann, mit einer für's heilige Meßopfer eingerichteten Kapelle versehen. Wie man im Alterthume die Todesstätten heiliger Blutzeugen „Confessionen" genannt hat, so sieht der Katholik auch jetzt noch seine Begräbnißstätte im geweihten Erdreiche inmitten seiner Freunde und Glaubensgenossen als ein Bekenntniß an, das er seiner Religion selbst nach dem Tode schuldig ist. Er besucht den Friedhof im Leben immer mit Andacht und Ehrfurcht im Gedanken an die Eucharistie seiner Pfarrkirche, wodurch alle Glieder der christlichen Gemeinde zu einem Ganzen verschlungen werden. Der Protestant weiß von allem Diesem nichts, weil seine Begriffe von Kirche und Gottesacker und deren Zusammenhang nach den Grundsätzen seiner Religion ganz andere sind. Ja, der frommgläubige und verständige Sinn vieler Protestanten würde selbst beim Angebot der Oeffnung des katholischen Gottesackers es für den Fall seines Todes

ablehnen, weil er in klarer Auffassung des katholischen Friedhofes selbst im Tode nicht Theil nehmen will an einer Stätte, wo er gewissermaßen als Einverstandener mit den katholischen Glaubenslehren erscheinen müßte. Selbst aufgeklärte Männer der Gegenseite, welchen freilich der klare Verstand zur Verfügung steht, haben den Versuch gewaltsamer Hereinziehung protestantischer Leichen in den katholischen Gottesacker einfach für eine unzurechtfertigende Intoleranz erklärt, wie es im umgekehrten Falle auch jeder Katholik für sich im Betreff des protestantischen Gottesackers thun würde. So berechtiget eine Confession im Leben zur kirchlichen Besonderung ist, eben so unzweifelhaft erscheint ihr Recht für ihre todten Mitglieder, welche zusammen eine Kirche bilden, deren Lehre und Eigenthümlichkeit vor Gott und Menschen bestimmt ausgeprägt, auch an den Abgeschiedenen geachtet werden müssen.

Aus diesem Grunde steht die Nothwendigkeit gütlicher Separation katholischer und protestantischer Ansprüche in diesem Punkte für jeden Billigen auf beiden Seiten so einleuchtend fest, wie das Recht einer confessionellen Kirche, einer confessionellen Schule und confessionell gesonderter Gemeindeverwaltung. Und wir zweifeln, ob die Katholiken dies mehr wünschen und anerkennen, als die Protestanten, welche recht gut einsehen, daß es sich nicht um wechselseitige Gefälligkeiten, sondern um grundsätzliche Verschiedenheiten der beiderseitigen Glaubensbekenntnisse handelt. Die gläubigen Protestanten haben also diesen Sturm in einem Glase Wasser nicht angeregt, sondern die ungläubigen Hetzer, welche im Leben rastlos arbeiten, die Getrennten abzuhalten von jeder Annäherung an Rom, aber nach dem Tode gegen ihre Grundsätze eine räumliche Vereinigung erzwingen wollen, welche beiden Confessionen nicht gemäß sein kann. Sie fühlen nach ihrem lobenswürdigen Scharfsinne wohl heraus, daß sie dadurch eine Bresche in die katholische Denk- und Glaubensfreiheit schießen, was um so tröstlicher erscheint, da es ihnen unter den Lebendigen nicht gelungen ist. Es sind die Männer, denen jedes Glaubensbekenntniß gleichgültig ist, welche den Hader in die Kirchhöfe verpflanzen, um Kampfspiele des Witzes und der Gottlosigkeit auf den Gräbern der Todten aufzuführen. Wie sie keine Toleranz für die Grundsätze lebender Katholiken hatten, so wollen sie jetzt wenigstens ihre entseelten Leichname in den Kreis ihres Unglaubens hineinziehen. Dieser Wille scheint noch verzeihlicher, als die

bewußte oder unbewußte Heuchelei, welche sie bei dieser Gelegenheit für die Eintracht der Menschen im Grabe an den Tag legen, wo alle Bedingungen des Einverstandenseins erloschen sind. Wer sich von vornherein gegen die katholischen Ceremonien und Aeußerlichkeiten erklärt hat, der soll uns nicht mit falschen Thränen den Prozeß der Fäulniß ohne Weiteres als Princip der christlichen Einigung zu glauben voranstellen, welche nur unter Geistern möglich ist.

Bei diesem unerquicklichen Streite war das Unisono gewisser Zeitungen niederträchtig ohne Maß, aus allen Theilen Deutschlands in die Redactionslocale geblasen, fast durchgängig mit den nämlichen Worten, Lügen und Beschuldigungen, wobei die einheitliche Redactionsbehörde sich nicht einmal die Mühe gab, verschiedenartige Abfassungen an ihre Lohndiener in Nord und Süd abzugeben. Sogar die Artikel in der Allgemeinen Augsburger Zeitung aus Wien flossen aus dem Stammlande dieser gemaßregelten Presse oder waren durch ihre Retorte getrieben worden. Denn alle inspirirten Journale fielen mit einem sonst kaum erklärlichen Heißhunger darüber her, um sie noch am nämlichen Tage zum Gemeingute des deutschen Volkes zu machen. Eine eigene List in der Auslassung katholikenfreundlicher Umstände trat zu Tage. Der katholischen Auffassung der Friedhöfe wurde Undank vorgeworfen, weil man in Oesterreich keine Gegenseitigkeit eintreten lasse für die Gunst der gemeinsamen Friedhöfe im übrigen Deutschland, ohne auch nur leise anzudeuten, daß die Katholiken, welche diese Gemeinsamkeit als eine Beschränkung ihrer freien Religionsübung ansehen, in vielen Gegenden gesetzmäßig dazu gezwungen werden.

Man vergaß dabei gänzlich, daß zur Zeit der Säcularisation vielen Regierungen katholische Kirchengüter nur unter der ausdrücklichen Bedingung eingeräumt worden waren, daß die ersteren für ihre kirchlichen Bedürfnisse nach katholischen Grundsätzen, also auch für katholische Friedhöfe nach den Vorschriften der Kirche Sorge tragen sollten. Für diese Rechtsverweigerung noch zu danken, wurde den Katholiken bei dieser Gelegenheit unter einem Proteste feierlich angemuthet.

Sodann ward von den schreibseligen Austrägern geflissentlich auf die bestehenden Verhältnisse in Oesterreich keine Rücksicht genommen. In den meisten österreichischen Gemeinden befanden sich entweder gar keine Protestanten oder kamen nur ausnahms-

weise vor. Die letzteren begrub man schon vor der Josephinischen Gesetzgebung an einer abgesonderten Stelle des katholischen Friedhofes, wo kein protestantischer vorhanden war. Dabei ließ es im Grunde selbst die Josephinische Gesetzgebung, trotz dem Geiste jener freimaurerischen Zeit, welche allen Confessionsunterschieden entgegen arbeitete, bewenden, mit dem Zusatze jedoch, daß es die Akatholiken fürder nicht mehr als einfache Gestattung, sondern als Recht ansprechen durften. Der gesunde Rechtssinn konnte natürlich in dieser Staatsforderung keine Billigkeit und Gerechtigkeit erblicken, da die katholischen Friedhöfe als Gemeindegut seit unfürdenklichen Zeiten wohl freundnachbarliche Dienste leisten, aber durch ungerechten Machtspruch zum Aufgeben bestimmter Besitzrechte nicht gezwungen werden konnten. Da jedoch der damaligen Zeitrichtung überhaupt aller Sinn für Recht und Gerechtsame, nach einer Bemerkung Heeren's, in Oesterreich abhanden gekommen war und die Verfügung der Regierung im Grunde für's praktische Leben nichts sonderlich änderte, so ließ das katholische Volk diesen Eingriff in seine Besitzrechte auf sich beruhen. Hätten die Gegner sich damit begnügt, so wäre kein merkliches Zerwürfniß daraus entstanden. Dazu versteht sich aber der Fanatiker selten, weil er ein Anhänger des unabläßsigen Fortschrittes für seinen Vortheil ist. Man wollte im fremden Gottesacker die Gleichberechtigung und wo möglich die Oberhand wie in anderen Lebensverhältnissen haben. Deßhalb unterstellen die Herren von heute die Fußstapfen älterer Prätensionen als ausgemacht, daß den Protestanten in allen vorliegenden Fällen das Recht des Begräbnisses nach der Reihe mit den Katholiken zustehe, was gegen die kirchlichen Ansichten und Glaubensnormen auf der katholischen Seite fühlbar verstößt. Auf dem Lande war diese Art des Begrabenwerdens bis auf den heutigen Tag so unbekannt, als unbeliebt. Man ließ dem Volke aus gemeinen Ständen ebenfalls einige Wahl und die Möglichkeit des Zusammenbegrabenseins mit den Seinigen, wie den Reichen ihre Grüfte und Sonderstätten.

Es liegt im katholischen Geiste eine so tiefe Gleichachtung von Hohen und Geringen, daß sich dieselbe auf kirchlichem Gebiete nirgends verläugnen kann. Das Alter und die Erblichkeit der Gräber für jede einzelne Familie lebte als Chronik im Kopfe des Todtengräbers und seiner Gehülfen. Jede Neuerung in diesem Stücke, namentlich die Zwangsreihe der Gräber, war

überall höchlich verhaßt als eine Art Herabwürdigung ursprünglicher Menschenbeziehungen vor Gott, dem wir Alle gleichmäßig, aber in bestimmten Gruppen unterworfen sind. Erst in neuerer Zeit kam dies Begrabenwerden nach der Reihe in großen Städten mehr in Aufnahme, theils durch die Verlegung der Friedhöfe aus dem unmittelbaren Gemeindeleben in weitere Entfernung, theils durch die Natur der Sache selbst beim hohen Bevölkerungszustande bedeutender Städte, auch hier nur für arme und geringe Leute, beim stätigen Vorhandensein von gesonderten Grüften und gekauften Grabstätten für reiche und wohlhabende Familienglieder. Es kann also nichts Beschämendes für den Protestanten darin liegen, daß er in katholischen Friedhöfen sein Grab außerhalb der Reihe angewiesen bekommt, da es ja für Katholiken selbst nicht in ausschließlicher Uebung steht. Die Klage der blinden Widersacher, daß ein Protestant nicht zu den Seinigen begraben werden könne, verliert unter diesen Umständen allen vernünftigen Sinn, da gerade durch den Nichtbestand des Begräbnisses nach der Reihe die einzige Aussicht auf die gewünschte Vereinigung gegeben ist. Wenn hierbei von scharfsinnigen Sachwaltern bemerkt wird, daß bei gemischten Ehen nach der neuen Uebung der protestantische Theil in solchen Verhältnissen von Gatten und Blutsverwandten, namentlich in Familiengrüften ausgeschlossen werde, so ist zunächst anzufügen, daß diese Ausnahmsfälle, selbst in der kaiserlichen Gruft zu Wien vorhanden, nach dem milden Geiste der Kirche auf gehörige Verständigung mit der geistlichen Obrigkeit ohne allen Zweifel die gewünschte Lösung finden werden. Träte wirklich der Fall ein, wo unter solchen Umständen eine Trennung eintreten müßte, was wir jedoch bezweifeln, so läge nach unserer Ansicht der Grund dieser unliebsamen Erscheinung nicht in den katholischen Kirchengesetzen, sondern in der Natur der gemischten Ehen, deren Folgen sich beide Theile mit vollem Bewußtsein unterworfen haben. Wer sich im Leben vom Gottesdienste, von den Sacramenten und anderen Kirchenübungen seiner Ehehälfte, seiner Kinder, seiner Verwandten mit reiflicher Ueberlegung freiwillig getrennt hat, ohne sich durch diesen verschiedenen Weg beleidigt oder zurückgesetzt zu fühlen, dessen Klage über seine Trennung nach dem Tode wird schwerlich bei vernünftigen und folgerichtigen Leuten großen Eindruck machen. Uns scheint sie nachgerade eine Annäherung zur Affectation, da ein solches Schmerzgefühl im Leben weit

zweckmäßiger gewesen wäre und nach dem Hinscheiden offenbar gegenstandslos genannt werden muß. Ueberhaupt war bei diesem Friedhofsstreite nichts unerquicklicher, als die reichen Zuflüsse von Sentimentalität, welche nach einem Leben voll Blasirtheit und Gleichgültigkeit in Religions-, Ehe- und Verwandtschaftssachen nicht einmal die Rücksicht für schwache Nerven in Anspruch nehmen konnte.

Nicht viel gründlicher ist die Klage, daß man die Protestanten in einem Winkel des Friedhofes oder hart an die Mauer begrabe. Unsere Gottesäcker bilden in der Regel ein Viereck, wo vier Winkel oder Ecken nicht abzuweisen sind. Wenn wir nun den Protestanten einen derselben gutmüthig einräumen, so kann Niemand mit Recht schelten, da uns noch immer drei derselben zum eigenen Gebrauche übrig bleiben, ohne daß wir uns darob entsetzen dürfen. Die Plätze an der Friedhofsmauer gelten nach katholischer Gewohnheit als vorzüglich geeignet, einerseits für die Grabdenkmale, welche man an der Mauer weit besser anbringen kann, andererseits, weil sie schon an sich gesicherter sind gegen mancherlei Einflüsse auf freieren Plätzen. Wenn die deutschen Journalisten und Preßfilialen in ihrer erschöpfenden Gründlichkeit bei dieser Gelegenheit nicht ohne frommen Schauder beifügen, daß die Protestanten außerhalb der Reihe zu den Selbstmördern begraben würden, so erstaunen wir wirklich über die Kühnheit dieses Einwurfes, welcher an großem Gedächtnißmangel leidet. Die Humanität, welche als lichte Glorie um alle Zeitungsschreiber strahlt, hat mit weitem Herzen, das Gut und Bös im deutschen Vaterlande warm umfaßt, den Selbstmord glorificirt und so zu sagen für legitim erklärt. Weigert sich ein katholischer Priester, die Leiche eines Selbstmörders einzusegnen oder ihm einen Raum in katholischen Gottesäckern zu gestatten, so herrscht ja in den Spalten gewissenhafter Journale ein größeres Geschrei, als über eine Brandstiftung in Amerika an katholischen Klöstern und Seminarien. Gehen wir in gewissen Gegenden in den Friedhof, so finden wir jeden Morgen auf den Gräbern geliebter Selbstentleiber frische Kränze im Thau des Frühlings. Ja, Familien von Vermögen ermangeln nicht, jährlich eine hohe Summe an den Gärtner zu zahlen für die bestmögliche Ausschmückung dieser merkwürdigen Stätten. Der Abscheu und die Schmach vor einer solchen That ist in unseren Tagen dem Lichtstrome übermäßiger Aufklärung gewichen und

die unglücklichen Opfer der Verzweiflung strahlen im hellen Glanze dieser verwundersamen Weltbeleuchtung. Die Zeit, wo die Stätte eines Selbstmörders mit Schauder betrachtet wurde, war das finstere Mittelalter, diese gräßliche Weltperiode voll Aberglauben und Vorurtheile, welches die geehrten Herren auf der Gegenseite gründlich überwunden haben. Wir staunen also nicht mit Unrecht, daß diese tactvollen Beherrscher der bezahlten Presse diesmal so mir nichts dir nichts aus ihrer erhabenen Rolle gefallen sind. Der Katholik, wo er seiner religiösen Ueberzeugung aus apostolischer Zeit folgen darf, versperrt jedem Selbstmörder, welcher mit Berechnung aus der Welt scheidet, den Gottesacker, um seinem Abscheu über die gotteslästerliche That den gehörigen Nachdruck zu geben. Eure Grundsätze haben diese Absperrungssitte durch die Gewalt der weltlichen Behörden gesprengt und den Selbstmördern das Friedhofsthor aufgethan. Ihr habt also nicht das mindeste Recht zur Anklage. Wie ihr es hinfort mit euren Selbstmördern halten wollt, ist eure Sache; von unseren werdet ihr wenig zu leiden haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil in Oesterreich, einige große Städte ausgenommen, der Selbstmord äußerst selten ist, im Widerspiele mit Deutschland, wo alle Bäche Leichen dieser Art ausschäumen, Friedhöfe, Amtsstuben und Theater zur Execution dienen und das Sich-selbst-erhängen sogar die Schulbuben ergriffen hat. In Oesterreich kennen die meisten Gemeinden den Selbstmord entweder gar nicht oder nur in äußerst seltenen Fällen, die sich auf ein Jahrhundert nicht vertheilen können, als einzig in ihrer Art, vom gesammten Volke als Eingriff in Gottes Recht verabscheut. Kein katholischer Priester wird jemals dafür eifern, daß der Selbstmörder, in geweihtes Erdreich begraben, als unlieber Nachbar die Ruhe protestantischer Gäste störe. Ist den Anklägern mit diesem Abscheu des Begrabenseins neben Selbstmördern wirklich Ernst, so müssen sie ihre Thätigkeit von Oesterreich auf andere deutsche Länder übertragen, wo die Selbstmörder in der Reihe begraben werden. Da sind sie im aufgeklärtesten Theile der Welt nie sicher, daß sie nicht in verhängnißvoller Stunde neben einem Selbstmörder zu ruhen kommen. Deßhalb haben wir uns sittsam erlaubt, an ihrem wirklichen oder wahrhaften Eifer in diesen österreichischen Begräbnißhändeln einige anständige Zweifel zu hegen. Uns dünkt, die Einen eiferten aus politischen Gründen gegen Oesterreich, um jeden möglichen

Anlaß zum Hader und Dualismus in Deutschland auszubeuten, die Anderen aus dogmatischer Bornirtheit, um die Katholiken zu nöthigen, wenigstens nach dem Tode ihre wesentlichen Unterschiede zwischen Katholicismus und Protestantismus aufzugeben. So muß sich unsere heilige Lehre ohne Rast einerseits durch die widerliche Hetze eigennütziger Politik, andererseits durch die Dornen ketzerischer Strebnisse nach Allgemeingültigkeit und Gleichsetzung mit der apostolischen Kirche von Rom hindurchwinden und in ihren Vorständen gegeißelt werden wie zur Apostelzeit. Bei diesem ganzen Streite, welcher an die Wechselstürme der Griechen und Trojaner erinnert, um die Leiber ihrer gefallenen Helden in's gehörige Grab zu bringen, wurde jedoch ein Umstand mit ungemeiner Frechheit wissentlich und in böser Absicht verschwiegen. Man verwechselte die Begriffe „Begräbniß" und „Begräbnißrecht." Der erstere bezieht sich auf den Ort, wo die Leiche begraben wird; der letztere auf die Person, welcher das Recht des Begräbnisses nach kirchlichen Rechten zukommt und welche von der Ausübung desselben ein gewisses Einkommen mit Zustimmung geistlicher und weltlicher Obrigkeit bezieht. Die Streitfälle, welche in der vorliegenden Sache unseren Anklägern zur Grundlage ihrer polternden Rhetorik gedient haben, bezogen sich demzufolge bald auf das Begräbniß, bald auf das Begräbnißrecht, bald auf beide zugleich. Unsere Gegner warfen Alles durch einander und gewannen auf diese Weise vor Kurzsichtigen wenigstens auf Augenblicke Vortheile, welche freilich bei näherer Einsicht in Nichts zerrinnen. Es handelte sich nämlich in den meisten Fällen nicht um den Ort des Begräbnisses, welcher in Oesterreich stets willig und gern gewährt wird, sondern um das Begräbnißrecht des ordentlichen Pfarrers und das mit dem Pfarracte verbundene Gefälle, welches letztere der betreffende Pfarrer nicht einmal in Verfall kommen lassen darf, wenn es ihm auch frei steht, in einzelnen Fällen für einmal auf die Erlegung desselben zu verzichten. Die Forderung also, im katholischen Gottesacker begraben zu werden, schloß nach der nagelneuen Theorie der Friedhofseiferer auch das Pfarrecht für den protestantischen Geistlichen in sich an Orten, wo nie dergleichen zu Recht bestanden hatte. Es war um so mehr eine sehr wichtige Neuerung von weitgehender Tragweite, bei welcher einige Ueberlegung ganz verzeihlich erschien, da in protestantischen Gegenden ein ungeheures Material von Gründen für's praktische

Leben vorhanden war, in diesem Punkte nicht voreilig zu sein. Die Reformation hatte nämlich in allen Ländern, wo sie die Oberhand gewann, jede Einmischung katholischer Priester bei Begräbnissen auf protestantischen Friedhöfen kurzweg und für immer beseitigt. Der fällige Katholik in protestantischen Orten wurde ohne viele Umstände vom protestantischen Ortspfarrer begraben und dafür die sogenannte Stolgebühr erhoben. Jede Zuwiderhandlung wurde am katholischen Priester mit schwerer Strafe gezüchtigt. Das war die allgemeine Gewohnheit in Deutschland, wo nicht schon das Normaljahr 1624 beiden Partheien ein historisches Recht zuerkannt hatte.

Wir wollen das nächstliegende Beispiel zur Erläuterung nehmen. Bis zum Jahre 1775 durfte im Gebiete der freien Stadt Frankfurt am Main kein Todter im Friedhofe begraben werden, außer durch den protestantischen Pfarrer. Deßhalb flüchteten die katholischen Familien von Rang und Vermögen mit ihren Leichen entweder in die Grüfte der katholischen Kirchen oder in auswärtige katholische Ortschaften. Im letzteren Falle wurden die Leichen oft heimlich aus der Stadt entführt, um den lästigen Ansprüchen des protestantischen Begräbnißrechtes zu entwischen. Die liberalen Ideen Friedrichs des Großen und Josephs des Zweiten machten eine Fortsetzung dieser protestantischen Begräbnißgewalt für die freie Stadt Frankfurt auf die Länge unthunlich. Man gestattete die Begräbnißceremonie durch katholische Priester, aber unter sehr drückenden Bedingungen, welche wir hier nicht Alle aufzählen wollen. Eine genügt vor der Hand für unseren Zweck, die nämlich, daß die Stolgebühren dem protestantischen Pfarrer zufließen. In der Stadt hörte dieser Zwang frühzeitig auf; aber in Hausen, in Bornheim und in Oberrad besteht er noch jetzt in voller Blüthe. Jede katholische Leiche, vom katholischen Priester begleitet, muß die hergebrachten Gebühren an den protestantischen Pfarrer und Meßner entrichten. Katholische Kinder unter vier Jahren werden auch jetzt oft vom protestantischen Pfarrer begraben. Solche Zustände, wo der katholische Priester vom Begräbnißrechte auf protestantischem Friedhofe ausgeschlossen ist, finden sich im Norden von Deutschland noch allenthalben. Was nach katholischen Begriffen unter solchen Umständen die Zulassung der Leiche in den protestantischen Friedhof werth ist, fühlt jeder Verständige wohl von selbst. Es gehörte in der That ein unbeschreiblicher Muth

dazu, in diesem Punkte, welcher auf protestantischem Gebiete von jeher so unduldsam und eigennützig bestellt war, mit Oesterreich einen Streit anzufangen. Eine kleine Voraussicht auf mögliche Enthüllungen über Bestände im eigenen Hause hätte jedenfalls nichts schaden können. Man wollte kurzweg auf fremdem Grunde Pfarrrechte erobern, die man auf eigenem den Katholiken entweder nicht zugestand oder verkümmerte. Die Katholiken wehrten sich gegen diese Anmuthungen und erklärten, daß das einfachste Mittel zur Beseitigung dieser Streitigkeiten die Besonderung der Friedhöfe je nach der Confession wäre, hierin um so edelmüthiger, da im übrigen Deutschland die Katholiken häufig in den Communalfriedhof von Staatswegen dergestalt einbezogen sind, daß sie nicht einmal daraus scheiden können, an anderen Orten, namentlich in norddeutschen und scandinavischen Gemeinden, die Errichtung eines gesonderten Friedhofes für Katholiken von der protestantischen Mehrheit nicht einmal gestattet ist. Die österreichische Regierung hat dieser Besonderung der Friedhöfe überall Vorschub geleistet, während diesseits nirgends Anstalt gemacht wird, den Katholiken zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese Sonderung allein entspricht den Grundsätzen beider Confessionen. Schließlich ist bei diesen Händeln von der Gegenseite mit keinem Worte des besitzrechtlichen Zustandes gedacht worden, in welchem sich viele Gottesäcker in katholischen Ländern befinden. Diese letzteren waren Jahrhunderte lang katholisch, von Katholiken erworben und unterhalten, und stets nur im engsten Zusammenhange mit der katholischen Kirche gedacht. Wenn nun eine andere Religionspartei vom katholischen Kirchengute Besitz nehmen will, so kann das hierüber entstandene Bedenken auf katholischer Seite doch wohl nur durch wechselseitige Rechtsverhandlung gelöst werden. Die kurzweg eingelegte Berufung auf die Josephinische Gesetzgebung, als hätte dieselbe die katholischen Gottesäcker geradezu und ohne weiteres den Protestanten eingeräumt, ist unseres Wissens in einem großen Irrthume befangen; im Gegentheile wurde das eigentliche Pfarr- und Begräbnißrecht darin gar nicht berührt, wie man in den Verordnungen über das Begräbniß von Protestanten in katholischen Friedhöfen und Pfarreien nachlesen kann. Nach redlicher Erwägung dieser Thatbestände muß es jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß zu diesen erbitterten Streithändeln mit Oesterreich nicht der mindeste Grund vorhanden

war und das österreichische Concordat sehr unschuldig ist an den Wundmalen der ergrimmten Angreifer, welche noch bis auf diese Stunde dem katholischen Geistlichen an vielen Orten nicht erlauben, daß er die katholischen Leichen im priesterlichen Anzuge begleite. In Karlsruhe zum Beispiele mußte der katholische Geistliche bis in die neueste Zeit in gewöhnlichen Kleidern durch die Stadt auf den Gottesacker fahren und erst daselbst war der Gebrauch des Chorrockes erlaubt. Wir finden in solchen Verhältnissen die größte Rücksicht für österreichische Begräbnißzustände nur in der Ordnung, welche nach Verlauf von wenigen Jahren so geordnet sein werden, wie man sie in den übrigen deutschen Landen noch lange wird erwarten müssen, besonders auch im Punkte der Verwaltung der Friedhöfe. Diese ist nach katholischen Grundsätzen eine kirchliche, wie es in der Natur der Sache liegt, während sie in den meisten gemischten Gegenden diesseits eine durchaus weltliche, alle Mitwirkung der katholischen Kirche durch ihre priesterlichen Organe ausschließt. Auch hier kann nur die Besonderung der Friedhöfe ein wirksames Mittel zur Abhülfe bieten.

Bildungszustände in Mitteldeutschland.

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That; deßhalb muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Göthe.

Dinge, die man einst aus natürlichem Schamgefühl sorgfältig zu verstecken suchte, geschehen in unseren Tagen so öffentlich und anschaulich, daß darüber kein Zweifel und kein Mißverständniß obwalten kann. Man sitzt sans gêne an den Straßen nieder, um den Pelz von Ungeziefer zu säubern, und diese Art Natürlichkeit hat einen solchen Umfang und eine so naive Preisgebung errungen, daß sie als Zuthat zu unseren Kunstalleen und Parkanlagen kaum mehr zu entbehren ist. Sie wird als Zeichen der Gesundheit und des zeitgemäßen Fortschrittes betrachtet, und nimmt daher verdientermaßen einen vorzüglichen Platz in der Geschichte des Tages ein. Wir haben es in unserer Ungelenkigkeit leider noch nicht so weit gebracht, diese Natürlichkeit schön zu finden. Uns will es bedünken, daß einige Vorsicht nichts schaden könnte, wenn es auch im Innern nicht sauber ist. Das Glück der Völker und Nationen hängt zum Theil vom Grundsatze der Volksmänner: si non caste, saltem caute ab, und deßhalb ist einiger Anstand für die schwachen Seiten des Menschengeschlechtes wenigstens rathsam. Soll die Cremoneser Geige Harmonien strömen, welche jedes Herz erweitern und entzücken, so muß ein kunstberechtigter Meister da sein, der ihr die Zaubertöne entlocken kann. Dem reichen Manne, der keine Musik versteht, bleibt sie ewig stumm im Hausschatz, ein Holz ohne Stimme und Entzücken, und will sie ein Unkundiger spielen, so ist auf Erden schwerlich etwas zu finden, das mißtöniger die

Ohren zerreißt, als der stümperhafte Mißbrauch des herrlichen Instrumentes. So ist die Bibel, so ihre Musik. Der heilige Geist allein kann auf diesem göttlichen Saitenspiele die Himmelswahrheiten im melodischen Fluß erklingen lassen, und, ewig einer und derselbe, im lebendigen Gesammtbewußtsein der Kirche zur äußeren Gestaltung bringen. Wird dieser Stimm- und Tonmeister verdrängt, so fällt der vielköpfige Radicalismus über die Bibel her und macht aus der kirchlichen Versammlung auf biblischer Grundlage eine Judenschule, wo das mißtönige Gesumme von tausend verschiedenen Stimmen je nach persönlicher Einsicht und Willkür ohne Einheit, ohne Wahrheit und ohne Liebe die Herzen zerreißt und spaltet, anstatt sie zu einigen und zu versöhnen. Keiner stimmt in diesem Concerte mit dem Anderen überein, Jeder gibt sein Persönlichstes im Bibelformat wie sein Sonderangesicht preis, und erhebt Ansprüche auf dessen Alleingültigkeit in der Erklärung des „lauteren Wortes Gottes." Dadurch erlangt der Widerspruch Berechtigung, die Phantasie das Doctorat der Theologie und der individuelle Einfall die Rolle der Unfehlbarkeit. Es bleibt uns unter solchen Umständen nichts übrig, als mit der Lebhaftigkeit eines Italiäners auszurufen: „O babilonia, babilonia!" weil die Verwirrung vollständig ist. In der That kann ein solches Buch, welches auf revolutionären Weg berufen wird, die verschiedenartigste persönliche Meinung oder Thorheit mit unantastbarer Geltung auszudrücken, für den Staat eben so gefährlich werden als für die geoffenbarte Religion. Die Bibelfanatiker wissen daher recht gut, was sie thun, wenn sie verlangen, daß nicht die Auslegung der Bibel, sondern die Bibel selbst als beste Auslegerin ihres Inhaltes ausschließliche Geltung haben solle, oder mit anderen Worten: nicht eine göttliche, vom Himmel geoffenbarte Wahrheit solle darin enthalten sein, sondern die tausendköpfige Willkür der Menschen aus dem Inhalte der Bibel machen können, was sie will. Dadurch allein wird der Lebensnerv göttlicher Offenbarung, welche nur einen Sinn haben kann, wirksam durchschnitten und die Menschenauctorität an die Stelle übernatürlicher Wahrheit gesetzt. Der Bibelinhalt, als himmlisches Gemeingut dem Schutze der Kirche anvertraut, wird ihrem schirmenden Asyle entrissen und den unbefugten Peinigern überantwortet, die sie in harter Gefangenschaft recken und strecken können, wie es ihnen beliebt, denn gerade dieses Belieben ist an die Stelle des heiligen Geistes getreten

und als solches der Vorzug der sogenannten reformatorischen Bekenntnisse. Zeuge dessen ist die Bibelauslegung Heriberts Rau im Katechismus der Religion der Zukunft. Aus diesem Grunde ist die Art, wie man in vielen Gegenden die Bibel als Fundament der neuen Lehre gegen die überlieferungstreuen Katholiken citirt, eine öffentliche Heuchelei, welche durch fortgesetzte Uebung blind macht. Man kann mit Fug und Recht nur dann auf ein Buch ausschließliches Gewicht legen, wenn dasselbe nach allen Seiten hin als Inbegriff unumstößlicher Wahrheiten festgestellt ist, und die Anhänger desselben sich treu und unumwunden zu seinem genau bestimmten Inhalte bekennen, welcher nach dem Wortlaute und den Regeln der gesunden Vernunft von jeher darin gefunden worden ist. Die Frage geht hier zunächst auf den Entscheid hinaus, ob die Bibel göttlichen oder menschlichen Ursprunges ist, mit anderen Worten, ob Christus wirklich als Gottmensch ein himmlisches Evangelium gepredigt hat, das über den menschlichen Begriffskreis hinausgeht. Die sogenannten Gebildeten des mittleren Deutschlands, so weit die Bibel ihr einziges und ausschließliches Panier ist, glauben erklärter Maßen fast durchgängig nicht mehr an die Gottheit Christi, daher auch nicht an den Wortsinn der Bibel als eine, von der unfehlbaren Wahrheit geoffenbarte, übernatürliche Lehre. Sie stellen Christus, Sokrates, Huß und Galiläi als ebenbürtig zusammen, wie es noch unlängst der geistreiche Verfasser in der Allgemeinen Zeitung gegen Büchners rohen Materialismus gethan hat. Auf das Mehr oder Minder vom Geiste, welcher in diesen hochbegünstigten Männern gelebt hat, kommt es gar nicht an, weil sie nach moderner Ansicht Alle eines Schlages sind, Geist in Menschenform, und somit der heilige Geist nach dieser Voraussetzung einen sehr menschlichen Ursprung hat. Unsere Professoren, unsere Aerzte, unsere Künstler, unsere Industriellen sind vorherrschend Rationalisten und als solche noch die besten von der ungläubigen Heerschaar, welche bei uns Legion ist.

Demnach pressen sie nach ihren Grundsätzen, welche der Göttlichkeit der christlichen Offenbarung widerstreben, der heiligen Schrift wie einer reifen Citrone allen höheren Gehalt aus, so daß selbst im besten Fälle nichts mehr Anderes davon übrig bleibt, als eine schale Moral ohne dogmatische Wurzel und höhere Beglaubigung. Die Religion der Christen ist ihnen nicht ein von Christus aus den Regionen des ewigen Lebens zu uns ge-

brachtes ewigfestes, unantastbares Gut, sondern die persönliche, rationell ausfegende Ansicht des Individuums vom Inhalte der Bibel unter dem Scheidemesser der kritischen Vernunft, welche allein ihren Glaubensinhalt zu wählen, nach eigener Ueberzeugung zu läutern und dem egoistischen Selbst anzupassen hat. Rechtgläubigkeit im älteren Sinne des Wortes, als gläubige Annahme einer höheren Offenbarung, gilt in unseren gelehrten und ungelehrten Kreisen als Dummheit und Fanatismus, dem man allen möglichen Abbruch thun muß. Man kann Niemanden empfindlicher beschimpfen, als wenn man ihn als Altlutheraner oder Ultramontane bezeichnet, weil man darunter Leute versteht, welche einfältig und gegen den Fortschritt der Zeit verstockt genug sind, noch an den Gottmenschen Jesus Christus, an die von ihm gestiftete Kirche und an die Ewigkeit der Höllenstrafen zu glauben. Sie werden mit dem bittersten Ernste gehaßt wie Feinde des menschlichen Geschlechtes ganz nach dem Muster des heidnischen Ingrimms gegen die ersten Christen, weil sie den Götzen keinen Weihrauch streuen wollten. Alle Sünden gegen geistliche und weltliche Obrigkeit, gegen Recht und Wahrheit, gegen Scham und Sitte sind verzeihlicher, als der Glaube an die Offenbarung des eingeborenen Sohnes Gottes aus der Wurzel einer außerordentlichen göttlichen Auctorität, welche dem gesammten Christenthume zum Grunde liegt. Ist eine Professur der Theologie oder eine einflußreiche Stelle in der Seelsorge zu besetzen, so bringt man alles Mögliche in Anwendung, um die Offenbarungsgläubigen davon fern zu halten. Der Glückliche muß, wenn er amtstüchtig erfunden werden soll, alles rechtgläubigen Gepräges baar und abgeschliffen sein wie eine verrufene Münze, welche glatt und klanglos durch die Finger rollt. Das deutsche „Frankfurter Journal", als Moniteur dieser Art von Bibelgläubigen, bleibt nicht einmal auf dem christlichen Gebiete stehen, sondern streift sogar nach Samaria und Bethulien hinüber und feindet regelmäßig alle israelitischen Lehrkräfte an, welche dem Wechselbalge des Reformjudenthums nicht zu huldigen scheinen. Es ist aufrichtig genug, den Grund dieser Feindschaft anzugeben, und erklärt die Offenbarungsgläubigen als Männer, welche „sich mit allen Anforderungen der Zeit in schroffen Widerspruch setzen und unter dem Vorwande der Erziehung zu größerer Frömmigkeit Menschen heranbilden, die aller und jeder Intelligenz baar sind, ohne deßhalb nur im Geringsten

sittlicher und besser zu sein." Dagegen kann dieses Blatt seinen Honigmund gar nicht bemeistern, wenn es gilt, dem Doctor Schwarz in Gotha oder andere vollendete Bekenner seiner Ansichten in Sachsen und Thüringen zu preisen, weil es ihnen gelungen ist, den Verdacht biblischer Rechtgläubigkeit gründlich von sich abzulehnen. Ich frage: „Mit welchem Rechte stellt man die Bibel unter solchen Umständen als Norm für die Christen auf?" Wenn das Buch nicht göttlichen Ursprunges ist, hat es kein Recht auf die Gewissen der Menschen oder wenigstens kein größeres, als andere menschliche Bücher, welche nicht die mindeste Prätension der berechtigten Religionsstiftung in Anspruch nehmen. Unsere Denkgläubigen, das Frankfurter Journal an ihrer Spitze, mit dem „hohen sittlichen Ernst und der geläuterten Menschenwürde," pochen auf das Holz, dem aller Inhalt von Kraft, Duft und Frische abgelaufen, dasselbe um so lauter rühmend, je ausgesogener und zerlechzter es ist. Wir beneiden die Hohlheit und Nichtigkeit dieser mißhandelten und mißbrauchten Bibel nicht, noch minder achten wir den heuchlerischen Pomp, welcher mit ihr getrieben wird. Je weniger man an deren Inhalt glaubt, je frecher man die darin enthaltenen Glaubenswahrheiten läugnet, desto vorlauter wird sie citirt, als Fahne des Unglaubens umhergetragen, dem blinden Katholikenhasse als Folie untergelegt. Mit dem Maßstabe des eigenen Sündenfalls wird an dem Inhalte der Bibel geprobt und gemissethan, wie der Dichter sagt, bis ihr himmlischer Inhalt gründlich verdorben und beseitigt ist, dergestalt, daß es nichts Anderes mehr gilt, als was man gotteslästerlich in dieselbe hineingetragen und als alleingültige Tyrannei der Menschenwillkür besiegelt hat.

Um dieses werthe Selbst voll ungläubiger Anmaßung und Frechheit in Bibelformat anzupreisen und zu bewundern, werden alle Spießgesellen und Ortsnachbarn, alle Journalisten und Monatsschriftler, alle Buchhändler und Commissionäre aufgeboten. Wer davor sein Knie nicht beugt, wer das goldene Kalb deutscher Ruchlosigkeit nicht willig anbetet, wer den wahren Heiland der Welt im Sinne der Bibel und der kirchlichen Ueberlieferung nicht um dreißig Silberlinge Thüringer Gepräges verräth und verkauft, dem fehlt es an aller Intelligenz, der stützt sich auf Jesuiten und Menschenauctorität, der greift die Souveränität der deutschen Fürsten an, der ist ein Knecht der

Menschensatzungen und des todten Buchstabens, ein Feind des Geistes und des Fortschrittes, ein Fremdling in Blut und Abstammung; gegen den ist jeder Schimpf nicht bloß erlaubt, sondern geboten, jede Verläumdung unerläßlich, die Lüge ein ehrliches Mittel; gegen den muß man hetzen und treiben mit der ganzen Meute revolutionärer Stümper und Missethäter. So ist es gekommen, daß die Bibel das Symbol des Treubruches geworden ist gegen Gott und Obrigkeit, ein Beschönigungsmittel der Rechtsverhöhnung und des Kirchendiebstahls in Piemont, in Neapel, in Spanien und anderen Reichslanden, ein Breve, um den Umsturz der rechtmäßigen Gewalt, die Auflösung der heiligsten Gerechtsamen und Verträge, und die Unterwühlung aller Gesellschaftsunterlagen gutzuheißen und zu empfehlen. Da ist nicht mehr die Rede von Christus als göttlichem Friedensstifter, sondern lediglich vom Regimente der Leidenschaft und der Revolution im mißbrauchten Namen der Bibel.

Bianchi-Giovini, Mazzini's Freund und Missionär, hat in seinen wahnsinnigen Büchern gegen die geoffenbarte Religion nur mit italienischer Aufrichtigkeit ausgesprochen, was unsere deutschen Marktschreier verheimlichen, um es desto schamloser zu üben. Er will die Revolution und das Unrecht erklärter Massen ohne Bibel, während bei uns die Geschäfte mit derselben heuchlerisch gemacht werden. Die Bibel dient hier als Binsenkörblein, um die Propheten des Rationalismus, des Pantheismus und des Materialismus aus den Schlammregionen des Nils an's feste Land zu setzen, damit sie die Christenheit im unwürdigsten Naturdienste aller Himmelssehnsucht entfremden und jegliche Spur der Bibel aus den Völkern verwischen.

Die Missionäre auf den Inseln der Südsee mit der Bibel in der Hand, die Speculation in Ländereien und Kaufmannsgütern im Herzen, ohne aufopfernde Liebe für das Volk, ohne Sinn für dessen Leiden und Freuden, fern von der schmutzigen Hütte des Eingeborenen, im Comfort der üppigsten Häuslichkeit, in der That ein lehrreiches Bild vom Gegensatze ihres Lebens zum Inhalte der Bibel, erscheinen noch ehrwürdig im Vergleiche mit vielen deutschen Prädicanten der Bibel, über deren Inhalt sie längst hinaus sind, die sich als Vertreter der Bibel nähren lassen, um dieselbe zu vernichten. Nicht viel besser wird dem Protestantismus mitgespielt, wie bereits kurz angedeutet worden, gerade von Denjenigen, welche sich am meisten und lautesten

darauf berufen. Er wird im völligen Widerspruche mit seinem Ursprunge gegen den erklärten Willen seiner Gründer als einziger Venusberg der deutschen Zukunft behandelt, angepriesen und ausgebildet, worin Jeder willkommen ist, welcher Schiffbruch am Glauben gelitten, wo kein Dogma bindet und keine Kirchensatzung die Handlungen der Menschen beschränkt. Nur eine Eigenschaft muß gründlich aus dem Herzen geräumt sein, die strenge Anhänglichkeit an den kirchlichen Lehrbegriff im Sinne der Reformatoren, welche als vermeintliche Hinneigung zur römischen Kirche des gerechten Abscheues werth ist. Ungläubige Reformjuden, Anhänger des rohesten Materialismus, Feinde aller sittlichen Einschränkung finden darin bequeme Unterkunft, so daß nicht der Glaube, sondern der Unglaube, nicht die Eintracht, sondern der Widerspruch das Merkmal des Bekenntnisses und der Einigung zu sein scheint. Viele sehen dieses Babylon von Meinungen, welche sich wechselseitig befehden, von Leidenschaften, die sich im Rock der Confession bergen, von Handlungen, welche Christi Wort und Beispiel verdammt hat, als einen besonderen Vorzug, ja als die eigentliche Errungenschaft der Reformation an. Selbst Kirchentage haben den Protestantismus als ungeheuren Sturm- und Wettermantel am meisten zu loben für gut gefunden, weil dessen unbegreifliche Weite nie zu groß und zu weit sei, um das Ungleichartigste in erwünschter Weise aufzunehmen und zusammen zu halten. Das Bekenntniß wird dadurch von jeglichem Inhalte abgezogen und lediglich als ein äußerliches System behandelt, wie Linée, Buffon und Cuvier nach einer glücklichen Idee die verschiedenartigsten Bestandtheile des Naturreiches geordnet und zur Uebersicht gebracht haben. Von einheitlichen Bildungen innerhalb des Bekenntnißringes kann deßhalb um so weniger die Rede sein, je mehr hier nicht auf die Einheit, sondern auf die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit Gewicht gelegt wird.

Die Religion, welche eine unerläßliche Bindung der innerlichen Menschenkräfte auf dem Grunde der einen geoffenbarten Wahrheit bedingt, kommt gar nicht mehr in Betracht, sondern die Lösung der Kräfte zu ihrer selbstgefälligen Entwickelung je nach eigener Ansicht, Neigung und Willkür. Der gegenchristliche Charakter regiert als „germanische" Befreiung des Menschengeistes aus dem Drucke einheitlicher Offenbarungslehre über Stadt und Land, über Schule und Gemeinde, vorausgesetzt, daß

er die formale Gränze des Kirchenringes nicht ausdrücklich überspringt. Wo diese letztere Beschränkung fehlt, tritt der Deutschkatholicismus zu Tage, im letzten Stadium die freie Gemeinde, wo von der Erlösung im biblischen Sinne eben so wenig die Rede ist als von einem ewigen Leben nach dem Tode, eine Art Folterqual für alle Abgefallenen von der apostolischen Grundlage, wie der Neid unter den Geistern der Hölle, carpit et carpitur una, suppliciumque suum est. Diese Emancipirten sprechen nur deutlich aus, was viele Protestanten denken, und bringen die Quelle ihres Ursprunges in die peinlichste Verlegenheit, als letzte Folge eines Principes, das unhistorisch begonnen und an der praktischen Grundsatzlosigkeit gescheitert ist, wie Herr Rau und bekannte Sonntagsblätter in ihren gelehrten Arbeiten blasphemisch bewiesen haben. Der einzige Dienst, welchen diese Erscheinung den Protestanten leistet, besteht im Bersten der Eiterbeule am Leibe ihres Kirchenthums, und daraus ist auch die Duldung derselben von Seiten der Gewalt zu erklären, aber stets als ein trauriges Zeugniß gegen die Rechtmäßigkeit des Ursprunges ihrer Sondermeinung.

Nicht weniger kauderwälschend drücken sich die „gesinnungstüchtigen" Journale aus, wenn katholische Stimmen sich gegen die Grundsätze gewisser Persönlichkeiten erheben, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung zum möglichen Nachtheile der Offenbarungslehre bedeutend ist. Zunächst tritt uns hier Luther selbst entgegen, den der katholische Geschichtschreiber weder als Urheber der Reformation noch als folgerichtigen und sittlich-strengen Charakter preisen kann. Dies verstände sich wohl von selbst, dächten wir, nur bei einiger Rücksicht für den Standpunkt der Katholiken. Aber bei jeder Aeußerung dieser Art, welche ja nur durch den stereotypen Lobpreis ihres Meisters von Seiten der Protestanten laut wird, zur Beruhigung katholischer Gemüther heulen die Inhaber und Schreiber antichristlicher Zeitungen auf, als wenn ein ungeheures Attentat in Deutschland verübt worden wäre, und verdächtigen jeden als Menschenfeind, der nicht in ihr sinnloses Geschrei willfährig einstimmt. Luther ist jedoch für diese Herren wenig mehr als eine mythologische Person. Nicht nur haben die zärtlichen Verehrer des Augustiner-Mönchs von Wittenberg die Offenbarungswahrheiten ihres Reformators längst verworfen, sondern dichten ihm noch täglich allen Unsinn der Revolution in Staat und Kirche an, den die ausschweifende Richtung

des deutschen Protestantismus mit jedem neuen Sündenfall zu Tage fördert, so daß Luther, dem man warmen Glauben an die übernatürliche Offenbarung kaum absprechen kann, seiner ursprünglichen Grundlage entrückt, als Standbild des Unglaubens und als Fahne der Unterwühlung christlicher Staatszustände dienen muß.

Keine katholische Bemerkung kann Luthern gründlicheren Schaden thun als diese Verschleppung einer geschichtlichen Persönlichkeit in die Rüstkammer glaubenswelker Herzen, um ihn als Deckmantel des Abfalles vom Gottmenschen Jesus Christus zu gebrauchen und die revolutionäre Feigheit durch eine höhere Auctorität zu ermuthigen. Theilweise gestehen dies die Eiferer für Luther's Ruhm selbst ein. Namentlich ist es bei Gelegenheit des Lutherdenkmals in Worms unzweideutig zum Vorscheine gekommen. Die gläubigsten und edelsten Gemüther unter den Protestanten haben sich mit Abscheu von dieser heuchlerischen Huldigung zurückgezogen, welche Luthern als Ausdruck heidnischer Gesinnung und Frivolität brandmarken und durch ein Nationaldenkmal den Abfall des deutschen Volkes vom lutherischen Lehrbegriff, so weit er die Gottmenschlichkeit des Erlösers zur Anerkennung bringt, rechtfertigen will. Dagegen weisen uns der ekelhafte Cynismus, welchen bei diesem Anlasse die Vertreter des Atheismus und des Materialismus zu Gunsten Luther's an den Tag legten, der plumpe Pharisäismus, dessen sich fanatische Wortsdiener im Gefühl einer todtgeborenen Demonstration schuldig machten, obgleich sie ihr Lebenlang von den prostantischen Kanzeln herab bemüht waren, das göttliche Evangelium unsers Herrn Jesu Christi zu verrathen, die colportirende Kneipenfrömmigkeit, welche dem unwissenden Volke unter speciösen Vorwänden einen Theil des sauer verdienten Wochenverdienstes zu diesem Zwecke abschmeichelte und mit aufreizenden Stichelworten zur Kenntniß der Gemeinde brachte, welche längst aller christlichen Dogmen baar geworden, sie weisen uns, sage ich, sämmtlich auf die schauderhafte Sünde des Jahrhunderts hin, welche durch die rüstigsten Kräfte der Nation Alles aufbietet, um den letzten Funken der geoffenbarten Religion auszutreten und der frechen Empörung gegen Gott und Obrigkeit die Oberhand zu verschaffen. Diese aufdringliche Pietät für Luther fließt in letzter Quelle aus der Hartherzigkeit revolutionärer Gesellen, welche mit der Ehre der deutschen Nation ihr gleißnerisches Spiel

treiben, um den Boden zu bereiten, wo ihre sittenlosen Grundsätze zur allgemeinen Geltung gelangen können. Und diesen folgen die blinden Massen aus den verschiedenartigsten Gründen nach. Dann wird freilich weder vom Protestantismus noch vom Katholicismus mehr die Rede sein, eben so wenig als von Fürsten und Obrigkeit, dann treibt die Nierensecretion des Herrn Karl Vogt die Maschine der Welt mit vollständiger Ausfüllung der Kluft, welche sich seit 1857 Jahren mit nazaräischer Lieblosigkeit zwischen dem Menschen und dem Thiere widerrechtlich aufgethan hat. Unsere Leser zeihen uns vielleicht der Uebertreibung; erwägt man aber, daß das „Frankfurter Journal," mit Vogt, Roßmäßler, Diefenbach und anderen Reformern im Sinne des „Evangeliums der Natur" innigst befreundet, dem Lutherdenkmale zu Worms seine beredte Stimme aus Gilead und Hebron, aus Mitteldeutschland und von der Donau widmet, so kann man unmöglich im Zweifel sein, welchen Sinn die Begeisterung für diese Nationalbewegung hat, welche beim grimmigsten Hasse gegen alle christlichen Dogmen, bei der entschiedensten Abneigung gegen die ehrlichen Altlutheraner, bei den unaufhörlichen Feuerrufen gegen die Rückkehr zum lutherischen Lehrbegriff oder wohl gar zur allgemeinen christlichen Kirche möglich ist. Gewiß, Luther würde selbst eine so anrüchige Bundesgenossenschaft mit Entrüstung zurückweisen. Daraus folgt unzweifelhaft, daß der Katholik, welcher den Abfall Luther's von der allgemeinen katholischen Kirche und das Auslaufen seiner Lehre in's Flachfeld der Religionslosigkeit bedauert und die gräßlichen Folgen dieser Auflehnung gegen die göttliche Auctorität für das deutsche Volk verabscheut, in einem weit anständigeren Verhältnisse zu Luther steht als die Schreier, welche, unzufrieden mit unserer Ansicht, denselben als Ausdruck ihrer absurden Freiheit in Verruf bringen, nach welcher er die Erfindung gemacht haben soll, daß die christliche Religion eigentlich im Unglauben und in der Zurückweisung aller himmlischen Offenbarungswahrheiten besteht. Daher gibt eine Stimme der „Allgemeinen Augsburger Zeitung" mit Recht zu verstehen, daß das Lutherdenkmal zu Worms von gläubigen Lutheranern am wenigsten unterstützt und genossen werde, weil in deutschen Unionslanden alles Lutherische verbannt, der Name „Lutheraner" ein Schimpf und der Badische Katechismus gegen Luther in voller Uebung sei. Dieser Luthercult müsse als deutschkatholischer Widersinn aufge-

faßt werden, weil es auf ein Denkmal als Zeichen der Zwietracht im deutschen Volke lossteure, nachdem alles Lutherische längst verloren gegangen. Eben so ungnädig nimmt es ein Theil der protestantischen Presse auf, wenn katholische Blätter in die servile Vergötterung Stein's, Humboldt's und anderer Heroen „deutscher" Wissenschaft nicht unbedingt einstimmen und den Päan mitsingen wollen.

Dem Einfältigsten ist es klar, daß diese Blätter keineswegs die Tugenden und Verdienste dieser Männer anfechten und läugnen wollen, sondern nur Das an ihnen tadeln, was für ein deutsches Herz im wahrhaft nationalen großdeutschen Style wirklich verwerflich ist. Stein's ehrenhafter Charakter kann in seinen wohlverdienten Würden unangefochten fortbestehen; aber sein Bestreben, den deutschen Protestantismus in der vaterländischen Politik zur Geltung zu bringen und damit den Katholicismus zu schwächen und herabzudrücken, seine Sucht, durch moderne Volksvertretung dem demokratischen Elemente auf Kosten der königlichen Gewalt Vorschub zu leisten und den Volksbegierden durch „gothaische" Redensarten zu schmeicheln, seine Anlage zur Unfehlbarkeit der englischen Independenten in allen Fragen der bürgerlichen Gesellschaft wird der Katholik bei aller Verehrung des „Volksfürsten" auf der Burg zu Nassau schwerlich jemals zur Lieblingssache seines Herzens machen können. Soll das unerlaubt sein? Hat Stein's persönliche Ansicht mehr Recht als die Meinung von Millionen Menschen, welche einer anderen Richtung folgen? Die schlimmste Tyrannei, welche man über freie Männer verhängen kann, wäre der Versuch, eine banale Persönlichkeit über alle Deutsche zu setzen und dieselben gegen Stein's eigene Grundsätze der ursprünglichen Menschenrechte zu berauben. Wir meinen, dieser Götzendienst muß in Deutschland einmal zu Ende gehen, da Niemand Lust zeigt, die aus solchen Persönlichkeiten kunstreich heraus gearbeiteten goldenen Kälber des Frankfurter Journals anzubeten, welche um so verächtlicher sind, je mehr sie als Träger der revolutionären Ideen gemißbraucht werden. Gewiß, wir denken besser vom alten Sachsen Stein als tausend Andere, er kann und will mit dem genannten Journal nicht Schmollis trinken!

Fast gleiche Bewandniß hat es mit dem Naturforscher Humboldt, welchem kein Katholik irgend ein Lorbeerreis aus seinem Ruhmeskranz zu entwenden denkt. Mißbilligende Stimmen gegen

denselben beziehen sich einzig und allein auf das Verhältniß, welches seine Wissenschaft zur christlichen Offenbarung einnimmt. Bei der höchsten Verehrung, welche dem Naturforscher von allen Seiten gezollt wird, kann kein ehrenwerther Mann abläugnen, daß Humboldt durch viele naturwissenschaftliche Behauptungen den Weg angebahnt und frei gemacht hat, um an die Stelle der Offenbarungswahrheiten das „Evangelium der Natur" zu setzen. Hiebei ist uns allerdings kein irdischer Ruhm groß genug im Vergleiche mit der Ehre und dem Ansehen, welches die christliche Kirche und ihr Urheber Jesus Christus für das geoffenbarte Christenthum in Anspruch nehmen. Bei einer Collision zwischen Humboldt und Christus stellen wir uns stets unbedingt auf die Seite des letzteren und verwerfen jede Auflehnung gegen diese himmlische Auctorität um so mehr, als Humboldt's Widersprüche gegen die Grundsätze der Bibel meistens auf Hypothesen beruhen, welche sehr großen Bedenken in der naturwissenschaftlichen Welt begegnet sind. Es ist uns tiefschmerzlich, daß Humboldt und Heribert Rau im „Katechismus der Religion der Zukunft" öfter da zusammentreffen, wo es gilt, einen Mauerbrecher an die christliche Dogmenlehre anzusetzen. Wenn der letztere auf die Frage: „Wo entstand der Mensch?" zur Antwort gibt: „Zu gleicher Zeit in den verschiedenen Welttheilen und an allen Orten, die zu seiner Entstehung und Erhaltung geeignet waren," so fühlt jeder Kundige, daß diese Hypothese aus dem „Kosmos" des großen Meisters herausgewachsen und vom Unglauben benützt worden ist, um die Grundlehren des Christenthums zu zerstören. Wir wissen recht gut, daß der Cynismus dieser kecken Gottesläugner nicht nach dem Geschmack und Sinne des feingebildeten, vielgereisten und in den gewiegtesten Kreisen als geistige Macht anerkannten Herrn von Humboldt ist; aber wir sind in der That für seinen Ruhm und seine Größe besorgt, wenn wir ihn in so nichtswürdiger Gesellschaft antreffen. Wer auf solche Mißstände aufmerksam macht, greift den Verfasser des „Kosmos" nicht an, sondern weist einfach die Unverschämtheit Derjenigen zurück, welche ihn als einen der Ihrigen betrachten und ihm einen ewigen Schandfleck anhängen wollen. Das Frankfurter Journal und gleichgesinnte Blätter verarbeiten diese geistigen Größen zu Stoff für ihre politischen und antireligiösen Doctrinen, das Schlimmste, was ausgezeichneten Männern begegnen und selbst der unbeflecktesten deutschen Größe verderblich

werden kann, als Anruch aus einer Bundesgenossenschaft, welche allem Christlichen feind ist.

Man geht noch weiter und greift in's katholische Gebiet hinüber. Zunächst muß hier Günther herhalten, dem schon einige unbescheidene Schüler und Anhänger unberechenbaren Schaden gebracht haben. Mit der Zärtlichkeit einer Affenmutter legen sich diese falschen Gönner der Günther'schen Philosophie um den Mann, welchem Niemand, der ihn kennt, hohe Begabung, reinste Wahrheitsliebe und unermüdliche Thätigkeit im Dienste des Rechtes und der Kirche absprechen kann. Aber diese Tugenden haben für sie keinen Werth, sondern lediglich die scheinbare Brauchbarkeit eines philosophischen Werkzeuges gegen die festen Grundbegriffe der geoffenbarten Religion und der aus derselben fließenden, vom heiligen Geiste geleiteten Kirche. Sie sind längst mit aller Denkkräftigkeit fertig geworden und dienen dem Phantom, das sie „Naturwissenschaften" nennen, wo alles Denken und Urtheilen überflüssig wird beim Vorhandensein einer ewigen Materie, die sich selbst regiert und, unverstanden von den eiteln Thoren, der höheren geistigen Macht Hohn spricht. Günther soll als gemeiner Knecht und Lohnfuhrmann diesen Männern der „Liebe und Humanität" das Materiale des Unglaubens mitschleppen helfen und mitunter als Firma für den Verschleiß ihrer Kurzwaaren ersprießliche Dienste leisten. Sie zerraufen sich die Haare über das Unglück, daß die katholische Kirche den Grundton der philosophischen Doctrin als unzulässig für die richtige Auffassung der Offenbarungslehre erklärt hat. Man kann des Aergers über die Jesuiten, welche das Alles angestiftet haben sollen, kein Ende finden, und hält es für einzig beklagenswerth, daß Günther, wie alle großen Männer, sich unserer heiligen Kirche in den edelsten Formen eines treuen Sohnes unterworfen hat. Die Thränen des Mitleides träufeln rastlos und übermäßig für die katholische Religion, daß dieselbe auf diese Weise der unendlichen Wohlthat freier philosophischer Forschung verlustig gehen müsse, da sich fürderhin Niemand mehr herbeilassen werde, dem Dogma durch gründliche Speculation aufzuhelfen. Dadurch soll der Devotion für Günther ein ächtdeutsches Genüge geleistet werden! Für so dumm hält man die Leute jenseits des Wassers! Gibt es eine größere Heuchelei, als diese Sorgfalt für Günther, dessen Lehre man nicht kennt, dessen Arbeit für die geoffenbarte Religion man verachtet, dessen guten

Willen für die Grundlagen der katholischen Dogmatik man seit längst sogar anstößig gefunden hat, heranzuziehen als Emballage und Maculatur zur Verpackung des Materialismus, als Mithelfer zur ruchlosesten Entgeistigung und Verdummung des deutschen Volkes, zum Freimaurer und Preßjungen der Deutschen Allgemeinen Zeitung? Euer Jammer um Günther ist nicht nur ganz überflüssig, sondern ein Unrecht gegen Euch selbst, weil er Eure heimlichen Gedanken dem deutschen Volke denuncirt. Alles liegt Euch am Herzen, was möglicher Weise gegen die conservative Basis der Katholiken dienen kann; Alles macht Euch Herz- und Nierenweh, was zum Triumphe der katholischen Wahrheit ausgeschlagen hat. Günther's Ruhm ist sein innigstes Einverstandensein mit der apostolischen Lehre, die wir bekennen; bewahrt Euer Lob, Eure Theilnahme und Euer Mitleid für die Apostaten! Eure Falschmünzerei kann Niemanden berücken. Recht heißt bei Euch Communismus, Wahrheit Partheiwuth, Freiheit Zügellosigkeit, Licht Atheismus und Materialismus, Duldung Toleranz der Nichtswürdigkeit und Ungerechtigkeit, Liebe bitterer Haß gegen Alle, die mit Euch über Staat und Kirche nicht einverstanden sind, altmonarchischer Sinn Laster, Tugend republicanische Frechheit, Festhalten am apostolischen Kirchenthume Fanatismus, Staatsgewalt Despotismus, Eigenthumsrecht Habsucht, Moral Befriedigung schamloser Begierden innerhalb anständiger Gränzen, Dogmatik Aberglaube. Und wie ihr mit Begriffen taschenspielt, so mit Personen, welche nur dann für richtig gelten, wenn sie Rau's „Religion der Zukunft" zu begünstigen scheinen. Und fehlt ihnen etwas zur schlagenden Beweiskraft, so reckt und streckt ihr sie so lange, bis sie nach unsäglicher Gedankenqual zusammengeschnitten und zugestutzt sind wie die Hecken eines altfranzösischen Gartens. Und diese bewußte, durch Jahrhunderte fleißig eingelernte und zur vollen Entknospung gebrachte Falschmünzerei hat eine Ausdehnung und Kraft erlangt, daß sie in confessionellen Dingen nahezu droht, an die Stelle der Sprache, der Geschichte und der Ehrlichkeit zu treten. Man spricht in solchen Angelegenheiten nicht mehr, sondern gaunert ohne alle Scham, als triebe man ein rechtmäßiges Gewerbe. Die Ahnherren haben es mit Wissen und Vorsatz gethan; die Gewohnheit hat alles Gefühl für Wahrheit, alle Scham über vorsätzliche Lüge und Fälschung abgestumpft; den Enkeln ist es als ein Theil des Glaubensbekenntnisses in's Fleisch und Blut

gewachsen, von dem sie eben so wenig lassen können als von der Farbe ihrer Haut und den Linien ihres Gesichtes. Dieser Angegriffenheit des Geschlechtes durch bewußte und unbewußte Erbübel im Leben wie in der Geschichte entströmen Erscheinungen von Blindheit und Unverstand, von Gefühlsheuchelei und Afterenthusiasmus, unter deren Last selbst geistvolle Männer des deutschen Volkes schmachten, ohne alle Hoffnung endlicher Erlösung, weil diese Untugenden in's innerste Wesen übergegangen sind. Einige Beispiele mögen genügen. Doctor Lorenz Diefenbach, ein ehemaliger Predigtamtscandidat der lutherischen Theologie, wohnhaft zu Frankfurt am Main, bekommt durch Zufall einen Ausweis über die statistischen Verhältnisse Oesterreichs in die Hand. Darin will er gefunden haben, daß Oesterreich 73,000 Priester, 50,000 Beamte und 800 Klöster habe, beiläufig gesagt, eine Angabe, die wir nicht in allen ihren Theilen für richtig halten. Das kümmert aber den gelehrten Doctor gar nicht. Er rupft, wie Nebukadnezar, am grünen Klee wie er eben vor ihm aufgegangen ist, und legt vor Schrecken über die vielen Geistlichen, Beamten und Klöster als dreifache Heeresmacht der Finsterniß in Oesterreich ein taubes Ei in die „Didaskalia" nieder, das in der Komödie zu Krähwinkel und Abdera besser verwendet worden wäre. Bei 37 Millionen Menschen in Oesterreich decken 73,000 Geistliche nur das ordentliche Bedürfniß der Seelsorge. Denn ein gutes Viertel ist entweder invalide oder im Lehrfach angestellt, so daß zur Besorgung der Seelsorgsgeschäfte nur etwa 60,000 Priester bleiben, also ein Geistlicher für 600 Seelen, das natürliche Ausmaß für katholische Bedürfnisse, die freilich weit ausgedehnter und anstrengender sind als bei Protestanten, wo außer der Predigt wenig übrig geblieben ist. Aber 640,000 Soldaten! Allerdings arg genug für Socialisten, Materialisten und Volksverführer aller Art, aber schuldlose Herzen sollten sich an dieser Zahl nicht stoßen. Es sind ja tapfere Soldaten, sieggekrönte, unverlockbare, welche nur der revolutionären Zukunft verderblich werden können; das Recht, das Eigenthum und die Wohlfahrt der Völker ruhen sicher unter den Harmonien solcher Kriegsmusik. Da man bloß zu wählen hat zwischen der Ordnung eidgenössischer Helden und der Treulosigkeit unbehoster Barricadenmänner, so stimmen wir unbedingt für die ersteren, da wir keine Lust haben, uns selbst aufzugeben. Somit hat Doctor Diefenbach das Mittel zur Verminderung der

stehenden Heere selbst in Händen; er darf bloß seinen materialistischen Standpunkt, somit die Revolution aufgeben und seinen vielen welthistorischen Freunden in der Literatur und im Leben gründlich Absage thun; dann nehmen die stehenden Heere von selbst ab und der Trost ist nicht mehr fern, daß er dem Zuge seines tapferen Herzens als Sergeant der Frankfurter Bürgerwehr mit dem Oelzweige Folge leisten kann.

Es ist ferner gar wenig Einsicht erforderlich, um zu begreifen, daß die Zahl von 50,000 Beamten für Oesterreichs 37 Millionen Menschen verhältnißmäßig weit niedriger ist als im nächsten besten deutschen Kleinstaate. Da stellt sich ohne vieles Kopfzerbrechen heraus, daß wenigstens zwei Beamte auf tausend Seelen treffen. Wäre Oesterreich im gleichen Maße versehen, so müßte es statt 50,000 wenigstens 70,000 Beamte haben. So lange also Doctor Diefenbach in aufgeklärten Ländern noch so viel abzuräumen hat, so kann er das jugendlich frische Oesterreich mit voller Beruhigung sich selbst überlassen. Doch Alles wäre zu verschmerzen, wenn nur nicht 800 Klöster oder, wie Diefenbach metaphorisch sagt, „Klosterfestungen" in Oesterreich wären. Das geht freilich gegen viele Artikel deutschkatholischer Weisheit im Katechismus des Herrn Rau. So lange aber unsere diesseitigen Zuchthäuser überfüllt, unsere Selbstmorde und Meineide im steten Zunehmen, und die heimlichen und öffentlichen Stätten der Prostitution und Verthierung der modernen Gesellschaft üppig stehen wie die Pilze auf dem Mistbeete, könnte Herr Diefenbach sich wohl beruhigen über die katholischen Klöster, die er nicht kennt und worin die Leute ungefähr mit der gleichen Berechtigung leben als er selbst am Strome des Mains. Vernünftige Menschen hätten ohne Zweifel aus diesen statistischen Nachrichten über Oesterreich aufrichtige Bewunderung geschöpft für diesen riesenhaften Factor von 37 Millionen Menschen, welcher ungeschmälert der Größe und Macht des deutschen Volkes zu Gute kommt. Aber die Zopfbaumeler kleindeutschen Jammers, von blindem Fanatismus angezehrt, sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht und spielen auf die trivialste Weise den dummen Albanerjungen, welcher über die Prahlerei von Palästen und Tempeln der ewigen Roma zürnt, weil sie größer sein wollen als das Nest seiner Geburt an den Felsenspalten baumloser Waldabhänge im Osten Roms.

Nicht besser ist es bei uns mit Vernunft und Wahrheit in

Sachen der Kunst und Literatur bestellt. Davon haben wir namentlich bei Gelegenheit der Geburtsfeier Mozart's im vergangenen Jahre einen schlagenden Beweis erhalten. Alle Blätter Deutschlands redeten davon ohne alle Unterbrechung drei Monate vorher und drei Monate nachher in den langweiligsten Aufsätzen von der Welt, voll gemachter Begeisterung unmusikalischer Stylisten für Hunger und Durst, einer dem anderen nachschreibend, nachdruckend und nachheulend, oft zur unleidlichen Seelenqual vernünftiger Menschen. Alle Kunst- und Conversationslexica wurden im Artikel „Mozart" geplündert, commentirt, mit Druckfehlern vermehrt und neu bezahlt gemacht. Waarenausschreier in romanischen Städten können das Geschäft der Ohrenqual für alle Vorübergehenden nicht schmerzlicher machen, als es diese Dilettanten und Compilatoren mit Mozart's Geburtstag gethan. Solche Ueberschwänglichkeit ohne eigentliche tiefe Kunstkenntniß, nach Tradition und Gelddurst lobend und lobhudelnd, macht das Erhabenste gemein, das Heiligste verdächtig und die Nation lächerlich, welche arm an Thaten, diesen Mangel mit schwellenden Phrasen ersetzen will, in dieser Beziehung ächtdeutsch, um unsere unpraktische sentimentale Richtung zu kennzeichnen und zu verurtheilen. Unsere polternde Emphase, in tausend Localblättchen, Anzeigerlein, neuesten Nachrichten gossenhaft ausgelassen, schwätzt jede wahrhafte Größe todt, weil verurtheilt durch unverständiges Lob, nicht den Gelobten zu erhöhen, sondern nur bei dieser Gelegenheit unsere kleinstädtischen Gedanken und Begierden zu verlauten, das völlige Widerspiel zu den englischen Intelligenzblättern, welche in einer einzigen Spalte mehr praktische Weisheit, mehr That, Leben, Muth und Schicklichkeitsgefühl offenbaren, als bei uns ganze Jahrgänge. Der wahre Dank und die beste Verehrung Mozart's besteht nach unserem Bedünken nicht in diesem Phrasentumult ohne Sinn und Harmonie, sondern darin, daß der Geist seiner Musik in uns auflebe, uns deren Frische, Heiterkeit, Lieblichkeit und Natürlichkeit in's Leben präge und durch diesen Tonzauber alle Unnatur, Sünde und Niedertracht zerstöre. Was soll die unaufhörliche Gosse von deutscher Einheit, während Alles geschieht, dieselbe zu zerreißen? Man muß nicht beständig von Harmonie, Reinheit, Tact Mozart'scher Aufführungen reden, während die Disharmonie, die persönliche Laune, die groteske Geschmacklosigkeit in uns leben und gegen alle Regel, alles Zusammenspiel und

alle wechselseitige Aussöhnung der Extreme streiten. Der Lobpreis auf Mozart ist ein Urtheil gegen Mozart und seine Musik, so lange unser Leben gegen Mozart protestirt. Dieser Widerspruch zwischen Wort und That im deutschen Volke hat in unseren Tagen eine Ausdehnung erlangt, welche patriotische Männer um das Heil der Nation besorgt machen muß.

Glaubt man dem Geschrei öffentlicher Blätter, so ist in Deutschland allenthalben fühlbarer Mangel an Kirchen, wo sich die Scharen andächtiger Seelen versammeln und vor Gott aufopfern können. Sogar in Berlin fühlen sich die Protestanten in den vorhandenen Kirchen beengt und glühen in Sehnsucht nach Raum und Gelegenheit, ihre religiösen Bedürfnisse im öffentlichen Gottesdienste zu befriedigen. Schaut man jedoch mit unbefangenem Blicke tiefer hinein, so erscheint das gerade Gegentheil auf diesem Felde protestantischer Gottesverehrung. Der Kirchen sind offenbar zu viel für die kirchenbesuchende Bevölkerung, welche doppelt und drei Mal so groß sein könnte, um die vorhandenen Kirchen leidlich auszufüllen. Die Eiferer für den Bau neuer Kirchen sehen das selber ein, und in vielen Tagesblättern ertönen laute Klagen über dünnen Kirchenbesuch, der rings um uns her für offene Augen ein hartnäckiges Kirchenübel ist. Und doch der unaufhörliche Ruf nach neuen Kirchen, als wenn man durch eine möglichst große Anzahl derselben die geringe Theilnahme des Volkes für den öffentlichen Gottesdienst ersetzen wollte. Der Widerspruch geht noch weiter. Die schwatzhaften Localblätter, welche den geringfügigsten Vorfall des Gemeindelebens, jede verlorene Ente, jedes Tröpflein Regen gewissenhaft und weitläufig berichten, ergreifen jede Gelegenheit, aus den Kirchenfeierlichkeiten Nutzen zu ziehen, mit jener Aufrichtigkeit, welche in solchen Umständen doppelten Werth hat.

Bei jeder Gustav-Adolfs-Feier, bei jeder Communion, bei allen Prediger-Ordinationen werfen sie, wie ausgegangene Vulcane, die auf einmal flammenkräftig geworden, mit heißer Inbrunst stereotype Phrasen in die Welt, welche unsere Zeit nicht bloß charakterisiren, sondern compromittiren zugleich. „Die Kirche war zum Erdrücken voll!“ Lieber Gott! Solche Lebensgefahr ist in Deutschland so selten geworden, als der Steinbock auf unseren freien Bergen. „Kein Auge blieb thränenleer!“ bei der rührenden Predigt nämlich, welche der wohl ehrwürdige Herr Licentiatus Theologiä mit herzergreifender Eindringlichkeit vom

Blatte abgelesen hat. Gewiß fehlt es nie und nimmer an Speculationen auf die Thränendrüsen der Zuhörer. Man versteht die Kunst, sich über alle Regeln der Natürlichkeit und des guten Geschmackes hinwegzusetzen und das Geschäft äußerst schwunghaft zu betreiben. Wir haben Fälle zu solchem Zwecke erlebt, wo die Predigten nicht gehalten, sondern geweint und geheult wurden. Es ist in der That zum Erbarmen und Weinen! Aber der Verbrauch von Taschentüchern bleibt immerhin mäßig und die Sündfluth zerknirschter Herzen tritt selten ein. „Ach, die hohe Begeisterung des jugendlich frischen Greises!" des Predigers nämlich, steht allerdings auf dem Papiere, das ist schon Ehrwürdigkeit genug. In der Komödie kommt es auch in der That öfter vor, aber in unseren Kirchen- und Kraftvorträgen ist blutwenig davon zu merken und auch keineswegs zu verlangen. Wenn das Honorar gut ausfällt, muß man sich bescheidentlich begnügen.

Diese Phrasen mit obligater Posaunenbegleitung erschallen an allen Ecken und Enden in Deutschland, ohne Rücksicht auf den Stand der Sache, alle Jahre neu geflickt, ähnlich wie ein Ei dem anderen, gedruckt wie ein Satz, welcher aus dem alten in's neue Jahr stehen geblieben, gemacht ohne Scham und Scheu aus sehr befreundeter, oft selbsteigener Quelle, windige Zeugnisse amtlicher Vortrefflichkeit zur Beschönigung des Bankerottes in allen kirchlichen Angelegenheiten, welche nur der Geist, nicht die aufgeblähte Eitelkeit meistern kann. Diese heuchlerische Abgelebtheit fängt an, im Lande der originellsten philosophischen Köpfe ein Miasma zu werden, wie die Cholera und Kartoffelfäulniß. Merkwürdiger Weise wächst sie im immer vergrößerten Maßstabe, je mehr das Christenthum sich von seinem Ursprunge und von seiner Göttlichkeit entfernt, und ist heutzutage am größten auf dem deutschkatholischen Gebiete, das natürlich jeder Ausartung menschlicher Triebe die größtmöglichste Freiheit gestatten kann, weil weder Gott noch Christus, weder Geist noch Unsterblichkeit der Seele hemmend einwirken können.

Da regnet es von Erbauungen, welche nur in den Zeitungen existiren, von Zahlen in der Berechnung der Theilnehmer, die nie auch nur dem Namen nach zur Kenntniß des Publikums kommen, von Beiträgen aus fremden Confessionen, welche die Wichtigkeit der deutschkatholischen Bündnisse beweisen sollen, aber wie die unterirdischen Wasser keine genaue Prüfung zulassen. Da sprudelt und zischt es in den journalistischen Werkstätten, wie im

Abgrunde, welcher den Ritter des zierlichen Frauenhandschuhes verschlungen hat, gegen alle vermeintlichen Gegner und Gottbekenner, besonders gegen den Bischof von Mainz, und nach der Allgemeinen Augsburger Zeitung auch gegen Beda Weber in Frankfurt, welche das Ungeheuerliche wagen, den deutschkatholischen Katechismus als ungläubiges Machwerk dem gläubigen Katholiken zu denunciren.

In der That kann man von dieser Seite die Frechheit nicht weiter treiben, als sie in der That getrieben wird. Denn ist dieser Katechismus wirklich der Glaubensinhalt der deutschkatholischen Winkelgesellschaften, so bleibt nichts Göttliches mehr auf Erden übrig; dann ist es ein Ueberfluß ohne Gleichen, Gottesdienst zu halten, Orgeln zusammenzustellen und Zeitungsberichte zu verfassen. Denn wer nur zu sich selber betet, wie die Deutschkatholiken nach dem Katechismus des Heribert Rau, ist offenbar ein unverschämter Pharisäer, wenn er mit diesem absurden Acte viel Aufhebens macht. Man hat einst viel vom Götzendienste der antiken Welt gesprochen, welche ihre Heroen, ihre Kaiser und Soldaten zu göttlichen Ehren erhob und daraus eine große Entartung der sittlichen Gefühle im Menschen abgeleitet. In unseren Tagen geschieht diese Vergötterung massenhaft. Das Ewige und Göttliche ist in jedem Lotterbuben als anbetungswürdiger Gegenstand vollauf und in letzter Wurzel vorhanden, welche nicht weiter reicht, als die Mannslänge. Und bei so bewandten Umständen Gottesdienst zu halten, blieb diesen heuchlerischen Gottheiten aufbehalten, welche einst aus dem Nilschlamm hervorgekrochen sind und auf dem kürzesten Wege der „Humanität“ abfaulen wie Kohlstrünke.

Einen ähnlichen Krebsgang hat die deutsche Kritik genommen. Lob und Tadel gelten nicht der Güte oder Schlechtigkeit des Schrift- oder Kunstwerkes, sondern dem Verhältnisse, welche die letzteren zur liberalen Coterie, zur Freimaurerei, zur Religionsfälschung eingenommen haben. Die feinsten Nasen Deutschlands arbeiten mit unnachahmlicher Spürkraft auf diesem Gebiete, um das Rechte herauszufinden. Ist der Verfasser ein unbestechlicher Katholik ohne Anlage zum Treubruche und im gegründeten Verdachte der Beständigkeit seines Wesens, so wird sein Werk wo möglich todtgeschwiegen. Beinebens kommt wohl auch für feine Köpfe die erwünschte Stunde, wo sie dem verhaßten „Independenten“ unter dem größten Scheine von Unpartheilichkeit und

von einem ganz anderen Standpunkte aus eine liebevolle „Coltellata" geben können mit ächter Banditengrazie und dem besten Humor aus den Schlüffen der Apenninen. Oft geht diese effusio viscerum misericordiae so weit, daß sie, freilich mit Vorsicht und Bescheidenheit, das beschwiegene oder bemitleidete literarische Gut aufschmausen, wie die homerischen Helden, wenn die Speise bereit war und sich ihren vortrefflichen Appetit mit theurem Honorare bezahlen lassen, so weit von allem Gewissen und aller Gewissensangst entfernt, daß sie sogar noch das Müthchen übrig behalten, den Ausgezogenen seiner Blöße wegen zu bedauern. Das ist der berühmte Witz des kritischen Germanenthums, welcher an der Pleiße, an der Spree, an der Isar, am Lech und an der Donau eine so unvergleichliche Rolle spielt, in der That der höchste Wärmegrad deutscher Menschenbildung, nur schade, daß so viel orientalisches Naphta darin sprudelt und gährt.

Ist aber ein bedeutender Katholik mit einem Werke in die Welt getreten, worin Sprünge für den Staat und die Religion der Zukunft zu entdecken sind, so entsteht eine freudige Bewegung unter den Federhelden des Journalismus und den ihm adjungirten Heloten, welche als gewandte Fuchsschwänzer das neue Opfer mit grünen Zweigen bekränzen und unter dem Geläute aller Glocken und mit Beizug aller Zünfte wie den Zuchtstier des Octoberfestes dem Publicum vorführen und mit fortwährender Verneigung wie in einer Judensynagoge preisen als freien unabhängigen Geist von großer Belesenheit, origineller Erfindungskraft und charakterfester Gesinnung.

Sofort geht es an eine Durchsuchung des inneren Menschen, wie er sich im Buche ausspricht. Mit Sorgfalt und besonderem Wohlgefühl, dem einiger Zusatz von Ironie und Schadenfreude unverkennbar einwohnt, wird Alles bis in's Einzelste auseinander gelegt, was der Kirche, was dem Dogma, was der Geschichte möglicher Weise widerspricht und die Persönlichkeit benachtheiligt. Darin erscheint ein unermeßlicher Fortschritt, ein Festschmaus aller freien Seelen, besonders der Kritiker, welche ihren Herzensjubel nicht unterdrücken können, und der Correspondenten, welche sich vor Entzücken über diesen Zuwachs der Antichristlichkeit wälzen, wie das ausgelassene Hornvieh im grünen Anger. Da werfen sie freudestrahlende Augen auf's katholische Volk mit unverhohlener Andeutung: „Das ist Eure vielgerühmte Einig-

keit!" Das haben wir noch unlängst bei Lassaulx erlebt, welcher in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg wie ein kunstreiches Möbel den neugierigen Blicken ausgestellt wurde, unter lautem Frohlocken der gesammten literarischen Welt. Wer Lassaulx genau kennt, weiß diese Kunstausstellung recht gut zu schätzen. Der Ausgestellte ist eine rheinländische Natur aus dem reinsten Guſſe. Wer meint, daß er einmal mit Willen und Vorsatz gegen eine erklärte katholische Kirchenlehre angehen werde, der kennt seine conservative Wesenheit nicht, der mißt ihn mit dem Maßstabe seiner eigenen Erbärmlichkeit, die nicht an's Sonnenlicht, sondern an's Oellämpchen gewohnt, schmottet und gährt, wie der Prozeß der Fäulniß. Allerdings ist er ein classischer Geist, und aus tiefem Eckel über die zwerghaften Menschengebilde unserer Tage in die antike Größe vielleicht mehr verliebt, als ihm die Kränkler und Hypochonder verzeihen können. Seine Sprache, so kühn und prophetenhaft sie auch tönt, ist doch nur ein mächtiger Naturlaut, welcher, rechtverstanden, mit der Dogmenlehre der Kirche nie in Widerspruch gerathen kann. Das hätte mit einigem Verstande jeder Kritiker leicht einsehen können, wenn die Welt nicht mit Brettern verschlagen wäre.

Lassaulx macht nach allen Erfahrungen, die wir von ihm haben, keinen Anspruch auf die Dummheit einer Wetterfahne, und noch weniger auf die Unwissenheit einer Kritik, welche nicht ein Viertheil seines Terrains zu beherrschen im Stande ist. Die rechte Elle muß da sein, den Mann zu messen; die Grimasse gegen die Ultramontanen ist zu kindisch, um einiges Vertrauen auf die Maßrichtigkeit einzuflößen. Wer die Väter der ersten vier Jahrhunderte redlich studirt hat, dem ist an Lassaulx Manches klar, was auf den ersten Augenblick wunderlich und kraus erscheint. Und seine Prophetenklänge, aus dieser Quelle gehörig erklärt und erwogen, stützen das katholische Dogma weit mehr, als es menschliche Kurzsichtigkeit begreifen mag. Daß Lassaulx möglicher Weise auf der Eselin des Palmsonntags einen Ritt macht, stellen wir nicht in Abrede. Der Mann hat Humor und ist von Käuzen umflattert. Da schadet ein Luftbad nichts, welches Sinn und Gedanken aufklärt und reinigt. Laßt den Reiter aber nicht in ihre Reihen; sonst setzt es Eselstritte ab der ultramontansten Art. Sein Reich liegt nicht in eurer Welt! —

In dieser feigen, niederträchtigen Art werden besonders alle Dinge erledigt, welche sich auf kirchliche Gegenstände im strengsten

Sinne beziehen, wobei dem gesunden Menschenverstande keine andere Wahl bleibt, als entweder krasse Dummheit oder absichtliche Heuchelei vorauszusetzen. Die Gazzetta von Bergamo bringt Artikel, welche in einer ganz katholischen Stadt der Kirchenlehre höchst unanständiger und unbefugter Weise widerstreiten. Die Auflehnung der Presse gegen die Wahrheiten des heiligen Glaubens unter solchen Umständen hat natürlich einen ganz anderen Sinn, als bei uns am Rheine und an der Saale, wo jeder Windhauch Angriffe auf die katholischen Zustände in die Gesellschaft wirft. Ist der Bischof von Bergamo still, so meint die ganze katholische Einwohnerschaft, daß die Gazzetta Recht habe. Man ist dort noch keineswegs an das tägliche Lügen und Verläumden gewöhnt, wie es ein großer Theil der diesseitigen Presse wie von Rechtswegen gegen die katholische Kirche thut. Der Bischof muß reden, wenn er sich nicht der Treulosigkeit gegen die katholische Kirche schuldig machen will, als Vorstand der Diöcese, in deren Bereich dieses Aergerniß vorgekommen ist, nicht als Inhaber der Polizeigewalt, mit der er Nichts zu thun hat, einfach wie Ambrosius, welcher dem blutbefleckten Kaiser Theodosius bei seinem Eindringen in die Kathedrale von Mailand entgegen trat, wie tausend Andere, denen Gott Gewalt gab, die Kirche zu regieren. Diese Rede des Bischofs, hervorgerufen durch zwingende Umstände, fließt aus der Auctorität der Apostel innerhalb des kirchlichen Machtkreises, ohne alle Absicht und Lust zu Uebergriffen in's weltliche Gebiet, welches der Kaiser von Oesterreich mit gottgesetzter Gerechtsame regiert. Und hätte der Bischof nicht gesprochen, so wäre dies von seiner Seite ein unzuverlässiger Verzicht auf seine apostolische Vollmacht, eine strafwürdige Vernachlässigung heiliger Pflichten, eine Schutzlosstellung des Glaubens und der gläubigen Gemeinde gewesen. Nun er in der That nach seinem Rechte und seiner Pflicht die Gläubigen vor Schaden und Nachtheil gewarnt hat, so rumoren alle liberalen Zeitblätter auf, wie die Gänse auf der Weidetrift, wenn der Hirt einen Stein unter dieselben geworfen hat, um sie auf eine bessere Fährte zu treiben. Der Bischof hat nach diesem Geschrei ein Verbot gegen die Presse erlassen und in die Preßgesetzgebung eingegriffen, die ihn gar nichts angeht, an die er gar nicht gedacht hat, die außer seinem Willen und seinre Macht liegt. Er hat einfach an die Gewissen katholischer Kirchenmitglieder appellirt; so weit ihr Gewissen reicht, geht der Eindruck

eines Wortes; im kirchlichen Gesammtgefühle des Volkes wurzelt das Ansehen des Wächters der Rechtgläubigkeit in der christlichen Gemeinde.

Nun kommt der Rechtssinn der deutschen Journalistik, dieser tortor acerbus von Carthago mit der berühmten punica fides und schleppt das österreichische Concordat, wie einst der siegreiche Achilles den Leib des Priamus, herbei, um dasselbe für dieses unerhörte Attentat des Bischofs von Bergamo verantwortlich zu machen und wo möglich nach Ungnaden zu züchtigen. Indeß ist dasselbe in seinem Eifer gegen die unkatholische Presse zu Bergamo zwar achtzehn Jahrhunderte jünger, aber im Grunde um kein Haar ärger, als das erste dieser Art zu Jerusalem, wo Petrus, der Fürst der Apostel, ohne alle Ermächtigung von Seiten der weltlichen Macht erklärte: „Es ist in keinem Anderen Heil, außer in Christus, den Ihr gekreuzigt habt!", um kein Haar schlimmer, als die Unthat des heiligen Paulus, welcher zu Ephesus gegen den Götzendienst eiferte und die wahre alleingültige Kirche Jesu Christi in Schutz nahm, wodurch alle Galanteriehändler „mit Götzenbildchen" brodlos zu werden fürchteten, weil sie ihrer Abonnenten verlustig gingen; um kein Haar rechtswidriger, als die Geißel, womit Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagte. Man muß in der That ein Tartüffe sein, ja selbst tartüffischer als die Zwanzigender dieser Gattung, um mit solcher Beweisführung gegen die Pflichterfüllung des Bischofs von Bergamo vor das Publikum zu treten. Aber freilich, die Gazzetta von Bergamo ist in Folge der bischöflichen Erklärung eingegangen, das blasphemische Geschwätz verirrter Schwarmgeister hat keine Wurzel im Volke, alle treuen Katholiken sind vom Abonnement zurück und auf die Seite des Bischofs getreten. Das schmerzt, wie ein vergifteter Pfeil, als ungeheures hodie mihi, cras tibi, weil der Unglaube, der einzige Hoffnungsanker schlechter Zeitungen, keine Wurzel im Volke hat und der katholische Episcopat seine Bestimmung vollkommen erfüllt. Allerdings schlechte Zeiten, eine schauderhafte Zukunft! Christus und seine apostolischen Sendboten sollen über das Gewissen der Völker regieren, nicht die glaubenslose Presse, nicht die täglich gedruckte Gewohnheitslüge, nicht die Emancipation des Fleisches. Das ist mehr, als die deutschen Journalisten vertragen können. Und das Lustigste an der Sache ist die auferbauliche Besorgniß für das ungeschmälerte Regiment des Kaisers

von Oesterreich, welche besonders die bart- und lockenreichen Jungen von der Donau in der Allgemeinen Augsburger Zeitung bei dieser Gelegenheit an den Tag legen, die nämlichen, welche mit unerhörter Schamlosigkeit den Straßentumult des „süßen" Freimaurerpöbels zu Brüssel und in anderen belgischen Städten gegen die katholische Kammermajorität in Schutz nehmen. Diese Herren haben das Mißgeschick, überall ihre tiefinnersten Herzensgedanken bloßzustellen. Während sie vorgeblich für den Kaiser und seine Obmacht weinen, geht ihnen im Grunde nur ihre eigene, unter solchen Umständen unvermeidliche Zukunft zu Herzen. Das liebe tägliche Brod ist in Gefahr, weil es nicht mehr erlaubt sein soll, zu lügen, zu verdrehen und zu heucheln nach Herzenslust. Ihre Wesenheit, welche sich in solchen Werken offenbart, soll nicht mehr durch die Tagespresse umgesetzt werden können in Geld und Gut, welche für den Gewohnheitssünder zur Fristung des Lebens so nothwendig sind, wie für den Magen der Conservativen. Der Staat ist in Gefahr, weil man einen Unterschied zu machen wagt zwischen Lumpen und ehrlichen Leuten. Das ist die Ursache und der Grundton des herrschenden Katzenjammers, weil eine treulose Pfote im Fußeisen stecken geblieben und gequetscht worden ist.

Wir glauben, am einzig berechtigten Orte wird eine solche Mitleidsbezeugung und Diensteifrigkeit gehörig gewürdigt und zurück gewiesen werden. Die Herren thun es natürlich nur aus reiner Liebe für die Freiheit der Presse. Wenn aber Doctor Sebastian Brunner in seiner Kirchenzeitung von der freien Presse Gebrauch macht, um mit gewohnter Freimüthigkeit die Grundsätze der christlichen Offenbarung zu verfechten und nebenbei die Träger des Unglaubens und des Materialismus auszuzahlen, wie sie es verdienen, so fahren diese unbestechlichen Freunde der freien Presse auf, wie getretene Hunde und hetzen mit dem unverschämtesten Cynismus die Staatsbehörde und den Cardinal-Erzbischof auf, dem Herrn Brunner einen Hemmschuh anzulegen, damit die freie Presse ihm allein für seine katholische Meinung gesperrt sei. Ja, wenn diese heißersehnten Monitorien der Doppelmächte gegen Brunner ausbleiben, so lügen sie wenigstens vermittelst ihrer freien Presse in die Welt, daß sie wirklich stattgefunden und den lästigen Redacteur der Kirchenzeitung verdientermaßen zur Ruhe gesetzt hätten. Sie erscheinen also hier als Angreifer der österreichischen Preßgesetzgebung und wollen für

die Frechheit ihrer eigenen Meinung jede andere Willensäußerung unterdrücken. Weß sie den Bischof von Bergamo widerrechtlich anklagen, mit Verletzung der gemeinsten Billigkeit, das üben sie selbst schamlos ohne alle Gewissensbisse. Ein Kirchenvorstand soll von Amtswegen für die Glaubenslehre nicht in die Schranken treten dürfen; dagegen schreien sie jeden als Verbrecher aus, welcher die Allgemeingültigkeit ihrer Aussprüche zum Verderben der katholischen Kirche in einem öffentlichen Zeitungsblatte verdammt.

Man kann freilich nicht genug nachsichtig sein gegen diese Absurditäten in den Regionen des literarischen Hungers und Durstes, seitdem die Welt aus den Zeitungen weiß, daß bei der Feldmesse im Lager zu Chalons die vereinten Regimentsmusiken am Beginne der heiligen Handlung die Ouverture aus der Norma und zur Wandlung den Chor aus der Schwerterweihe der Hugenotten von Meyerbeer gespielt, und beim letzteren Stücke die ganze Armee tief erschüttert auf die Andacht des kaiserlichen Kriegsherrn geblickt und sich an diesem Beispiele erbaut haben. Seitdem ist Alles verzeihlich. Die Journalisten konnten in der That auch nicht anders, als sich daran erbauen und diese wundersame Nervenerschütterung in die Welt tönen zu lassen. Denn die größte Prahlerei, welche in diesen Schreibestuben mit der Freiheit, Unabhängigkeit und Wahrheitstreue im Dienste der guten Sache getrieben wird, ist von jeher die Zwillingsschwester der schandbarsten Servilität gewesen, wenn es galt, für die deutschen Gesammtinteressen, dem Auslande gegenüber, die geschworene Pflicht zu thun. Bisher waren wir bloß gewöhnt, die Auctorität, die Religion, das Dogma, den Charakter als schreckliche Dinge schildern zu hören; erst unseren Tagen blieb es vorbehalten, den öffentlichen Unsinn wie die Leiche eines Helden zu behandeln und mit stummer Ehrfurcht und Hingabe dem befohlenen Conducte zu folgen. Das nennt man in Deutschland Consequenz und unbefleckte Treue!

Die deutsche Presse verabscheut heutzutage nichts gründlicher, als wenn sich katholische Priester des weltlichen Regimentes annehmen, und doch nimmt sie mit Zärtlichkeit Savonarola, Arnold von Brescia und Luther in Schutz und geräth dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst, welcher uns unwillkürlich an Splitter und Balken im Auge des Heuchlers erinnert. Wenn die Pfaffen von ihrer Kirche und ihrem Gelübde abfallen und

den Umsturz des bestehenden Rechtes im Staats- und Kirchenwesen mit fanatischer Wuth betreiben, so sind sie willkommen, wie Sonnenstrahlen, welche das Eis brechen; arbeiten sie aber als eidestreue Priester zum Nutzen des Christenthums auf weltlichem Gebiete unter dem Schutze der gemeinsamen Obrigkeit, so heulen alle Zeitungen von einigem Fortschritt auf und schreien über unerhörte Eingriffe in ihr Recht, da nach ihrem unschuldigen Dafürhalten alles Urtheil, alle Auctorität, alle Behandlung öffentlicher Angelegenheiten ausschließlich in ihren Bereich gehört. Sie erfinden für katholische Zeitungen den Ausdruck „clerikale Blätter", weil möglicher Weise katholische Priester sich ihrer Religion annehmen und deren Verbreitung unterstützen. Es entscheidet also über die Güte eines Blattes nicht der Inhalt desselben, sondern lediglich die Kraft, welche sich daran betheiligt, und ist diese zufällig eine katholische, so kann man diese „clerikale" Frechheit nicht schimpflich genug denunciren und brandmarken. So ist der Haß gegen die katholische Kirche, folglich gegen die unverkümmerte apostolische Glaubenslehre das charakteristische Merkmal, und wenn ich mich so ausdrücken darf, das wahre Lebenselement der deutschen Presse geworden, welche ihres Jubels kein Ende findet über das Glück der belgischen Jugend und Straßenbevölkerung, welche in ihrer Bildung so weit vorgeschritten sind, daß sie ihre Wuth öffentlich auf den Gassen gegen die katholische Kirche auslassen dürfen, während sie sich bei uns seit dem Jahre 1848 nur theoretisch in den Zeitungsspalten äußern kann. Selbst die bärtigen Zeitungslenker der kaiserlichen Residenzstadt Wien haben zu diesen Scandalen in den belgischen Städten ihre Zustimmungsadressen und Jubelrufe erlassen, zum klaren Beweise, daß sie an der allgemeinen deutschen Bildung gegen die christlichen Grundfesten der Staatsordnung gründlichen Antheil genommen haben. Man muß in der That eingestehen, daß ein ziemliches Einverständniß in diesem Punkte zwischen den katholikenfeindlichen Organen besteht, weit musterhafter, als auf der evangelischen Alliance zu Berlin über die dogmatische Grundlage der merkwürdigen Zusammenkunft. Wenn daher das Frankfurter Journal der letzteren Vereinbarung eine unermeßliche Bedeutung beilegt, so ist das wenig mehr, als das tückische Streicheln und Liebkosen des Herrn Reinecke, um das unglückliche Opfer zu ersticken. Wie es die Katholiken wegen ihrer festen unveränderlichen Glaubenswahrheiten anfeindet und auf alle mögliche Weise

verdächtigt, so umschmeichelt dasselbe die evangelische Alliance zu Berlin, um sie in ihrer Haltlosigkeit und Zerrissenheit zu bestärken. Auf der einen Seite will man das Positive niederreißen, auf der anderen die Negation und Zerfahrenheit als Norm befestigen. Ist ja die blinde Masse mit ihren tausendgestaltigen Ansichten, Meinungen und Sophismen beisammen als willkommenes Mittel zur gelegenen Zeit für die rechte deutsche Politik. Schon das Fremdwort „Alliance“ duftet wie Bisam in das Bureau des Journals, weil das nach Alliancen deutet, welche auf wechselseitige Uebervortheilung gegründet, je nach den Rücksichten der Selbstsucht wie Morgennebel zerfließen. Es ist durch die evangelische Alliance glücklicher Weise eine Form gefunden ohne einheitlichen Gedanken, welcher die Form ausfüllen und beleben könnte. Das Füllungsgas wird die revolutionäre Explosion schon liefern. Das wissen die Altmeister und Gesellen sehr gut. Deßhalb jubeln sie über die evangelische Anarchie, welche heute zahme Vorträge hält und morgen die Lawine gegen positives Christenthum und gottgesetzte Staatsordnung wach ruft, „eins im Geiste“ für den Umsturz, „aber nicht einerlei“ in den selbstsüchtigen Begierden und Lüsten.

Wenn es nur gelingt, unter honetten Formen Massen zu bilden; sodann wird der Sinnspruch aide toi et le ciel t'aiderà schon weiter helfen, am besten durch den vielgepriesenen Zuzug wackerer Herren aus allen Welttheilen, da die einheimischen Schlafmützen im Sturme allzuleicht müde werden und ohne Kühnheit und gründliche Sprachverwirrung sich nichts Rechtes ausführen läßt. Einstweilen war natürlich nichts Anderes zu thun, als gegen Rom, das heißt gegen die heilige apostolische Kirche der christlichen Welt Front zu machen. Als das Frankfurter Journal diese meisterhafte Aufstellung bemerkte, ist ihm in seiner Herzensfreude etwas begegnet, was es jetzt gewiß selbst als Bêtise um so mehr bedauert, als sie lediglich gegen den Verstand des löblichen Institutes gerichtet ist. Es sagte nämlich: Rom blicke mit Schrecken auf diese Vereinigung der evangelischen Christen in Berlin. Ist das wirklich euer Ernst, Männer der radicalen Presse? Trotz eures republikanischen Alkoholrausches seid ihr für eine solche Dummheit doch zu pfiffig. Einiger Sand in die Augen des Volkes — nun das ist begreiflich; aber Furcht auf unserer Seite kann euch unmöglich begegnet sein. Rom

betrachtet die evangelische Alliance so gleichgültig, wie eure Generalsynoden und Kirchentage. Den Katholiken kann daraus nur der Vortheil erwachsen, daß auf denselben für das blödeste Auge nichts Anderes zu Tage kommt, als eure Zerrissenheit, euer Mangel an festen Glaubenssätzen, eure Uneinigkeit nach unten und oben. Das wird euch wenig helfen; das empfiehlt nur die heilige Einigkeit, Festigkeit und Glaubenstreue der Katholiken. Daß euch dieses nicht klar wird, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten häretischer Verblendung.

Die evangelische Alliance stellt eine Reihe von Glaubenssätzen als Basis für ihre Versammlung auf; aber unter hundert Protestanten sind nicht zehn zu finden, welche daran glauben, unter den Geistlichen so gut als unter den Laien. Das fühlt die evangelische Alliance; sie gibt mit der liebenswürdigsten Toleranz von der Welt das Evangelium auf und erklärt, daß dies kein förmliches oder kirchliches Glaubensbekenntniß sei, sondern nur eine allgemeine Andeutung des Stoffes zur Verhandlung und der Mitglieder, welche dazu gewünscht werden, also eine Art vergnüglichen Kegelspieles. Was die Diaconen und Frommgläubigen aufstellen, werfen die Kirchenräthe und Superintendenten um, Eck und König zuerst, sodann ohne Unterschied alle übrigen Positionen, falls die Eintracht der Versammlung es nothwendig machen soll. Ja, man findet es gar nicht für gut, es zu einem solchen verhängnißvollen Extrem kommen zu lassen. Wie mag eine solche Alliance den Namen „evangelisch" usurpiren, welche schon von vornherein das Evangelium als verlorenen Posten aufgibt? Wie mag die Rede sein von der Zulänglichkeit der Bibel, welche zur Aufgebung aller biblischen Wahrheiten führt? Da kann leider nur Schenkel in Heidelberg Trost bringen, welcher einen solchen Bankerott durch den zweideutigen Ausdruck „Glaubensgemeinschaft mit Christus" ersetzt, die alle Offenbarungswahrheiten entbehren kann.

Männer von Frankfurt und Berlin! Das schadet Rom nicht, das compromittirt euch bis in's Lächerliche. Wer die Schindeln in alle Welt säet, deckt das Gebäude nicht ein; er demolirt! Wenn eure Vereinigung nichts Anderes bewirkt als die gleichzeitige Anwesenheit von tausend überaus frommen und gelehrten Mitgliedern der verschiedenen Religionsansichten in einem

gemeinschaftlichen Raume, nichts Anderes als die Thätigkeit von zweitausend Händen beim Zweckessen und den Verbrauch von etlichen Centnern Papier für die geistreichen Improvisationen christeifriger Seelenführer, nichts Anderes als polternde Drohworte gegen den Felsen Petri, der sich um Alles gar nicht bekümmert, so dient eure Zusammenkunft zu nichts weiter, als eure völlige Unbehülflichkeit in christlichen Dingen zur Anschauung zu bringen. Kinder und Invaliden, welche an einem schönen Sommertage Kiesel auf der Seefluth tanzen lassen, machen noch keine Brandung, und die größte hat bekanntlich das Schifflein des Apostelfürsten nicht zum Sinken gebracht. Krummachers Ermahnung, aus allen Kräften gegen das „Romanisiren" zu arbeiten, war daher vollkommen überflüssig. Eine Versammlung, welche in ihrer Grundlage ausdrücklich erklären muß, daß sie kein verbindliches Glaubensbekenntniß habe, und die Agitation gegen die apostolische Kirche der Katholiken ihr allgemeiner Antheil und Fluch ist, in unabläßiger Angst, es könne die Brandung eines Tages ihre verdrossenen Anhänger an's katholische Ufer werfen, ist durch ihre Bekenntnißlosigkeit das kläglichste Gegentheil von allem katholischen Wesen und Sein, und nur der Wahnwitz kann aus dem „Romanisiren" innerhalb der protestantischen Secten eine Gefahr für den von weltlichen Mächten und zweimaligen Säcularisationen beschützten und genährten Protestantismus ableiten. Nur das Dogma romanisirt möglicher Weise; das habt ihr aber mit dem fröhlichsten Sinn und unwiderstehlicher Grazie über Bord geworfen. Unter solchen Umständen blieb freilich für die Versammlung kein anderer Trost übrig, als mit dem aus England angekündigten Gelde ein Versorgungshaus für sogenannte katholische Priester zu errichten, welche an die Pforten der evangelischen Alliance anklopfen. Wen das trösten kann, daß möglicher Weise verwilderte und treulose Pfaffen zur Grundsatzlosigkeit der genannten Berliner Alliance flüchten, braucht in der That wenig, um glücklich zu sein. Wir legen weit weniger Gewicht auf solchen Abhub, welcher für die Alliance weit unentbehrlicher zu sein scheint, als für die katholische Kirche. Es muß schlimm stehen, daß sich die Versammlung von Berlin aus solchem Abfallniß restauriren will im Angesichte aller Völker. Selbst der erfindungsreiche Dulder Odysseus, müde gepeitscht von der tückischen Salzfluth, flehte die holdselige Nausikaa um einige Umhüllung an, bevor er in Manns-

länge der Jungfrau nahte. Die evangelische Alliance setzte sich über diese Vorsicht hinweg und zeigte sich der guten Stadt Berlin in ihrer ganzen Natürlichkeit. Freilich ist das Geschmacksache. Wären wir in diesem Augenblicke humoristisch gestimmt, so könnten wir mit dem besten Anschein von Recht zu dieser außerordentlichen Vorliebe für Wild und Beitze nur gratuliren. Nun wundern wir uns nicht mehr, daß das Frankfurter Journal einst den böhmischen Priester Smetana als gottseligen Dulder in seinen hülfreichen Schutz aufnahm; es war, wie alle genialen Köpfe, auch in diesem Punkte weit voraus und hat jetzt die stolze Genugthuung einer riesenhaften Nachahmung auf dem großen Alliance-Tage zu Berlin! Ich fürchte jedoch sehr, daß dieser zärtliche Ausblick nach der Moldau und Elbe im evangelischen Liebesüberflusse blutwenig eintragen wird. Auf diese Prahlerei passen wohl am besten Heine's Worte!

„In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns,
Und du prahlst vor Schmerzen!"

So weit sind wir in Deutschland durch die historische Kritik gekommen, welche auf sehr unhistorische Weise an der Bibel versucht und durchprobirt worden ist. Gutmüthige Herzen hatten einst nach den symbolischen Büchern der Protestanten die Bibel für eine unerläßliche Erkenntnißquelle und Lebensnorm gehalten; als aber die kritischen Leute merkten, daß ihre deutsche Philosophie mit derselben nicht übereinstimme, so trieben sie ohne viele Umstände ihre kritischen Bohrwerkzeuge in den Kanon der heiligen Schriften und bewiesen mit der leichtesten Mühe von der Welt, daß alles Das, was ihrer Einbildung und Tollheit widersprach, nicht von den Aposteln herrühre, sondern später erfunden und unter apostolischen Namen eingeschoben worden sei, zu einer Zeit, wo das Christenthum von seinem apostolischen Ursprunge ausgeartet und menschlich fortgebildet worden sei. Um das Geschäft desto gründlicher zu betreiben, wurden die sogenannten inneren Gründe für die Unächtheit eines Schriftstückes in schwunghafte Anwendung gebracht, weil dabei die Phantasie und Sondermeinung, unbehelligt von Historie und Ueberlieferung, mit größter Unbefangenheit arbeiten konnten, wie wir an Baur in Tübingen, dem Gegner des berühmten Möhler, sehen können. Wie Wolf mit Homer, Ast mit Platon, Harduin mit

Horaz und Virgil verfuhren, behandelte Baur die heilige Schrift und schied Alles als unächt aus, was der Ketzerei und dem Unglauben widerstrebte, wie ein bestochener Criminalrichter ohne allen Willen für äußere Thatsachen und Beweise bloß nach seinen muthmaßlichen Gedanken und Begierden mißurtheilt. Dabei spielte eine Hauptrolle zur Verwerfung dessen, was dem ungläubigen oder ketzerischen Herzen unbequem war, die Sprache des Schriftstückes, auf welcher die philologischen Operateurs am erfolgreichsten reiten konnten. Daß dieselbe je nach den Jahren und Verhältnissen des Verfassers wechseln könne, wie die Jugendarbeiten Rafaels mit seinen späteren Werken in einem merkwürdigen Contrast stehen, konnte der kritische Stolz natürlich nicht beachten. Denn sein persönliches Gutdünken mußte sich nach den Begriffen seiner Zeit und seines Herzens richten, besonders nach den Philosophien von Kant, Fichte, Schelling, Hermes und Günther, und was diesen heilig verehrten Denksäulen des deutschen Scharfsinnes entgegen war, konnte von vornherein in der Bibel nicht ächt sein.

Durch die schrankenlose Anwendung dieses Principes bildete sich auf ganz natürlichem Wege die Gewohnheit aus, die heilige Schrift auch in denjenigen Stücken der Kritik bedürftig anzusehen, welche bisher einige Rücksicht in den Augen der gelehrten Scheidekünstler genossen hatten. Man stellte einen wesentlichen Unterschied auf zwischen der Lehre Christi und den darüber verfaßten biblischen Urkunden. In den letzteren erblickte man bloß die Fort- und Ausbildung in's menschliche Kirchenthum, und vertheilte die einzelnen Bücher und Briefe der Bibel an der Heerstraße der Weltgeschichte nach den Grundsätzen der sogenannten inneren Kritik. Dadurch war sogar der Ausdruck „unächt" einigermaßen gemildert und abgeschliffen. Die Apostel fingen an aufzuschreiben, was sie persönlich über das Christenthum dachten; ihre Nachfolger setzten das Geschäft fort ebenfalls nach den Begriffsnormen ihrer Zeit in persönlicher Ausästung des eigenen Herzens. Das Eine wie das Andere konnte keinen Anspruch machen auf absolute Wahrheit und Uebereinstimmung mit der Lehre Christi. Die letztere fiel mit ihrem Schwerpunkte ganz aus der Basis ihrer ursprünglichen Grundlage heraus, und dem persönlichen Ermessen der gelehrten Kritiker und Anatomen anheim, welche unter solchen Ver-

hältnissen die Glaubenswahrheiten des Christenthums am leichtesten beseitigen und das letztere selbst ohne Dogma wie Stahl auf das „Band der Seele zu Gott“ oder wie Schenkel auf die „Glaubensgemeinschaft mit Christus“ beschränken konnten. Somit war die breiteste Basis der Reformation fertig, ohne heilige Schrift im strengen Sinne der übernatürlichen Offenbarung, ohne Kirche mit bestimmter Glaubenslehre, ohne innere Wahrheit einer christlichen Zusammengehörigkeit. Da kamen die Deutschkatholiken und Freigemeinden und nahmen vom ausgetragenen Erbtheile danklos Besitz, um zu ärnten, was sie nicht gesäet, und einzuheimsen, was sie nicht geschnitten hatten. Ein Beispiel wird meinen Lesern diesen Prozeß der historischen Kritik ganz klar machen. Die wichtigste Offenbarungslehre der christlichen Religion ist das apostolische Priesterthum, von Jesus gestiftet und bevollmächtigt, in seiner Wirksamkeit für das Seelenheil durch alle Jahrhunderte. Mit ihm fällt der Kern der christlichen Menschenerlösung, die Kraft und Wirksamkeit der Sacramente, das Opfer der heiligen Eucharistie und überhaupt die Möglichkeit einer christlichen Kirche. Ueber die Geschichte, nach welcher das Vorhandensein einer solchen priesterlichen Obmacht nicht bezweifelt werden konnte, sprang die Reformation leichtfüßig hinweg; aber der Stein war eben nur von der Heerstraße in den Garten gerückt worden. Die Briefe des heiligen Apostels Paulus an Titus und Timotheus redeten diesem Priesterthume zu klar und zu deutlich das Wort, und keine Auslegekunst konnte mit Anstand und mit dem Scheine von ehrlicher Wohlmeinung dagegen helfen. Da kam in dieser brennenden Noth die historische Kritik zu Hülfe und erklärte die genannten Briefe des heiligen Paulus nach inneren Gründen für unterschoben, als ein Werk frommer Fanatiker hundert Jahre nach Christi Tod, welche durch Vorsetzung des Namens „Paulus“ ihre Zeit für den frommen Betrug um so mehr empfänglich machten, je mehr der ursprüngliche Sinn der Christuslehre bereits in Verfall gerathen war. Hiemit war man über alle Schwierigkeiten hinaus und in allmähliger Fortarbeit des kritischen Scheidemessers dahin gekommen, daß im Jahre 1857 ein Geistlicher der protestantischen Kirche, den wir zu den mindest ungläubigen zählen müssen, sagen konnte: „Die heilige Schrift ist uns überhaupt weit weniger nothwendig als die christliche Lebensbildung selbst; wäre uns auch nur der Brief Pauli an

die Römer übrig geblieben, wir brauchten nichts weiter für unser Christenthum." Also ein wenig philosophische Christologie von Schleiermacher und nichts weiter, eine Genügsamkeit, auf die wir in unseren Tagen um so minder gefaßt waren, als doch allenthalben mit der Bibel so schwunghafte Geschäfte geübt und versucht werden.

Wenn Veteranen an Nationalfesten mit ihrer zerrissenen Fahne aufziehen, so hat die letztere immer eine besondere Kraft des Eindruckes auf die Gemüther, weil sie ein Zeugniß der Tapferkeit ihrer Inhaber ist, weil der Sturm heißer Schlacht sie zerrissen und zum Siege geführt hat. Wenn aber die Bibel nach solchen Vorgängen als Fahne erhöht und umhergetragen wird mit allen Rissen und Missethaten, welche die historische Kritik an ihr geübt hat, so kann die Welt unmöglich viel Achtung haben vor diesem Wahrzeichen nicht der Schlacht, sondern des häuslichen Zwistes, nicht der Kirchenbelebung, sondern des Todes in Haupt und Gliedern, nicht der Sittlichkeit nach geoffenbarten Grundsätzen, sondern des Beleges für das gerade Widerspiel nach dem Ermessen dünkelhafter Persönlichkeit. Das sind unsere Bibelzustände in Deutschland als Grundlage und Wärmemesser der deutschen Bildung. In der That es ist wenig Ursache vorhanden, uns derselben besonders zu rühmen. Das gemeine Volk, namentlich in größeren Städten und deren nächster Umgebung, steckt trotz des Geschreies von überhandnehmender Humanität, worunter Tausende nichts Vernünftiges oder Bestimmtes denken können, in tiefer Unwissenheit, wovon man sich in anderen Gegenden von gesundem und tüchtigem Volkskerne gar keinen Begriff machen kann. Es hat durch radicale Zeitungen nur das Renommiren, Absprechen und Lästern gelernt, und bringt es im Schlechtschreiben nur auf die Kunst von Bettel- und Brandbriefen, dessen jedoch auch nur die auserlesenen Werkzeuge sich rühmen können, während die von Haus aus Unkundigen durch eine Unzahl von handwerksmäßigen Winkelbriefstellern um kargen Schreibevergelt für diesen Zweck bedient werden. Zunächst liegt das Uebel schon in der Schule, welche nachlässig besucht und oft noch weniger benützt wird. Die stehenden Schulversäumnisse rühren von den mannigfaltigsten Ursachen her. Bald fehlt es an Schuhen, Kleidern, Schulbüchern und dergleichen, welche mitunter auf lästiges Andringen

den öffentlichen Armenanstalten zur ungesäumten Lieferung aufgenöthigt werden; bald muß das Kind im Haus- oder Felddienste aushelfen, jüngere Geschwister oder Gänse hüten oder im Land- und Stadtbettel unter elterlicher Oberleitung seine Verwendung finden. Ein Heer von Kinderkrankheiten, das kläglichste Zeugniß von der Angezehrtheit vieler Volkskräfte, Drüsenleiden, Augen- und Ohrenweh, Krämpfe, Epilepsie und Lähmung entziehen viele Kinder oft auf lange Zeit dem regelmäßigen Unterrichte. Das sogenannte „hinter die Schule Gehen" gehört zu den beliebtesten Ausschweifungen der unternehmenden Straßenjugend. Die Obrigkeit billigt natürlich eine solche Beeinträchtigung der Schule keineswegs; ja sie bestraft sogar, so oft ein bestimmter Fall vorliegt. Aber dieselbe ist nirgends stärker als das Leben und die Gewohnheit, und man kann die augenscheinliche Erfahrung machen, daß sie mit Glück nur da einschreiten kann, wo der moralische Lebensnerv nicht ganz erstorben ist. Selbst anerkennenswerthe Schulbildung verwischt sich immer mehr im Verkehr mit der religionslosen Arbeit, mit der Gewissenlosigkeit habsüchtiger Fabrikunternehmungen, mit der Vielgeschäftigkeit und Erdgeistigkeit vieler Industriezweige.

Für Solche, welche diese Strömung des modernen Lebensverkehrs erfaßt hat, wird die Kneipe zur Volksschule, worin die schlechten Zeitungen statt der Bibel und des Gottesdienstes regieren mit ihren banalen Phrasen, Schlagwörtern und Volksbeschmeichelungen, welche bekannter Maßen die Verdummung der niedrigen und Mittelstände auf die umfassendste Weise betreiben. Das Unleidlichste, was Einem auf diesem Felde begegnen kann, ist der politische Proletarier aus dieser Kneipenweisheit. Aus Mangel an aller Vorbildung hat er sich mit stereotypen Redensarten radicaler Broschüren und Sonntagsblätter, insbesondere aus dem Frankfurter Journal, dem Schwäbischen Mercur, der Mittelrheinischen Zeitung und den Localschmutzabläufen der Presse dergestalt überfüllt, daß bei ihm an kein Verstehen, an kein vernünftiges Combiniren und Ueberlegen in irgend einer öffentlichen Sache zu denken ist. Dunkle Wortschwälle: „Jesuiten, Ultramontane, Russen, Finsterlinge, Concordat, geheime Umtriebe, Pfaffenlist," bekommt man zu hören und ähnliche Litaneien mehr. Keiner weiß, was er darunter denken oder verstehen soll. Er schreit es nach erklecklicher Uebung im

Kneipenunterrichte so lange in den Wald, bis der Wiederhall die Ohren betäubt und das Herz verstockt hat. Von einem denkenden Einzelwesen ist nicht mehr die Rede, sondern lediglich nur von Speichen in einer ungeheuren Klappermaschine mit obligaten Tonarten, welche in's Leben geheult werden, um wo möglich im Sinn der eigentlichen Planinhaber den blinden Fanatismus gedankenlos in's Pulverfaß zu werfen. Je weniger Sinn herausklingt, um so schärfer wüthet die Leidenschaft, und die Werkmeister summen hinterdrein: „Humanität, Menschenliebe, Toleranz!" Die Sinnlosigkeit dieser Claqueurs geht so weit, daß sie ihre eigene Schmach in Scene setzen und spielen lassen. Das auffallendste Beispiel dieser Art hat vor ungefähr zwei Jahren der „Frankfurter Volksfreund" gegeben, dem es in einem Anfalle von deutscher Schul- und Professorenweisheit einfiel, die katholischen Priester in Ermangelung aller vernünftigen Gründe „Bauern" zu schelten, weil sie nicht seine Grundsätze, sondern die ihres Bischofs zur Norm ihrer Handlungen nahmen. Daß ein solcher Vorwurf seltsamer Weise nicht bloß ehrenvoll für uns, sondern auch für den Angreifer dumm war, begriff der rothe Michel nicht.

Wenn nämlich zwischen deutschen Städtern und Bauern durchaus ein Unterschied gemacht werden muß, so leuchtet ein, daß der deutsche Bauer, wenigstens in vielen Gegenden, wo er dem radicalen Absehen siegreich getrotzt hat, allein noch den Culturhistoriker anzieht. Der Name „Bauer", welcher uns vom Anhange des Volksfreundes scheidet, ist ein Ehrenname mit unverwüstlichem Klange; denn wären die ächten gesunden Bauern, die ruhigen Gegner radicaler Lüste, nicht gewesen, so wäre Deutschland längst im journalistischen Junker- und Gelehrtenthum jämmerlich zu Grunde gegangen. Sogar der deutsche Adel verdankt seinem Bauernthum im Besitz und Landbau, welchen gemäßigte Gesinnungen von Natur aus ankleben, die schönsten Blätter seiner Geschichte, seiner Macht und seines wohlthätigen Einflusses auf die Gesellschaft. So lange er vorzugsweise Bauer und Landbesitzer war, stand er in anerkannten Ehren. Wo die sogenannte Hof- und Stadtbildung ihn von der Scholle gelockert, ging auch seine Würde verloren. Die Ordenssterne auf der Brust hielten allein nicht Stich gegen die aufrollende Gletschermacht der Revolution. Das steht in Flam-

menschrift allen Gebildeten vor Augen. Der moderne Adel ohne Besitz, leider nur allzu oft von „Volksfreunden" beherrscht, wird kaum ein Anrecht haben, mit der Redaction des genannten Frankfurter Blattes ihre Landsleute „Bauern" zu schimpfen. Die gelehrigen „Strohmer" der Bierkneipen faßten das vermeintliche Schimpfwort mit der gierigen Hast und Stupidität demokratischer Wasserköpfe auf und, einem katholischen Geistlichen begegnend, brüllten und brummten sie nach Instruction von der Pfingstweide: „Pfui, Bauer!" ohne dabei im mindesten an ihr eigenes Verdammungsurtheil zu denken, aus lauter Humanität und Menschenliebe des Rau'schen Katechismus. Daß unsere Zeitungen unter solchen Umständen vom Fortschritt reden, während der Rückschritt in die Barbarei fühlbar genug ist, charakterisirt unsere Zeit, welche ohne Gefühl ihres Zustandes ihre Pudenda selbst zur Schau trägt. Ein anderes Localblatt zu Frankfurt erklärte es bei Gelegenheit der bürgerlichen Verheirathung eines Christen mit einer Jüdin für ein erfreuliches Zeichen des zeitgemäßen Fortschrittes, daß diese friedliche Civilehe so natürlich zu Stande gekommen sei. Schlimm genug, daß unsere socialen Zustände ein solches Auskunftsmittel für die gesellschaftliche Fäulniß nothwendig gemacht haben! Merkwürdig bleibt nur, daß unter dem Drucke einer so empfindlichen Last noch Muth genug vorhanden ist zur Behauptung, daß die Oesterreicher ihrer größeren Hälfte nach Halbbarbaren seien und unter Deutschen gar nicht mitzählten als Völkerschaften, die verzehren und dadurch die Handelszustände bedingen. Dieser Vorwurf wurde besonders zur Zeit der Verhandlung über die Erweiterung des deutschen Zollvereins oft gehört zur Begründung der Ansicht, daß in vielen österreichischen Provinzen Eichelkost und Bärenhaut die ausschließlichen Volksbedürfnisse seien, mit einem so grimmigen Blick auf die slavischen Stämme insbesondere, daß Baron Trenk, dessen Leben einst das vielgeliebte nervenstärkende Buch zarter deutscher Damen gewesen, gänzlich vergessen schien, mit einer so trivialen Unwissenheit in österreichischen Angelegenheiten, daß diese Bildung und Vortrefflichkeit in der That als Raritäten in's germanische Museum zu Nürnberg gehören.

Diese Bildung fließt aus der Hinneigung unseres Volkes zur demokratischen Lebensauffassung, und je größer sie ist, desto

bornirter sucht der Mensch sich voll zügelloser Sinnlichkeit zum Endziel aller Gedanken und Begierden zu machen. Anstatt die letzteren dem Menschengeiste in heilsamer Zucht zu unterwerfen, will er vielmehr durch die Kunst des sogenannten Turnens, welches die Demokraten so lebhaft empfehlen, das alte Gladiatorenthum in's Fleisch des deutschen Volkes pflanzen und durch die vorherrschende Rohheit derber Triebe über die Welt gebieten. Man hat in der Thorheit des Herzens ganz vergessen, daß der arbeitsame Mensch alle Kunststücke schülerhafter Bewegung leicht entbehren und das schwächliche angezehrte Flämmchen des städtischen Lebens nur durch Arbeit von Jugend auf erfrischt werden kann. Die Kunstbewegung ist nie im Stande, die Naturbewegung zu ersetzen. Die hervorragende Rolle, welche die Turner im Jahre 1848 gespielt haben im Aufruhr gegen Gott, Kirche und Obrigkeit, ist ein schlagender Beweis, daß die Kunstbewegung wohl Revolutionskräfte, aber weder Maß, noch Ordnung, noch Gesundheit in's Feld zu stellen vermag. Die ungeheure Anzahl unserer Gichtbrüchigen, Gelähmten, Rückenmarkleidenden, Epileptischen und Blutkranken selbst im gemeinsten Volke, wie es früher unerhört gewesen ist, haben aus dem Turnen keine Abhülfe frühzeitiger Verkommenheit geerntet. Geturnt haben Alle, aber das sittliche Maß, die Grundlage aller Kraft und Gesundheit, ist dadurch blutwenig gefördert worden. Diesen demokratischen Charakter maßloser Genußsucht, welcher aller Gesundheit verderblich wird, haben mehr oder minder alle unsere Volksunterhaltungen, unsere Bälle im Viereck und Achteck, unsere Samstagskränzchen und Reunionen, unsere Kirchweihen und Jahrmärkte, für die Liebhaber eine fast ununterbrochene Kette von Lustbarkeiten, um den Menschengeist zu verdummen und die Nöthen des Leibes und der Seele zu vermehren. Alles, was der Mensch in radicaler Welt- und Lebensauffassung thut und anstrebt, entmenschlicht das Menschenbild und stiftet die entzügelte Hölle dummer Teufel auf Erden.

Um sich einen Begriff zu machen, wie man in Deutschland selbst in höheren Kreisen die Jugend veredelt, darf man bloß in den Unterhaltungsbüchern derselben blättern. Eulenspiegel, Münchhausen und Johann Ballhorn sind noch ganz honette Leute mit unbestreitbarem Humor gegen die schmutzigen Figuren, welche heutzutage die jugendliche Phantasie der Deutschen be-

flecken sollen, König Nußknacker, der Tollpatsch, Hopphopp, sein Bruder, Schnickschnack, Bastian der Faulpelz, Hampelmann, Struwwelpeter und andere Helden solcher Art, mit Späßen, die jeden gesunden Sinn anwidern, mit Bildern, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Dummheit oder der Ungeschmack in denselben eine größere Rolle spielt, mit Erzählungen, die eben so schal als unausgiebig für die sittliche Ausbildung der Jugend sind; wo Alles erklärt ist, was der Mensch aus eigener Anschauung leicht verstehen kann, und Alles beseitigt, was die Anlage hat, den Ernst des Lebens zu wecken. Sogar die Fibel prangt größtentheils im Schmutzkleide solcher Gemeinheiten. Und weh dem Lehrer, welcher im Gefühl dieser Ungehörigkeiten seine warnende Stimme erhebt! Der Verlagshändler und die Verfasser fallen über ihn her wie über einen Missethäter und gießen allen Hohn über den Ehrenmann aus, den sie aus ähnlichen Jugendschriften in Fleisch und Blut gesogen haben. Nichts ist lächerlicher als die große Angst deutscher Journalisten über die einreißenden Folgen des Spiritualismus zum Nachtheile des Sensualismus und Materialismus. Dafür ist bei uns schon in der Kinderschule unverbesserlich gesorgt. Man geht der Idee, dem Gedanken und der Anstrengung so emsig aus dem Wege, als läge eine Tigerkatze auf der Straße. Was nicht dumm und langweilig ist, hat als Bildungsmittel kein Ansehen mehr. Und in dieser täppischen Spielerei ohne Geist, Leben und Aufschwung wurzeln fast alle sogenannten Unterhaltungsschulen für kleine Kinder, viele Privatinstitute zum bloßen Gelderwerbe, die Kindergärten und Kinderspazierführungen, die Jugendspiele und Jugendfeste dergestalt, daß sogar die Bäcker der Stadt die menschliche Thorheit und Geschmacklosigkeit in die Brodform einbacken, die Zuckerbäcker dieselben versüßen und alle Handwerker beitragen, diesen Kindercarneval würdig auszustatten und alle Schule überflüssig zu machen. Selbst die Sprache muß aus ihrem Volltone gerückt und kläglich verrenkt, gezerrt und verstümmelt werden, um alle das herzige Bildungszeug eindringlich und lächerlich zu machen.

Die unvergänglichen Reize der Kleinstaaterei liegen schon herzgewinnend in der Wiege dieser tausend putzigen Kleinheiten, Albernheiten und Pedantereien für die Prinzessin Mummelein, welche durch böse Zwerge in eine Mücke verwandelt worden ist und durch

die deutschen Schulkinder im kleinlichsten Kleinlichkeitsdienste aus ihrer schrecklichen Gefangenschaft erlöst werden soll. Aus diesem Grunde erklärt sich auch in späteren Jahren die Vorliebe für Privatinstitute auf Kosten der öffentlichen Unterrichtsanstalten. Man fürchtet, der Sinn unserer Jugend möge sich zu gewaltig ausweiten im öffentlichen Schulverkehr und zu vielseitig werden durch gegenseitige massenhafte Anregung. Deßhalb steckt man sie in abgeschlossene Gesellschaften, wo die Weisheit dieser Welt mit Butterbrod und Honigfladen gegessen wird, ohne Furcht vor Orbilius dem Zweiten, ohne Zwang und Regel des öffentlichen Gottesdienstes, mit dem Rechte nach Herzenslust krank zu sein ohne hinlänglichen Grund, im Vollgenusse obligater und theuer bezahlter Freundlichkeit. Ausnahmsschwalben sind freilich da, aber sie machen doch keinen Sommer. Der Sprachunterricht nimmt fast überall die Richtung in's mechanische Geplapper ohne gründliche Bewältigung des Sprachbaues, als Ersatz der ureigenen Gedanken und Empfindungen, und Stoff der Eitelkeit im oberflächlichen Treiben des Salons. Die Musik als Mode und Sucht des Tages, den Fähigen so unerläßlich als den Talentlosen, wirkt namentlich durchaus entsittlichend. Es ist eine Art Heuchelei, der sich das junge Wesen unterziehen muß mit unerträglicher Pein und Langweile. Der Erfolg beschränkt sich höchstens auf die zweideutige Fertigkeit und Ueberzeugung, ein Künstler zu sein, während man doch ein Stümper ist, wobei die Anmaßung eitler Herzen mit der Kunstfertigkeit verwechselt wird. Die tausenderlei Lehrgegenstände sind für die schwächeren Köpfe verwickelt wie eine Gruppe indischer Götzen, welche mit ihren monströsen und überzähligen Gliedmaßen sich dergestalt in einander geballt haben, daß man weder den Knäuel entwickeln, noch Anfang und Ende des einzelnen Götzenbildes finden kann. Dadurch geht alle Gründlichkeit und Durchbildung verloren. Schwätzer, Absprecher und Gecken werden fertig; aber kein Charakter, kein runder voller Mensch. Sogar der leibliche Organismus leidet unter dieser Mißwirthschaft. Da thut sich ein weites Blachfeld auf für den Unglauben, für den Lebensüberdruß und hundert andere Folgen leidiger Halbheit. Der Selbstmord, das Laster in seiner schmutzigsten Gestalt, der Diebssinn, das Vereinsunrecht zur Missethat haben sich öfters vor unseren Augen um so mehr entwickelt, als sehr oft kein genügender Religionsunterricht die Mannigfaltigkeit der Lehr-

gegenstände verbindet und veredelt. Der verlassene junge Mann gleicht dem Mäher im Schilfröhricht der Sumpflandschaft. Je tiefer er hineingelangt, um so mehr hacken sich die blutdürstigen Sumpfthierchen in sein Fleisch und Gebein, und hat er einige Wochen dieses Geschäft getrieben, so kann er wirklich als ein Muster von Ohnmacht und Ausgesogenheit gelten. Das ist häufig das Ende der vielgerühmten Schulbildung in Deutschland! Und der einzige Trost, welcher uns in diesen verrotteten Zuständen geblieben ist, besteht darin, daß wir dem deutschen Michel sagen können: Lascia pur grattar, dov' e la rogna! Wir hoffen durch diese Aufregung eine bessere Zukunft, wo es der Kirche gegönnt ist, diese socialen Mißstände zu heilen.

Das Leiden der katholischen Diaspora in Deutschland.

Erharret ruhig und bedenket:
Der Freiheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!
Uhland.

Unter dem griechischen Worte „Diaspora" versteht man im vorliegenden Falle die „weit auseinander gesäeten Katholiken" in vorherrschend protestantischen Gegenden, wo sie als unermeßliche Minderheit den unvermeidlichen Einflüssen der andersgläubigen Mehrheit bloßgestellt, um die festen Bedingungen ihres Daseins in Religionsangelegenheiten ringen. Dieselben entstammen entweder älteren Zeiten, wo sie, durch die Gewalt der Reformation nicht ganz erdrückt und vom westphälischen Frieden nach dem Normaljahre 1624 als solche in ihren bisherigen Rechten belassen wurden, oder sie sind Anschwemmungen, welche erst in neuerer Zeit durch die größere Freiheit in Kraft weltbekannter Staatsverträge festen Boden in akatholischen Ortschaften gewonnen haben. In den ersten Zeiten nach dem Frieden von Münster und Osnabrück im Jahre 1648, wo die protestantischen Regierungen freie Hand im Innern ihres lutherischen oder reformirten Landes bekamen, waren die Gesetze gegen katholische Zuflüsse so entschieden ungünstig, daß die letzteren ganz unmöglich und nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln am Hofe der Landesfürsten einigen Hofherren, welche man als unvermeidliche bezeichnen kann, Dasein und Kirchenthum nach katholischen Grundsätzen zugestanden wurden. Aus diesem Grunde fand man in Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Kurhessen,

Homburg, in den sächsischen Herzogthümern und allen norddeutschen protestantischen Staaten entweder keine oder nur zufällige Katholiken, ohne Recht der freien Religionsübung und der bürgerlichen Nutzungen im Staatswesen. Nur in den freien Reichsstädten trat ein paritätisches Verhältniß zwischen Protestanten und Katholiken ein, welches den letzteren zwar die Staatsrechte, aber nicht den Gottesdienst nach dem Normaljahre 1624 verkümmern durfte, weil die Kaisergewalt auf dieselben größeren Einfluß üben konnte. Es entstanden daher keinerlei confessionelle Reibungen zwischen verschiedenen Religionspartheien, weil die Katholiken durch Pönalgesetze gänzlich aus dem Felde geschlagen, den Protestanten längst hatten weichen müssen. Die Folgen der französischen Revolution änderten indeß den ganzen Besitzstand in Deutschland. Katholiken wurden protestantischen, Protestanten katholischen Fürsten unterthan. Dazu gab die verkündete Religionsfreiheit das formale Recht, auch da als Landsmann in katholischer Eigenschaft sich niederzulassen, wo bisher eine solche Freiheit nicht bestanden hatte. Ganz katholische Orte nahmen entweder freiwillig oder nothgedrungen Protestanten, ganz protestantische Katholiken auf und die gemischten Ehen vollendeten das bunte Durcheinander, begünstigt von der liberalen Richtung der in Religionssachen gleichgültigen Zeit oder von heimtückischer Proselytenmacherei in katholischen Ländern auf dem Wege allmählicher Abschwächung dogmatischer Unterschiede. Dadurch entstanden ganz andere Verhältnisse, als sie bis in's Jahr 1803 vor der Säcularisation vorhanden waren. Katholiken und Protestanten, in den allernächsten Beziehungen zu einander, fühlten beiderseitig das Bedürfniß, als Gemeinschaft feste Wurzeln im Staate zu schlagen nach dem Wortlaute der feierlichen Verträge im ersten Viertel dieses Jahrhunderts. Selbst die einzelnen Regierungen entwarfen im Vereine mit der katholischen Centralgewalt in Rom Grundsätze, um die neuen Zustände confessionell zu regeln. Da aber vor der Hand noch alle ausgiebigen Erfahrungen mangelten und unendlich viele Vorurtheile zu überwinden waren, so erwiesen sie sich leider nur allzuhäufig als ungenügend und oft auch als ungerecht. Und in der That bei genauer Kenntniß dieser confessionellen Zustände in Deutschland liegt es allerdings auf der Hand, daß die socialen Mißverhältnisse, denen die Katholiken unterworfen sind, durch die allgemeinen Grundsätze der Gleichberechtigung der christlichen

Confessionen nicht so bald gehoben werden können, falls auch der entschiedenste und beste Wille der Betheiligten thätig wäre, um dieselben gewissenhaft und im vollen Maße auszuführen, was man nicht von jedem Flecken der deutschen Erde sagen kann. Die Regierungen sind in den gemischten Staaten von jeher protestantisch gewesen; übereifrige Verfechter der katholischen Religionsfreiheit haben mehr Recht als Einsicht, wenn sie von denselben im Punkte der Religion ein völliges Aufgeben ihres confessionellen Bewußtseins fordern.

Die Einflüsse des protestantischen Lebens, wie sie sich ihrer Natur nach entfalten müssen, dürfen keineswegs so gering angeschlagen werden, auch vorausgesetzt, daß die Regierungsorgane nicht die mindeste Neigung haben, irgend einer bewußten Partheilichkeit aus confessionellen Grundsätzen Raum zu geben. Man kann den Aprikosenbaum gewiß nicht mit Recht anklagen, daß er Jahr aus Jahr ein stets wieder Aprikosen zur Reife bringt; nur ein Thor wird von ihm auch Granatäpfel fordern, da er nun einmal eine Aprikosennatur hat, welche von ihrer Art nicht lassen kann. Auf gleiche Weise hat das Bächlein vom Mühlberge sein Gefäll nothwendig in den Main hinunter; dieses Gewicht der Schwere ist ein so allgütiges Naturgesetz, daß es auf natürlichem Wege nicht überwunden werden kann. Diese natürlichen Verhältnisse, nach ihrem inneren Wesen stets unüberwindlich, selbst bei entschiedener Sehnsucht der Menschen nach dem Gegentheile, machen sich auch im Reiche der Geister mehr oder minder geltend und würden nur dann einmal ganz verschwinden, wenn Charaktere und Gewissen nach einer mechanischen Vorrichtung zu bodenloser Schlechtigkeit umgemodelt werden könnten. Protestantische Regierungen werden daher selbst beim besten Willen, selbst ohne sonderlichen Ernst für die eigene Confession, ja sogar mit katholischen Minoritätskräften versetzt, stets protestantische Wirkungen hervorbringen, so oft sie in freier Bewegung das äußern und thun, was sie ihrer Natur nach sind. Selbst die deutlichsten Gesetze zu Gunsten der Katholiken können ihre Kraft nur so weit äußern, als sie, von protestantischer Auffassung und Ausführung unbehindert, ihren Weg nehmen und müssen im siegreichen Gange den Protestanten unvermeidliche Mißempfindung machen. Dinge solcher Art lassen sich in Deutschland nicht ändern, und beide Theile bestehen nur ruhig neben einander, wenn diese Erwägungen über die Unveränderlichkeit

natürlicher Verhältnisse Beachtung und Rücksicht finden. Ist daher die Spitze der Regierungsgewalt protestantisch, so werden es auch die Regierungscollegien vorherrschend sein.

Der Schreiber dieser Zeilen hegt die größte persönliche Hochachtung vor dem Herzog Adolf von Nassau, vor dem Prinzregenten in Baden und anderen Fürsten in Mitteldeutschland. Ich bin gewiß, daß diese Führer des deutschen Volkes mit Wissen und Willen um keinen Preis jemals zugeben werden, daß den erklärten und bestimmten Rechten der Katholiken jemals Weh geschehe. Im Gegentheil, so oft sich ihnen ein gegen Katholiken und ihre Religion verübtes Unrecht darstellt, werden sie es mit entschiedenem Eifer von ihrem treuen Volke abwälzen. Da müssen sich natürlich dem fürstlichen Urtheile die Dinge stets in der Gestalt zeigen, die sie wirklich haben, und die Auffassung richtet sich in den Regierungsorganen nach dem menschenmöglichen Maße von innerer Freiheit in der Behandlung derselben, welche immer ein Ergebniß vorausgegangener Bildung und Lebenserfahrung sein wird, wobei der confessionelle Standpunkt mit seinem persönlichen und geschichtlichen Gewichte auch unbewußt nie seine Einwirkung aufgeben wird, wofern die Natur redlich und gesund ist. Daraus erhellt klar, daß selbst in den höchsten Regionen confessionelle Fragen, stets äußerst zarter Natur, sogar im günstigsten Entscheidungsfalle nach beiden Seiten hin ihren Erdgeschmack oft nicht ganz verläugnen können, weil Unfehlbarkeit nur göttlicher Voraussicht und Gerechtigkeit eigen ist. Da eine Person nicht einmal einen tüchtigen Doppelgänger, geschweige durchgreifende Allanwesenheit und Alleinsicht für die Landesregierung zur Verfügung hat, so bewegt sich die vielrädrige Maschine durch tausend in einander greifende Kräfte, deren keine die menschlichen Anhänge aus dem Gebiete der Erziehung, des Glaubens und des Unglaubens ganz verläugnen kann und es liegt auf der Hand, daß die Religion der Minderheit den Einwirkungen der Majorität nie vollständig ausweichen kann. Es ist hier, wie gesagt, von bösem Willen der Mehrheit gar keine Rede, weil er in der That weit weniger oft vorkommt, als das Mißtrauen ihn voraussetzt; es ist der einfache natürliche Gang menschlicher Angelegenheiten oder Weltlauf, wie man zu sagen pflegt, und bei allen religiösen Streitigkeiten haben nach meinem Gefühle beide Partheien dieser unveränderlichen Gesellschaftslage weniger Rechnung getragen, als sie wirklich verdient hat. Deß-

halb darf man sich nicht wundern, daß protestantische Beamte leichter und in der Mehrzahl Anstellung finden. Die Regierung darf hierbei gar nicht ungerecht verfahren, es ist ihre natürliche, in der Regel redliche Lebensäußerung, für die Niemand verantwortlich sein will, eben so wenig als die Zahl vier, weil sie nicht fünf ist. Als das Mainzer Journal der Nassauischen Regierung einmal vorrechnete, daß die katholischen Beamten bei einer Bevölkerung, welche zu gleichen Theilen katholisch und protestantisch ist, nur eine Kleinigkeit ausmachen, im Verhältnisse zu der Ueberzahl der Protestanten, so hatte die verkappte demokratische Redaction der Mittelrheinischen Zeitung, damals im Dienste der Regierung, die Unverschämtheit zu erklären, das rühre davon her, weil es den Katholiken an Kopf fehle und an Gelehrsamkeit, natürlich weil dieselben auf protestantischen Taufen den Kindern wirksamer angesegnet würden. Wir stillen Leute am Main und an der Mittellahn erklärten diese Abnormität, wie man sieht, natürlicher durch den Umstand, daß die Regierung nicht bloß an sich, sondern auch in ihren untergeordneten Kräften protestantisch ist und daher von numerischer Ausgleichung in der Aemterbesetzung nur dann die Rede sein kann, wenn das confessionelle Element ganz aus der menschlichen Gesellschaft hinweggefegt ist. Eben so natürlich erscheint die Bildsamkeit katholischer Landeskinder nach den herrschenden Grundsätzen, sollten sie auch denen der Kirche widersprechen. Wer um jeden Preis ein Amt haben will, muß sich freilich nach dem Zeiger der Uhr am Regierungsgebäude der Residenz richten, wo die Würfel seiner Zukunft fallen. Klage ziemt dem wahrhaften Katholiken nicht in solchen unvermeidlichen Zuständen gemischter Länder. Werdet Landbauern, Söhne vom Westerwald, vom Liebfrauenberg, vom Vogelsberg und von der Treisam wie Curius und Camillus. Es wird eine Zeit kommen, wo die Köpfe der Mittelrheinischen Zeitung euch vom Pfluge holen werden, wenn ihr stolz genug seid, irdische Gunst auf Kosten eures Glaubens zu verachten. Werft euch auf Handel und Industrie, auf den Bergbau, auf die Kohlenlager und lernet durch Tüchtigkeit und Fleiß die Märkte des In- und Auslandes beherrschen; es darf kein goldener Regen in den Thurm zurieseln, die Macht einer Menschenseele, die Alles sich selbst verdankt, thut unwiderstehliche Wirkung, das eiserne Thor wird früher oder später von selbst aufspringen. Gebt euch in den Dienst der heiligen Kirche mit der

unwandelbaren Treue, die allein große Charaktere bildet, mit der Ueberlegenheit geistiger Ausbildung, deren euer gesundes Herz wohl fähig ist, und seid Säulen mitten im Volke, welche die Last der Arbeit tragen ohne den Muth und die Errungenschaft aushältiger Studien zu verlieren. Je größer eure Zahl, je stahlfester eure geistige Fahnentüchtigkeit ist, um so mehr seid ihr und vermögt ihr! Und eure Untergebenen sollen wachsen und gedeihen eben so gründlich im Glauben an die Kirche als kinderselig in ihren kleinen Hütten. Je mehr katholische Mädchen und Knaben, tüchtig geschult, mit rothen Backen und das Herz auf dem rechten Flecke, aus den Fenstern der Hütte heraussingen, um so tiefer schlingen sich die Wurzeln eures Volkes in die Heimath, und wenn ihr die gehörige Zahl seid, wird man froh sein, euch zu haben und zu brauchen. Es bedarf keiner Trompete, die Mauern von Jericho umzuwerfen. Diese Trompete müßt ihr selbst sein, nicht haschend nach den herabfallenden Brosamen, sondern Spartaner in stolzer Entsagung.

Man hat die confessionelle Gefühlsunfähigkeit allerdings mit größerem Rechte der Politik angemuthet und ihr ohne viele Umstände den ganz partheilosen Standpunkt über den Confessionen, ja den der vollendeten Gleichgültigkeit in Glaubens- und Kirchensachen angewiesen. Der Ausgang hat jedoch gezeigt, daß dieß nur in großen Staaten bei überwältigenden Interessen der gebietenden Macht, und auch hier nur bis zu einem gewissen Grade, welcher die mittlere Temperatur der Gerechtigkeit nur selten erreicht, einiger Maßen möglich ist. Ja wir haben mehr als ein Beispiel in der Geschichte, daß die Politik großer Staaten, weit entfernt allseitige Gerechtigkeit gegen die Confessionen zu üben, je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes diese oder jene confessionelle Richtung mit macchiavellischem Cynismus als Mittel zu politischen Zwecken benutzte und dadurch die hinten angesetzten Religionspartheien dem Verderben opferte. Die berühmtesten Erscheinungen dieser Art begegnen uns zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo Frankreich im Bunde mit den reichsfeindlichen Protestanten den deutschen Katholicismus zertrümmern half, um die Macht der Habsburger und dadurch die Kraft des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu brechen und wo England die lutherische Lehre erkieste, um einerseits die Orgien fürstlicher Leidenschaft zu rechtfertigen, andererseits in kecker Machterweiterung auf Kosten der katholischen Kirche den Grund zur jetzigen

Seeherrschaft über alle europäischen Nationen zu legen. In allerneuester Zeit eifern manche Helden der Kreuzzeitungspartei in Preußen diesem Doppelbeispiele mit mehr Begierlichkeit als Glück nach und erklären das protestantische Princip als rechtmäßige und nothwendige Grundlage des Aufgehens aller deutschen Lande im preußischen Königreiche, unbekümmert um deutsches Recht und deutsche Freiheit. Man sieht also hinlänglich, daß die Politik, welche sich über die Confessionen stellt und mit unpartheiischer Wage nach allen berechtigten Seiten mißt, kaum der Weg sein dürfte, die vollkommene Freiheit der Confessionen auf dem eigenen Gebiete der verschiedenen Lehrmeinungen herzustellen und zu schirmen. Dazu kommt, daß die Politik nach einem großartigen Maßstabe und in ungehinderter Selbstständigkeit in den deutschen Kleinstaaten wohl kaum vorhanden ist. Aeußere Einflüsse aller Art und die innere Armuth und Beschränktheit der Verhältnisse lassen den Gedanken völliger Unpartheilichkeit eben so wenig aufkommen als den Aufschwung patriotischer Begeisterung für's große deutsche Gesammtvaterland.

Persönliche und örtliche Bezüge sorgen hinlänglich, daß die Klopfgeister engherziger Sonderinteressen nie zu pochen aufhören und unerfahrene Gemüther der Gespensterfurcht niemals los werden. Dieses Mißgeschick waltet selbst da ob, wo die Größe der Macht, welche zur Verfügung steht, dringend auffordert, einer hochherzigen, wahrhaft deutschen Politik Raum zu geben, wie die grausenhafte Vorliebe für die orthodox russische Kirche und das protestantische Princip nur allzu deutlich beweisen. Wir werden daher in Deutschland für die nächste Zukunft in und außer der Politik größtentheils nur protestantische Elemente der Bewegung vor uns haben und vergeblich darauf dringen, daß sich dieselben in den Regierungsorganen für das Bedürfniß der katholischen Kirche ihres confessionellen Daseins völlig entäußern. Das hieße jedenfalls mehr verlangen, als der Mensch in seiner natürlichen Beschränkung und die Regierung in ihrer protestantischen Spitze zu leisten im Stande ist. Vorwürfe und Klagen gegen diese Unzulänglichkeiten der Regierungsgewalt können Kirchenconflicte herbeiführen, aber das tiefliegende Mißverhältniß muß erst im Laufe der Zeit durch bündiges Maß von beiden Seiten und durch eine besondere Gnade Gottes zur Heilung deutscher Zerrissenheit verschwinden. Selbst die Concordate können nur allmählich eine bessere Grundlage anbahnen.

Am allerwenigsten vermögen die irenischen Versuche deutscher Professoren zur Besserung dieser Zustände einzufließen, wie sie zum Beispiel der wohlwollende Professor Schmid in Gießen literarisch gemacht hat. Sie nehmen erklärter Maßen ihren Standpunkt wie die angebliche Politik berechnender Staatsmänner über den Confessionen ein und bilden mit ihren unvergleichlich rührenden Phrasen die in der Luft schwebenden Gärten der Semiramis in der deutschen Literatur, welche ihrer theoretischen Natur nach bewundernswerth sind, wie die naturgeschichtlichen Parthien der Gobelintapeten bei ehemaligen Kaiserkrönungen, aber nie Leben geben und entwickeln können. Alle suchen mehr oder minder eine verlorene Insel im atlantischen Meere ihrer Gedanken und Begierden, denen zur Wahrheit und Erreichbarkeit nichts abgeht, als die Weltläufigkeit im geselligen Leben so gut als im Geistleben der Kirche und ihrer Dogmen. Und wenn sie auch noch so oft die Papierblumen ihres vermeintlichen Eldorado in die Welt hinauswachsen lassen, die letztere ist unartig genug, allen Garten- und Zimmerschmuck ihrer köstlichen Domäne zu ignoriren und preßt die confessionelle Zwietracht in deutschen Landen so eifrig an die Brust, wie die Negermutter ihr schmutziges Töchterlein mit dem Kranze der gebleckten weißen Zähne. Gewiß, nicht nur dieser widersinnige Versuch einer zweiten Auflage apostolischer Traditionen, welche in der katholischen Kirche, ihrem Wesen nach, einmal und für immer zum geschichtlichen Ausdrucke gekommen sind, macht diese Polarfahrten deutscher Gelehrten erfolglos und lächerlich, sondern noch weit mehr die abschleifende Sentimentalität, mit der sie ihr Kußhändchen nach rechts und nach links werfen, hier die Position der Katholiken, dort die Negation der Protestanten im nämlichen Punkte umarmen und mit der Natur des Pudels jedes Holzstück, das ihnen in das Wasser geworfen wird, aus demselben herausholen.

Der Beifall, welcher ihnen als einziger Lohn für ihre Geschmeidigkeit aus protestantischen, oder besser gesagt, aus indifferentem Lager gespendet wird, zeigt klar, daß sich ihr Verdienst für die Gegenseite entschieden günstiger summirt, als für die Katholiken, welche bei solchen Gelegenheiten stets an Simon Magus denken, welcher nach der Sage sich zwar von der Erde erhob zum Beweise seiner angeblichen göttlichen Sendung, aber nur um desto heilloser auf die Erde herabzustürzen. Denn dies ist in der That das Schicksal Aller, welche sich über die Con=

fessionen stellen, um den Religionsfrieden in Deutschland bleibend herzustellen. Nicht viel besser endigten die irenischen Versuche der sogenannten Kryptokatholiken, welche es im Auflösungsprozesse der letzten drei Jahrhunderte nicht so weit gebracht haben, alle Geschichte zu vergessen und sich kopfüber in's protestantische Princip der freien Forschung zu stürzen, welches durch schismatische Bestrebungen, wie der verlorene Sohn, aus dem Vaterhause der katholischen Kirche entwischt, in folgerichtiger Anwendung seiner selbst bei den Kleien und Hungersnöthen der Freigemeindlichen angekommen ist. Sie erkennen die Rechtmäßigkeit und Daseinsberechtigung der katholischen Kirche an als eine nicht zu läugnende geschichtliche Thatsache, die alle anderen historischen Thatsachen der alten und neuen Zeit bei weitem übertrifft. Sie bedauern den Unstern der Reformatoren, welche voll persönlicher Aufregung und Befangenheit in der Behandlung vieler katholischer Glaubenslehren das Kindlein mit dem Bade verschütteten. Sie läugnen nicht, daß es für den Fortbestand des christlichen Sinnes in Deutschland durchaus nöthig sein wird, so manchen Glaubenssatz der Katholiken auf das protestantische Gebiet herüber zu nehmen und somit dem Ursprunge des Christenthums aus der Apostelzeit und der kirchlichen Einigkeit zugleich Rechnung zu tragen. Aus diesem Grunde werden diese Männer von der religionslosen Sippe ihrer Confessionsverwandten Kryptokatholiken gescholten, ungeachtet ihre tiefinnerliche Neigung für unsere katholischen Lehrsätze im Zusammenhange so gut als gar nicht vorhanden ist. Deßhalb nehmen sie auch diese Benamung als die empfindlichste Schmähung auf und bemühen sich in vertrauter Ansprache emsig, ihre katholischen Sympathien als angedichtet abzuweisen. Sie sind dabei auch ganz aufrichtig und im vollen Rechte. Sie wollen bei ihrem Bestreben bloß den gesunden Menschenverstand nicht ganz aufgeben, wie viele ihrer Glaubensgenossen, und erblicken vermittelst dieses intellectuellen Restes in der Geschichte einerseits das unbestreitbare Recht der katholischen Kirche für ihre Stellung in Deutschland, andererseits die immensen Nachtheile und Verluste, welche dem Protestantismus durch seine fanatische Anfeindung der älteren Kirche zugegangen sind. Sie halten also im Weinberge der Katholiken eine Auslese zur Vergeistigung der Elbweine und hoffen, die ersteren werden von selbst aus Abscheu vor der zurückgelassenen leichten Waare und ihrer durch-

fressenden Säuren dem nordischen Gährungsprozesse zusteuern. Sie scheinen keine Ahnung zu haben, daß die katholische Kirche eine organisch aus der Zeit hervorgewachsene Riesenpflanze ist, wo alle mussivische Arbeit eben so überflüssig als unmöglich ist. Tausend Schmarozergewächse mögen sie umwuchern; das innerliche Leben derselben ist stärker als jede irdische Zufälligkeit, und hat die Kraft, durch seine überschwellende Gesundheit sich stets wieder selbst zur rechten Zeit von allen Krankheitsstoffen zu befreien. Mit Menschensorgfalt kann man es zum Dome bringen, dessen Festigkeit von seiner Grundlage und der Gewissenhaftigkeit des Baues abhängt. Wankt aber die eine oder klafft die andere, so ist der Ruin unvermeidlich. Darum sinnbildet auch der Dom mit seinen Formen nur das Wachsthum der Kirche, ist es aber nicht selbst, und doch steigt seine Schönheit um so höher, je naturwüchsiger seine Massen aufstreben, je mehr sie an den wirklichen Wald und an das Waldgeheimniß erinnern, je keuscher und geistvoller sie dem heiligen Geiste der Kirche Zeugniß geben, aus dessen himmlischer Fülle das katholische Leben unzerstörlich quillt, wie der Frühling mit seinen Knospen und Blüthen aus dem lebendigen Schoß der Erde.

Man kann im geistigen Dombaue mit größter Geschicklichkeit Torgauer Artikel, Schmalkaldische Tractate, Augsburger Confessionen, Concordienformeln und Heidelberger Katechismen machen; es wird Alles vortrefflich sein, denn die größten Theologen haben mit der Kelle in der Hand den Grundstein eingesegnet und hundert deutsche Machthaber einen Schlag mit dem Hammer darauf gethan. Münzen der berühmtesten Wardeine an deutschen Universitäten mit Wort und Schrift wurden hineingelegt und der Nachwelt zum glücklichen Funde bei möglichem Abbruche empfohlen, als prophetisches Anspiel auf den Ausverkauf der deutschkatholischen Heiligthümer zu Crefeld in unseren Tagen. Alles hat nichts geholfen, weil sich die Kirche nicht machen läßt, weil alles Gemachte früher oder später dem Verfalle entgegen geht, weil nichts wahr und ewig ist als der heilige Geist, als Leben und That der Kirche. Dies ist gerade der Grundstein des katholischen Kirchenwesens, daß die Katholiken keine Dogmen machen, daß sie nicht menschlich flicken, wie die Kirchentagsmänner, daß der Einzelgeist mit seiner schmalen Weisheit nicht eigenliebig eingreift in die gegebene, seit Jahrhunderten fortgewachsene, universell ausgeweitete allgemeine Glaubensnorm, die

sich durch Christus aus den Himmeln herüber gerankt in unser irdisches Leben, und eingewachsen ist als lebendige Geschichte in die Menschheit unter jeder Windrose. Hier ist nie die Frage, was soll gemacht werden? weil wir dazu weder Recht noch Einsicht haben, sondern einzig und allein: was ist von jeher gewesen, was ist seit achtzehn Jahrhunderten gläubig durchlebt worden? was offenbart sich einstimmig, unzweideutig klar als Ueberzeugung und Bedürfniß christgläubiger Seelen aus den Zeiten der Apostel bis auf unsere Tage?

Es ist somit bei uns Katholiken von jeher alles fertig, ausgesprochen oder nicht, formulirt oder stillblühend im Leben, mit dem friedlichen Duft des Rosenkelches oder mit den Dornen der Dogmatik, das ist bei uns gleich. Wir haben eine Offenbarung von Gott, Lehre und Tod des Gottmenschen Jesus Christus, die Kirche vom heiligen Geiste, Alles unwandelbar, weil wesenhaft, weil gottgegeben. Es wurde daher viel unnützes Geschrei in Deutschland gemacht über das Dogma der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria. Dieses Dogma liegt, wie alle anderen, in der katholischen Lehre, das kann Niemand auslöschen ohne Sünde gegen den heiligen Geist. Das hat Gott gemacht, nicht wir! Ob die Schärfe der dogmatischen Entscheidung gestern oder heute als Wehrkraft gegen den Unglauben oder Irrglauben ausfährt, darauf kommt es nicht an.

Es kann also nicht zweifelhaft sein, wer Dogmen macht. Das thun die Sonderbünde, welche sich von der Kirche trennen und die Bibel zur Unterlage menschlicher Meinungen in Religionssachen machen, um durch die tausendfältige Zerfahrenheit des Menschensinnes die Auctorität der Bibel und des Evangeliums zu vernichten. Dieser Vorwurf trifft auch die angeblichen Kryptokatholiken, wenn auch in geringerem Maße, als die Reformatoren, weil sie durch ihre Mengerei aller Confessionen *eine* Confession in Deutschland machen wollen und den Ausschlag nicht der heilige Geist, sondern das Gutachten der Menschen geben soll, und zwar solcher, welche noch in sehr bedeutender Minorität sind.

Es gelingt selbst den politischen Kammer-Majoritäten in weltlichen Dingen nicht immer, ihre menschlichen Ansichten in's Volksleben allgemein verbindlich einzutreiben; um so weniger kann eine menschliche Minorität in Glaubenssachen siegreich

durchdringen. Unser armes widerspenstiges Herz ist einmal so geartet, daß es sich willig glaubend und für immer nur der göttlichen Auctorität unterwirft; den Menschen aber, welche maßgebende Religionsstifter werden wollen, mit Uhland trotzig entgegen singt:

„Ich schwör' auf keinen einzeln Mann,
Denn einer bin ich auch!"

Und wären die eklektischen Ireniker auch Legion, stets wird sich das katholische Gefühl vor ihnen zurückziehen, denn bei uns entscheidet in Glaubenssachen nicht die Majorität der Meinung, nicht die Uebereinstimmung persönlicher Ansichten, nicht die geschmeidige Abfindung mit wechselseitigen Widersprüchen, sondern lediglich das überwiegende Zeugniß der Gemeinden über einen bestimmten Punkt des kirchlichen Lebens und Glaubens, welches der Bischof als Thatsache seines Glaubens und seiner Erlebnisse in der einzelnen Gemeinde ablegt. Dazu kommt, daß diese Friedensstifter als Nichtkatholiken unser Gebiet zu wenig kennen und katholische Zustände zu einseitig auffassen, als daß sie nicht für unseren Sinn anstößig würden. Selbst dem billigsten und besten unter ihnen, dem Herrn Passavant, Arzt zu Frankfurt am Main, ist dies häufig begegnet in seinen berühmten irenischen Aufsätzen, welche die Allgemeine Zeitung von Augsburg in den vierziger Jahren gebracht hat und die jetzt auch gedruckt vor uns liegen.

Dadurch stoßen sie auf beiden Seiten an; den blinden Eiferern unter den Protestanten erscheinen sie als Abtrünnige, und den im Punkte der orthodoxen Glaubenslehre ängstlich besorgten Katholiken als Unkundige oder Fälscher. Da sonach weder von den einen, noch von den anderen Friedensstiftern für die katholische Kirche Erfolgreiches zu erwarten ist, so bleibt uns nichts übrig, als, der Gnade Gottes vertrauend, auf den Zeitpunkt getrost zu harren, wo es dem Himmel gefällt, den Frieden unter den verschiedenen Religionspartheien herzustellen und sämmtliche deutsche Christen unter einer Fahne zu vereinigen. Dazu führt nach unserer Ueberzeugung nur ein Weg, auf den man nach langer Irrfahrt in entgegengesetzter Richtung nothwendiger Weise zurückkehren muß, nämlich auf den Weg der gewissenhaftesten Treue in der eigenen Confession.

Je entschiedener und schärfer die Katholiken ihr kirchliches Bekenntniß ausprägen und durch entsprechende Thaten anschaulich

machen, um so ehrwürdiger und ausdrucksvoller wird ihre gesellschaftliche Stellung den Andersgläubigen gegenüber, und um so leichter werden ihre gerechten Forderungen selbst da Erhörung finden, wo vor der Hand kein guter Wille dazu vorhanden ist. Denn nichts verhärtet mehr in der Ungerechtigkeit gegen katholische Rechtsansprüche, als die Unentschiedenheit und Faulheit jener Scheinkatholiken, welche zwar den Namen haben, daß sie leben, aber der Sache und That nach todt sind. Der Kirchenconflict in den deutschen Kleinstaaten wäre von vornherein ganz unmöglich gewesen, wenn die jämmerliche Halbheit und Verkommenheit dieser Eidbrüchigen nicht eine Aufmunterung zur fortgesetzten Rechtsverweigerung gewesen wäre.

Man kann es den Protestanten nicht einmal übel nehmen, wenn sie die Forderungen deutscher Bischöfe verwerfen, da sie täglich Katholiken vor Augen haben, welche im Widerspruche mit der kirchlichen Auctorität den Verfall ihres Glaubens und ihrer sittlichen Würde durch eine offene Verschwörung mit den Gegnern der Kirche decken zu müssen glauben. Freilich können sie zu ihrer Entschuldigung anführen, daß sie durch segenreiche Vorsorge deutscher Staatsmänner zu dieser Misère herangezogen worden sind, daß man ihnen schon in den Schulen diese Untreue gegen ihre Kirche emsig eingetränkt hat, daß Einflüsse in Wort und That von sehr verführerischer Art den festen Boden ihrer Confession erschüttert haben. Desto schlimmer für sie! Für Werkzeuge, welche auf solche Weise erkauft und gewonnen werden, hat Niemand Achtung, am allerwenigsten Diejenigen, welche sie für protestantische Zwecke ausbeuten, während dadurch der katholischen Kirche gewisser Schaden und unnennbares Herzenleid zugehen. Sie haben am Unfrieden ihres eigenen Herzens, am Stachel ihres stets ruhelosen Gewissens eine so aufregende Nachbarschaft, daß sie zur Beschwichtigung ihrer Selbst im Gewohnheitsverrathe gegen ihre Kirche immer weiter gehen und Bütteldienste zur Verfolgung ihrer Mutter leisten, emsiger als der feindseligste Fanatiker aus dem gegnerischen Lager. Selbst in den Karlsruher Conferenzen, welche dem Kirchenconflicte der oberrheinischen Kirchenprovinz hätten vorbeugen sollen, haben die Protestanten nach einer glaubwürdigen Version liberaler gestimmt, als katholische Mitglieder.

Wir kennen achtbare Collegien an deutschen Strömen, deren katholische Mitglieder es sich zum besonderen Verdienste anrech-

neten, daß sie ihr langes Leben bis zu ihrem seligen Dienstjubiläum bei allen katholischen Angelegenheiten entweder ungünstig gegen unsere Kirche gestimmt haben, oder schmählich stumm geblieben sind. Als endlich der Orden, die Verdienstmedaille und die volle Pension die Jubelgreise beglückte, so zogen sich die Tapferen in die verdiente Ruhe zurück und behielten gerade noch so viel Kraft und Geistesgegenwart, um beim oberrheinischen Kirchenconflicte treulose Pamphlete gegen die Bischöfe in die Welt zu schleudern und ein zweideutiges gnädiges Lächeln für den schönen Abend ihres vielbewegten Lebens zu verdienen. Darunter befanden sich nicht bloß Laien, bei denen man oberflächliche Auffassung katholischer Religionszustände aus Mangel einer genügenden Jugendbildung in religiösen Dingen leider nur allzu häufig antrifft, sondern auch Priester, welchen das Vorurtheil gründlicher Kenntniß in Kirchensachen günstig vorausging, die aus der freien Kirche Gottes und aus der Kraft ihrer Weihe heraus traten und sich als Knechte kirchenfeindlicher Tendenzen zu eigen gaben. Es gibt vielleicht keinen kläglicheren Anblick auf deutscher Erde, als den dieser freiwilligen Sclaven im Priesterrocke, ein ruchloses Seitenstück zu jenen Römern, die nach Horaz den Kriegsdienst, der Heimath und die siegreichen Adler des Pompejus und Cäsar verließen, um parthische Aecker anzubauen und barbarische Weiber zu erobern. Das berühmte Wort „conjuge barbara turbis maritus vixit" macht auf dieselben keinen Eindruck mehr, sie retten sich nöthigenfalls in's Corps der Apostaten, wovon wir so ekelhafte Beispiele in süddeutschen Ländern, zum Theil in hohen Ehren und bei guten Einkünften, erblicken.

An diese verhängnißvollen Scheinkatholiken schließt sich zum Leidwesen aller aufrichtigen Anhänger unserer Kirche eine große Schaar von Männern an, welche, eines besseren Looses werth, den Glauben noch nicht verloren haben, ja manchmal sogar zu den eifrigen Kirchengängern gehören, in der Regel die Blüthe der Gesellschaft, nicht bloß durch Geburt, sondern auch durch Reichthum, welcher ihnen eine vollkommen unabhängige Stellung zu sichern im Stande ist. Ihre Häuslichkeit, bisweilen ein Muster katholischer Familienhaftigkeit, verfehlt selten, tiefen Eindruck auf das gemeine Volk zu machen, das von ihren Capitalien, von ihren Arbeitsgewährungen, von ihrer Wohlthätigkeit lebt. Von je her mit Vorliebe in's protestantische Bürgerwesen tief

verflochten, protestantischen Geschäftsfreunden verbündet, mit protestantischen Familien verwandt, haben sie einen unbesieglichen Ehrgeiz, in protestantischen Kreisen als Gleichberechtigte zu gelten. Lob ist ihnen überhaupt süßer Klang, am süßesten jedoch aus protestantischem Munde, und sie suchen es auf alle Weise zu verdienen. Sie spielen aus diesem Grunde in trostloser Halbherzigkeit die Stillen im Lande, ihr katholischer Cult ist als Hausgeheimniß auf die Kirche und das einsame Kämmerlein beschränkt, am Todestage Luthers halten sie um keinen Preis eine Abendgesellschaft, um bei der Gevatterin nicht anzustoßen und dem Herrn Schwager keine Gichtschmerzen zu verursachen, welche sich in so bedeutungsvollen Momenten durch die Kraft der inneren Mission erbauen. Sie haben ein wachsames Auge auf den katholischen Pfarrer Heißsporn und die Capläne Weckauf und Thatgilt, damit sie ja nicht zu laut denken und etwa nach außen katholisch sein wollen. Ihr Mund trieft von salbungsvoller Zurede über die preiswürdige Tugend des stetigen Stillschweigens in pfarramtlichen Angelegenheiten und über die unübertreffliche Bescheidenheit des katholischen Gottesdienstes, welcher sich nicht durch zudringliche Formen und augenfälligen Eifer für die Einfachheit protestantischer Religionsanschauungen lästig macht.

Der letztere soll nach diesen biderben Männern so viel als möglich in der Tracht der uniformirten Staatsdiener gleichförmig neben der protestantischen Gottesverehrung herlaufen, ohne viel Gepränge von Früh- und Abends-Gottesdienst, ohne viel Wachsverbrauch und ja nicht außerhalb der Kirchenmauern, um die christliche Nächstenliebe zu schonen. Die Toleranz derselben hat einen unverkennbaren Zug des Hausierjudenthums in's katholische Leben herüber genommen. Wenn das Kind Israels seine Rasiermesser nur theuer an den Mann gebracht hat, so läßt es sich im Nothfalle auch einen Fußtritt gefallen und dankt für die unschätzbare Gefälligkeit.

Die katholische Predigt soll ja keine Dogmatik bringen, welche möglicher Weise beim hohen Staatsministerio mißfällig sein könnte, sondern Moral, die weder Katholiken noch Protestanten wehthut und tugendsame Herzen des weiblichen Geschlechtes bis zu Thränen amüsirt. Der katholische Schullehrer soll ja nicht um Erhöhung seines Gehaltes einkommen, denn das könnte einen übeln Eindruck machen auf die protestantische Mehrheit, welche noth-

wendig in guter Stimmung erhalten werden müsse, zur leiblichen Wahrung katholischer Interessen. Um Gotteswillen etwa keinen Kirchenbau, welcher der Staatscasse zur Last fiele! Das alte Gotteshaus mit seinem Schmutz und Spinnengeweben, mit seinen Mauersprüngen und dämmerigen Emporbühnen, mit der herkömmlichen Katzenmusik seiner Orgel und Baßgeigen sei von jeher gut gewesen, und in einem neuen müsse dergestalt Verwirrung über die Gemüther hereinbrechen, daß sie die Stelle gar nicht mehr erkennten, wo sie getauft und gefirmt worden wären, wo sie die erste heilige Communion empfangen und den „süßandenkenden" Trauact gefeiert hätten. Kurz, man sollte meinen, die Protestanten würden diesen Herren für ihre über allen Ausdruck noble Passion der Toleranz auf Kosten des guten Geistes ihrer Kirche recht dankbar sein.

Mit Nichten! Man steckt alle sociale Feigheit, alle schillernde Mißfarbe, alle unzeitige Nachgiebigkeit ein als eine Schuld, deren Zahlung in devotester Unterwürfigkeit sich von selbst versteht, und wenn's zur Wahl in den Rath kommt, das katholische Mitglied der wohlehrsamen Bürgerschaft fällt durch, weil ihm die Antecedentien fehlen; wenn's vom Dienste eines Assessors in's Obergericht aufsteigen soll, man kann es nicht brauchen, es ist zu katholisch; die Gothaer dulden so etwas nicht; wenn's als höchstbesteuert in die erste oder zweite Kammer gewählt werden soll, wo denkt ihr hin, ihr Kreuzköpfe! Wir brauchen keine Jesuiten in der Kammer, welche mit dem Papste in Rom liebäugeln und gegen die deutsche Freiheit conspiriren.

So fällt aller Vortheil der wunderbaren Toleranz, welche diese stillen und rücksichtsvollen Katholiken üben, den Protestanten zu, während unsere Confession ihre beste Kraft einbüßt. Alles Gesammtgefühl der katholischen Gemeinde in Religionssachen, alles gesetzliche Auftreten derselben als einer enge geschlossenen Corporation, alles entschiedene Verlauten der Verträge und Rechte unserer Kirche, ungerechter Anmaßung gegenüber, kommt gar nicht zu Stande, so lange diese seidenen Handschuhe die Zügel führen, und wo durch berufstreue Geister dieser katholische Gemeindezusammenhang dennoch zum Bewußtsein erwacht, so ist es für geschickte Diplomaten ein Kinderspiel, denselben als Aufruhr gegen göttliche und menschliche Gesetze zu brandmarken, weil unsere zartfühlichen Biedermänner nichts eifriger zu thun haben, als Holz zum Scheiterhaufen zu tragen, um ja alle Makel

der Mitschuld oder des leisen Einverständnisses mit den Ultramontanen von ihrer katholischen Seele abzuwaschen. Das sind die Früchte der Unentschiedenheit und Farblosigkeit in katholischen Angelegenheiten.

Nie würden Dinge gegen die katholische Kirche geschehen, wie wir sie in unseren Tagen in der Nähe und in der Ferne wahrgenommen haben, wenn unsere protestantischen Mitbürger nicht in's Irrsal und zum Mißgriff verleidet worden wären durch diese Lammsfrömmigkeit, welche Niemanden verletzen will und dadurch beide Confessionen an einander hetzt. Darum wiederholen wir noch einmal den Ruf zur ganzen vollständigen Treue gegen unsere heilige Kirche. Diese allein stiftet Frieden und verhindert Kirchenconflicte in Deutschland! Und das nicht bloß für Katholiken, sondern auch für Protestanten. Ich habe allerdings gehört, daß viele meiner kurzsichtigen Glaubensgenossen es als gutes Zeichen für unsere Kirche betrachten, wenn die protestantischen Gottesverehrungen vor leeren Bänken intonirt werden, wenn nicht fünf protestantische Theologen berathen dürfen, ohne einen Meinungszwiespalt in Glaubenssachen zu constatiren, wenn die falsche Philosophie nord- und süddeutscher Gottesläugner krebsartig in den symbolischen Glauben der Evangelischen einfrißt und alle Grundlagen der christlichen Weltanschauung zu zerstören droht.

Hätte ich bei solchen Erscheinungen mitlächeln können, ohne mein Herz zu sprengen, ich hätte es vielleicht in einer unbewachten Stunde gethan, am leichtesten freilich mit dem kecken Muthe der Jugend, ohne Erfahrung und Umsicht. Wer aber in diesem Wirrsale Jahre lang gelebt und gelitten, wer die Teufelsfratze dieser entzügelten Thierheit täglich zu spüren Gelegenheit gehabt, wer die Todtfeindschaft des Unglaubens gegen die heiligsten Interessen des Lebens und der Kirche rasen gehört hat, dem kann man nicht anmuthen, daß er die Vortheile für den positiven Glauben der Katholiken, für den endlichen Frieden der Confessionen, für ein einiges großes Deutschland von dieser Seite erwartet. Im Gegentheile! Die Treulosigkeit der Protestanten gegen ihre ursprünglichen Glaubenssätze ist der Berglawine vergleichbar, welche sich unaufhörlich vergrößert, die Wohnungen von Freund und Feind fortreißt und nicht eher rastet, als bis sie der Abgrund verschlungen hat. Da ist von keiner Duldsamkeit mehr die Rede, von keiner Gleichberechtigung, von keinem

Rechte und von keinem Gewissen. Je entblößter der Mensch von den Anflügen des himmlischen Glaubens, um so leidenschaftlicher rast er; jede fremde Meinung, welche nicht mit der seinigen übereinstimmt, reizt ihn zur Wuth, und die Beweiskraft vernünftiger Gründe scheint ihm desto entbehrlicher, je schneller ihn die brutale Gewalt zum Siege führt, eigentlicher gesprochen zur Niederlage aller geistigen Interessen des Menschengeschlechtes.

Die deutschkatholische und freigemeindliche Bewegung findet aus dem einzigen Grunde noch ihre Lobredner und Begünstiger, weil sie am besten geeignet scheint, die Bomben der Entchristlichung mit einigem Glück in's katholische Lager zu werfen. Und diese unchristliche Anfeindung des katholischen Elementes geht durch die meisten deutschen Zeitungen, welche den Markt des Lesepöbels beherrschen, und braut das Gift, das in unseren Tagen allenthalben in Deutschland gegen die Katholiken aufschäumt. Der katholische Priester kann nur wenige deutsche Straßen und Stadtpflaster passiren, ohne dem Hohne der gemeinsten Art ausgesetzt zu sein. Die Gassenbuben schimpfen, die fashionablen Löwen des Tages räuspern und brummen, die Köpfe aus offenen Fenstern rümpfen die Nasen und die jüdischen Commis voyageur vergrimmen das Gesicht wie auf dem Calvarienberge beim Anblicke eines wehrlosen Menschen, welcher friedlich seinen Weg verfolgt. In Stuttgart hat man durchreisende Kapuziner mit Steinen und Koth beworfen, in Heidelberg die Stube des Gasthauses mit Mann und Maus verlassen, als sie einzogen zur Nachtherberge nach weiter Reise, und auf anderen Bahnhöfen mit ächtem Gassenwitz ihre Ankunft begrüßt. Das sind nur einzelne Proben der protestantischen Volksstimmung, wie man sich ausdrückt.

Aber nicht die gläubigen Protestanten haben das gethan, sie verabscheuen ein so unwürdiges Verfahren, sie halten es für eine unverzeihliche Sünde an der deutschen Nation. Das ist vielmehr das Gebahren des deutschen Unglaubens, welcher den Kirchenconflict in jeder Gestalt willkommen heißt als Unterlage der Angriffe auf den positiven Glauben, auf die Wurzel alles Christenthums. Wer diese Dinge selbst erlebt hat, ist versucht, die wundersamen Thiergestalten an den mittelalterlichen Domen als Prophezeihung dieser Störenfriede anzusehen. Der Dom ist an den geflügelten Drachen und Löwen so unschuldig, als der

gläubige Protestantismus an diesen Rohheiten der neuesten Zeit. Sie können nur dann aufhören, wenn sich die Protestanten sämmtlich wieder zurückziehen auf ihren alten confessionellen Boden und denselben sittlich anbauen mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit. Dadurch fällt tausendfacher Anlaß zu Reibungen zwischen den Confessionen hinweg, und der gewonnene Friede kann vortrefflich benutzt werden, um die Einigung der Protestanten und Katholiken zum Heile des deutschen Volkes zu erzielen, welche aus dem lebendigen Glauben auf beiden Seiten entspringen und in der redlichen Rückkehr zu den geoffenbarten Wahrheiten der älteren Kirche sich vollziehen muß. Alle anderen Seiten- und Quersprünge führen nie und nimmer zum Ziele.

Diese Rückkehr, zu welcher alle gesunden irenischen Versuche steuern müssen, wird so gewiß erfolgen, als einst die der Arianer, welche weit tiefere Wurzeln in alle Welttheile geschlagen hatten. Das Christenthum beruht auf dem einzigen Princip der göttlichen Auctorität und steht und fällt mit diesem. Dieses Princip ist in aller Consequenz die Seele des Katholizismus und seine weltbeherrschende Kraft, ohne welche kein Religionsgebäude auf Unfehlbarkeit Anspruch machen kann. Hominum commenta delet dies, aber mit dem heiligen Geiste, welcher die Kirche der Apostelzeit regiert und durch alle Jahrhunderte leitet, wird keine Häresie fertig, sie mag alt oder jung sein, früher oder später zieht er Alle an, die eines guten Willens sind. Bis zu diesem Osterfest der deutschen Zukunft können die Katholiken nichts Anderes thun, als einerseits herzlich zu beten um die Gnade der religiösen Einheit, ohne die eine politische Einigung aller deutschen Stämme und Nachbarvölker nie möglich ist, andererseits die Lage des Katholizismus gründlich und klar in's Auge zu fassen, um die Mittel zur Abwehr aller schädlichen Stoffe allmählig zu finden. Diese gründliche Einsicht in die confessionellen Zustände der deutschen Katholiken in gemischten Gegenden läßt noch an sehr vielen hohen und niederen Stellen gar Vieles zu wünschen übrig, und wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir unsere dießfälligen Erfahrungen im weiteren Verlaufe dieses Aufsatzes nach bestem Wissen und mit bescheidenem Freimuthe vorlegen, auch auf die Gefahr hin, unsanft zu berühren, falls die Zufriedenheit nur mit Verhehlung der Wahrheit erkauft werden müßte.

Gewiß wird aus den Concordaten, welche zwischen Rom und vielen deutschen Regierungen entweder verhandelt worden sind, oder nächstens in Verhandlung treten, viel Gutes und Erfolgreiches für die Katholiken der Diaspora entspringen. Aber im Anbetrachte der großen Schwierigkeiten, welche in der Natur unserer Verhältnisse liegen, nach der Erfahrung, daß eingewurzelte Mißstände nur allmählig in organischer Entwickelung der milderen Grundsätze den Gedanken des Lichtes und der Freiheit weichen, im Ueberschwange des bekannten Dichterspruches: „Das Gute führt ewig Krieg, nie wird der Feind ihm erliegen!" fühlen alle Kirchenfreunde, ohne eben prophetisch zu sein, daß selbst vortheilhaftere Concordate, als in unseren Tagen geschlossen werden, erst durch vieljährige Einlebung in die Nation ihre volle Wahrheit und Kraft erhalten müssen, abgesehen von der Achillesferse der Auslegung, welche bei diesen um kein Haar besser sein wird, als bei der Bibel, deren Inhalt im persönlichen Gelust zu Grunde gegangen ist. Ueberhaupt sind im Hinblick auf Belgien, Piemont und Scandinavien die möglichen Gegenkräfte gegen die katholische Volksentwickelung gar nicht zu berechnen, und wahrscheinlich in eben dem Maße umfassender, je mehr der positive Glaube an die Wahrheit des Evangeliums sinkt und die Teufelskräfte des fanatischen Ingrimms gegen den wahren Gott entbunden werden. Je größer die Einsicht und Klarheit über unsere Nothstände werden, um so eifriger wird die Kirche an ihrer eigenen Auferbauung und Befestigung arbeiten. Die größte und mächtigste Kraft erwarte ich auch hier aus der innerlichen Belebung der Kirche zur freudigen Thatkraft.

Fassen wir in letzterer Beziehung die oberrheinische Kirchenprovinz näher in's Auge, so leuchtet jedem Kundigen ein, daß die Forderungen der oberrheinischen Kirchenvorstände ihre Wichtigkeit nicht so fast von ihrer örtlichen Bedeutung, sondern von der Geltung des öffentlichen Rechtes in Deutschland erlangen. Deßhalb erklärt sich auch die Bitterkeit, mit welcher von Seiten der Gegner durch Schrift und Gewalt dagegen geeifert wird. Ob Baden oder Nassau ihren sogenannten Landesbischöfen mehr oder minder Rechte einräumen, darauf kommt es im concreten Falle gar nicht an, sondern einzig und allein darauf, ob die katholische Bischofsgewalt im protestantischen Deutschland überhaupt neben der landesfürstlichen Oberkirchenmacht als gleich-

berechtigt im eigenen Felde anerkannt werden soll. Die Verträge sprechen es unbedingt und unzweifelhaft aus, aber die Praxis läßt in vielen Stücken noch immer darauf warten. Selbst solche Regierungen, welche beim oberrheinischen Kirchenstreite direct gar nicht betheiligt sind, schauen mit Unruhe und Spannung auf den Ausgang desselben, weil sie fühlen, daß es sich um ein katholisches Princip neben dem bisher allein gültigen protestantischen handelt. Es ist eitel Geschwätz, um die Gemüther zu verwirren, wenn gewisse Organe versichern, man wolle durch die bischöflichen Forderungen den Fürsten ihre Souveränitätsrechte schmälern. Unsere Staatsmänner sind viel zu aufgeklärt, um an einen solchen Humbug zu glauben. Kein Jota weltlichen Rechtes kann dadurch verloren gehen. Die Frage ist nur die: Soll der protestantische Fürst die protestantische Confession allein oder zugleich auch die katholische selbstherrlich maßregeln, mit anderen Worten: Soll neben dem protestantischen Landeskirchenrechte auch das katholische Weltkirchenrecht zulässig sein? Die protestantischen Minister sagen nach ihrer lutherischen Tradition: „Nein!" und die Bischöfe nach den weltbekannten Grundsätzen der Katholiken: „Ja!" Die Einen streiten für ihren Ursprung von dreihundert Jahren, die Anderen für ihr berechtigtes Dasein seit achtzehn Jahrhunderten, und die Motive des Streites fließen aus den widersprechenden Glaubenssätzen, zu denen sich beide bekennen. Man muß aus letzterem Grunde auch den Ausdruck der Klage über die Meinung der protestantischen Minister milde wählen, denn es wird ihnen in der That angemuthet, ein Hauptbollwerk des Protestantismus, die landesherrliche Gewalt über alle Gewissen und Glaubenslehren im Lande, wodurch die Reformation einzig und allein ihren Fortgang erstritten hat, zu Gunsten der jungen katholischen Gemeinden aufzugeben, welche ihren neudeutschen Frühling mit tausend Ranken und Blüthenkränzen sogar an die Fenster der Residenzen treiben. Es ist in der That viel verlangt, und man braucht lange Zeit, bis man den alten Menschen ausgezogen und den ersten Traum der Jugendliebe verlernt hat. Aber kommen wird sie gewiß, das Wohl der Völker macht es unvermeidlich, das fürstliche Wort ist in den heiligsten Verträgen verpfändet und die deutsche Treue wird es lösen.

Bis zu diesem Zeitpunkte hat die bischöfliche Gewalt zum Heile der Kirche vollauf zu thun, indem sie von innen heraus

unmittelbar den endlichen Sieg anbahnt, welcher nur durch selbsteigenes Kirchenleben dauernd gewonnen werden kann. Dazu muß der bischöfliche Organismus der oberrheinischen Kirchenprovinz ein durchaus einheitlicher und lebendiger sein. Wir haben unseren Metropoliten im Erzbischofe von Freiburg und alle übrigen Bischöfe sind ihm als Theile eines Ganzen untergeordnet. Ist diese lebendige Verbindung mit dem Metropoliten auch in vielen katholischen Ländern fast verloren gegangen bei uns ist sie nothwendig, wie in den ersten Zeiten der christlichen Welt, weil unsere Verhältnisse eben so gefahrvoll, die Jugend der katholischen Kirche auf protestantischem Gebiete eben so versucht und die geographische Zerrissenheit unserer Gemeinden nicht minder anfechtbar ist als in jenen Zeiten, wo die katholische Hierarchie nach apostolischer Lehre ihre erste Ausbildung erhielt. Die berühmte Denkschrift der in Freiburg versammelten Bischöfe machte deshalb einen so überwältigenden Eindruck auf die christliche Welt, weil in ihr die apostolische Wahrheit des Metropolitanverbandes in der ehrwürdigsten Gestalt in's Leben trat. Die einzelnen Forderungen, welche in derselben niedergelegt waren, erhielten dadurch die Weihe der Kraft, welche ein großes Princip haben muß, wenn es siegreich in die Völker bringen soll. Nicht umsonst eiferten betroffene Staatsmänner gegen diese bischöfliche, aus göttlicher Institution geflossene Einheit und Einigung, welche als nothwendige Folge des katholischen Principes die katholische Landesbischöflichkeit über den Haufen warf, wie sie protestantische Sachwalter aufzufassen und festzuhalten bemüht sind. Und in der That ein sogenannter katholischer Landesbischof ist nach katholischen Grundsätzen so unzulässig, als ein protestantischer nach Luthers Lehre, welche alle bischöfliche Gewalt verworfen hat. Die katholischen Bischöfe erhalten erst ihre eigenthümliche Kirchenstellung, wenn sie als ausgreifende Arme der Metropoliten in ihren Sprengeln thätig sind, wie die Metropoliten ihrerseits ihre eigenste Kraft erst im Zusammenhange mit dem Einheitspunkte in Rom erlangen. Wer diesen lebendigen Organismus aufhebt, erstickt das katholische Kirchenleben im Keime. Wenn daher ein protestantischer Ministerpräsident bei dieser Gelegenheit sagte: „Was geht mich der Erzbischof in Freiburg an?" so bewies er nur, daß er Protestant war, und seine Religionsansicht einer gesunden Politik in Rücksicht auf die katholische Kirche vorzog. Der Erzbischof von Freiburg ist grundsätzlich

das Mittelglied zwischen Rom und seinen Suffraganbischöfen, und nothwendiges Organ für den ungehinderten Blutumlauf im Leibe der Kirche. Wer dieses Organ für die oberrheinische Kirchenprovinz aufhebt oder thatsächlich beseitigt, unterbindet einen Theil der Kirche durch protestantische Auffassung und nimmt demselben das freie katholische Leben. Wie sich in der erzählten Aeußerung des Ministerpräsidenten das protestantische, so sprach sich in der bischöflichen Freiburger Denkschrift das katholische Princip aus und nahm den Anlauf zur folgenreichsten Verbesserung der katholischen Zustände in Süddeutschland.

Das fühlten nicht nur die zunächst betheiligten Regierungen, sondern selbst solche, die confessionell zwar in der nämlichen Lage gemischter Confessionen, aber außerhalb der kreisenden Wogen des Kirchenconflictes waren; sogar katholische wurden davon berührt. Unmöglich konnten diese die einzelnen Forderungen der Bischöfe mit Schrecken betrachten, da ja in Preußen, Hannover und Baiern die meisten derselben durch Verträge oder landesfürstliche Concessionen bereits befriedigt waren. Sie fürchteten einzig und allein den Metropolitanzusammenhalt der Bischöfe als Quelle unberechenbarer Kraft für's geistliche Leben der Katholiken, wo allerdings unberechtigte Gelüste viele Gelegenheiten der Einmischung in geistliche Zustände verlieren müßten. Sie athmeten erst wieder freier auf, als der Erzbischof von Freiburg und sein treuer Eckart, der Bischof von Limburg, isolirt dastanden und die Denkschrift ohne Spitze für entscheidende Folgen im oberrheinischen Kirchenstreite quiescirt war. Rom suchte nun die zusammengestürzte Felspyramide der Metropolitangewalt wieder aufzurichten, indem es die Schlichtung des Kirchenstreites in die Hand nahm und die Sonderabfindnisse für unzuläßig erklärte. Aber es ist leicht vorauszusehen, daß nach einer so bereitwilligen Enthüllung der schwachen Seite an der deutschen Bischofsgewalt keineswegs die kirchlichen Vortheile erzielt werden dürften, wie sie der gewissenhaften Ausführung der Denkschrift kaum ausgeblieben wären. Die Bitterkeit dieser Erfahrung kann nur gemildert werden, wenn von nun an die Treue des Metropolitanverbandes eine Wahrheit auf anderen Gebieten wird, welche noch offen stehen und dringende Rücksicht fordern. Die oberrheinische Kirchenprovinz erwartet mit Sehnsucht in bestimmten Zeiträumen wiederkehrende Metropolitansynoden, deren Aufgabe es ist, unsere ungleichartigen

Kirchengebräuche mehr zu assimiliren, Geist und Zusammenhang in die Seelsorge aller Diöcesen zu bringen, Einverständnisse mit den Bischöfen von Würzburg, Speyer, Straßburg, Trier und Köln zu erzielen, damit die wunderlichen, in der katholischen Kirchenlehre oft beklagten, Verschiedenheiten der Praxis zum Heile der Seelen verschwinden. Denn wir haben nicht bloß eine politische Zerrissenheit in unserem Kleinstaatleben, sondern auch eine kirchliche.

Wie man auf dem Wege von Frankfurt nach Homburg in einer Länge von drei leichten Stunden fünf deutsche Kleinstaaten passirt und fast eben so oft Weggeld bezahlt, so erblicken wir am Untermain in einem Umkreise von drei Eisenbahnstunden die Obmacht von sechs Bischöfen mit den verschiedenartigsten Gebräuchen und Anordnungen in kirchlichen Dingen, welche redliche Gemüther aus dem Volke verwirren und lichten Köpfen der Gegenseite Anlaß geben, über unsere oft angezogene katholische Einheit zu witzeln. Frankfurt auf seinem schmalen Grunde, mit dem mannigfaltigsten Zusammenflusse von Menschen aus Deutschland, Frankreich, England und selbst überseeischen Ländern ist besonders schlimm daran. Es gehört in die Diöcese Limburg, während die Diöcesen Mainz und Fulda sich bis an seine Mauern erstrecken, die Diöcese Würzburg in drei Viertelstunden, die von Freiburg in zwei, die von Rottenburg und Speyer in drei Stunden erreicht und von Kaufleuten Geschäfte halber unablässig begangen werden müssen. Da kommt zum Beispiel in der Fastenzeit der Fall vor, daß ein Schnellreisender in einem Tage sechs verschiedene Regionen von Fastenmandaten durchwandert und sich oft auf einer streitigen Gränzstelle befindet, wo kein Mensch zu sagen weiß, welches Fastenmandat hierorts regiert. Es ist eine unglaubliche, aber wahre Thatsache, daß man, einverständlich mit dem Metropoliten, noch nie ernstlich daran gedacht hat, diesem Mißstande gründlich abzuhelfen und Einklang mit den deutschen Nachbardiöcesen herzustellen. Eine Folge dieser vielköpfigen Verschiedenheit im Punkte des Fastengebotes ist, daß die alte apostolische Satzung vom Fasten in Süddeutschland fast ganz in Verfall geräth und besonders die Städte von gemischter Bevölkerung wenig mehr davon wissen, daß die Dispensen von demselben an die Stelle der Regel treten, und zärtliche Gewissen geärgert oder schwankend gemacht werden. Ein Vorschlag zur Beseitigung dieses Wirrsals an geeigneter Stelle mißlang, weil

keine der Diöcesen von ihren Sondergebräuchen etwas aufgeben wollte, ungeachtet es einleuchtet, daß die tausend widrigen Einflüsse auf das katholische Leben gemischter Ortschaften nur durch allseitige Gleichförmigkeit und Consequenz einiger Maßen unschädlich gemacht werden können. Die aus den verschiedenen Verhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Landestheile hergenommenen Gründe für die Verschiedenartigkeit dieser Kirchenzustände hatten unter der älteren Reichsverfassung und beim größeren Umfang der Diöcesen noch einige Berechtigung, aber jetzt, wo alles Alte verwischt und ganz neue Gestaltungen in's Leben treten, ist die Gleichförmigkeit der Kirchendisciplin ein unabweisbares Bedürfniß. Wie das Fastengebot, so haben fast alle anderen Gegenstände des äußeren Cultus theilweise an der nämlichen Disharmonie zu leiden. Sogar die Ritualien der Kirche, von den Gesangbüchern nicht zu reden, entbehren alles Einklanges auf einem Terrain des deutschen Landes, wo fast durchweg verwandte Volksstämme mit gleichen Bedürfnissen und Anlagen wohnen. Allgemein fühlt man diese Mißstände, welche nicht bloß die priesterliche Seelsorge erschweren, sondern überhaupt dem neuaufblühenden Leben der Katholiken in protestantischen Ländern Hindernisse entgegensetzen. Man hat allerdings, aber nicht im allseitigen Einverständnisse mit dem Metropoliten, angefangen, die Kleidung der Geistlichen zu uniformiren, also mit etwas, das in gemischten Gegenden stets viele Ausnahmen wird erleiden müssen. Die Ansicht kirchenfreundlicher Katholiken in diesem Stücke geht dahin, daß der kirchliche Cultus die erste Aufmerksamkeit erhalten muß. Ist die Innerlichkeit der heiligen Kirche und ihrer gottesdienstlichen Erscheinung einmal bleibend und in allseitiger Zusammenstimmung geregelt, so mag man auch den Trachten ein wohlwollendes Herz zuwenden. Zuerst muß der Mann fertig sein; dann denkt man erst an seine Bekleidung.

Wenn ich oben die Metropolitan-Synoden verdienter Weise in Erinnerung gebracht habe als Hauptbewegungskraft des kirchlichen Organismus zur einheitlichen Gestaltung des katholischen Lebens, so versteht es sich von selbst, daß ihnen die Diöcesansynoden zur Grundlage dienen müssen, um die richtige Auffassung der kirchlichen Einzelbedürfnisse möglich zu machen. Man hat früher einige Scheu vor den letzteren geäußert; gegenwärtig fällt aller Grund zur Hinausschiebung derselben weg. Könnten die

bischöflichen Ordinariate auch stets die vortrefflichsten Kräfte für die Diöcesanverwaltung in sich aufnehmen, was in unseren Verhältnissen nach der Mangelhaftigkeit menschlicher Zustände nicht allzeit der Fall ist, so wird doch stets die Seelsorgsthätigkeit in ihrer eifrigen Zusammenstimmung unendlich viel zu wünschen übrig lassen, wenn sie nicht von den Diöcesansynoden im unmittelbaren Verkehre mit dem Bischofe belebt und durchgeistigt wird. Man sage tausend Mal: In ganz katholischen Ländern hält man sie ja auch nicht! desto schlimmer für das Heil der Kirche. Die böse Gewohnheit auf der einen entschuldigt die unstatthafte Unterlassung auf der anderen Seite nicht, und der Vergleich hinkt überhaupt zum Nachtheile der Gegner der Diöcesansynoden in sehr bedenklicher Weise. Dort ist das kirchliche Gebäude wohl befestigt, man kann sogar bei einiger Fahrlässigkeit auf seine Haltbarkeit rechnen; aber bei uns, wo Alles erst neu zu gründen ist, wo wir säen für eine unermeßliche deutsche Zukunft, da kann das Panier der Kirche nur durch unermüdliche Sorgfalt, durch treuestes Zusammenwirken und durch Beachtung aller Einzelstimmen der Kirchenvorstände aufrecht erhalten werden. Blickt auf den Fürstbischof Förster zu Breslau! Obgleich er keine übertriebene Hoffnungen auf die Zukunft setzt: zu den apostolischen Formen unseres Kirchenthums hat er Vertrauen und dieses Vertrauen täuscht ihn nicht. Er hält muthig eine Diöcesansynode, und unerwartete Früchte dieses kühnen Unternehmens in Schlesien, wo so viel Lava im Uebergangsgebirge zur Explosion verborgen liegt, blühen auf, wie Niemand sie zu hoffen gewagt hat. Blickt auf den Cardinal Wiseman, den gelehrtesten und frömmsten Gentleman des britischen Klerus! Seine beste Kraft wurzelt in dieser innigen Verständigung mit seiner Geistlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit zur Begründung der englischen Kirche um sich versammelt, in dieser weit ausgreifenden Wirksamkeit eines liebevollen Herzens, ein hellglänzendes Beispiel, das im persönlichen Ergusse tausend andere entzündet und zur einheitlichen That in den drei vereinigten Königreichen spornt. Mainz ist ebenfalls nachgefolgt zum unermeßlichen Vortheile des Einzelnen und des Ganzen. Das thut kein Brief, keine Stylübung. Diese ist todt und kann nur als Surrogat dienen, wo kein unmittelbares frisches Leben zu haben ist. Auf diesem Wege werden die Kanzleien in manchen Gegenden Deutschlands immer isolirter vom Volk und Klerus, und ihr Einfluß be-

schränkt sich in vielen Dingen lediglich auf die eingelaufenen Nummern der Actenstücke. Wer an andere Zustände gewöhnt ist, der erstaunt nicht selten über die traurige Kluft zwischen Theorie und That, welche sich dadurch zum größten Nachtheile des kirchlichen Lebens aufgethan hat.

Der Pfarrer sitzt auf seiner Insel wie ein einsiedlerischer Vogel, froh, wenn der Bote nichts bringt, so wie er seinerseits gar nicht eifert, unbefohlene Berichte einzusenden. Dieser Jammer rührt vom Mißstande her, daß die Kanzlei an die Stelle der Diöcesansynoden und Pastoralvisitationen getreten ist. Der beschriebene Fleck Papier an der Stelle des lebendigen Wortes und der liebevollen unmittelbaren Verständigung kann sich nicht selbst verantworten, er hat oft keine Manierlichkeit, ohne welche im Menschenleben selten Gutes ausgerichtet wird, er liegt oft Jahre lang bei den Pfarracten und macht in schwachen Herzen, welche auf Erden nie aussterben, bei jeder neuen Einsicht böses Blut. Das sind keine Phantasien, sondern Dinge aus dem Leben. Die Männer, welche solches beklagen, sind nicht verkommen, sie haben im treuen Dienste graue Haare bekommen, ihre Anhänglichkeit an die Kirche trägt die Narben aus einer anderen Zeit, wo die katholische Devotion nichts weniger als wohlfeil war wie leichte Waare. Sie seufzen nach den praktischen Maßregeln, welche nur an Ort und Stelle richtig geschätzt werden können, kurz sie rufen im Geiste unserer heiligen Kirche nach Diöcesansynoden und Pastoralvisitationen, welche in's Leben gehen, weil sie zum Leben passen und tausend Schreibereien unnöthig machen. Ich spreche diese Zustände freimüthig aus, weil nicht Alle in der Lage sind, es zu thun, und weil damit der katholischen Kirche in Deutschland gewiß ein guter Dienst geleistet wird. Was die Pastoralvisitationen insbesondere betrifft, so weiß Jeder, welcher auch nur oberflächlich in die Geschichte der deutschen Diöcesanverwaltung hineingeblickt hat, daß sie erst in der neueren Zeit seit den Emser Punktationen durch den Einfluß kirchenfremder Ideen in Verfall gerathen sind. Was in den meisten Gegenden Süddeutschlands bei den Firmungsreisen diesen Namen annimmt, verdient, obgleich höchst dankenswerth, denselben kaum, weil nur ein Schatten der eigentlichen Pastoralvisitation. Wie es in den Tagen der Karolingischen Zeit eigene Reichsbeamte gab, welche durch die Länder reisten, um die Reichsgeschäfte an Ort und Stelle je nach dem Bedürfnisse

des Volkes kurz und gut im mündlichen Verfahren durch ein einfaches Protokoll oder eine sogenannte Verfachung abzuthun; wie in der mittleren Zeit selbst die gewöhnlichen Richter zu bestimmten Zeiten des Jahres in den einzelnen Gemeinden zur Erledigung der eingelaufenen Geschäfte erschienen, so begaben sich auch die Bischöfe oder ihre Generalvicare oder eigens dazu bestellte höhere Geistliche zu festgesetzten Zeiten in die einzelnen Pfarren und ordneten die Kirchenangelegenheiten nach genauer Abschätzung der örtlichen Verhältnisse. Sehr viele Geschäfte, als Prozesse der Gemeinden mit dem Pfarrer, Concursprüfungen, Jurisdictionserstreckungen, Kirchenrechnungen, kirchliche Neubauten und hundert andere Vorkommnisse, welche man jetzt nur durch weitläufigen Briefwechsel erledigt, wurden nach dieser alten Kirchengewohnheit in Deutschland auf kürzestem Wege und fast immer glücklich geschlichtet, während in Italien der geringe Umfang der Diöcesen eine solche bischöfliche Reiseobmacht unnöthig machte. Dadurch wurde der Bischof und die bischöfliche Gewalt dem Volke näher gebracht und wahrhaft popularisirt, was auf andere Weise nur sehr mangelhaft geschehen kann. Die Pastoralvisitation erschien als eine ersehnte ordnungsmäßige Ausübung der bischöflichen Gerechtsame, welche bei solchen Gelegenheiten dem Volke und der Obrigkeit in wünschenswerthe Erinnerung gebracht wurden, und die bischöflichen Verordnungen an Ort und Stelle ohne strenge Kanzleiform hatten nicht das Auffallende, wie es jetzt von der Briefform oft kaum zu trennen ist. Weit gefehlt, daß dadurch der bischöflichen Obmacht ein Abbruch geschah, drang die letztere vielmehr allseitig und mit eigenen Augen in die Privatverhältnisse ein, und durchsäuerte mit gottgegebener persönlicher Weisheit das religiöse Leben der einzelnen Kirchen. Die Vollmacht aller Seelsorge, welche in der bischöflichen Gewalt ruht, hatte in dieser Ausästung ihren sichtbaren und naturwüchsigen Ausdruck, den keine schriftliche Verordnung ersetzen kann. Auf solche Weise vermied man auch alles Gehässige eines züchtigenden Ueberfalles sündhafter oder fahrlässiger Pfarrer. Letzteres wird im Nothfalle stets ein Theil bischöflicher Visitationen bleiben, aber keineswegs der einzige Rest älterer Reisebischofsmacht.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Gegenstand der Metropolitansynoden, und in ihrer allmähligen Durchführung zugleich der Diöcesansynoden wird die Ausspendung der heiligen Sacra-

mente, Beichte und Abendmahl, sein. In katholischen Ländern hat man von dem Zustande der Kirchengemeinden bei uns keinen Begriff. Die Mißwirthschaft des weltlichen Einflusses, besonders auf die Erziehung der Priester, stellte Erscheinungen zu Tage, die man für unglaublich halten würde, wenn sie nicht vor unseren Augen geschähen. In vielen Gemeinden war schon durch ältere Agitationen der Wessenbergianer und Cölibatstürmer die specielle Beichte der einzelnen Sünden, wie sie die katholische Kirche als feste Glaubenslehre vorschreibt, fast ganz verschwunden. Man absolvirte bisweilen sogar von der Kanzel massenhaft ohne vorausgegangenes Sündenbekenntniß, noch öfter aber im Beichtstuhle auf eine allgemeine Anklage, welche im besten Falle ungefähr so lautete: „Ich habe keine Todsünde begangen und schließe alle meine läßlichen Sünden ein," ungeachtet die nähere Untersuchung derselben stets todtsündliche Zustände zu Tage fördert. Dadurch kam die katholische Gewissenserforschung, welche Art und Zahl und erschwerende Umstände umfassen soll, ganz in Verfall, und zwar dergestalt, daß ältere Leute solcher Art, von Jugend auf vernachlässigt, in der Regel kaum auf das rechtgläubige Geleise zu bringen sind. Es hat sich bei ihnen etwas Protestantisches ausgebildet, welches zur Beichte nicht bloß die Zunge lähmt, sondern allen Verstand verdunkelt und alle Redlichkeit zerstört. Man kann mit Glück eigentlich nur in den Kindern gegen dieses hartnäckige und ansteckende Uebel ankämpfen. Es gab Gemeinden, wo das Beichtsitzen der Priester so rar war, wie die gefärbten Ostereier. Außer der Osterzeit fanden keine Beichten statt. Man findet noch jetzt manche Ortschaften, wo das Beichtsitzen zwei oder vier Mal des Jahres von der Kanzel verkündet wird, wie eine außerordentliche Gnade, welche den übrigen Sonntagen des Jahres nicht bescheert ist. Fast durchgehends herrscht die Gewohnheit, daß selbst eifrige Priester an Sonntagen nicht zur Beichte sitzen, weil sie den Sonntagsmorgen zu ihrer Predigt brauchen, und wo mehrere Priester angestellt sind, hat der Prediger jedenfalls den Sonntagsmorgen frei, ungeachtet die Predigt oft mehr als anderwärts die zweite Auflage einer bereits gedruckten ist. Da also die Gemeindeglieder im besten Falle nur Samstags Abends beichten können, und dazu im Sommer vor drängender Arbeit, im Winter oft wegen des schlechten Wetters keine Zeit und Gelegenheit haben, so unterbleibt das Beichten

ganz. Zur Beschönigung dieser Fahrlässigkeit fehlt es nicht an Scheingründen gegen die heilige, von der Kirche dringend empfohlene Gewohnheit, seine Sünden öfter zu beichten. Man findet namentlich Diejenigen, welche selten beichten, weit frömmer, als die Betbrüder und Betschwestern, welche es oft thun. Ich habe diese Glücklichen stets in der kläglichsten Unkenntniß ihres sittlichen Seelenzustandes und von erstaunlicher Gewissenlosigkeit bei den größten Todsünden gefunden. Natürlich! Der Jugendunterricht, oft von vornherein nicht der beste, ist durch den süddeutschen Weltlauf in fortwährender Glaubensanfechtung verwischt worden. Das Zartgefühl des Gewissens, welches nur durch die Beichte erzogen und erhalten wird, mußte der einreißenden Unempfindlichkeit weichen, welche es mit Nichts streng nimmt und allmählig Elephanten verschlingt. Die Glaubenszweifel nehmen überhand, der Spott über religiöse Gegenstände bricht einen Zweig nach dem anderen vom Baume des festen Glaubens, die lotterhaften Zeitblätter und Brandschriften, so zahlreich wie Fliegenpilze am Waldgehege, vergiften alle Gedanken und Begierden. Aus dieser inneren Trockenlegung der heiligsten Angelegenheit wuchsen unsere katholischen Demokraten, viele unserer aufgeklärten Landbürgermeister und Gemeinderäthe, unsere philanthropischen Schullehrer und Proletarier in's Leben heraus, welche jetzt an vielen Orten die Gemeinde zu keiner Ruhe, den Pfarrer zu keinem Rechte und die Kirche zu keiner Wahrheit kommen lassen.

Darüber darf man sich auch nicht wundern. Nehmt oder erschwert dem Volke die Beichte und das Abendmahl, dann nehmt ihr demselben den Katholicismus und werdet mit dem apostolischen Christenthume auf dem kürzesten Wege fertig. Allerdings können viele Seelsorger, besonders solche, welche zur Bination, d. h. zum Doppelgottesdienst in zwei Gemeinden, verpflichtet sind, durch die Knauserei der Gewalt, welche die Kirchengüter verschlungen hat, in der oberrheinischen Kirchenprovinz eine sehr große Zahl, leider zu ihrer Entschuldigung anführen, daß ihre leibliche Kraft für den ausgedehnteren Beichtstuhl nicht ausreicht. Man muß diese Entschuldigung freilich in sehr vielen Fällen gelten lassen. Um so nöthiger ist es, daß die Metropolitansynoden mit aller Kraft die Abstellung dieser Mißstände betreiben. Was den vereinzelten Vorstellungen bisher nicht gelungen ist, wird dem einmüthigen Episcopate auf

die Länge nicht wohl entzogen werden können. Diese Flauheit im Empfange der heiligen Sacramente lähmt alles katholische Wachsthum, und die allerweitesten Rechte der Kirche nach dem Maße voller Gleichberechtigung werden ohne gründliche Besserung in diesem Punkte nie zur Blüthe katholischer Zustände in Süddeutschland führen. Allerdings haben viele junge Geistliche in neuester Zeit einen löblichen Eifer für den öfteren Gebrauch der heiligen Sacramente an den Tag gelegt, und es steht zu erwarten, daß der Nachwuchs des jungen Klerus entschieden eintreten wird in den Eifer für eine so heilige Angelegenheit. Rechnet man dazu, daß in einigen Diöcesen auch wirklicher Mangel an katholischen Geistlichen ist, und die besser ausgestatteten aus staatlichen Rücksichten gegen Fremde in den Nachbarländern ihre Ueberfülle nicht abgeben können, so findet die mangelhafte Verwaltung der eigentlichen Seelsorge an vielen Orten ihre hinlängliche Erklärung.

Andere, dem Eindrucke des katholischen Gottesdienstes zuwiderlaufender Mißstände begegnen uns in den Kirchen der oberrheinischen Diöcesen. Die meisten älteren Gotteshäuser, welche aus katholischen Ueberzeugungen hervorgewachsen, jedes empfängliche Gemüth zur Andacht stimmen, befinden sich in den Händen der Protestanten und, wo sie den Katholiken geblieben sind, selten in einem Zustande, welcher der Feier unserer Heilsgeheimnisse angemessen ist. Die blinde Wuth gegen die katholischen Symbole und Ceremonien hat fast überall mehr oder minder Spuren vandalischer Mißhandlung des Heiligen zurückgelassen. Fast noch ärger hauste die Säcularisation mit den kunstreichen Baudenkmalen des frommen Mittelalters. Der denkende Geist vorurtheilsloser Politiker wird es noch heute unbegreiflich finden, wie christliche Regierungen katholische Kirchen den gemeinsten Lebenszwecken überlieferten ohne leises Gefühl des staatsverderblichen Unwillens, welcher in gläubigen Gemüthern darüber entsteht und die Schmach der Zerstörungslust zum Nachtheile der öffentlichen Moral verewigt. Ein merkwürdiges Beispiel liefert uns in dieser Beziehung die freie Stadt Frankfurt. Die herrliche Johanniterkirche daselbst mit ihrer wundersamen Vollendung und Formenreinheit dient dem Juden Oppenheimer zum Schnittwaaren-Magazin; die Antoniterkirche mit dem angrenzenden Kloster ist von der großen Freimaurerloge, welche den Namen „Sokrates“ trägt, verschlungen worden;

die kühngewölbte Dominikanerkirche mit ihren Fresken birgt ein eckelhaftes Allerlei von trockenen und nassen Habseligkeiten in ihren entheiligten Räumen. Die Karmeliterkirche mit ihren meisterhaften Bogenfenstern, in einen Keller des Zollamtes verwandelt, schaut uns mit ihrem dunkeln Lagerraume an wie ein Riesenauge, dem byzantinische Grausamkeit den Stern ausgegraben. Als in unseren Tagen die angrenzenden Klostersäle unter dem Brecheisen der Arbeitsleute mit ihren zierlichen Gesimsen aus rothem Sandstein zusammenstürzten, um einer Erweiterung der Zollgebäude Platz zu machen, hat mehr als ein katholisches Herz vor tiefer Wehmuth gezittert. Ueber ein Dutzend von Kapellen in den ehemaligen Häusern auswärtiger Bischöfe und Aebte, welche in der Stadt ihre eigene Herberge hatten, selbst die sogenannte Kapelle Karls des Großen, welche nach dem Zeugnisse der Alterthumsforscher wenigstens aus der Karolingischen Zeit stammt, haben trotz ihrer noch erkennbaren Außenseite allen Jammer des gemeinen Lebens und alle Unruhe weltlicher Leidenschaft an die geweihte Stätte aufgenommen, wo einst das unblutige Opfer des neuen Bundes für die Lebendigen und Todten dargebracht wurde. Nach diesem Beispiele, das überall zu finden ist, wurde bei uns allenthalben mit den Kirchengebäuden gewirthschaftet, ohne die Spuren so völlig zu verwischen, als es in Norddeutschland im Laufe von drei Jahrhunderten geschehen konnte. Daher wandelt der Katholik mit schwerem Herzen über den Trümmern des katholischen Cultus, Stiftungsresten seiner katholischen Vorfahren, und hat selten den Trost, sie als heilige Denkmale der kirchlichen Vorzeit sein eigen zu nennen. Es dehnt sich ein ungeheures Ninive von kirchlichen Bauresten an den Ufern des Rheins, der Lahn, der Nahe, des Mains, des Neckars und der Mosel voll stolzer Ueberbleibsel churfürstlicher Größe, rührender Zeugnisse der Andacht und Gottesfurcht von unzähligen Laien und Mönchen, riesenhafter Phantasien christgläubiger Baumeister, über denen sich eine in himmlischen Dingen unverständige Bevölkerung mit ihren Gasapparaten, Schornsteinen, Spindeln, Branntweinbrennereien und Wasserheilanstalten angesiedelt hat, daß bereits ein Layard nöthig ist, die zerwaschenen Denksteine zu entziffern, die ursprünglichen Anlagen bloßzulegen und aus den vorhandenen Bruchstücken die Geschichte großer Jahrhunderte deutscher Nation zu deuten. Die Katholiken haben größtentheils ihre kirchliche

Vergangenheit, so weit sie äußerlich zu Tage tritt, eingebüßt, und suchen an vielen Orten mit Schmerzen neue Grundsteine des Kirchenthums in die heimische Erde einzusenken, um auf derselben die symbolischen Blüthen ihres religiösen Lebens neuerdings in den Himmel wachsen zu lassen. Da tritt ihnen aber vieles hinderlich entgegen. Zunächst ist es fast überall die Armuth der zerstreuten Gemeinde, welche großartige, dem Zwecke des katholischen Kirchenlebens entsprechende Bauten nicht aufkommen läßt. In vielen Gegenden Deutschlands begegnen uns nämlich irische Zustände. Die siegreiche Gewalt der Reformation hat den Schatz der vergangenen Jahrhunderte für sich in ausschließlich lutherischen und reformirten Besitz genommen. Alle Religionskriege auf deutschem Boden wurden unter dem bewußten oder unbewußten Vorwande der reformirten Lehre für diesen Alleinbesitz geführt und selbst die Gewaltmaßregeln gegen die katholischen Gewissen flossen einzig nur aus dem Bestreben, diese glückliche Errungenschaft durch Ausrottung der katholischen Kirche für immer den Protestanten zu sichern. So finden wir es in ganz Hessen, Sachsen, in den meisten Reichsstädten und allen norddeutschen Ländern. Der westphälische Friede hat zwar durch das sogenannte Normaljahr 1624 einiges Kirchengut und Kirchenrecht der Katholiken gerettet, aber es ist unbeträchtlich im Verhältnisse zur reichen Beute unserer Gegner, dazu noch unaufhörlich durch Rabulisten geschmälert und bedroht.

Als in der neueren Zeit der ausschließliche Zwang des protestantischen Principes an vielen Stellen des deutschen Landes durch die Zeitereignisse nachließ, siedelten sich allenthalben Katholiken an und es entstanden in vielen Ortschaften, welche früher geschlossene Monopole der lutherischen Confession waren, katholische Neugemeinden, größtentheils dem Arbeiterstande angehörig, durch ihre Confession vielfach behindert, andere Erwerbszweige mit Glück zu betreiben, folglich fast überall arm und hülfsbedürftig, daher nicht im Stande, aus ihren Mitteln anständige Kirchen aufzuführen. Sie müssen sich aus diesem Grunde oft mit den ärmlichsten Localen zum Gottesdienste behelfen. Blickt zum Beispiel nach Wehrheim, im ehemaligen Lande Nassau-Usingen, gegenwärtig ein schöngelegenes Besitzthum des Herzogs von Nassau, in der Nähe des reichen Damenklosters Thron, welches die Reformation im Bunde mit Churtrier zerstört und all' sein Gut zum Staatsgute gezogen hat. Die oranischen

Grafen, denen die gewaltsame Protestantisirung ihrer Landesgebiete sehr am Herzen lag, waren auch in Wehrheim so glücklich, ihre Pläne durchzusetzen und die katholische Kirche zu erdrücken. Als später das Churfürstenthum Trier ein Drittel von Wehrheim erworben hatte, so schlossen sich an die churfürstlichen Beamten arme Taglöhner an und bildeten im Laufe der Zeit unter fortwährenden Neckereien der protestantischen Mehrzahl eine kleine katholische Gemeinde, welche in unseren Tagen auf dreihundert Seelen angewachsen ist. Sie waren Anfangs ohne alle Kirche, weil im weiten Umkreise nur protestantische Anwohner die Abhänge des Taunus bebauten, folglich daselbst auch keine Gelegenheit zum katholischen Gottesdienste sich darbot. Um diesem Uebelstande abzuhelfen schenkte ihnen Churtrier eine Scheune, welche als Speicher für Grundgefälle gedient hatte, und dieselbe wurde in ihrer ursprünglichen Gestalt kirchenartig eingerichtet und dient den katholischen Wehrheimern zum gottesdienstlichen Versammlungshaus bis auf den heutigen Tag.

Gehen wir nordöstlich durch eine Einsattelung des Taunus weiter, so erreichen wir durch eine herrliche Waldregion, an Pfaffenwiesbach vorüber, die ehemals freie Reichsstadt Friedberg, welche jetzt Hessen-Darmstadt gehört, auf einem schon in römischer Zeit angebauten Hügel mit einem landesfürstlichen Schlosse, welches von seinen ragenden Gartenterrassen aus weitum die fruchtreiche Wetterau beherrscht und nördlich vom höheren Johannisberge bedeckt ist. Die vorlutherische Zeit hatte hier frühzeitig ein Collegiatstift gegründet, welches, mit der Ortsseelsorge betraut, aus seinen reichen Mitteln die wunderschöne Kirche gründete, die wir noch jetzt als eine stolze Riesenblume der deutschandächtigen Baukunst bewundern, gerade an der Stelle, wo früher bereits ein älteres Gotteshaus im byzantinischen Style gestanden hatte, wovon noch einzelne Reste in der neuen Kirche zu sehen sind. Die Reformation nahm hier wie in Frankfurt das katholische Kirchengut einfach dadurch in Besitz, daß die Geistlichen der Katholiken aus ihren Kirchen, Collegiatstiften und Häusern vertrieben, und unter dem Vorwande des lauteren Evangelii entweder in die Verbannung zu gehen oder zum Abfalle vom Glauben gezwungen wurden. Die Kirche des Collegiatstiftes litt unter den rohen Reformationsstürmen bedeutend. Man zertrümmerte die Bilder der heiligen Gottesmutter Maria, welcher die Kirche geweiht war, das Sacramentshäuschen,

welches wie ein rankendes Gewinde des Urwaldes zierlich in die Bogengewölbe des Priesterchores emporstieg und vom wahrhaften Glauben der Katholiken an die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle Zeugniß gab, und verschonte selbst die Denkmale der Todten nicht, welche nach altem Kirchengebrauche hier begraben lagen. Solcher Ernst, Jahre lang fortgesetzt, brachte die ganze Stadt in den Alleinbesitz der katholischen Kirchengüter und schloß mit evangelischer Consequenz alle Katholiken vom Mitgenusse aus. Somit fiel auch die Schloßkirche den Protestanten zu. Als später katholische Dienstleute und Taglöhner auf dem protestantischen Boden zu grünen anfingen, weil man ihre Arbeit nicht entbehren konnte, gutmüthige Proletarier, die nichts besaßen, als die unbeneidete Perle des hartangefochtenen katholischen Glaubens, so wiesen ihnen die Herren von Frankenstein, ein berühmtes Geschlecht des katholischen Frankens, eine kleine Familienkirche auf dem Felde bei Friedberg zum Gottesdienste an, und der katholische Frühmesser vom benachbarten Ockstadt auf einer frankensteinischen Handpfründe erhielt den Auftrag, die Seelsorge dieser armen Leute zu führen, welche jetzt wohl auf neunhundert Menschen angewachsen sind, ohne daß die kleine Kapelle größer geworden wäre. Es macht einen tiefschmerzlichen Eindruck, hier die Gemeinde der Katholiken eine Art Feldgottesdienst halten zu sehen, weil die wenigsten im Kirchlein selbst Platz finden, während in der schönen Collegiatkirche vor den Predigtamtscandidaten, welche, im Schlosse zu Predigern ausgebildet, hier ihre nicht sehr beliebten Jungfernreden halten, an manchen Sonntagen kaum dreihundert Menschen von den fünftausend Protestanten der Stadt erscheinen, und Nachmittagsgottesdienste noch weit geringeren Anklang finden. Wohlwollende Gesinnungen in Darmstadt waren schon mehr als einmal rege, den irländisch entblößten Katholiken die Schloßkirche einzuräumen, welche zwar Garnisonskirche heißt, aber wenig gebraucht wird; doch die Befangenheit confessioneller Eiferer that dagegen mit Erfolg Einrede. Um das Maß voll zu machen, hat noch unlängst die Kammer der Landstände zu Darmstadt die Abhülfe dieses schreienden Mißstandes als unbegründet verworfen!

Wer von unseren Lesern Lust hat, mit uns längs des Taunusabhanges durch anmuthige Berghöhen und tiefgründige Wiesenthäler zu streifen, wird nach einer Wanderung von ungefähr sechs Stunden die stolze Kronenburg erreichen, wo einst der

Ritter Hartmuth von Kronberg die Schärfe seines Schwertes gegen seine und seiner Unterthanen katholische Eide gekehrt und die Bewohner der Bergabhänge mit Gewalt der lutherischen Lehre unterworfen hat. Daselbst besitzen natürlich die Protestanten ausschließlich die ehemalige katholische Hauptkirche, ungeachtet sie sich in der Folgezeit nur mit Mühe gegen das ringsum blühende Leben der Katholiken erhalten konnten. Die letzteren, ungefähr sechshundert Seelen, mußten froh sein, ein altes baufälliges Gotteshaus außerhalb des Ortes am Fuße des Schloßhügels, bereits tief in den Schutt von Jahrhunderten eingesenkt, benützen zu können. Es faßt in seiner räumlichen Ausdehnung keineswegs die Glieder der katholischen Kirchengemeinde und in gerechter Würdigung dieser unbestrittenen Thatsache baute der Fürstprimas Dalberg eine eigene Kirche für die Katholiken, freilich nicht im glücklichsten Style, aber dem Zwecke des katholischen Gottesdienstes vollkommen angemessen. Als jedoch der plötzliche Umschwung der Napoleonischen Weltherrschaft auch dem Großherzogthume Frankfurt ein Ende machte, so kam auch dieser katholische Kirchenbau eines deutschen Fürsten in's Stocken und die gewonnenen Räumlichkeiten wurden, wenn wir nicht sehr irren, dem Betriebe eines Gasthauses zugewiesen. Die Katholiken seufzen noch immer vergeblich, daß ihnen die herzoglich nassauische Regierung, die jetzige Besitzerin des Ortes und aller älteren Domäneneinkünfte, durch eine neue Kirche gerecht werde, in Fußstapfen der Dalbergischen Rücksicht für eine bedrängte Berggemeinde. Der Mangel einer solchen wird um so tiefer empfunden, je zahlreicher die frischen Taunuslüfte zur Sommerszeit katholische Gäste aus allen Nachbargegenden in die prachtvolle Rundsicht von Kronberg ziehen, welche mit ihrem kühnen Falkenauge die blühende Welt am Rhein und Main bis tief in den Spessart, Odenwald und in's Haardtgebirge vor den Blicken des Wanderers ausbreitet. Viele dieser Sommergäste können den Gottesdienst gar nicht besuchen, nicht bloß aus Mangel an Platz in der Kirche, sondern auch aus Furcht vor Ohnmachten, welche besonders dem weiblichen Geschlechte im dumpfen Raume dieser halbversunkenen Hügelkirche zustoßen, während hier wie in Friedberg viele Zuhörer im Freien zu campiren genöthigt sind.

Solche Zustände sind in Deutschland allenthalben anzutreffen, und vernünftige Menschen können es kaum begreifen, daß die

durch die Säcularisation bereicherte Staatsgewalt nicht wenigstens aus Anstandsgefühl ernstlich daran denkt, denselben abzuhelfen. Für die Kosten solcher Abhülfe fände dieselbe reichlichen Ersatz durch die Zufriedenheit des Volkes, welches in dieser Aufmerksamkeit die landesväterliche Sorge für die religiöse Bildung treuer Unterthanen erblicken und im Gefühle wirklicher Gleichberechtigung die Lockstimmen socialer Verführung zurückstoßen würde. Dadurch verschwände mancher Anlaß zu Vergleichungen, und das confessionelle Behagen an der gewährten Wohlthat würde alle wechselseitigen Reibungen zwischen den religiösen Bekenntnissen am gründlichsten beseitigen.

Außer dieser ursprünglichen Armuth der Katholiken an zweckmäßigen und dem hohen Inhalte ihrer Heilsgeheimnisse angemessenen Kirchen macht sich ein Regierungsbaugeschmack für katholische Gotteshäuser breit, welcher aus seiner protestantischen Salonsmanier nicht heraus kann und dem katholischen Gottesdienste Betsäle anweist, die mit dem Geiste der katholischen Glaubensauffassung im geraden Widerspruche stehen. Will nämlich eine katholische Gemeinde eine neue Kirche bauen, wenn auch ganz aus eigenen Mitteln oder wenigstens ohne merkliche Beschwerung des Staatsschatzes, so ist das nur möglich durch Herbeiziehung der Regierungsbaumeister, welche, im großartigsten Maßstabe für das kleinste Ländchen bestallt, vom protestantischen Gebiete, wo ihre Wiege steht, in jede katholische Angelegenheit herübergenommen werden. Die Kenntnisse dieser Männer mögen noch so achtbar und ihre Meisterschaft noch so erprobt sein, sie bauen auf dem Lande in der Regel keine katholische Kirche, sondern einen hübschen Tanzsaal, ein Waarenlagerhaus, einen Johannisberger Keller, oder dergleichen mehr, so schwerfällig angelegt, so gemein ausgeführt, daß alle Gefühle katholischer Andacht zusammenschaudern und die Stimme des Predigers darin wiederhallt, wie in einer kristallisirten Bergmannsgrube, wo der Erdgeist seine kurzathmigen Vorträge hält. Der sogenannte Plafond dieser Aerarialbauten, welche den Staatsschatz nicht belasten, ohne eigentliche Wölbung, platt gedrückt wie ein chinesischer Wasserkopf, schlägt jeden Funken christlicher Fröhlichkeit nieder. Sie sind in ihrer Unbehülflichkeit, in der Unharmonie ihrer Formen, im Ungelenken ihrer Winkel der scharfe Gegensatz zur alten Kirchenbaukunst, die ihre größte Schönheit im Weichen und Lebendigen ihres organischen Wachsthums aus dem Wurzelstocke ihres Grundes bis in die kühnen Gipfel ihres geistreichen

Baues entfaltet. Mit Recht können wir von ihnen sagen, „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben" als Krebsgang in's Unbewegliche, Unzusammenhängende, Todte. So oft ich mit Schmerzen diese unkatholischen Gebäude sehe, habe ich die Empfindung der lutherischen Erbsünde, welche alle Vermögen des Menschen zerstört und ihn selbst zum abscheulichen Gegensatz alles Guten macht, der lutherischen Rechtfertigung, welche meine Sünden bloß zudeckt und meine eigene Thätigkeit in mitwirkender Liebe zur Sünde stempelt, des lutherischen Glaubens, welcher nach den Reformatoren keine sittliche Freiheit kennt und die Rechte des Erlösers in Anspruch nimmt. Und so ist es in der That! Wo nicht der katholische Glaube, die katholische Andacht, die katholische Phantasie bauen, arbeiten die Bauleute umsonst, und stellen ihr Armuthszeugniß als Inhalt und Glaubensbekenntniß widerrechtlich an die Herzen der Katholiken aus.

Man braucht nicht eben Protestant zu sein, um ein solcher Kirchenschänder zu werden. Wenn das gläubige Herz fehlt, rächt sich die Mauerkelle an dem Treulosen. Die größten Künstler unseres Jahrhunderts sind diesem Fluche nicht entgangen. Warum sind die Nonnen und Mönche im Dome zu Speier so warm und lebendig, die heilige Theresia in der Ludwigskirche in München dagegen so widerwärtig kalt und abstoßend trotz der regelfesten Zeichnung? Weil Schraudolf ein lebendiger Katholik ist, Cornelius hingegen den malerischen Ausdruck vom Protestantismus hernehmen muß. Zwei gegensätzliche Principien sprechen sich hier in Bildern, wie dort in Bauformen aus, und der Heidelberger Katechismus läßt sich selbst in der Kunst so wenig abstreifen, als Vater Canisius. Am Unterrhein hat man dieses Unwesen in christlichen Kirchen und in der kirchlichen Kunst schon längst empfunden und sogar Vereine gegründet, um dem katholischen Baustyle, welcher nur ein überlieferter im Sinne der katholischen Kirche sein kann, sein Recht zu verschaffen. Man geht noch weiter und sucht nach umfassenden Studien über das kirchliche Alterthum zur ächtchristlichen deutschen Kirche auch entsprechende, aus geschichtlichen Grundlagen abgeleitete Einrichtungsstücke, Fenster, Meßgewande und anderes Zugehör wieder einzuführen. Aber unsere kleinstaatlichen Baumeister, aus der Staatskasse auf Kosten des Volkes besoldet, merken nicht darauf und gehen mit der kindlichsten Unbefangenheit und Unwissenheit im Amtsschlendrian weiter, als wäre nie

eine Geschichte der Baukunst, nie eine deutsche Vorzeit gewesen. Wie man von keinem Menschen verlangen kann, daß er sich selbst häßlich finde, so meinen auch diese Unvermeidlichen bei jedem Kirchenbaue, daß ihre jungfräuliche Unfehlbarkeit im Baufache längst über allen Zweifel erhaben sei. Die Gemeinden müssen sich eben den officiellen Kirchenrock nach ihrem Plane wie eine Zwangsjacke anziehen lassen. So haben wir im mittleren Deutschland eine eben so theure, als geschmacklose Unkunst des Kirchenbaues bekommen, welche die Verständigen ärgert und aller kirchlichen Erbauung widerspricht. Da können nur die Bischöfe im Einklange mit ihrem Metropoliten wirksame Abhülfe leisten, wenn sie einmüthig und mit klarer Entschiedenheit öffentlich gegen diese Fälschung der katholischen Kirchengeschichte protestiren.

Die Sache ist wichtiger, als Viele glauben, im thörichten Wahne, daß unser Volk vom Kirchenbau nichts verstehe und mit jeder Form desselben zufrieden sei. Die Stickluft verschlossener Räume ist Allen empfindlich, sie mögen gelehrt oder ungelehrt sein. Diese Erfahrung im Naturgebiete wiederholt sich auf dem Felde der Kirche jeden Tag. Protestantische Theorien, seien sie mit Dinte auf's Papier oder mit Mörtel auf Stein geschrieben, widern den katholischen Volkssinn nur desto empfindlicher an, je unbewußter ihr Einfluß auf die Seele wirkt. Gewiß hat dieser unnatürliche Baugeschmack mitunter wesentlich beigetragen, viele unserer süddeutschen Kirchen so leer und die Gebetsstunden in denselben so unerquicklich zu machen. An diesen Jammer des Kirchenbaues schließt sich bei uns eine auffallende Vernachlässigung der inneren Kircheneinrichtung an, die wohl kaum ihres Gleichen finden mag. Jeder Reisende, wenn auch nicht gerade mit übermächtigen religiösen Gefühlen, aber doch mit regem Schönheitssinne ausgestattet, bewundert die Kinder der süddeutschen Alpen Baierns, Tirols und der italiänischen Gebirgsabhänge, welche mit ihren verschlungenen Felsthälern größtentheils an den Po, die Etsch und den Inn hinunterfallen, in ihrer zärtlichen Vorliebe für ein reines und ziersames Gotteshaus. Ihre Hütten, wie Nester des Feldhuhns an's Gestein der Bergeshalde gelagert, sind so enge und unbequem, daß sie eben nur vor der gröbsten Unbild des Wetters schützen, die Fenster so klein, daß man seinen Kopf durch dieselben nicht hinausstecken kann, die Dächer so lückenhaft, daß Schnee

und Regen auf's Strohlager der Hirten fallen. Vom Comfort, welcher bei uns selbst in Häusern des Mittelstandes nicht fehlen darf, keine Spur, und die Garderobe so spärlich, daß nur die Glücklichen am Sonntage ihre Kleider wechseln. Aber ein Haus im Alpendörflein muß schön sein, die Kirche, welche Allen gemeinsam angehört, die alle Tage besucht und genossen wird, wo die endliche Ausgleichung zwischen Hoch und Gering im Bilde angedeutet ist und Alle am nämlichen Tische als Gleichberechtigte das Ehrenmahl der göttlichen Liebe halten. Die ärmsten Gemeinden bringen namhafte Summen auf, um dieses einzige Bedürfniß auf eine würdige Weise zu befriedigen. Und als man einst einem alten Bauern zusprach, seine armselige Hütte auszubessern, gab er lächelnd zur Antwort: „Ei warum? So schön könnte sie doch nicht werden, als die Kirche, welche mir eben so gut angehört, als den gnädigen Herren Gerichtsgrafen." Eine andere Seele, seit vielen Jahren einer sündhaften Gewohnheit hingegeben, gestand bei ihrer Bekehrung dem Beichtvater unumwunden: „Ich bin seit zwanzig Jahren nie in die Kirche getreten, ohne daß sie mir in ihrer unbefleckten Reinheit und Zierlichkeit die bittersten Vorwürfe über den Schmutz meines inneren Zustandes gemacht hätte." Deßhalb opfern auch alle Pfarrangehörigen mit Freuden ihr Spargeld zur Verherrlichung ihres Gotteshauses, namentlich sind die Jünglinge und Jungfrauen erst dann fröhlich, wenn sie als Beisteuernde zur Kirchenzier durch eine schöne Fahne, durch ein andächtiges Bild oder durch Blumen und Kränze um die Bildsäule der heiligen Jungfrau oder des heiligen Schutzengels würdig vertreten sind, während der Sterbende einen kleinen Theil seiner Habe zum Schmucke der Pfarrkirche hinterläßt, als freudiges Zeugniß seines Glaubens und seiner Liebe zum göttlichen Heiland. So wird die Kirche im edelsten Sinne ein Gemeingut, weil Jung und Alt daran gebaut und geziert hat, weil sie als geschichtlicher Einheitspunkt in der Gemeinde von der ältesten bis in die neueste Zeit die werkthätige Liebe aller gläubigen Seelen zur Grundwahrheit alles christlichen Lebens veranschaulicht, daß Jesus Christus, im allerheiligsten Sacramente des Altares wahrhaft und wesentlich gegenwärtig, die lebendige Seele in allen Gliedern der Gemeinde, das unzerreißliche Band zwischen den Lebendigen und Todten, zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in den Erlösten ist.

Diese Sorgfalt für die Kirche ist also wieder aus dogmatischem Boden entsprungen, wie der Kristallquell aus der Stromader des Felsgebirges, und wird so lange blühen, als der Glaubensinhalt der katholischen Lehre vom Abendmahle in den Gemüthern lebendig ist. Die Reformatoren haben diese Abendmahlslehre zum subjectiven Glaubensact und bloßen Symbole abgeschwächt. Dadurch verlor die Kirche ihre dogmatische Bedeutung und den letzten vernünftigen Grund ihres kirchlichen Daseins als Haus himmlischer Liebe und leiblicher Anwesenheit des Erlösers unter den Menschen. Alle Zier derselben schien um so überflüssiger, je weniger zu deuten und zu sinnbilden war. Nur die Unklarheit und der Widerspruch konnten noch einen Unterschied zwischen der Kirche und dem Bürgerhause machen. Wo kein Opfer ist, wo kein Priester ist, wo keine sichtbare Kirche Gottes auf Erden ist, wo jedes Individuum mit seinem willkürlichen Gefühl einen Theil des allgemeinen Priesterthums ausmacht, da steht aller Verstand stille, wenn man noch von Kirchen, noch von Priestern, noch von Gottesdiensten spricht. Es ist einfach tabula rasa mit der Offenbarung Gottes auf Erden. Aus diesem Grunde sind die nackten Räume der protestantischen Versammlungsorte die beredtesten Zeugen für die Leerheit und Inhaltslosigkeit der sogenannten Kirchenverbesserung. Alle Sorgfalt für dieselben wäre nicht bloß sinnlos, sondern eine offenbare Verschwendung ohne ersichtlichen Zweck.

Diese protestantische Anschauungs- und Ausdrucksweise hat sich in gemischten Gegenden auch den Katholiken theilweise aufgedrängt, wie der Reif ohne Wissen und Willen des Wanderers sich an seinen Haaren und seinem Barte ansetzt. Die Kirchen verrathen an vielen Orten, besonders auf dem Lande, keine sorgsame Pflege liebevoller Herzen, die dem Erlöser in kindlicher Hingabe dienen. Die bitterste Armuth, selten in dem Maße gegründet, als sie in der Kirche erscheint, und wenig Sinn für Reinlichkeit thun sich in denselben kund und stellen dem Volke, welches diese Mißstände ertragen kann, ein sehr nachtheiliges Armuthszeugniß für ihr religiöses Gemüthsleben aus.

In vielen Kirchen vermißt man die ewige Lampe vor dem Allerheiligsten, sogar noch zu unserer Zeit in der katholischen Kirche zu Darmstadt für ungefähr fünftausend Seelen, unter denen die Frau Großherzogin, eine bairische Prinzessin, selbst mitbegriffen ist. Der Speisekelch ist fast überall unbekleidet, eben so die

Nebenaltäre ohne weiße Ueberlage, gewöhnlich nur mit alter Wachsleinwand voll Schmutzflecken und Staubrosen überdeckt. Die Kirchenwäsche, in der Regel für bestimmte Zahlung den Kirchendienern überwiesen, zeigt leider größtentheils das Gegentheil von Glanz und Reinheit, in jenen Stücken nicht ausgenommen, welche unmittelbar zum Dienste des heiligen Meßopfers verwendet werden. An den Meßgewanden, welche theils fehlerhaft gemacht, theils schadhaft, an den Kelchen, denen die Vergoldung durch langen Verbrauch unscheinbar geworden, an den Alben, welche so lange gebraucht werden, bis sie in der scharfen Lauge auseinander gehen, kann man die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge weit besser studiren, als über unseren Gräbern, denen die moderne Humanität gern die Blüthenfreudigkeit und Zierlichkeit eines Gartens gibt.

Durch die Unterdrückung aller Klöster sind die Leute ganz verschwunden, welche sich auf eine liebevolle Weise der Verfertigung des Kirchenornates widmeten. Die Schneider, die Näherinnen, die Stickerinnen, welche an ihre Stelle eintraten, ohne kirchlichen Sinn und Verstand, lediglich dem Erwerbe hingegeben, liefern Arbeiten für die Kirche, die eben so geschmacklos, als theuer, ja für ärmere Gemeinden nachgerade unerschwinglich werden. Die Sakristeien können an so manchen Orten als Peinigungsanstalten für Personen dienen, welche an Regelmäßigkeit, Ordnung und Blankheit gewöhnt sind. Sogar der Kirchenstaub, welcher aus unseren nebelfeuchten Kothstraßen üppig einwandert, erfährt eine, nur in Süddeutschland übliche Schonung, und die nichts weniger als zärtlichen Kirchenbesucher müssen gleichwohl eine Ortsreinigung vornehmen, bevor sie sich zum Gebete niederlassen.

Allerdings erscheinen bisweilen scharfe bischöfliche Verordnungen gegen diese Mißstände, wiederholte Auflagen der älteren Kanzleidecrete, aber in der Regel ohne sonderlichen Erfolg, weil sie nur durch die fortgesetzte Thätigkeit der Metropolitan- und Diöcesansynoden beseitigt werden können, welche die Ausführung an Ort und Stelle und die gründliche Prüfung derselben durch den amtlichen Augenschein in den Pastoralvisitationen verbürgen. In welchem Anzuge oft Priester am Altare vor der ganzen Gemeinde erscheinen, wie durch solchen Anblick alle Würde des Gottesdienstes verloren geht und freche Spötter mit einigem Schein von Recht an weltliche Aufzüge und gemeine Frivolität

erinnern, wie in manchen Kirchenvorständen selbst alles Gefühl für diese Entheiligung der christlichen Geheimnisse abhanden gekommen zu sein scheint, wollen wir mehr andeutend als weitläufig beschreibend erwähnen, um unserer Berufung an das gesammte Episcopat desto mehr Eindringlichkeit an der rechten Stelle zu geben. Um diese klägliche Misère vollständig zu machen, hat der ungläubige Zeitgeist die Grundlasten der Kirchen und Pfründen mit großer Schmälerung des Vermögens abgelöst, die säcularisirten Kirchengüter der Domäne einverleibt und allenthalben gründlich aufgeräumt, wo noch ein grüner Keim für den katholischen Cultus zu erblicken war.

Die Gleichberechtigung der Katholiken und Protestanten wurde von diplomatischen Scheidekünstlern dahin ausgelegt, daß man den Katholiken für ihr Kirchenwesen so viel gewähre, als den Protestanten, d. h. das, was die Protestanten zu ihrer Gottesverehrung nicht nöthig haben, auch den Katholiken verweigere. Diese Theorie von den nackten Wänden für die Gleichberechtigten entzieht uns auch da, wo Centralkirchenfonds wirklich vorhanden sind, häufig die Mittel zur würdigen Feier des Gottesdienstes. Ueberall treten die sogenannten Kirchensteuern ein, welche besonders in „betrübten armseligen Zeiten" der Religion unberechenbaren Schaden thun, weil das Volk mit einigem Rechte wenigstens die Güter des ewigen Lebens um leiblichen Preis haben will.

Ferner erlauben wir uns noch eine Bemerkung, welche Niemand auffallend finden wird, ungeachtet sie vielleicht noch nie gedruckt worden ist. Ein eigener Unstern hat die Protestanten von ihrem Ursprunge an verfolgt und ist zum charakteristischen Merkmal ihrer Kirchen geworden. Ueberall, wo sie einer katholischen Kirche habhaft geworden, fühlten sie eine Art Schwindel vor ihrem Raume und ein klägliches Unvermögen, denselben mit ihrem Gottesdienste auszufüllen. Sie gingen mit der Leichtigkeit kecker Anfänger an die Begränzung dieser Räumlichkeit und wählten natürlich die Kanzel des lauteren Gotteswortes als Herz des lutherischen Kirchenringes, um die neuen Jünger mit den Armen menschlicher Größe zu umfassen, da für die himmlische der Blick zu kurz geworden. Sie bauten daher in die marmornen Dome des Mittelalters hölzerne Emporbühnen hinein, welche die Kanzel umkreisten, und schlugen die Säulen des ursprünglichen Baues mit lutherischer Sittenstrenge wund, um das furchtbare

Holzgerüst an denselben wirksam zu befestigen. Auch die Kirchenstühle empfanden diese hölzerne Vorliebe und richteten sich aus ihrer katholischen Stellung gegen das Allerheiligste kreisförmig um die Kanzel mit eigenen Sitzen für die Obrigkeit und andere waltende Männer der Gemeinde, wie man im Ulmer Dome noch bis auf den heutigen Tag, wo das Wort Gottes an Geltung bedeutend verloren hat, und in der Thomaskirche zu Leipzig in lehrreichen Beispielen sehen kann.

Man ging in dieser Manie für hölzerne Umpfählung so weit, daß der Mittelraum vor der Kanzel rings mit Holzwänden über Mannshöhe umschlossen und zur Zeit der Predigt für die Auserwählten förmlich gesperrt wurde gegen den Andrang später Kirchengänger, welche den zierlichen Pfarrherrn gar zu leicht aus dem Context bringen könnten und nebenher auch gegen das unzeitige Fortgehen gelangweilter Zuhörer, welche oft gar zu unmanierlich dem Rückhalt der schönsten Endeperioden auszuweichen suchen. Wer ein Muster dieser Umpfählung des Wortes Gottes sehen will, dem rathen wir einen andächtigen Gang in die alte und neue Kirche zu Amsterdam, wo das grüne und dürre Holz so auferbaulich zusammenstimmen. Während drinnen im verhängnißvollen Ringe der Prediger, mit straffen Vatermördern und einem schwarzseidenen Mäntelchen angethan, in zierlichster Frisur, den glücklichen Seelen des reformirten himmlischen Jerusalems unerhörte Mittheilungen macht, schweifen wir Andere, zusammen gewürfeltes Volk von Proletariern und Heiden, durch die unermeßlichen Dome, deren Macht auf das auserlesene Häuflein niederschaut, wie die riesenhafte Pracht des Firmamentes auf einen Maulwurfshügel.

Diese wundersame Vorliebe für das Holz, und noch dazu für das plumpe Holz, konnte ich mir nur aus einem humoristischen Anhängsel der Reformation erklären, welche in ihrem Uebermuthe geistiger sein wollte, als die uralte apostolische Kirche, und mit unfreiwilligem deutschen Kernwitze der Nachwelt begreiflich machte, daß sie mit ihrem Christenthume wirklich auf den Holzweg gerathen sei. Wer sich über diesen Ausdruck ärgert, dem ist es angezeigt, zu seiner geistigen und leiblichen Erholung einen Ausflug in die herrliche Schloßkirche zu Marburg in Kurhessen zu machen, wo jetzt die Missethäter und Armensünder der Andacht obliegen. Dieser heilige Bau ist geeignet, jedes Christenherz zur Andacht zu stimmen; so zarteifrig, so sehnsüchtig schlank

streben die jungfräulichen Formen zum Himmel auf; man meint, im geheimnißvollen Dunkel eines himmelanstrebenden Buchenwaldes zu sein, wo die Täublein über den Häuptern singen, und die Zweige melodisch rauschen, und der Sturm in den Wipfeln orgelt. Da kam zum Unglück ein protestantischer Purist vom reinsten Wasser und stellte die plumpsten Holzbrücken rings um diese herrlichen Wandsäulen und vernichtete, so viel an ihm war, allen Eindruck dieser einzigen Schloßkapelle.

Gewiß, dieses todte, plumpe Holz, es ist das Symbol des Menschen, dem die Erbsünde der Reformation keine Freiheit zum Guten, keine Kraft mitwirkender Liebe, keine Heiligkeit der erlösten Natur selbst nach der Rechtfertigung gelassen hat. Beim Herabsteigen vom Marburger Schloßberge tritt, o christlicher Wanderer! in die Elisabethenkirche ein, das schönste Baudenkmal, welches an das heroische Weib erinnert, dessen Namen sie trägt. Da kannst Du im Wuste der Vernachlässigung und Verstümmelung Holzbänke sehen, wie sie nur das Zeitalter der Concordienformel zimmern kann, dem man eine angeborene Derbheit aus dem Jubel der Wittenberger Studentenlieder nicht übel nehmen darf. Weitere Bemerkungen sind überflüssig; man muß die Holzbänke sehen und mit den Bauformen der Kirche vergleichen, dann wird man von selbst die heilige Landgräfin Elisabeth um ihre Fürbitte anrufen, daß uns der gesunde Geschmack nie verloren geht, denn ohne denselben kommt man doch nicht weit, weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen. In allerneuester Zeit ist zwar an dieser Kirche restaurirt worden; ob aber die unschätzbaren Bänke und Einschränkungen wichen, wollen wir seiner Zeit näher untersuchen.

Diese Holzwuth ist leider auch in die katholischen Kirchen häufig übergegangen, welche ursprünglich davon nichts wußten, und verunstaltet die Kirchenräume noch jetzt, wo die Protestanten theilweise anfangen, die Sünden ihrer Vorfahren in den deutschen Kirchen gut zu machen. Beispiele dieser geschämigen Aufräumung haben wir freilich nur in lutherischen Kirchen gefunden; für die reformirten scheint das Holz ein unentbehrlicher Artikel zu sein.

Wenn die Katholiken sagen: wir können die hölzernen Bühnen nicht entbehren, weil der Kirchenraum ohne dieselben die Bevölkerung nicht fassen kann, so ist darauf einfach zu erwidern, daß dieser Grund nicht ausreicht, eine so unnatürliche Kirchen-

schändung zu rechtfertigen, welche noch dazu, wie jeder erfahrene Seelsorger wohl weiß, den größten sittlichen Bedenken unterliegt. Man soll die Feigenblätter des verlorenen Paradieses nicht so leichtfertig in Schutz nehmen. Die katholische Gemeinde zu Frankfurt am Main hat nach mannichfaltigen Schwierigkeiten gezeigt, daß man diese Holzgerüste leicht zu entbehren im Stande ist.

Ueberdies finden sich in unseren zertheilten Verhältnissen Dinge vor, welche auch die wohlwollendste Regierung nicht auf einmal beseitigen kann, weil sie geraume Zeit hatten, sich in unserem gesellschaftlichen Leben wurzelfest zu machen. Dazu gehören vor Allem die gemeinschaftlichen Schullehrer-Seminarien für beide Confessionen, welche in der schönsten und längsten deutschen Friedenszeit unseren Lehrerstand dergestalt entsittlichten, daß die Revolution der Märztage ihre besten Brandstifter aus denselben wählen konnte. Hat der Staat dabei verloren, so fiel doch der größte Theil des Schadens auf die katholische Kirche, welche den Lehrer gewissermaßen zu ihrem Kirchendiener zählt. An mehr als einem Orte treten die Lehrer auf die unfriedlichste und intriganteste Weise gegen ihre Seelsorger auf, weil ihre Erziehung des streng-katholischen Einflusses im Lehrerseminar entbehrt hat. Der gemeinschaftliche Unterricht hat allerdings die Spitzen der Confession abgeschliffen, aber in vielen Herzen auch die Confession selbst weggefegt. Jeder billige Mensch begreift, daß diese verkehrte und unbillige Maßregel fast ganz allein auf die Katholiken drückte, wo die exacte Kirchlichkeit eine ganz andere Vorbildung nothwendig macht, als bei den Protestanten, welche mit weit weniger vorlieb nehmen.

Dazu gehören ferner die, mit Recht durch ein Fremdwort gebrandmarkten, Communalschulen, wenn auch mit besonderem Religionsunterricht für jede einzelne Confession. Freimaurer und Philanthropen meinten dadurch die Confessionen allmählig abzuschleifen und den ewigen Religionsfrieden in Deutschland als eine Art Marmottenschlaf einzuführen. Die Sache ist aber anders gekommen, wie es auch nur mittelmäßige Diplomatenweisheit leicht hätte voraussehen können. Die Religion hat abgenommen, die Kirchlichkeit ist gescheitert, die Verwilderung der Sitten in die Schulen eingedrungen. Das war der gewisse, unvermeidliche Schaden für beide Theile, wo die Katholiken, der Natur ihrer Lehre und Kirche nach, stets größeren Nachtheil

leiden mußten. Aber der ewige Friede der Confessionen ist ausgeblieben. Die unnatürliche Mengerei katholischer und protestantischer Kinder führte zu wechselseitigen Reibungen in der Lehre und im Leben, und diese bildeten sich unter den trüben Augen der Friedenskünstler zu feindlichen Stellungen aus, an denen unser Zeitalter leidet und so lange leiden wird, bis die Kinder einer jeden Confession nach ihrem guten Rechte und nach ihren religiösen Bedürfnissen ihre eigene Schule haben und vom Mißeindruck zwiespältiger Doctrinen in diesem zarten Alter bewahrt werden, den sie sonst nie mehr ganz verwinden können, eben so wenig als den Traum der Kindheit und die erste Liebe.

Dazu gehört weiter das schändliche Unkraut unserer gemischten Privat-Erziehungsanstalten, welchen unser blasirtes Publikum so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkt, und die unsere Staatsbehörde mit so liberaler Freiheitsliebe behandelt. Die meisten derselben haben nichts weniger, als die religiöse Erziehung der Jugend im Auge; sie lassen sich lediglich von irdischen Interessen leiten und beuten unser köstlichstes Gut, die deutsche Jugend, als Erwerbsquelle aus. Dadurch sind sie genöthigt, nach beiden Seiten widerstrebende Rücksichten eintreten zu lassen und die Halbheit bei Protestanten so gut, als bei Katholiken festzuhalten. Man erzieht die Kinder moralisch, und sorgt, daß die confessionelle Gründlichkeit nicht zu tief wurzele und die verschiedenen Religionsansichten in einen leidlichen Brei zusammen gekocht werden. Die herzigen Puppen, welche aus dieser edlen Kochanstalt hervorgehen, wissen alles Mögliche von der Welt, unterscheiden alle Noten und Töne der Musik und haben die Felsenriffe von Helgoland gezählt. Vettern und Basen weinen vor Freuden über das Wunder dieser Erziehungsweisheit. Aber die katholischen Knaben und Mädchen haben dabei, und gewöhnlich für immer, ihre religiöse Innigkeit eingebüßt, oder wo sie scheinbar noch vorhanden ist, riecht sie nach dem Gebetbuche von Eckartshausen und den Stunden der Andacht von Aarau.

Es ist unbegreifliche Blindheit vieler Männer von Geist und Wohlwollen, zu behaupten, es sei gleichgiltig für viele Lehrgegenstände, ob sie von Protestanten oder Katholiken vorgetragen würden. Jeder Mensch ist ein Ganzes, eine organische Entwickelung dem Leibe nach, welcher eine gleichartige in der Seele folgt. Der geschickteste Heuchler kann nur gut den Heuchler

spielen, weil er Heuchler ist. Alle Comödianten sind weit schneller erkannt, als sie selber glauben. Der Geschichtslehrer, der Mathematiker, der französische Sprachmeister können als wahrhaft gute Lehrer in ihrer Wirklichkeit den ganzen Menschen nie verläugnen, wenn sie auch wollten. Die confessionelle Farbe wird überall zum Vorschein kommen auch ohne Wissen und Willen. Selbst im besten Falle, bei gänzlicher Beiseitelegung confessioneller Grundsätze, würde ihr einfaches Dasein bei vielen Aeußerungen ohne alle Tendenz ein Zeugniß und eine Empfehlung ihrer Confession für die Kinder sein.

Es ist grundfalsch, daß ein confessioneller Religionslehrer alle Einwirkungen dieser natürlichen Mißstände auf die kindlichen Gemüther abwenden oder entkräften kann. Er ist unter diesen Umständen wenig mehr, als das fünfte Rad am Wagen oder ein Regenschirm gegen die Bräune. Ist der schädliche Stoff in der Luft, die Athmungswerkzeuge können ihn nicht vorsorglich ausscheiden. Die Confessionen werden nicht gelehrt, sondern gelebt. Wo das Leben mit der Lehre im Zwiespalt ist, wird immer das letztere siegen. Die absichtliche Proselytenmacherei macht keine Confession reich an zufließenden Persönlichkeiten; das kann nur das Leben, die Gewohnheit, die Liebe wirken. Ihr stiftet Klöster, Missionsanstalten, katholische Vereine; ich bin auch dafür mit ganzer Seele. Aber Alles wird unsere Kirche in Deutschland nicht zur Blüthe bringen, so lange ihr diese Zwitterschulen, diese Dressuranstalten duldet. Der Grundstein zu jeder Confession ist die confessionelle Schule!

Eine andere Art, den Wind zu säen, um den Sturm zu ärnten, ist die thörichte Koketterie mit den gemischten Ehen, die zu vermeiden jeder Confession am Herzen liegen sollte, da sie nur gewissen Schaden davon gewinnt. Die ewigen Zänkereien über diesen Gegenstand in deutschen Parteiblättern können nur in der Unklarheit ihren Grund haben, welche bei den meisten Zeitungscorrespondenten über die gemischten Ehen herrscht und den gewöhnlichen Lesern, denen es um klare Einsicht in die Sache zu thun ist, höchst nachtheilig sein muß.

Die katholische Kirche hat den gemischten Ehen von ihrem Ursprunge an nie das Wort geredet, ungeachtet sie die Gültigkeit derselben nach der unvermeidlichen Lage der Gesellschaft anerkannte. Nach ihrer Ansicht von der Ehe, welche die innigste Vereinigung des Mannes und des Weibes in christlicher Ge-

meinschaft ist, gehört das nämliche Glaubensbekenntniß der beiden Ehegatten wesentlich dazu, um den Spruch des Erlösers zu erfüllen, welcher gesagt hat: „Die werden zwei in einem Fleische sein!" Ja, sie hielt es von jeher für eine ausgemachte Wahrheit, daß der geistige Charakter der Ehe, den sie zu wahren und zu pflegen hat, nur durch die innige Vereinigung im nämlichen Glauben nach den Grundsätzen Einer Kirche erzielt und gerade dadurch die höhere Würde des Ehestandes durch ein heiliges Sacrament besiegelt werden könne. Irren wir nicht, so stellen andere Confessionen vom positiven Glaubensinhalte den nämlichen Grundsatz auf und halten ihn in neuester Zeit durch unzweideutige Aussprüche der achtbarsten Protestanten fest. Diese Uebereinstimmung liefert den Beweis, daß die Glaubenseinigkeit beider Gatten in der Natur der Sache gegründet ist, und alle redlichen Menschen aus was immer für einer Confession wünschen müssen, daß die eheliche Einigung nicht bloß sinnlich, sondern auch geistig in der Einheit des Bekenntnisses stattfinde.

Die Erfahrung rechtfertigt diesen, aus der Natur der Ehe fließenden, Wunsch durch die schlagendsten Beispiele und zeigt sonnenklar, daß das Glück einer gemischten Ehe nur durch wechselseitige große Sorgfalt der Ehegatten in Bezug auf die verschiedene Religionsansicht gewahrt werden könne. Wir kennen musterhafte Ehen dieser Art, aber sie werden stets nur als Ausnahmen die Ansicht der katholischen Kirche bestätigen, während in der That die meisten anderen sich nur im Indifferentismus, somit durch den Verlust ihrer persönlichen kirchlich-religiösen Treue, wenigstens in Betreff des katholischen Theiles, beruhigen, der unzähligen Schwierigkeiten in der Kindererziehung nicht einmal zu gedenken.

Während also die billigen und ehrenhaften Männer aller Bekenntnisse über das Wünschenswerthe der Religionsgleichheit in der Ehe einverstanden sind, erscheinen doch viele Wortführer für die Mischehen, welche nach ihrer vorlauten Stimme eine gesetzliche Nothwendigkeit in Deutschland sind, und wer das nicht einsieht, muß als Feind der menschlichen Gesellschaft öffentlich gebrandmarkt werden. Wie die Religion überhaupt, so wird auch die Mischehe als Mittel gebraucht, um politische und kirchliche Vortheile zu erringen. Die Freunde der Mischehen zerfallen aus diesem Grunde in solche, welche keine bestimmte

Religion und Kirche, sondern bloß den Indifferentismus wollen, und in solche, welche dieselben als bestes Mittel der Proselytenmacherei ansehen. Die Ersteren wissen recht gut, daß in der Regel keine Ehe wahrhaft christlichen Bestand hat, wenn sie nicht von gleichen religiösen Grundsätzen getragen wird. Da also beide Ehegatten aus innerer Nöthigung zur Einheit streben, so gibt jeder derselben von seinem kirchlich=religiösen Bekenntnisse so viel ab, als es nur immer möglich ist, und in diesem Jahre lang fortgesetzten Wechselverluste werden beide Theile mit ihrer Religion früher fertig, als sie selbst anfänglich geglaubt haben. Das Ende der unnatürlichen Reibung widerstrebender Glaubensnormen ist entweder reiner Rationalismus, wo von Katholicismus oder Protestantismus nicht mehr die Rede sein kann, oder vollendeter Unglaube, der namentlich an Frauen in solchen Verhältnissen oft auf die ekelhafteste Weise zu Tage tritt.

Die Freunde der Mischehen aus Abneigung gegen alle bestimmte Religion und Kirche ziehen daher aus denselben den besten Vortheil für die Verbreitung der ungläubigen Gesinnung und Entchristlichung der Familien, somit des ganzen Volkes, und aus den lauen Ehegatten eifrige Mitarbeiter am Ruin des Menschengeschlechtes. Andere Verfechter dieses ehelichen Zwiespaltes aus Proselytenmacherei arbeiten nicht ohne Erfolg auf die protestantische Erziehung der Kinder in gemischten Ehen hin und sind besonders in Schlesien und in den Rheinlanden so aufrichtig, die solchergestalt der protestantischen Confession gewonnenen Kinder unter den Convertiten aufzuführen.

Dadurch gelingt es, ganz katholischen Gemeinden einige Akatholiken einzupflanzen, und kommt ihre Zahl auf zwanzig Seelen, so beeilt sich die einverstandene Staatsgewalt oder der Gustav-Adolphs-Verein, ihnen Kirche und Schule zu gründen, damit die gemischte Ehe auch in der Gemeinde im größeren Maßstabe zur Erscheinung komme und die akatholische Erziehung in solchen Fällen immer mehr ermuthige. Wir können auf dem Standpunkte der Unpartheilichkeit, den wir uns bei Fragen von so zarter Natur zur Pflicht machen, dieses Bestreben für protestantische Kindererziehung in Mischehen nicht tadeln, so weit dabei mit sittlichen Mitteln verfahren wird. Denn eine Confession, welcher das Gegentheil ganz gleichgültig wäre, hätte keinen Anspruch auf Lebensfähigkeit, ja nicht einmal auf das Recht der

Confession selbst. Aber was wir mit besonderer Entschiedenheit verwerflich finden, ist das absichtliche und wohlgemessene Bestreben, Mischehen zu diesem Zwecke ausdrücklich zu gründen und zu befördern, und somit factisch den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel!“ in Ausübung zu bringen. Jede Confession, die zu ihrer Ausdehnung und Blüthe dieses Mittel zur Ausbreitung und Begründung bedarf, richtet sich selbst, als unfähig, durch sich mit der Kraft der Wahrheit zu siegen.

Die katholische Kirche, von vornherein grundsätzlich gegen die gemischten Ehen, betrachtet dieselben als ein Unglück für den Staat und die Kirche zugleich, und unterläßt nie, die Gläubigen davon abzumahnen. Wo sie aber im Kampfe mit weltlichen Gesetzen und Gewohnheiten nicht durchdringen kann, schirmt sie sich kraft der ihr von Christus verliehenen Gewalt so viel als möglich gegen die Nachtheile, die den gläubigen Katholiken durch protestantische Kindererziehung erwachsen können. Ihre diesfällige Gesetzgebung ist daher in ihrer ursprünglichen Tendenz den Protestanten eben so günstig, als den Katholiken, weil sie die Mischehen und die aus ihr fließenden Gefahren für beide nach Kräften zu verhindern oder zu erschweren sucht. Sie ersetzt mit ihrer kirchlichen Verordnung, so viel es unter den gegebenen Umständen möglich ist, den Mangel weltlicher Gesetzgebung, die eigentlich wie die Kirche gegen die Nachtheile gemischter Ehen streiten sollte. Aus diesem Grunde zielen alle Anordnungen und Ermahnungen unserer Kirche dahin, daß die Katholiken keine gemischte Ehen eingehen, und wo ihre Grundsätze siegen, fallen die nämlichen Vortheile, welche der katholischen Kirche zu Theil werden, auch der protestantischen Confession zu, welche durch unsere Kirche vor den bedenklichen Folgen der gemischten Ehen behütet wird.

Dringt sie mit ihren moralischen Mitteln nicht durch, so beklagt sie jeden derartigen Fall, weil er möglicherweise für die Betheiligten zum Verderben der Seele ausschlagen kann, das nach katholischen Grundsätzen unvermeidlich ist, wenn man an sich und Anderen den Glaubenslehren der Kirche untreu wird, und meidet auch den äußeren Schein, als hätte sie zur Stiftung eines so gefahrvollen Verhältnisses mitgewirkt. Daraus flossen in der katholischen Kirche die Regeln für gemischte Ehen, welche zu verhindern durch die Umstände der Zeit und des Ortes, der Stimmungen und Schwachheiten der menschlichen Natur unmöglich

war. Diese Regeln sind von den ältesten bis in die neuesten Zeiten der Hauptsache nach die nämlichen geblieben und werden voraussichtlich bei der Unabänderlichkeit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre es fest bis an's Ende der Zeiten bleiben.

Die Ausübung dieser Regeln fand jedoch im vorzugsweise protestantischen Deutschland den größten Widerstand von Seiten der Kirchen- und Staatsgewalt in der Person des fürstlichen Landesbischofs und wurde eine fortwährende Quelle des größten Kirchendrangsals für die eidestreuen Katholiken. Da katholische Männer in den lutherischen und reformirten Landestheilen ihr Bürgerrecht nur durch Verheirathung mit einer protestantischen Braut bewirken konnten, so galt als Gesetz, daß in diesem Falle nothwendiger Weise sämmtliche Kinder der Confession der Mutter folgen mußten. Leider unterwarfen sich viele Katholiken, von der Noth des Lebens gedrängt, dieser schmählichen Gewissenstyrannei, und wir könnten in Deutschland viele Städte namhaft machen, wo ein guter Theil der Bevölkerung aus diesem mißhandelten katholischen Vaterthume zu Gunsten der herrschenden Secte entsprungen ist. Diese Väter waren von vornherein mit ihrer Kirche und ihrem Gewissen in Widerspruch gebracht, traurige Denksäulen einerseits der falschen Gewissensfreiheit der Protestanten, andererseits des kläglichen Abfalles von ihrem Kircheneide, sämmtlich verloren im fremden Bekenntnisse auch für ihre eigene Ueberzeugung. Die Kirche war bei solchen Vorfällen bürgerlicher Verheirathungen in der Ausübung ihrer Kirchenzucht gänzlich gehemmt; nur bei Fremden, welche sich als Beisassen niederließen, blieb ihr noch ein Rest katholischer Kirchenfreiheit übrig. Dieser Zustand dauerte als Gewohnheit fast bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts, wo bei größerer Kirchenfreiheit der Streit über Mischehen erst recht begann.

Die französische Revolution warf die bisherige Staatsordnung um, und selbst die Ehe ward reformirt. Die Professoren Deutschlands, dem Rationalismus und somit dem gelehrten Heidenthume verfallen, in geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen, mit verwässerten Grundsätzen einer Moral, die keinem Hange der Natur wehe that, ohne Dogmatik, in vielen Schichten des Staates und der Kirche auf dem Boden der siegenden Revolution zuerst in Frankreich, hierauf in weiteren Kreisen, bei den

faulen Sittenzuständen, welche den Staat und die Kirche mit Glück bis in die tiefsten Grundfesten erschütterten, ersahen in den Mischehen alsobald den rechten Ausdruck glaubensloser Gemüther und den Hebel der Entchristlichung in weitesten Ringen. Man konnte sie nicht genug preisen, als factischen Beweis der Toleranz, die Alles tolerirte, nur das Christenthum nicht in seiner katholisch-apostolischen Gestalt, als das beste Mittel allgemeiner Bruderliebe, die dem Menschen die geoffenbarte Religion nimmt und dafür die maßlose Selbstliebe und die zügellose Genußsucht in die Herzen pflanzt, als den beneidenswerthesten Fortschritt des Menschengeschlechtes, welches auf diesem Wege in unseren Tagen nach der unbestrittenen Theorie des accelerirten Falles am Ziele bewußter Thierheit angelangt ist und keinen Gott und keine Unsterblichkeit der Seele mehr anerkennt.

Unter so hoffnungsreichen Umständen war es gar nicht auffallend, daß die politischen Abenteurer in Deutschland die Mischehen als erwünschtes Mittel aufgriffen, die neu erworbenen katholischen Länder allmählig aus dem Katholicismus heraus und in die Wildauen des Unglaubens hineinzuführen. Sie nahmen alle Gewalt der Bischöfe, alle Erziehung der jungen Priester, alle Kraft der Volksschulen in ihre Hand und konnten auf diesem Wege unter besonders günstigen Umständen Erstaunliches leisten, das wir willig anerkennen. Hofbischöfe, Hoftheologen, landesfürstliche Pfarrer, Kirchenräthe und wie diese Manufacte alle heißen, ließen sich willig finden zu jeder Uebertretung der Kirchengesetze, zur Hätschelung der Mischehen und zur allmähligen Erledigung der Deutschen vom Joche des verhaßten Romanismus, wie man bei uns die katholische Kirche mit Vorliebe nennt. Sie thaten ja nur, was sie gelernt hatten.

Das Fabrikzeichen bewährte sich im Leben. Wir finden Alles begründet, natürlich, nothwendig, nur die Berufung auf die Praxis dieser Priester nicht, die gegen ihre Kirche handeln, die man heute braucht und nur so lange ehrt, als sie in ihrer verkehrten Richtung verharren. Also nicht die katholische Kirche hat früher eine andere Praxis in Bezug der gemischten Ehen befolgt, sondern die Gegnerin derselben, die Gewalt gegen das katholische Kirchenrecht, mit selbstgemachten Werkzeugen auf Kirchenpfründen zum Ruin der Kirchengesetze. Es macht eine wundersam abkühlende Wirkung auf jedes gesunde Gemüth, zu hören, wie unsere Gegner die Katholiken als Freunde dieser gemischten

Ehen darzustellen bemüht sind, die natürlich nur das wollen, was die Kirche und was die Bischöfe nach deren Satzungen vorschreiben. Ist das Trost und Herzerfrischung, so ist Niemand so grausam, die Tropfen Heilöls den geängstigten Gemüthern zu entziehen. Soll es aber Wahrheit sein, so protestiren wir feierlich gegen diesen lächerlichen Lobpreis. Es gilt einfach die Ausführung der unveränderlichen Kirchengesetze über gemischte Ehen, die längst bekannt sind. Darüber sind alle Bischöfe der Welt einig; die Form, welche der Ausführung gegeben wird, war von jeher Nebensache.

Ein jeder Bischof kann es nach seinen Verhältnissen und Bedürfnissen halten. Was in einem Lande heilsam ist, kränkt die kirchlichen Interessen in einem anderen Lande. Es gibt keinen Mechanismus der Anwendung; nirgends ist der Verstand überflüssig im Kirchenregiment. Und wenn unsere Gegner beim Anblick der Berliner Nähemaschine eine ähnliche in der katholischen Kirche voraussetzen und fürchten, so ist vor der Hand keine Aussicht zur völligen Entgeistigung, die im entgegengesetzten Lager so choleraartig wirkt und allen gesunden Menschenverstand aufzehrt. Fragt man endlich uns um die eigene Meinung in der vorliegenden Streitsache, so sind wir zur Hand und erklären uns unumwunden in unseren Verhältnissen und Bedürfnissen für die mildere Praxis, die uns auch ohne Zweifel bleiben wird, wenn unsere ehrenwerthen Freunde auf der Gegenseite nicht durch thörichtes Parteimanöver die Spitze widerstrebender Grundsätze herausfordern. Indeß trotz der milderen Praxis bleiben die bösen Folgen der gemischten Ehen nicht aus, stets als ein Gegenstand des tiefsten Bedauerns von Seiten der Kirche, die in der Regel dadurch immer verliert. Aus dieser Quelle strömen theilweise die trübsten Wasser socialer Verwilderung in den unteren Schichten der Gesellschaft.

Freimaurer, Aerzte, Literaten.

Worfeln soll man, beuteln, sieben,
Was der Krankheit Spuren trägt,
Tüchtig werd' es durchgetrieben,
Abgegerbt und ausgefegt!

Uhland.

Die Freimaurer sitzen bei uns noch so grün im Holze, daß sie alle Adern des gesellschaftlichen Lebens beherrschen, nach der kräuselnden Oberfläche zu urtheilen, ohne politisches Wühlerthum, ohne Vorliebe für Confessionen, ohne fanatische Ereiferung für bestimmte Grundsätze, oft so conservativ wie die pommer'schen Ritter, so kirchlichfromm wie Beguinen des Mittelalters, so gewandt und reizvoll wie jugendliche Lions in den Klubbs zu Paris. Ueberall und nirgends, hocken sie bald als Holzwürmer in den Fugen des Staatsgebäudes, bald als Blattläuse um jeden Duft des Rosenkelches im Salon, bald als Motten in den Filzschuhen der Geheimräthe. Man kann ihrer eben so wenig loswerden, als des umkreisenden Lufthauches, und wo man sie am allerwenigsten braucht, bieten sie ihre brüderliche Hülfe am höflichsten an. Nach oben und nach unten, um Geistliche und Weltliche, um Gelehrte und Tölpel, schlingen sie ihre Lianengewächse und spielen lieber die Kränze des Frühlings, als die Fesseln der Gewalt. Ihre Rede ist eben so flüssig als ihr Auge heiter, und die Kraft der Ueberzeugung und Beschwichtigung, welche ihnen im hohen Grade eigen ist, üben sie mit eben so großer Besonnenheit als Geduld. Was Kaiser Max der Erste von den Franzosen sagt, gilt auch von ihnen: „Sie singen höher, als die Noten lauten; sie lesen

anders, als geschrieben steht; sie reden anders, als es ihnen um's Herz ist." Ueber den eigentlichen Kern ihres Geheimbundes, über die Bedeutung ihrer Ordensgebräuche, über ihre tiefste Haupttendenz scheinen die Wenigsten viel zu wissen. Sie neigen sehr, Versammlungen der Brüder von nah und fern zu besuchen, darin Reden zu halten und Toaste auszubringen und Lehrlinge den Eingeweihten zu empfehlen. Ihre Sprache hat bei solchen Gelegenheiten einen Anflug deutschkatholischer Phrasen, Humanität, Freiheit des Gewissens, Bruderliebe und dergleichen angeln um den Beifall der Welt. Kein Lebensstand kann sich ihnen ganz entziehen. Die ersten Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Domherren, die ansehnlicheren Pfarrer waren Freimaurer und verdanken dieser Eigenschaft nicht bloß ihre Anstellung, sondern auch die Gunst der Mächtigen. Der Bruder Bischof und der Bruder Premier gaben sich einst Rendezvous in den Kneipen nassauischer Berge zur Begründung und Erledigung der Frankfurter Kirchenpragmatik. Die protestantischen Geistlichen stecken ohnehin größtentheils in der Kapuze des Ordens. Wer ein Amt will, wer einen gesellschaftlichen Vortheil will, wer nach dem Bürgerrechte strebt, wer eine reiche Braut wünscht, kann's erreichen, wenn er Maurer ist, und die Brüder anfleht, und wacker die Kelle schwingt. Nichtmaurer fahren in der Regel erfolglos ab, oder sitzen wie Gartenschnecken in den unteren Stellen fest, ohne Aussicht auf Nektar und Ambrosia des grünen Tisches. Handwerker finden als Maurer leichter Kunden, Kaufleute bereitere Kapitalien und Gesellschaftsrechte, Töchter eher Versorgung in Präbenden und Freistellen der Stifter, wenn ihr Vater dem Bruderbunde angehört. Es geschieht Alles ohne Geräusch, mit einem Händedruck, mit einem Lichtstrahl des Auges, kein Mensch hat etwas gesehen und gehört, plötzlich ist der ausstudirte Junge im Vorschlag oder in der Kugelung, der Glückliche, allen seinen Mitstudenten weit voran. Die Talente, die Geschicklichkeit und Geschäftsgewandtheit, die Ehrlichkeit und Biederkeit, alle Tugenden und Verdienste schlagen auf einmal aus wie Frühblüthe im Gewächshause, weil Bruderhände reichlich eingeheizt haben. Ein Bruder Schriftsteller muß sein rosiges Töchterlein ausstatten und dazu braucht er Geld. Er schreibt ein Buch, das kein Mensch liest, dem kein Verleger gewogen ist, vom edlen Jüngling so und so, von der Frau Magdalis und ihrer herzlieben Schwester Amata.

Jeder Bruder Freimaurer abonnirt auf eins, zwei, drei, zehn, zwanzig Exemplare, emsige Ordenscolporteure verbreiten es in alle Logen des In- und Auslandes, die verhängnißvolle Makulatur findet reißende Abnahme und die erforderlichen 1200 Gulden zur bescheidenen Ausstattung sind da, über die Kosten für Papier und Druck. Nur ein Beispiel von den vielen, die wir täglich vor unseren Augen sehen und bewundern als öffentliche Geheimnisse brüderlicher Thätigkeit. Sie haben eine eigene Ordenskasse mit ansehnlichen Geldmitteln aus ständigen Zuflüssen zur eingreifenden Wirksamkeit in speciell maurerischen Kreisen. Daraus erhalten arme Wittwen Jahrgehalte, Waisenkinder Erziehungsbeiträge, Reisende Weggelder und jeder Nothfall eifrige Unterstützung. Und wo die Gesammtkasse nicht ausreicht, bringt die maurerische Nächstenliebe mit einmüthiger Opferwilligkeit staunenswerthe und in der Regel schnelle Hülfe. Aus dem Gesagten leuchtet von selbst ein, daß die Freimaurer in Deutschland eine sehr einflußreiche Stellung zur katholischen Kirche einnehmen, welche dagegen nicht gleichgültig bleiben darf. Im Allgemeinen fußt ihr Freimaurerthum auf der Abschleifung aller Schroffheiten in politischer und confessioneller Beziehung und segelt mit dem Grundsatze, daß alle Regierungsformen, recht geführt, gut, und alle Confessionen gleich mächtig zur Seligkeit seien. Daher hassen sie alle, fühlbar in's Leben greifende, Dogmatik, allen Eifer auffallender Religionsübung, alle Beanstandung unbedingter Toleranz für Menschen so gut als für Grundsätze. Die katholische Entschiedenheit in Glaubenssachen ficht sie natürlich unter solchen Umständen an, wie der bellende Hofhund den nächtlichen Liebhaber. Sie gehen ihr mit kluger Gewandtheit gern aus dem Wege und schmeicheln sie so zahm als möglich. Der katholischen Hierarchie machen sie nöthigenfalls sogar ihre Reverenz, um sie in selige Ruhe einzuwiegen; aber unter der Hand gehen sie stets mit eben so viel Berechnung als Consequenz gegen die bischöfliche und päpstliche Obmacht vor und bieten ihre besten Künste auf, dieselbe den weltlichen Einflüssen zu unterwerfen. Sogar die eifrig katholischen Maurer haben ihre Augen im Schlafe offen, damit der Bischof sich ja nicht anmaße, allzuscharf in den Haushalt der Gemeinden hineinzusehen, oder der Papst ein Breve erlasse über strengere Kirchenzucht. An die Stelle der Staatsomnipotenz in geistlichen Angelegenheiten setzen sie ihre Ordensthätig-

keit, und die Sachen können nur gut und vernünftig gehen, wo sie das Heft in den Händen haben. Der Kirchenconflict unserer Tage bringt sie also in eine eigenthümliche Lage. Sie stehen in demselben auf Seiten der Staatsregierung, wenn sie gegen die Bischöfe arbeitet, und auf Seiten ihres Ordens, wenn sie nachgibt. Freimaurerregiment allein trifft als rechtmäßige Gewalt auf Erden immer das Rechte. Aus dieser Stellung zur katholischen Kirche fließt die äußerste Spitze der Freimaurerei für ein protestantisches Deutschland, als politisches Gesammtwesen, wo der Protestantismus als Confession gar nicht in Betracht kommt und die katholische Kirche Geschmeidigkeit genug haben muß für den Kommisrock. Wir waren zum Theil selbst Ohrenzeugen, als die Jubelrufe und Toaste über die Einweihung des muthmaßlichen Thronfolgers an der Spree in den Maurerorden diesen großen Beruf freimaurerischer Tendenz in helles Licht setzten, ohne schuldiges Zartgefühl vielleicht, aber mit Hast und Eifer. Und wenn die Beilegung des Kirchenconflictes in mehreren deutschen Kleinstaaten nach den gerechten Erwartungen aufrichtiger Katholiken bisher noch nicht erfolgt ist, so ist der Grund zum größeren Theile in diesem maurerischen Sonderstrebniß zu suchen, welches gern sieht, daß die brennenden Kirchenfragen auf Kosten Anderer sich müde hetzen und freieren Spielraum für's eigene Reichsideal offen lassen. Freilich kann es hierin dem Maurerorden begegnen, daß er eben so gut als Mittel dient, wie die Religion, wie das Deutschthum, wie die constitutionelle Monarchie. Aber das können die Maurer vertragen. Sie legen sich ehrfurchtsvoll auf den Bauch und lassen sich mürbe treten, wenn es nur unter Maurern geschieht, wo Alles gemeinsam ist bis auf das Ungeziefer des Pelzes. Dieser Einfluß des Freimaurerordens auf unsere katholische Entwickelung in Deutschland berührt uns um so mehr, da er sich im Beamtenstande ein stehendes Heer geschaffen hat, dessen Macht selbst über fürstliches Wohldenken hinausreicht und den Kampf gegen die katholischen Principien und ihre Fortschritte nicht sobald aufgeben wird. Wenigstens wollen sie die Friedensstifter sein, um das Werk mit ihrem Anhauche zu durchgeistigen.

Eine besonderliche Rolle gegen unsere heilige Kirche spielen auch viele Aerzte des süddeutschen Landes, oft in bester Absicht, selten mit klarem Bewußtsein, eine Art Automaten, welche die

schmale Weisheit unserer kleindeutschen Universitäten in Bewegung setzt. Sie nennen sich Männer der Wissenschaft mit jenem edeln Stolze, der sein Gewicht um so tiefer fühlt, je mehr es in die Höhe steigt, mit jener schönen Ausschließlichkeit, welche dem Verstandesmonopole ziemlich ähnlich sieht und allen Pöbel außerhalb der arzneilichen Schranken mit Recht verachtet. Sie huldigen größtentheils dem Erdgeiste, welcher den Frankfurter Recensenten in der Didaskalia als Allgegenwart Gottes gilt, das heißt, der Ewigkeit der Materie ohne außerweltlichen Gott, welchen sie sich nur in der Welt als seiend denken können, wo sie selbst als Bewußtsein und Eigenschaft des Stoffes, wie Libellen farbenspielend, obenauf schwimmen, oft ohne alles Verständniß ihrer abentheuerlichen Lage. Diese materielle Ausbildung macht sie in der Berührung mit den Menschen zu einer Retorte, welche mit Leichtigkeit die positiven Religionsansichten im biblischen Sinne verflüchtigt und der sinnlichen Weltanschauung den Weg bahnt. Sie gehören in überwiegender Mehrzahl dem protestantischen und jüdischen Bekenntnisse an, ohne tiefere Einsicht in katholische Anschauungen und Pflichten, meist auch ohne Willen, der römisch-katholischen Kirche gerecht zu werden, oft gestreift vom demokratischen Fanatismus, welcher nur seine eigene Meinung vertragen kann. Die besten unter ihnen sind gegen Kirchliches indifferent, aber doch stets geneigt, alles Religiöse irdischen Rücksichten und Eindrücken unterzuordnen. Sie haben sich in der Regel im Umgange mit den leibhaftigen Bildern des Todes jene lächelnde Miene, jene meisterhafte Fassung angelebt, welche über alle seelischen Bedürfnisse ohne Verzerrung der Gesichtszüge hinwegblicken und zarte Gewissen in kirchlichen Dingen mit Leichtigkeit ihres überflüssigen Zwanges entbinden kann. Sie schildern katholischen Kranken die Kirche als Quellenland der meisten Krankheiten, wo die dumpfe Luft, die Winterkälte, die Ausdünstung großer Volksmassen unselige Lücken in's Leben der Menschen reißen und um nichts und aber nichts den Frieden der Familien stören. Sie preisen die Zimmerluft und die Ofenwärme als das geeignete Element, um die geborstenen Knoten der Lunge auszuheilen und die Krämpfe des Nervgewebes zu verhindern. Der katholische Geistliche mit seinen Sacramenten, mit seiner letzten Oelung, mit seinen Erinnerungen an die Ewigkeit erscheint ihnen als gesundheitsverderblich und ruhestörend. Daher die ewige Predigt, daß sich

die Kranken vor jeder Aufregung hüten und in einsamster Langweile verdämmern sollen. Aus diesem Grunde wird die geistliche Krankenhülfe entweder gar nicht verlangt, oder so spät, daß man mit den Abgeschwächten und Verscheidenden nichts mehr anfangen kann, und die Fälle, wo Kranke ohne heilige Sacramente, ohne den Trost der Kirche sterben, häufig vorkommen, als gewisser Schaden für die Abgelebten, als Aergerniß in der Gemeinde und eine Art Ueberflüssigkeitserklärung katholischer Heilsgeheimnisse. Durch Vorsichtsmaßregeln gegen mögliche Krankheitserscheinungen machen fast alle auf Kosten katholischer Kirchenpflicht une tempête dans un verre d'eau, und verwirren die Gemüther zum Nachtheile ihres gesunden Lebens, ihres rüstigen Muthes und des festen Selbstvertrauens in den unvermeidlichen Schwierigkeiten dieser Welt. Deßhalb bildet sich in ängstlich aufgeregten Seelen die Gewohnheit aus, bei jedem vorübergehenden Regen, aus Furcht vor jedem Lufthauch sich vom Kirchengehen aus Gesundheitsrücksichten selbst zu dispensiren, ohne dadurch ihr Gewissen zu befreien und der Gesundheit wesentlich zu nützen. Im Gegentheil, der oberflächlichste Blick auf die täglichen Erfahrungen zeigt, daß dadurch nur Gefahr und Unsicherheit für's Leben, Gewissensdruck und Unfreiheit des Geistes entspringen. Es ist in der That seltsam genug, daß die ärztliche Ordination im Winter nicht erlaubt, die katholische Kirche zu besuchen, aber den Spaziergang auf das gefrorene Eisdach des Mains als schadlos für die Gesundheit erklärt. Ein unbefangenes Gemüth mit nur einigem Scharfsinn wird unschwer entdecken, daß dieses ärztliche Verfahren in unseren größeren Städten sehr oft die einzige Ursache von Krankheit und leiblichem Mißbehagen ist. Uebertriebene Schonung richtet alle Aushältigkeit und Frische des Lebens zu Grunde. Gewissenhafte Aerzte, wie der vortreffliche Frankfurter Doctor Müller, welcher für Frankfurt zu früh gestorben ist, handeln freilich anders. Obgleich Protestant, ging er doch stets mit dem katholischen Priester Hand in Hand und sagte öfters unverholen, daß er von diesem herzlichen Einverständnisse immer den besten Erfolg für seine ärztliche Kunst erzielt habe. Hofrath Stiebel verfolgt mit Geist und Liebe die nämliche Bahn. Unter hundert schwer Kranken ist fast immer die gute Hälfte an der Seele so hülfsbedürftig als am Leibe, und Genesung im letzteren kann erst erfolgen, wann die erstere geheilt

worden ist. Wie athmen so viele Kranke nach dem Empfange der heiligen Sacramente freudig auf, wie ist gerade der Genuß des Abendmahles und der letzten Oelung fast immer der Wendepunkt zum Besseren! Nur dem Einflusse schlechtunterrichteter Aerzte kann ich es größtentheils zuschreiben, daß man hier zu Lande eine so unvernünftige Scheu vor dem Sacramente der Oelung hat. Nach katholischen Grundsätzen hat dasselbe vorzüglich den Zweck, durch göttlichen Einfluß die Heftigkeit der Krankheit zu mildern und mit der Gnade des Himmels die glückliche Krise zum Besserwerden herbeizuführen. Jeder erfahrene Priester kann Beispiele der auffallendsten Art von solcher Wendung nach der heiligen Oelung anführen. Aber dem ängstlichen Arzte schließen sich die sinnlichen Hausgenossen an und ziehen einen undurchdringlichen Ring um's Krankenbette, wo das vereinsamte, betrogene Opfer eingeschmeichelt wird in den bitteren Tod ohne Hülfe und Erleichterung von Jesus Christus. Das macht die Krankenpflege in geistlicher Beziehung so schwer und unheimlich. Die allerwenigsten Menschen wollen ohne den Trost der Kirche sterben; aber der Priester wird zu einer Stunde gerufen, wo er den bittersten Stachel der Profanation der heiligen Sacramente im Herzen mit sich nach Hause trägt, weil die unerläßlichen Bedingungen zum guten Empfange derselben nicht mehr vorhanden waren. Eine weitere Folge dieser ärztlichen Mißkur besteht darin, daß viele Erscheinungen des kranken Lebens auf den Einfluß der priesterlichen Seelsorge geworfen werden, ohne daß ein vernünftiger Grund dafür vorhanden ist. Gewissensangst, schwarze Phantasien, fieberhafter Aberwitz, welcher in's Kirchliche hinüberspielt, und seltsam wunderliche Monomanie gewisser Krankheitszustände fließen weit natürlicher aus dem Gegentheile. So lange die Sünde den Menschen auf Erden kreuzigt, werden die Gewissensbisse nie aufhören, und zum Glücke der ewigen Sittengesetze hat die medicinische Gottlosigkeit noch kein Salz erfunden und keinen Mineralbrunnen hervorgebohrt, dieselben auszurotten ohne Reue und Buße. Dafür kann nur zeitige Abfindung der schuldigen Seele mit Gott unter priesterlicher Mithülfe Dienste thun. Und in tausend Fällen werden alle eure Mixturen und Oelkrüge nichts ausrichten, bevor diese Abfindung nicht stattgefunden hat als geeigneter Boden für materielle Arzneistoffe. So lange die Richtung unserer Aerzte bloß in's materielle Leben ohne Rech=

nung für den unsterblichen Menschengeist zu zielen bemüht ist, wird die arzneiende Stümperhaftigkeit nie aufhören. Selbst die Griechen und Römer haben durch ihre klügsten Organe ausgesprochen, daß nur mens sana in corpore sano gedeihen und ohne göttlichen Segen keine gesundmachende Wirkung erzwungen werden könne. Unser Zeitalter mit der Fahne des Fortganges hat den Krebsgang eingeschlagen zum Nachtheile der Religion überhaupt und der katholischen Kirche insbesonders. Gott besser's! —

Zu den gefährlichsten Feinden der katholischen Kirche im mittleren Deutschland sind ferner einige sogenannte Literaten zu zählen, welche nichts weiter sind als dieß und mit Recht den Doppelsinn dieses fremden Namens zu ihrem Prädicate gewählt haben, da man sie nur mißbräuchlich Gelehrte heißen würde, weil es zu ihrem charakteristischen Hauptmerkmale gehört, wenig oder gar nichts gründlich zu wissen. Im Gegentheile klebt ihnen durchweg eine Art Berlinerschneiderthum an, wo eitle Prahlerei die Solidität ersetzen muß. Zu dieser pseudoliterarischen Clique gehören allerlei alte und junge Leute, in ihrer Gesammtheit nicht leicht aufzufassen, erstickte Schüler der Theologie und Jurisprudenz, abgesetzte Schullehrer, mißglückte Poeten und Doctoren, verlorene Bruchstücke des modernen Juden- und Heidenthums, Candidaten des evangelischen Ministeriums mit weißer Halscravate, Theaterkritiker und Freibilletsinhaber, Musterreisende, Thalercorrespondenten für einheimische und fremde Zeitungen, lediglich auf den Broderwerb gestellt, ohne Glauben, ohne Grundsätze, meistens ohne Gewissen und Ehrlichkeit. Wer sie am besten bezahlt, dem widmen sie den Dienst ihrer Feder, heute so, morgen anders für Position und Negation, wie es verlangt wird, zu Calumnien so gut als Lobgesängen, im Sinne aller möglichen Meinungen und Confessionen. Sie zehren vom fremden Thun und Lassen wie Drohnen vom Honigseim der Bienenstöcke, als vielgeschäftige Aushorcher aller Haus- und Salonsgeheimnisse, freche Betaster aller Pulsschläge ihrer Nachbarschaft, schmutzige Mäkler mit Stadtklatschereien und Scandalen, welche sie mit Geschick zu einem eigenen Handelszweige ausgebildet haben, stereotype Figuren im Vorzimmer verdienstvoller Diplomaten, welche für die deutschen Interessen sorgen, befreundet mit den Polizeimannschaften der deutschen Bundesstaaten, mit denen sie eine Art von Notizentauschhandel nach wechsel-

seitigem Auslieferungscontracte unterhalten, voll stinkender Einbildung auf ihre staatsmännische und literarische Wichtigkeit, voll kleinlichen Ingrimms gegen Alle, welche die letztere nicht begreifen wollen. Sie stehen nicht selten mit der Religion in Verbindung, wie die Maulwürfe mit dem Graswuchs, als Renegaten, Convertiten, oft in dreifacher Umprägung je nach Bedarf, Neugetaufte und Mitglieder kirchlicher Vereine, mit wundersamer Doppel- und Dreifältigkeit für die Rollen der Andacht und Gottlosigkeit, Fuchsschwänzer und Gamins, in denen sich leichtfertige Grisetten männlich maskirt haben. Unter diesen fühlen sich die Natives aus Juda und Israel am behaglichsten, weil sie es am leichtesten zur leidlichen Höhe des Brodkorbes bringen, von Juden und Christen gut bezahlt, im Dienste der Synagoge und Revolution. Sie arbeiten nicht bloß als Verfechter der Emancipation und bürgerlichen Rechtsgleichheit, sondern überhaupt für das jüdische Königthum, sei es im Staate oder in der Kirche, im Handel wie im Senate, auf der Börse wie in den Richtercollegien. Wie die Schacherjuden das deutsche Flachland mit ihren Kapitalien, Handelsstreifen und Wucherkünsten durchsponnen haben, ranken sich die jüdelnden Literaten mit eben so viel Unverschämtheit als Ausdauer durch alle zarten Verhältnisse der Gesellschaft, um sie mit ihrem Knoblauchgeruche anzustecken. Deßhalb führen sie nebst der Feder auch Brecheisen und Hebel aller Art mit sich, die geoffenbarte Religion der Christen mitsammt ihrer mosaischen Grundlage zu demoliren, alle Fundamente des historischen Rechtes zu zerbröckeln und gefürchtete Persönlichkeiten des gläubigen Theiles der Nation, selbst ihrer eigenen, moralisch todt zu machen. Auf diesem Felde treffen sie mit ihren Milchbrüdern, den Rationalisten, Demokraten, Socialisten aus allen Confessionen und Ständen zusammen und nehmen für ihre revolutionäre Mitwirkung Geschenke, Bestechungsgelder, Abonnementszeichnungen für ihre Schmutzblätter aus aller Herren Ländern in Empfang. Sie richten sich mit ihrer buntscheckigen und zigeunerhaften Bande besonders erbittert gegen die katholische Kirche und bieten alle unerlaubten Mittel auf, sie zu verläumden, zu verdächtigen und ungerechter Weise zu denunciren, nicht weil sie katholisch ist, nicht weil sie als Religionsgemeinde bestimmte Grundsätze hat, sondern einzig deßhalb, weil sie trotz ihrer Stumpfheit für alles Höhere fühlen, daß die katholische Kirche in der Fäulniß und

Zersetzung unserer Gesellschaftszustände die einzige feste Burg conservativer Kräfte ist, daß sie nothwendiger Weise fallen muß, wenn das geschichtliche Recht und die christliche Staatsgrundlage in Deutschland untergehen, die Judenrepublik angebahnt und der politische und kirchliche Atheismus zur anerkannten Herrschaft gelangen sollen. Ihre Macht ist um so größer, je mehr sie sich auf das odium papae der Protestanten stützen, je eifriger ihnen der Pantheismus deutscher Professoren in die Hände arbeitet, je blinder und blödsinniger gewisse Machthaber dieses literarische Piratenvolk in Dienst nehmen oder dulden. Sie beherrschen außer ihren eigenen Blättern fast alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften mehr oder minder, erlegen als Schleichhändler und Wilddiebe in Recensionen und Ausschellliedern die vorgeschobenen Posten der katholischen Literatur und verdrehen mit geschickter Taschenspielerei die unschuldigsten Thatsachen der Geschichte und des Lebens zu Gunsten ihres politischen Cynismus. Ohne Scham und Scheu vertreten sie die Literatur des Fleisches und der sittlichen Durchfäulung der Nation und richten mit den Orgien des phrygischen Priapus die deutsche Jugend zu Grunde, um sich an derselben willige Werkzeuge für ihre That, blinde Anhänger für ihre deutsche Zukunft zu erziehen.

Börne und Heine erscheinen noch als Gentlemen im Vergleiche mit den gemeinschmutzigen Taglöhnern ihrer Race. Ihr hündischer Spott gegen katholisches Wesen geht so weit, daß sie den Priester mit dem Abendmahle bei Sterbenden als Gaukler und Jesuiten ausschreien und auf öffentlicher Bühne die Mysterien der katholischen Kirche mit Inful und Stab, mit Stola und Meßgewand lächerlich zu machen suchen. Die lutherischen Christen sind demüthig genug, in dieser blasphemischen Verhöhnung des Allerheiligsten Lakaiendienste zu thun und die Kugeln glühend zu machen zum Angriff auf das Lager der Papisten. Karl Vogt mit seinem wissenschaftlichen Thierdienste, Bruno Bauer mit seiner atheistischen Logik, Eugen Sue mit der wohllüstigen Wärme seiner Gassenromane, der auferstandene Boccaccio im verwilderten Garten seines Decamerone, Casti mit seiner geilen Frivolität, Ulrich Hutten mit seinen syphilitischen Revolutionsspäßen sind ihre großen Männer zur deutschen Volksbildung. Sie treiben ihr Geschäft so unverholen in den deutschen Residenzstädten, wie der Stadtkommandant seine Truppen-

übungen und der Herr Geheimerath seine Spazierfahrten. Das allein ist noch verwundersamer, als sie selbst. Sie würden es nie so weit gebracht haben, wenn sie nicht den deutschen Rationalismus, namentlich der protestantischen Geistlichkeit, auf ihrer Seite hätten.

Aus dieser Kreuzung der Raçen in blasphemischer Wortsdienerei stammen die protestantischen Literaten, um kein Haar besser als ihre jüdischen Vorbilder, mit mehr Herz und Sentimentalität als die Juden, aber ärmer an Geist und Ausdruck, ohne den Bart der Sadducäer, aber mit der interessanten Blässe und Reizbarkeit, welche einst Luther's Dintenfaß in der Wartburg an die Wand geschleudert. Diese Ableger in protestantischer Dammerde schreiben unsere Geschichten für's deutsche Volk, wie Eduard Duller, Wirth, Scherr, Heribert Rau, welche bei uns als Confirmationsgeschenke, für Volks- und Leihbibliotheken, für Lesekabinete und Schulen ausgestreut werden als Samenkörner für das große Einst, von dem diese Propheten Sprüche und Illuminatendevisen austheilen. Diese schreiben die Mariot'schen Baseler Broschüren mit dem stereotypen Katholikenhasse und dem blinden Fanatismus der Unwissenheit in kirchlichen Dingen, die jesuitischen Glaubensbekenntnisse aus Ungarn, die Aufschlüsse über eingemauerte Nonnen und Klosterverbrechen, die aufgewärmten Ragout's mit pikanter Heidelberger Sauçe aus Pascals jansenistischer Pharisäerschule, die Hetzartikel der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung, die Berichte über Missionen im Frankfurter Journal und der Allgemeinen Deutschen Zeitung und die Novellenfeuilletons politischer Falschmünzerei im deutschen Norden. Alle diese Elaborate von einerlei Gepräge sind Zeugnisse einer geistigen Flechtenkrankheit, welche allen gesunden Lebensinhalt aufgezehrt und ihr Gift in alle zarten Gefäße des Lebens eingetrieben hat. Je stärker dieses Jucken brennt, desto unauslöschlicher glüht der Haß gegen die katholische Kirche, deren Untergang prophezeit, besungen, ersehnt, aber noch immer nicht eingetroffen ist, die bisweilen zur unliebsten Stunde, wie der Kaiser, dessen Rothbart drei Mal um den Tisch gewachsen, ihr Haupt erhebt und alle leeren Tonnen der deutschen Gauen rumoren macht. Da regnet es und hagelt es „Jesuiten, Ultramontane, Papisten, Pfaffenknechte, päpstliche Alleinherrschaft, hierarchische Uebergriffe, im Finstern schleichende Partei," tausend Mal zurückgewiesen,

widerlegt, beschämt, aber stets von neuem wie Geschwätz von Leuten, die nichts vergessen und nichts lernen, gegen den Fels des heiligen Petrus, wie ein Durcheinander des Tollhauses, wo kein gesunder Gedanke, kein stichhaltiger Beweis, kein Fünklein Liebe zu finden ist. Aber das Kneipenvolk ist doch zu gewinnen, der massenhafte Unverstand tritt in die Bande dieser literarischen Schreier als neudeutscher Chorus mit seinem Kreuzige! Kreuzige! je unwissender, desto besser. Schwachherzige Katholiken werden eingeschüchtert, der Ruheliebende zieht sich grillenhaft ohne Sang und Klang in's Loch der Häuslichkeit und des Verstummens zurück, der Schwankende geht wenigstens Anstandshalber mit der confessionellen Katzenmusik, um sich nicht unliebsamen Titeln auszusetzen.

Der Katholicismus, allenthalben noch viel zu ehrlich und gewissenhaft, haßt die Käuflichkeit dieses literarischen Beistandes, er verdammt die Geldherrschaft auf dem Gebiete des Glaubens. Daher ist der Weg für den Janhagel frei. Katholische Schriften treten in's Publikum mit verschämten, niedergeschlagenen Augen, als wäre es nicht recht geheuer hinter den Schlössern des Herzens, meistentheils voll kleinstädtischer Rücksichten vor dem Vetter und der Base, und dem Geschäftsfreund, und der Tante im Damenstift. Die „Deutsche Volkshalle" zu Köln, das „Volksblatt" in Stuttgart, das „Mainzer Journal," die Zeitung „Deutschland," von entschiedenen Katholiken gegründet und gehandhabt, sind zu markirt für das katholische Schlafmützenthum, man könnte sich bloßstellen, seinen zeitgemäßen Fortschritt in Frage stellen, zu einseitig werden, wenn man nach dieser Seite entschiedener vorginge. So kommt es, daß diese Zeitungsinstitute nur mit Mühe fortbestehen und die Absicht für Erweiterung meist unvollkommen ausführen können. Wir finden keinen Namen für diese Schmach der katholischen Confession, worüber die gesinnungstüchtige Presse unserer Gegner jubelt, wie der seidene Pöbel auf dem Calvarienberge über die Kreuzigung Christi.

Die Aushülfe, welche unter diesen Umständen gewisse soidisant katholische Literaten von Profession der Kirche leisten, ist zweifelhafter Natur. Ueberall verunglückt, flüchten sie auf unser Gebiet, wie russische Ueberläufer auf preußischen Boden, mit mehr Bedürfnissen als Geschicklichkeit, eine Art „Wilderer" im Walde der deutschen Dichter und Prosaisten, um zu ärnten,

was sie nicht gesäet haben, zu sammeln, was fremden Firmen angehört.

Die Oberflächlichkeit, selten von tiefer praktischer Lebensrichtung begleitet, compromittirt in ihren Werken die Heiligkeit und Unüberwindlichkeit unserer Glaubenslehren, welchen schwache Beweise mehr schaden als nützen. Da kann nur eine wahrhaft katholische Literatur unabhängiger, furchtloser, anerkannter Meister helfen, und wenn sie nicht aufstehen, so ist die Halbheit der deutschen Katholiken daran Schuld, vor der uns Gott in Zukunft gnädig behüten möge!

Die erste Communion, stilles Herzensgebet, Kirchengesang.

No eloquence of tongue can teach,
No art of pen this secret reach;
Only th' experienc'd soul do's prove,
What sweets thy take, who Jesus love.

Aus: Hymns of the old catholic church of England.
(S. Bernardus.)

Unter den schädlichen Einflüssen, welche in gemischten Gegenden wie die Ansteckung verdorbener Lüfte den Katholiken schädlich werden, nimmt die hier übliche erste Communion der Kinder einen vorzüglichen Platz ein, weil sie durch die protestantische Auffassung aus ihrer heiligen Stille und Einfalt ganz in den Bereich weltlicher Eitelkeit gezogen wird. Die Protestanten feiern nämlich als berühmtes Kinderfest die sogenannte Confirmation, mißbräuchlich nach der katholischen Firmung so genannt, eine Mischung religiöser und bürgerlicher Folgen, zunächst selbstbewußte Erinnerung an die Taufe, sodann Abschluß der Kinderjahre und der Schule, endlich Einführung unter die Zahl der Erwachsenen und Theilnahme des jungen Menschen an den Rechten und Freiheiten der mündigen Gesellschaft in Staat und Kirche, eine Art römischer Bekleidung mit der Toga, welche den ersten Lebensabschnitt schließt. Aus diesem Grunde feiern auch die Deutschkatholiken, die freien Gemeinden und die Juden das Confirmationsfest, für welche dasselbe keinen vernünftigen Sinn hätte, wenn es bloß religiös aufgefaßt würde. Die protestantischen Kinder verbringen ihre Jugend größtentheils nicht bloß fern von der Kirche, sondern auch fern vom

eigentlichen Religionsunterrichte, welcher erst in einem Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren gewöhnlich im Pfarrhause beginnt, und zur Confirmation vorbereitet, welche gewöhnlich ein Jahr darauf erfolgt. Die Confirmation selbst wird als ein Familienfest betrachtet für die Eltern der Kinder, ihre Verwandten, Freunde und Nachbarn. Jeder der Betheiligten bringt der confirmirten Jugend Geschenke von allerlei Art, oft Kostbarkeiten, Kleider, baares Geld, Schmucksachen, Gebetbücher und dergleichen. Auch der wohlehrwürdige Pfarrherr, welcher beim Confirmationsacte seine erlesenste Beredsamkeit aufbietet, und der Kirchendiener, welcher die Tempelhalle mit Blumen und Baumgrün geziert hat, werden großmüthig beschenkt. Der confirmirte Knabe ist entzückt, an diesem folgenreichen Tage der einengenden Kinderfesseln entledigt zu werden für den Genuß eines reichen Lebens, und das confirmirte Mädchen öffnet von nun an als Gleichberechtigte ihre Knospen im Salon ihrer Mama.

Diese Art der protestantischen Confirmation, theilweise auch auf die Katholiken übergegangen, verwischt für uns die heilige Weihe der ersten Communion auf sehr nachtheilige Weise. Das katholische Kind befindet sich nach den Grundsätzen unserer Kirche von Jugend auf in der Kirche, und der dogmatische Religionsunterricht beginnt mit dem ersten Erwachen der kindlichen Einsicht. Es besucht frühzeitig mit den Erwachsenen den Gottesdienst und lebt sich in die Glaubenswahrheiten dergestalt ein, daß sie zu seiner zweiten Natur werden. Es empfängt die erste heilige Communion also nicht auf Grund eines besonderen Unterrichtes, welcher jedenfalls zu spät käme, weil die katholische Lehre mit ihm aufgewachsen ist, sondern als entschiedenes Recht des christlichen Lebens, indem es, seit der Taufe ein Glied des himmlischen Reiches, mit dem heiligen Abendmahle diesen Bund ewiger Treue besiegelt. Es zögert deßhalb auch nicht so lange, das erste Mal zum Tische des Herrn hinzuzutreten, wie die protestantischen Kinder, weil diese Communion, ohne bürgerliche Folgen, in größter Stille und Geräuschlosigkeit gefeiert, als heiliges Sacrament vom Lebensalter unabhängig ist. Man macht ihm keine Geschenke, feiert kein Fest, verschwendet weder Worte, noch Geld, noch Kleider, um die himmlischen Dinge nicht unter die irdischen zu mischen und ihren Einfluß durch menschlichen Zusatz abzuschwächen. Die einzige Sorge der Kinderfreunde besteht darin, daß sie die Neucommunicanten in Zukunft fleißig zu den

Sacramenten führen und dadurch ihre Taufunschuld beschirmen helfen.

Diese ächtkatholische Uebung ist in unseren Gegenden fast in Verfall gerathen. Man bringt die erste heilige Communion mit dem Ende der Schule in Verbindung und benützt den Aufschub der ersteren als Zwangsmittel zum längeren Schulbesuche, so oft dieß für nothwendig erachtet wird. Die Armen-Commissionen reichen die Unterstützungsgelder für arme Kinder nur so lange, als die erste Communionsfeier noch nicht vorüber ist. Der Antritt der Lehrjahre muß also sogleich nach diesem Kinderfeste erfolgen und macht zur Unzeit einen plötzlichen Riß in die bisherigen Verhältnisse der jungen Leute. Dadurch quillt unberechenbarer Schaden in den Garten der katholischen Kirche. Die Kinder, erst einmal mit dem heiligen Abendmahle ausgerüstet, verschwinden in diesem kritischen Momente aus der Schule und dem nächsten Bereiche des Pfarrers, ohne daß sie besonders in volkreichen Städten und aus ganz veränderten Lebenskreisen so leicht zusammengefunden und mit seelsorglicher Nachhülfe überwacht werden können. Der erste Empfang der heiligen Communion, welcher sie der Schule entzieht, kann nicht in fortgesetzte Uebung übergehen, wie es bei noch längerem Schulbesuche wohl möglich gewesen wäre. Da also Geistliche und Weltliche die Jugend oft so lange als möglich von dem heiligen Abendmahle fern halten, um dadurch den Schulunterricht zu verlängern, so steht der junge Mensch allein ohne wesentliche Verbindung mit dem Leibe Christi, bis die Welt sein Herz eingenommen, das Laster seinen Sinn verstockt und die Noth des Lebens ihre Schmerzen in seinen Zettel gewirkt hat. Daher die Erscheinung, daß viele Erstcommunicanten im Strudel dieses Ueberganges dergestalt verschlungen werden, daß sie erst nach Jahren wieder in den Bereich des thätigen Christenthums auftauchen, ja manche erst in der letzten Sterbestunde bei besonders gutem Glücke dem Verderben entwischen. Die Gefahr einer solchen Wendung der Dinge ist um so größer, je bitterer sich die Eltern durch plötzliches Aufhören der Erziehungsbeiträge verletzt fühlen, je gleichgültiger in Religionsübungen gemischte Eheverhältnisse häufig sind, je ruchloser ehrvergessene Gesellen auf das Herz des Lehrjungen mit bösen Worten und Werken einstürmen und gewissenlose Meister den Kirchenbesuch am Sonntage erschweren. So lange bei Katholiken in Mitteldeutschland diese Verkehrtheit Vertheidiger und

Lobredner findet, so lange nicht die Einrichtung getroffen wird, daß die Kinder früher zur ersten Communion gehen und nach derselben wenigstens noch ein Jahr in der Schule behalten werden können zur Einübung in's kirchliche Leben, wird man schwerlich ein kircheneifriges, glaubensfestes Geschlecht nachwachsen sehen. Bei völliger Durchsichtigkeit kleinerer Landgemeinden in vorherrschend katholischen Ortschaften lassen sich vielleicht die ärgsten Folgen dieses verkehrten Zustandes abwenden; aber in größeren Städten bei der Lässigkeit der Behörden in Kirchensachen, bei der Gleichgültigkeit der Eltern im Punkte der Religionsübung besonders in gemischten Ehen, entscheidet in hundert Fällen lediglich der Zufall, ob die aus der Schule austretenden Kinder der Kirche erhalten werden oder kläglich verloren gehen.

Noch mißlicher wirkt der Umstand, daß nach der herrschenden Auffassung dieser kirchlich-religiöse Act als Erwerbszweig mit den jugendlichen Wünschen und Begierden in Verbindung tritt. Wer des unschuldigen Glaubens lebt, daß kindliche Gemüther die unermeßliche Bedeutung der innerlichen Ausstattung durch Christi Leib und Blut trotz der äußerlichen Sinnenreize, trotz aller Aufschmeichelung der Eitelkeit einzig und allein festhalten werden, kennt das menschliche Herz nicht, das besonders in diesen kritischen Jahren für sinnliche Eindrücke leider nur zu willfährig ist. Die Kinder wohlhabender Eltern theilen wenigstens ihre Aufmerksamkeit zwischen der Gottesgnade und den irdischen Bescheerungen, und es ist nur ein aufrichtiges Selbstbekenntniß, wenn die lebhafte Emilie eingesteht, daß ihre Träume während des Confirmationsunterrichtes fast durchgängig mit den reichen Geschenken beschäftigt sind, welche sich an dieses Fest anreihen. Und der offene Knabe Robert drückt die Wahrheit charakteristisch genug aus, wenn er seiner Schwester vorwirft, sie sei sorgenvoller, daß es am weißen Sonntage nicht regne, als daß sie mit reinem Herzen zum Altare hinzutrete. Und in der That, der Menschenkenner weiß recht gut, daß man an diesem Tage einen Flecken am Festkleide weit weniger verschmerzt, als eine Makel der zerstreuten Seele. Die Kinder armer Leute müssen zu dieser prunkvollen Feier auf Kosten der Armenanstalten oder besonderer Wohlthätigkeit bekleidet werden. Jede abschlägliche Antwort, jede vermeintliche Zurücksetzung, jede Hinweisung auf die dringlichere innere Be-

deutung dieses Actes wird mit eifersüchtiger Empfindlichkeit als Odium auf die heilige Handlung selbst oder wohl gar auf die katholische Confession geworfen. Man wacht mit der ekelhaftesten Scharfsicht, daß ja das Kleid des armen Kindes von gleicher Güte und Feinheit sei mit dem der Tochter eines rathsherrlichen Hauses. Es gibt Fälle, wo die von den Armenanstalten gewährten Kleidungen oder Stoffe durch die Eltern der Kinder vor dem Feste verkauft werden, um für den gelösten Preis und eigene und fremde Geldzulagen bessere anzuschaffen, wie es nicht an Beispielen fehlt, daß diese Confirmationskleider am Tage nach dem Feste verkauft oder verpfändet werden, damit der Gewinn sogleich den täglichen Bedürfnissen der Lüsternheit zugewendet werden kann. Das nämliche Loos erfahren die Gebetbücher, welche man bei dieser Gelegenheit auszutheilen pflegt. Den Wohlhabenden sind sie zu plump und zu wenig kostbar eingebunden, den gemischten Ehen zu bestimmt und zu katholisch, und den Armen zu umfangreich, als daß sie für's Leben in Gebrauch treten könnten. Wir haben erleben müssen, daß Kinder gemischter Ehen nur so lange der katholischen Confession anhingen, bis sie diese Kleider und Bescheerungen zur ersten Communion bekommen hatten. Nach diesem Acte wendeten sie unserer Kirche den Rücken und machten sogar öfter bei den Protestanten die nämliche Art des Erwerbes durch. Die Bettelei zu Gunsten dieser würdigen Ausstattung ist ein alljährlich wiederkehrendes Handwerk geworden, an das sich die Lüge, eitler Vorwand, niederträchtige Habsucht knüpfen und den Sinn für das heilige Abendmahl in Alten und Jungen ertödten. Manche Mütter ziehen mit ihren wahren oder vorgeblichen Kindern wochenlang umher zu diesem Zwecke, und erschöpfen ihre Kraft und Zeit dergestalt, daß für die Vorbereitung der Seele keine Lust und Weile übrig bleibt. Durch diese ansteckende Manie zierlicher Bekleidung bildet sich den jugendlichen Gemüthern die falsche Meinung ein, daß man das Abendmahl gar nicht empfangen könne, ohne einen Festtagsanzug zum Besten zu geben. Jahrelang bleiben arme Leute vom heiligen Genusse Christi weg, weil sie nach ihrem Vorgeben zu schlechte Kleider haben. Jedenfalls halten sie diese Aeußerlichkeit für wichtiger als die Reinheit ihrer Seele. Der böse Geist hätte den Seelenverderb nicht wirksamer ausbilden können, als es hier der Einfluß der protestantischen Confirmation bei vielen unserer Kinder gethan hat und zu thun fortfährt.

Vollends verwirrend ist die Communionfeier selbst. Man hat alle Eindrücke eines Spectakels für die Zuschauer, alle Abziehungsmittel vom Heiligen für die Kinder eingeflochten. Menschen, welche völlig ungläubig sind oder wenigstens nicht zur katholischen Confession gehören, nehmen die ersten Plätze ein und schlürfen den Duft dieser sentimentalen Scenerien oder lächeln über das Ungeschick der untanzmeisterlich geschulten Kinder. An vielen Orten werden Eintrittsbillets ausgegeben, welche sofort mit Agio, oft selbst von den betheiligten Kindern, öffentlich auf den Plätzen verkauft, die wunderlichsten Elemente zusammenbringen. Die heilige Handlung nimmt an vielen Orten die unverhältnißmäßige Länge von drei bis vier Stunden in Anspruch. Das zerstreut, überspannt oder langweilt die Kinderherzen, deren Gefühle mehr lebhaft als andauernd sind. So manche Kinder bekommen Uebelkeiten oder Ohnmachten, deren Beseitigung den Aerzten in der Sacristei obliegt, welche an diesem Tage auch die Eigenschaft einer Apotheke und Klinik annimmt. Die Kerzenträger, von denen die Neucommunicanten begleitet werden, beengen den Raum, stören die Ordnung und nähren allerlei Nebenrücksichten auf Ehre oder Erwerb, so daß die dadurch erzielte Schönheit der Darstellung jedenfalls viel zu theuer erkauft ist. Auf die Festlichkeit in der Kirche folgt sehr unzweckmäßig ein reichliches Familienmahl, welches durch seine mannigfaltigen Genüsse oft eine völlige Niederlage der Kinder herbeiführt, besonders in den niederen Ständen, wo fremde Wohlthat oder Einladung Ungewohntes bietet und den Nachmittagsgottesdienst sehr unauferbaulich macht. Trotz dieser Mißstände ist die Vorliebe für diese Festfeier im mittleren Deutschlande so eingewurzelt, manchmal von der geistlichen Macht so kräftig in Schutz genommen, von den Kindern selbst so inbrünstig ersehnt und gefordert, daß man auf baldige Zurückführung derselben zur apostolischen Einfachheit kaum rechnen darf. Der weiße Sonntag, wo sie bei uns gewöhnlich stattfindet, kostet der Kirchencasse jährlich eine Auslage von 500—600 Gulden, welche, für diese Augenweide freudig hingeopfert, andere Zweige des Gottesdienstes schwer beeinträchtigen.

So oft die Feier mit ihren Einzelheiten zerstreuend wiederkehrt und der Sammlung des Geistes selbst bei Erwachsenen unübersteigliche Hindernisse bereitet, denke ich mit Schmerzen und Freude jenes stillen Fastenfreitags, wo wir Schulkinder

sämmtlich in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren, von unseren Lehrern begleitet, ohne alle festliche Aeußerlichkeit, ohne Volkszudrang, ohne eitle Schaustellung unserer Kleidung, selbst ohne ängstlichen Auftritt in Reihe und Glied, zur ersten heiligen Communion gingen, wo Niemand predigte, Niemand anführte, Niemand sentimentale Krafteindrücke erzwingen wollte. Noch im Augenblicke, wo ich dieses niederschreibe, kann ich mich der Thränen nicht erwehren beim lebendigen Bilde jener unbeschreiblichen Stille und Ehrwürdigkeit unserer ersten Communion, welche nicht einmal in der Anwesenheit unserer Eltern, sondern allein vor Gott lautlos gefeiert wurde. Als ich erregt nach Hause kam, als mir die Mutter mit Thränen im Auge entgegen ging und mich in ihre Arme schloß, und der Vater einsilbig sagte: „Vergiß es nicht!“ so fühlte ich einen Eindruck in der Seele, den mir tausend Rührstücke, tausend Confirmationspredigten, die trefflichste Musik und der schönste Camelienflor der Welt nicht hätten machen können. Ich war noch nicht ganz zehn Jahre alt, und doch steht Alles so klar, so eindringlich, so wundersam erschütternd vor meinem Geiste, selbst der vor fünfundvierzig Jahren verstorbene Franziskanermönch, Pater Romedius, der niedrigste und demüthigste Geistliche des Klosters, welcher mit dem tiefen Ernste seines abgezehrten Alters zu sagen schien: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Und wenn ich meinen Glaubensinhalt von damals in Bezug auf diesen wichtigsten Theil der katholischen Lehre betrachte, so haben alle nachfolgenden Studien, alle Schulweisheit theologischer Aufklärer, aller Tiefsinn geistreicher Professoren und Asceten zur gläubigen Einfalt des zehnjährigen Knaben nichts eigentlich Neues oder wesentlich Ergänzendes hinzugefügt. Dagegen schlugen die Fluthen vielgestaltiger Erlebnisse, das grauenvolle Gewühl neidischer Zweifel, die schwere Wucht des ruchlosen Beispiels an die Glaubensfestigkeit; daß sie nicht unterging und hinweggespült wurde, daß selbst in den bedenklichsten Stürmen des Lebens der Leuchtthurm nie erlosch und das Felsenufer religiöser Ueberzeugungen der Brandung siegreich trotzte: die Schule hat es wahrlich nicht gethan, die Religionsphilosophie von Innsbruck ist daran gänzlich unschuldig, selbst die theologischen Studienanstalten von Brixen und Trient haben dafür wenig oder nichts gearbeitet; die göttliche Gnade, welche im zehnten Lebensjahre durch Christi Leib und Blut als einzige Weisheit

und Heiligung eingegossen wurde, ist dabei Lehrmeisterin, meine Friedensstifterin und einzige Seligkeit gewesen.

Ein weiterer Umstand, welcher unsere erste heilige Communion um ihre besten Folgen bringt, kann zur Beherzigung nicht genug empfohlen werden. Es ist begreiflich, daß Protestanten eigene Religionscurse für ihre Kinder oder, besser gesagt, für ihre Jünglinge und Jungfrauen eröffnen, um die Kraft der Confirmation in die jugendlichen Gemüther einzutreiben. Sie legen, im offenbaren Widerspruche mit ihrer Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens zum Guten und der Unzulässigkeit persönlicher Mitwirkung zur Rechtfertigung und Heiligung des Sünders, ein vorherrschendes Gewicht auf die Einsicht und Mündigkeit der Jugend, um das Sacrament des Abendmahls würdig zu empfangen. Da darf die menschliche Zurede, die emsige Aufklärung, das besondere Unterrichten nicht fehlen. Zudem bedarf die lutherische Lehre, durch die spitzfindigen Theologen des reformatorischen Zeitalters aus der Allgemeinfaßlichkeit der Kirchendoctrin in eine oft ziemlich abstruse Schulweisheit herabgezogen, einerseits eines reiferen Verstandes für den richtigen Begriff, andererseits eine ungemeine Wortfülle, um die Widersprüche der einzelnen Lehrsätze unter einander und das, naturwüchsigen Menschen Widerstrebende in denselben einigermaßen annehmbar zu machen. Deßhalb fassen sie mit Fug die eigentliche confessionelle Religionslehre in einen Sondercursus fern von der Schule und Kirche zusammen, denn selbst der Haß, welcher im Systeme liegt, fordert diese Besonderheit, wenn er bleibend und tief in die menschliche Natur eingesenkt werden soll. Mit Unrecht wirft man den Katholiken Geheimnißkrämerei vor, ihre Lehre tritt alle Tage vollständig und klar vor das Herz der Kinder, in der Schule zutraulich, in der Kirche ernst, im Cultus würdevoll, in mächtiger Gesammtwirkung, die sich aus der Einheit und Allseitigkeit unserer Kirche durch den göttlichen Geist entwickelt. Das Göttliche kann nicht getheilt, nicht im Kleinhandel vermäkelt, nicht scheidekünstlerisch in Elemente ohne organische Verbindung aufgelöst werden. Daher äußert sich der katholische Unterricht in Religionssachen noch immer mit apostolischer Präcision und Allgemeinsamkeit, und unsere Kinder rufen mit Recht wie der Kämmerer der Königin Candace nach kurzem Aufleben ihrer Seele zum Bewußtsein der Gnade Gottes: «Quid prohibet baptizari?»

Eben so wenig kann das Göttliche todtes Wort bleiben, es muß That werden, Leben und Gewohnheit, ein süßes Durchdrungensein vom göttlichen Geiste, der unser eigentlicher Religionslehrer ist im allgemeinen, sichtbaren, einheitlichen Leben der Kirche. Bei menschlichen Lehren und Satzungen verhält es sich freilich anders. Diese wollen nach allen Seiten erwogen, paragraphirt und tropfenweise wie Valeriana und Aqua laurocerasi in einem Löffel Wasser genommen werden. Und die Wirksamkeit und Haltbarkeit derselben hängt am Ende immer wieder von der persönlichen Lust des Menschen ab, welche als sogenannte Gewissens- und Glaubensfreiheit die Flugsandkreise menschlicher Doctrin jeden Augenblick durch einander wirbelt. Damit will ich keineswegs sagen, daß die Glaubenssätze der Protestanten durchgängig Menschenlehren seien; das gilt nur vom persönlichen Princip, welche sie in Religions- und Bibelsachen zur Anwendung gebracht haben. Sie glauben als rechtgläubige Anhänger Luthers viele geoffenbarte Wahrheiten mit uns gemein, aber diese sind Bruchstücke aus dem System der älteren Kirche, insofern sie wahr sind, ohne lebendigen Zusammenhang, ohne einheitliche Wurzelkraft im entsprechenden Leben des apostolischen Kirchenthums, der schwimmende Wrack deutscher Auswanderer, welche auf der Höhe des Umschwunges der alten in die neue Zeit gescheitert sind. Was aus eigener Kraft, in organischer Lebendigkeit ewig grün durch die Jahrhunderte fortblüht, hat nicht nöthig, überflüssige Auslagen zu machen, um die einzelnen Theile zu fügen und zu löthen. Nur wo dieses Gesammtleben fehlt, da treten Klemperer, Verzinner und Lackirer ein, um mit vieler Mühe ein leidliches Ensemble herzustellen. Nach dieser Seite steuert kein katholischer Religionslehrer, so lange er dem Geiste seiner Kirche treu bleibt. Weil die wahre Verständigkeit des Menschen in religiösen Dingen lediglich vom Mitleben und Miterfahren im Gesammtleben der Kirche sicher und bestimmt erzielt werden kann, so dienen die Worte des Unterrichtes einzig nur dazu, dieses einheitliche Geistleben der Kirche zu deuten und zum eifrigen Mitleben von Jugend auf zu stimmen. Wer ein Stück Wurzelfaser von der Kaisernelke in die Hand bekommt, dem wird sie schwerlich auf dem flachen Raume derselben wachsen, wenn die pulsirende Lebenswärme auch noch so blüthenlockend sie umkreist. Nur das Ganze kann, in stiller Tiefe des Erdreichs wurzelnd, sich natur-

gemäß entfalten. Deßhalb setzen wir den Glauben des Kindes durch die Gnade der heiligen Taufe in Bezug auf die gesammten Heilswahrheiten als göttliche Hinterlage voraus, und der weise Lehrer gleicht dem Frühlingssonnenschein, welcher im weichen Lufthauche um die verborgenen Schätze kreist und sie liebevoll ohne viel Geräusch zur blüthenfreudigen Entwickelung bringt. Er ist eigentlich die lebendige Stimme der Kirchensymbolik, welche das Kind vom ersten Lichtblicke an mit ihren tausend Aesten, mit ihren Blüthen und Früchten, mit ihren Schauern und Vogelkehlen im Laube und Gezweig umfaßt und kinderselig auferzieht.

Leider haben viele Religionslehrer von dieser Amtsstellung in der Kirche keinen Begriff. Sie zerlegen die Glaubens- und Sittenlehre mit akademischer Grazie und Bequemlichkeit in Jahresabschnitte, deren letzter dem Abendmahle gilt. So hört das arme Kind alle Jahre ein Stück dieser Religionsweisheit, während das kirchliche Leben mit seinen tausend Anforderungen es stündlich umkreist und meistert. Das erste Stück ist bereits vergessen, wenn das zweite beginnt, und wenn die Lehre vom Abendmahle anfängt, so fehlen die vorausgängigen Stützen, um den festen Boden der höheren Ansicht und Vollendung darauf zu legen. Die katholische Lehre hat keinen Anfang und kein Ende im Sinne der Kirche, das Erste ist so gut das Letzte wie das Letzte das Erste ist. Wer daher nicht in jedem Schuljahre die Gesammtlehre der Kirche zur Anschauung und Einlebung bekommt, kann sie nie richtig fassen, tief sich einleben und in lichter That als Ganzes gestalten. Dieses Abschnittliche in der Lehre ist protestantisch, weil es alle Jahre neue Bruchstücke zu Markte bringt, und widerspricht allen gesunden Lehrgrundsätzen. Soll ein Kind in der Geographie geschickt werden, so zeichnet man die Landkarte auf die Tafel und läßt sie von Kindeshand nachzeichnen. So nimmt es die Gesammtheit des geographischen Eindruckes als Licht- und Merkbild in die Seele, und es ist nichts leichter, als in die vorhandenen Grundformen der physischen Ländergestaltung die Einzelheiten der Landes- und Volksbeschaffenheit einzutragen. Willst du ein Gesammtbild von den geologischen Verhältnissen Deutschlands haben? Die größte Wortfluth wird dich darüber kaum aufklären. Führt dich aber eine liebevolle Hand vor eine geologische Karte in scharfmarkirten Uebergängen des verschiedenen Gesteins und der

Erdschichten, so steigen in deinem Geiste auf einmal die Erd- und Felsenbildungen unterscheidbar und faßlich empor, und deine eigene mitarbeitende Phantasie entwickelt die unermeßlichen Prozesse dieser wundersamen Lagerungen mit größter Leichtigkeit, so daß sie deinem Auffassungsvermögen nie mehr ganz entschwinden können. Und trittst du als Mitarbeiter bei guten Fachmännern ein, so wird dein Wissen erst Leben und völlige Gewißheit werden. Die Bergeshöhen und Meerestiefen können nur in einem Gesammtbilde aller bekannten Höhen und Tiefen der Erde gründlich erfaßt und wissenschaftlich an einander gereiht werden. Das thut die Welt schon längst, um ihre Zöglinge durch gewinnreichen Unterricht zu bilden.

Nur viele deutsche Religionslehrer begreifen diese allfaßliche Kunst noch nicht. Wie ungeschickte Theologen dociren sie vor kleinen Kindern ein ganzes Semester von den Eigenschaften Gottes, die kein Mensch jemals begreifen, nur kindlicher Glaube in sich aufnehmen kann. Sie reden von den Königen Juda's und Israel's so ausführlich, wie gemeine Landesrabbiner vor jüdischen Schuljungen, und rechnen es sich nicht zur Sünde, daß die Langeweile wie ein tödtliches Gift die Religionsstunden ansteckt und allgemeines Gähnen verbreitet. Sie denken kaum jemals ernstlich daran, die Kluft zwischen dem Unterricht und dem Leben, zwischen der Schule und der Kirche, zwischen dem Präceptor und dem Priester wirksam auszufüllen, aus dem sonderbaren Grunde, um die lieben Kleinen frühzeitig richtig denken zu lehren, als ob man überhaupt denken könnte ohne Gedanken und Verständniß der Kirche, die in tausend leicht auffaßbaren Prachtbildern vor uns steht und sich selbst als Lebens- und Musterbild in ihrer Gesammtheit darstellt. Unter so löblichen Bemühungen kommen sie in vier Jahren zur Lehre vom heiligsten Sacramente und wollen die Aepfel vom Baume schütteln, ohne zu bedenken, daß die Blüthen durch ihre Schuld ohne Fruchtansatz längst abgefallen sind. Damit nicht zufrieden, lehren sie oft für die erste Communion ächtprotestantisch nicht in der gemeinsamen Schule vor allen Kindern, nicht in der Kirche vor allem Volke, sondern in Geheimstunden, was über das heilige Abendmahl zu wissen nothwendig und nützlich ist. Dieser geheimnißvolle Unterricht für die glücklichen Theilnehmer an der ersten Communion findet allerdings eine analoge Erscheinung der ersten christlichen Jahrhunderte, wo man eine scheinbare Trennung

zwischen dem Thatsächlichen und Sittlichen, und zwischen dem Mystischen und Symbolischen des Christenthums annahm. Aber diese Vorsicht galt bloß den Heiden, denen man die heilige Handlung und Bedeutung der Messe als Abendmahl und Opfer nicht preisgeben wollte. Bei uns fallen alle diese Rücksichten weg; im Gegentheile man muß die christlichen Geheimnisse von den Dächern predigen, damit sie auch beim entschiedensten Widerwillen nicht ignorirt werden können. Der Religionslehrer sorge also, daß der gesammte Inhalt der Religionslehre wenigstens jedes Jahr einmal vor dem Geiste und Herzen des Kindes zur Anschauung und Aufnahme kommt. Seine Kunst besteht auch nur in dieser Gesammtausprägung der Glaubenslehre im möglichst gemessenen Zeitraume und in der geschickten Ergänzung der Umrisse durch allmäliges Eintragen der einzelnen Farben und Tinten in's Gesammtgemälde je nach dem Verhältnisse der aufsteigenden Lehrjahre. Sodann halte er für ganz fest und gewiß, daß alle Worte verschwendet sind, wenn das Gelehrte nicht durchlebt wird, wenn die Schule nicht in der Kirche aufgeht. Nur so wird der sogenannte Confirmationsunterricht, jedes Jahr wiederholt, ausgerundet und farbenfrisch durchhaucht, bleibende Spuren zurücklassen in der deutschen Jugend! Auf diese Weise allein kann es zu einem gründlich katholischen Leben unserer Jugend kommen.

Die frühzeitig von den Protestanten entlehnte Gewohnheit, bei jedem öffentlichen Gottesdienste fast ohne Unterbrechung zu singen, benachtheiligt ebenfalls die religiöse Erbauung des katholischen Volkes auf empfindliche Weise. Bereits hat der ehrwürdige Domcapitular Hirscher, dem man tiefe Kenntniß deutscher Kirchenzustände nicht absprechen kann, gegen dieses ewige Singen, welches keine stille Herzensandacht und Lebensbesserung aufkommen läßt, ernstliche Einrede gethan. Es geschah jedoch zu einer Zeit, wo dergleichen Bemerkungen im politischen Wirrsal märzlicher Parlamentsweisheit wenig Beachtung fanden und jetzt um so mehr vergessen sind, da sie in einer Schrift gemacht wurden, welche der Verfasser selbst als nicht in allen Theilen der katholischen Kirchensatzung gemäß erklärt hat. Wir fühlen uns dringend aufgefordert, auf diese tiefsinnige Warnung des greisen Meisters gegen das ununterbrochene Singen beim katholischen Gottesdienste zurückzukommen und sie der Geistlichkeit zur Beherzigung angelegentlichst zu empfehlen. In kleineren Landgemeinden, wo der musikalische Schullehrer die Kinder

zum Unterrichte im Kirchengesange in seinen Händen hat, mag bei fortwährender Aufmerksamkeit auf zweckmäßige Nachbildung allerdings ein zusammenstimmender andächtiger Kirchengesang möglich werden, ungeachtet ich nach meinen Erfahrungen auch unter solchen Umständen dem ewigen Singen keinen besondern Wohllaut abgemerkt habe. In größeren Städten aber, wo die kirchliche Gesangsbildung der Jugend mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden ist und der Zusammenfluß verschiedenartiger Menschen ohne vorherigen Einklang durch Gesangproben wirkt, nimmt die Kirchenmelodie einen solchen Ueberfluß von Mißhelligkeit an, daß ruhige Gemüther in ihrer Andacht schmerzlich gestört und die Würde des Gottesdienstes schwer beeinträchtigt werden. Beim Kirchengesange gilt im Volke als oberster Grundsatz, daß Alle ohne Ausnahme berechtiget sind mitzusingen, mit oder ohne Stimme, Alt und Jung, Mollton so gut als Falset. Was an eigentlicher Musikkunde, Stimmreinheit und gutem Vortrage fehlt, wird durch Schreien und Brüllen ersetzt. Die Eitelkeit, welche bei jugendlichen Metallstimmen Eifersucht erweckt und die Selbstgefälligkeit nährt, verleitet abgelebte Matronen, ihre schrillen Stimmmittel in herzzerreißender Agonie abzuhetzen, und sechzigjährige Männer und Junggesellen, die zersprungenen Glockentöne ihrer Brust wie vielstimmiges Thiergeheul vom Taunus her in die christliche Versammlung zu schleudern. Das nennt man bei uns zu Lande, „Gott den Herrn aus allen Kräften loben und preisen,“ während vielen Gegenwärtigen, welche dieser Liederhetze entweder nicht gewohnt, oder zarter organisirt sind, Sehen und Hören vergeht.

Diese unglückselige Musik ist jedoch beim ununterbrochenen Kirchengesange noch der mindeste Schaden. Das gemeine Volk, welches vorzugsweise daran Theil nimmt, wird bei seiner festeren Leibesbeschaffenheit weniger davon berührt, und wo man nichts Anderes gewohnt ist, kann sogar die Katzenmusik das menschliche Ohr einiger Maßen liebkosen. Die geistigen Nachtheile dieser Gesangszustände verdienen weit größere Beachtung. Der Mensch, welcher beim Gottesdienste ewig singt, lernt nie beten und noch weniger eindringen in unsere Heilsgeheimnisse, was nur dem ruhigen Nachdenken und der stillen Beherzigung möglich ist. Der singende Kirchgänger fährt mit dem Postomnibus, welcher die Passagiere nach seinem Gefallen weiter bringt und dessen Halten und Verweilen nicht in der Willkür der

Mitreisenden steht. Diesem Umstande muß es ohne Zweifel zugeschrieben werden, daß viele erwachsene Katholiken Süddeutschlands in der Religion so gedankenlos, im Gewissen so roh, im Leben so verkommen sind. Nur das tiefe Herzensgebet macht den Religionsunterricht fruchtbar, schmeidigt die Begierden zur rechten Mitte und sittigt die leidenschaftliche Kraft des Volkes. Dieses kann im Gesange bisweilen aufflammen und die tiefe Lust des andächtigen Herzens verlauten, aber sein Heerd steht in einsamer Stille der Betrachtung, welche, wie Nachtthau auf den Blumen der Seele, bald weint vor Freuden, bald jubelt vor Schmerz. Der Knabe, welcher von der Mutter ermahnt wurde, fleißig zu beten, entgegnete mit voller Aufrichtigkeit: „Beten? Singen willst du sagen, bei uns betet man nicht!" Die Gewohnheit, nicht zu beten, sondern bloß zu singen oder zu heulen, ist in unseren Gegenden bei älteren Leuten so eingewurzelt, daß man sie nicht empfindlicher strafen kann, als wenn einmal eine Function mit bloßer Orgelbegleitung und Priestergesang gehalten wird. „Wenn ich mich nicht ausgeschrieen habe," bemerkte Barbara Ruselde, „so ist mein Sonntag rein verloren!" Dazu kommt, daß viele Menschen kein anderes Erbauungsbuch haben, als ihr Kirchengesangbuch, das auch im besten Falle zur Bildung eines vollkommenen Christen in Andacht und Gottesfurcht selten tauglich ist. Es fehlen darin jene belehrenden Vorträge, welche der gemeine Mann zur Selbstaufklärung nicht entbehren kann, jene Anmerkungen, welche in größeren Gebetbüchern schwierige Punkte der Religion und Sittenlehre erläutern, jene persönlich tiefeinschneidenden Gebete, welche für den allgemeineren Typus des Gottesdienstes unzweckmäßig erscheinen. Der größte Theil des Inhaltes in unseren Gesangbüchern besteht aus Liedern, deren gebundene, mitunter poetische Ausdrucksweise dem Verständnisse des Volkes eben so wenig günstig ist, als der dogmatischen Bestimmtheit katholischer Lehrsätze. Man kann das Gesangbuch nicht so oft wechseln als ein Gebetbuch, und das ewige Einerlei rechtfertigt den Volkswitz über einen langweiligen Menschen: „So abgegriffen wie ein Gesangbuch!" Namentlich dienen die Gesangbücher sehr wenig, die schulentwachsene Jugend in der Religion gehörig fortzubilden, weil ihre Lebhaftigkeit das Mannigfaltige liebt und nur das zweckmäßig Angepaßte verdauen kann. Diese kirchliche Gesangslangweile trägt unter anderen wesentlich bei,

unsere Gottesdienste in manchen Gegenden so dünn besucht zu machen, besonders von jungen Männern, welche des ewigen Einerlei satt sind.

Dieses vorherrschende Singen in protestantischer Art verdrängte die Mannigfaltigkeit der katholischen Kirchenandachten, welche in ihrer Reichhaltigkeit den besten Beweis liefern von der Unerschöpflichkeit unserer kirchlichen Hülfsmittel zur Belebung der Andacht in den Herzen des katholischen Volkes. Das Rosenkranzgebet mit Einlegung der Geheimnisse des Lebens, Leidens und Sterbens Christi ist aus unseren Kirchen fast verdrängt worden, ungeachtet es besonders für's Volk eine unermeßliche Fülle von Trost und Auferbauung in die Seele ausströmt, ungeachtet die größten Heiligen unserer Kirche an demselben eine lebenslängliche Fundgrube von zarten Gedanken und frommen Gefühlen gefunden haben. Zur ausschließlichen Gesangsmanie gesellte sich die moderne Aufklärungssucht, um diese Erfindung des heiligen Dominicus zu Ehren der Menschwerdung Jesu Christi und der Gottesmutter Mariä aus unserem Kirchendienste wegzubringen, unter dem seichten Vorgeben, das ewige Einerlei müsse alle Andacht ersticken. Man schob die von Christus und der Bibel empfohlenen Gebete auf die Seite, um das Einerlei menschlicher Kirchenlieder an deren Stelle zu setzen. So ist es gekommen, daß viele Katholiken eine Art Abneigung haben, das Gebet des Herrn, den englischen Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß öfters zu beten. Ein Beichtvater, welcher seine Pönitenten damit belastet, läuft Gefahr, sich wegen solcher Anmuthung das lebhafte Mißfallen derselben zuzuziehen, weil er so wenig Sinn hat für zeitgemäße Gebets- und Liederformeln aus den Fabriken dieser Welt. Auf gleiche Weise ist durch das bevorzugte Kirchengesangswesen das sogenannte Stationsgebet zur Betrachtung des Leidens Christi verloren gegangen, eine der schönsten Erfindungen der italienischen Franziscaner, wo die zweckmäßige Abwechselung mit dem Gedankenreichthum wetteifert, welcher darin niedergelegt ist. Mit demselben fiel auch die schöne Einrichtung der Calvarienberge, deren Aufgabe es ist, die wichtigsten Geheimnisse der Menschenerlösung wahrhaft zu popularisiren, für Jung und Alt ein unschätzbares Mittel geistiger Wiederbelebung und Aufrichtung zum Himmel. Eben so verschwanden die lateinischen Vespern, welche die Priester allein im Gesange vortrugen und das Volk im Stillen aus ihren

deutschen Meßbüchern nachbetete, im guten Gesangsvortrage der mächtigste Choral, die Herzen zu erschüttern und auszulüften, den man für die kirchliche Erbauung erfinden konnte.

So ist es gelungen, den Wald von allen Nachtigallen, Drosseln und Heidelerchen zu säubern, damit der arme unmusikalische Baumspecht an seinem Holz allein hacken und pfeifen kann. Das ist nicht mehr und nicht weniger als eine unverständige Protestantisirung des katholischen Gottesdienstes, welcher in seiner älteren, wahrhaft priesterlichen Bedeutung hiemit kläglich genug zu Grabe gesungen wird, gewissermaßen eine bewußte und unbewußte Einschmuggelung des allgemeinen Priesterthums, wo der Celebrant am Altare eben nur einer von den Vielen ist, anstatt seiner Weihe gemäß in der Person des göttlichen Heilandes Alle zu vertreten beim himmlischen Vater. Diesem gedankenlosen Unwesen, das die meisten katholischen Gottesdienste zu Grunde richtet, ist nicht anders aufzuhelfen, als durch die Beförderung aufrichtiger Rückkehr des Volkes zum Allernothwendigsten, dem stillen Herzensgebete, das nur mäßig vom Gesange unterbrochen werden darf, und zum Grundsatze, daß nur Diejenigen singen, welche es gelernt haben, allenfalls erlesene Schulkinder, welche sich dazu vorzüglich eignen, denn selbst der Gesang aller Schulkinder artet gern in's Ungeheuerliche aus und führt oft mißbräuchlich diesen musikalischen Namen, wo er nicht von sehr verständigen Führern organisirt und geleitet ist.

Novelle von einer zärtlichen Mutter.

Rings, so weit die Wolken ziehen,
Hallt mein Seufzen spät und früh,
Und du stehest mir zur Seite,
Und die Seufzer hörst du nie.

Aus dem Portugiesischen von
J. F. H. Schlosser.

Es war im Jahre 1853, als ich das zweite Mal nach Como kam, um die Naturwunder des Comersee's noch einmal mit aller Ruhe und Fassung zu genießen. Der Dampfer trug mich in einer kleinen, übrigens mir unbekannten Gesellschaft durch's reizvolle Seebecken in kurzer Frist nach Cadenabbia, welches, fast nur aus einem Gasthause bestehend, ungefähr in der Mitte der Wasserstraße uns zur Linken lag, dem Vorgebirge Serbelone gegenüber, wo sich der andere Seearm nach Lecco hinunterstreckt, in der bezaubernden Nähe der Villen Sommariva und Melzi. Ich stieg an's Land und suchte Unterkunft. Aber alle Zimmer des Gastwirthes waren von Engländern, Russen und Franzosen in Beschlag genommen. Er konnte mir seltsamer Weise nur ein kleines Zimmerchen im Thurm eines Gartenhauses anbieten auf der Anhöhe der Mittelregion, unweit des benachbarten Dorfes, welches diese reizenden Hügel krönt, fast eine halbe Stunde vom Seegestade. Das Abenteuer war lustig genug für das Herz eines deutschen Schwärmers.

Ich richtete mich im Thurmgemache so gut ein, als ich konnte, mitten in einer hellgrünen Olivenwaldung, welche bis an's Ufer hinunter lief, von den prachtvollsten Magnolia- und Lorbeerkirschbäumen beschattet, mit einem Wunderblick auf das Bildergewühl im Thale, zu dessen Schilderung alle Sprachen der Welt

zu arm sind. Die Alte, welche mir eine Matratze und einige Rohrstühle brachte, mit einer Flasche Strohwein, fragte mich mit einiger Verwunderung über meine entschlossene Ansässigkeit im Bereiche der Sperlings- und Mauerschwalbennester: „Sie werden doch nicht hier allein die Nacht zubringen wollen?" Und als ich es bejahte, fuhr sie mit Eifer fort: „Das sind deutsche Grillen! Wenn Sie von den Menschen nicht den Hals abgeschnitten bekommen, so drehen Ihnen die irrenden Geister denselben um, und entwischen Sie beiden durch besonderes Glück, so fressen die Ratten Sie im Schlafe auf. Das versteht unsereine besser!" Sie begleitete diese Rede mit einem verächtlichen Blicke auf meine träumerische Einfalt, schlug gegen alle Gewohnheit italiänischer Dienstleute die Thüre lärmend zu und klapperte mit ihren Holzschuhen die Treppe hinunter.

Der Pfarrer des benachbarten Dorfes, dem ich Abends auf einem Spaziergange begegnete, stimmte ebenfalls in die weibliche Prophezeihung ein. „Der Thurm ist verwünscht," sagte er mit wichtiger Miene, „darin schläft Niemand aus der ganzen Gegend, weil man den nächtlichen Höllenspuck nicht aushalten kann. In früheren Zeiten hat es manchem Waghalse das Leben gekostet!" Von allem Spucke war jedoch nicht das Mindeste zu spüren. Eine Nachtigall, welche im Myrthenbusch am Rain ihr Nest hatte, sandte ihre Liebeswirbel bis gegen Mitternacht in mein Einsiedlerstübchen, und der sanfteste Schlaf legte sich auf meine Glieder, wie ich in unverwünschten Häusern nie genossen hatte. Und welche Luft des Morgens! welcher Athem von Gesundheit aus allen Sträuchern! Welcher Lichtstrahl in alle Keime des Lebens!

Als mir die Alte den Kaffee aus der Tiefe heraufbrachte, lachte sie mir mit groteskem Humor in's Gesicht und rief: „O dio santo benedetto!" Ihr Fleisch muß übel schmecken, daß der Braten noch übrig ist. Schon war ich gefaßt, ihre zerstreuten Knochen zu sammeln und auf dem geweihten Erdreiche zu begraben!" Ich blickte ihr lebensfrisch entgegen und sagte lächelnd: „Wenn man fromm ist, kann man alle leiblichen und geistigen Uebel abwenden!" „Muso tedesco!" brummte die Alte, „als ob bei eurem ewigen Nebel eine Frömmigkeit möglich wäre. Italien ist das Land der Heiligen und des Sonnenscheins, so höre ich von allen verständigen Leuten reden. Auf Wiedersehen zum Mittagessen um zwei Uhr unten in der Locanda am See!" Mit diesen Worten trollte sie rasselnd und singend den Olivenhain

hinunter. Nachdem ich mit emsigem Fleiße meine Reisenotizenbücher nach langer Irrfahrt wieder geordnet und einige Briefe in die Heimath geschrieben hatte, stieg ich um die angedeutete Stunde hinab zur table d'hôte, an welcher wohl bei achtzig Personen Platz nahmen, darunter außer mir kein einziger Deutscher, wenigstens ertönte kein deutscher Laut. Eine lebhafte Französin neben mir, ganz begeistert von ihrem Morgenausfluge, konnte die Schönheit des Vorgebirges Arconati nicht genug preisen, das über dem Zauberbilde der Tremezzina aufstieg, ungefähr eine Stunde von Cadenabbia entlegen, nicht bloß den See, sondern auch das interessante Mittelgebirge beherrschend.

Aus so beredtem Munde eine Naturmerkwürdigkeit zu hören, ist schon ohnehin lockend genug, da das weibliche Gefühl für unmittelbare Eindrücke viel empfänglicher und die Auffassung in der Regel viel origineller ist, als bei Männern. Ich warf mich daher ohne viele Umstände nach dem Essen in eine Barke und fuhr hinab in der Richtung nach Como gegen Arconati. Dieses Vorgebirge springt weit hinein in den See und trägt an der äußersten Spitze ein stattliches Haus, welches einem reichen Mailänder gehört. Es war damals unbewohnt, weil es nach der Bemerkung des Gärtners unsicher sei, so daß Niemand darin wohnen könne. Ich mußte lachen über diese verwünschten Gebäude am wunderschönen See und bewunderte die unerschöpfliche Phantasie dieser Gebirgsländer und die Lebendigkeit ihres Gefühls, welches im höchsten Reize der Landschaft ohne Grausen und Entsetzen nicht angenehm leben kann. Und in der That war einiger Anlaß zu dieser Schauerpoesie vorhanden. Denn ich stieg in die öde Villa empor und musterte alle Räume derselben. Sie stand gerade im Windzuge des Thales zwischen ragenden, wenn auch nordwärts etwas entlegenen Bergen, durchheult und durchbraust auf schauderhafte Weise, selbst bei mäßiger Luftbewegung, so daß Fenster und Thüren nur mit Mühe zu öffnen und zu schließen waren.

Eine stürmische Nacht, mit Geprassel von oben und Wellengeheul von unten und mit Windströmen in's Kreuz und in die Quere mußte erregbare Gemüther allerdings in Schrecken versetzen. Auch das Verhängniß der Lungensucht für seine Bewohner fand seine Erklärung in der Gelegenheit, sich ohne Vorsicht leicht zu erkälten. Mich zog vom Giebel des Hauses besonders eine höher gelegene Villa an, welche auf dem Rücken des Vor-

gebirges am Aufstiege in die Waldregionen seine Cypressenhaine herunter leuchten ließ. Die Villa des Plinius soll nach neueren Forschungen dort gestanden haben. Unter den Herzogen aus dem Hause Visconti kam der Besitz an die Karthäuser, welche hier eine Krankenfrische anlegten für ihre älteren Brüder, um sie im schönsten Winkel Italiens einem sanften Tode entgegen gehen zu lassen. Und in der That fand ich bei näherer Einsicht noch deutliche Spuren der ursprünglichen Karthause, in der Mitte ein großartiges Gebäude im Style des Mailänder Doms, rings mit uralten, riesenhaften Epheugewinden umflochten, und am Südende eine gothische Kapelle, wie ein vergessener Kern in die Wand eines modernen Angebäudes emporschimmernd, in weiterem Ringe abgesonderte Häuschen, einst den kranken Brüdern zu Einsiedeleien eingeräumt.

Am äußersten Vorsprunge des Plateau's, auf welchem die ganze Anlage sich erhob, wölbte sich ein ungeheurer Kastanienbaum, von riesigen Cypressen umringt, über einer zierlichen Laube, welche aus jungen Haselbüschen gegen Regen und Wind höchst kunstreich emporgezogen, nur ein Fenster nach Süden öffnete, zum Ausblick auf den wogenden See mit seinen prachtvollen Gestaden. Vom Aufstiege ermüdet, setzte ich mich in den geschnitzten, mit allerlei wundersamen Thiergestalten verzierten Lehnsessel, ohne anderes Leben rings umher zu merken, als gackernde Hühner und einige Lämmer, welche am Kapellengrunde grasten. „Das wäre ein Ruheplätzchen für einen weltsatten Dichter!“ seufzte ich im Herzen und wiegte meinen Geist auf den Schimmerwellen des zaubervollen Maitages, welcher über der reichen Landschaft funkelte.

„Guten Tag!“ begrüßte mich auf einmal eine Stimme, und ich fühlte die Berührung einer freundlichen Hand, welche sich auf meine Schulter legte. Aufblickend, erschrack ich fast. Ein langer Mann stand vor mir im knapp anschließenden Rocke, welcher wie ein Talar bis an die Knöchel hinabfloß, um den Hals ein leicht geschlungenes Foulard von rothweißer Farbe, auf dem Haupte ein Barett von schwarzem Sammt, wie man es gewöhnlich an Raphael sieht, übrigens ohne Sorgfalt in der Toilette. Er mochte ungefähr gegen sechszig Lebensjahre haben. Seine Haare, merklich gebleicht, lagen in vereinzelten Locken um seine hellglänzende Stirne, und aus den Augen leuchtete ein milder Strahl, wie er vielerfahrenen und bewährten Naturen einen seltenen Reiz

zu verleihen pflegt. „Erschrecken Sie ja nicht, einen Landsmann hier zu sehen," sagte er sanft, „denn daß Sie ein Deutscher sind, können Sie nach Ihrem ganzen Wesen nicht verläugnen." Kurz, unsere Bekanntschaft war bald gemacht. Ich hörte von ihm, daß die Gerüchte über den Gartenthurm meiner Herberge nicht ganz ohne Grund waren. Vor ungefähr zwanzig Jahren habe sich in demselben ein Deutscher angesiedelt, nach allem Anscheine ein Dichter und Menschenfeind, welcher allen Verkehr mit der Welt gemieden, sich selbst gekocht und Mägdedienste geleistet habe, und oft wochenlang nicht sichtbar geworden sei. Als er einst lange nicht zum Vorscheine kam, habe man die Thüre eingesprengt und den Sonderling erhängt gefunden, dazu eine aufgeschlagene Luthersbibel und darauf ein beschriebenes Billet mit den Worten: „Werft mich den Vögeln und Hunden zum Fraße hin! Da bin ich besser aufgehoben, als in euren Kirchhöfen!" Der Eindruck dieser Entdeckung lebe im Volke fort und wecke die seltsamsten Gerüchte auf.

Dies bewog mich nach einiger Erwägung, die Thurmwohnung aufzugeben und nach Arconati in's verwünschte Mailänderhaus überzusiedeln, wo mich der Gärtner mit Freuden, wenn auch mit Kopfschütteln, aufnahm. Ich sah von hier meinen deutschen Karthäuser „Wilhelm" alle Tage und wurde bald mit den interessanten Lebensschicksalen seiner früheren Periode bekannt. Eine ferne Verwandte von ihm, Rosa mit Namen, welche mit ein Paar Mädchen seinen Haushalt führte, ebenfalls eine Deutsche aus Südtirol, war eine interessante Dame, obgleich in vorgerückteren Jahren, mit der deutschen Literatur vollkommen vertraut, ein Muster von scharfem Urtheil und seltener Aufrichtigkeit und wie keine andere geneigt, geistige Lebensgenüsse zu schätzen und zu lieben. Die Abende, die ich in dieser liebenswürdigen Gesellschaft verlebt, gehören zu den angenehmsten meines Lebens.

Wilhelm hatte sich nach einem unruhigen Kaufmannsleben mit bedeutendem Vermögen in diese schöne Einsamkeit zurückgezogen und lebte nicht so fast literarischem Wirken, als weisem Lebensgenusse. Namentlich war er beschäftigt, seine früheren Erlebnisse niederzuschreiben und gewöhnlich Abends die Arbeit des Tages vorzulesen. Ich glaube meinen Lesern einen Gefallen zu thun, ihnen aus dem Gedächtnisse mitzutheilen, was er über seine Jugend niedergeschrieben. Er sagt davon unter Anderm:

„Meine ältere Schwester Eleonore hing mit unbeschreiblicher Liebe an mir. Unser Vater, ein frommer Katholik, betrieb in der bevölkerten Stadt das Gewerbe eines Kleinhändlers und nährte sich und uns auf ehrliche Weise. In städtischer Behaglichkeit, wenn auch ohne Ueberfluß, wuchsen wir zusammen auf. Die katholische Domkirche stand in unserer Nachbarschaft. Der Vater nahm uns frühzeitig mit in den Gottesdienst. Die seligsten Augenblicke habe ich in diesen Versammlungen zugebracht. Ewig unvergeßlich stehen mir die Thränen meiner Schwester vor der Seele, welche jedes Mal bei der heiligen Wandlung in jener lautlosen tiefen Stille katholischer Andacht und Aufopferung ihre Augen füllten. „Jesus, dir leb' ich, Jesus, dir sterb' ich, Jesus, dein will ich sein todt und lebendig, Amen!" seufzte sie in seliger Hingabe und Verklärung, während mein guter Vater neben uns auf den Knieen lag und betete: „O gekrönter Heiland! erhalte mich und meine Kinder fromm und treu in deiner heiligen Kirche!" Das waren keine Ceremonien, wie der Flachsinn urtheilt, sondern Thaten des Geistes, deren Eindruck nie aus meinem Gemüthe weichen wird.

Dieser Kirchentrost wurde daheim im häuslichen Kreise leider oft unsanft gestört. Unsere Mutter Mathilde, bedeutend jünger als ihr Gemahl, von Haus aus eine wohlhabende eifrige Protestantin, hing ganz von den Eingebungen des lutherischen Pfarrers Reifenberg ab, dessen Religionseifer lediglich im Hasse gegen die katholische Kirche wurzelte, während er sonst dem Hegel'schen Nihilismus sich ganz hingegeben hatte. Protestant sein hieß bei ihm so viel, als das übernatürliche Moment der Offenbarung läugnen und den natürlichen Trieben dienen ohne Rücksicht auf Gott und Ewigkeit. Da er für seine saftlosen Predigten keine Zuhörer hatte, so legte er sich in außerkirchlicher Wirksamkeit auf bornirte Weiblein, die er mit dem giftigsten Hasse gegen alles Katholische erfüllte und zur Bedeckung ihrer Sünden nöthigte, seine Druckschriften und Traktätlein zu kaufen, welche als Maculatur in den Buchhandlungen liegen geblieben waren.

Unsere Mutter war eine umsichtige Hausfrau, mit reger Sorgfalt für unsere leiblichen Bedürfnisse, streng gegen ihre Dienstleute und Hausgenossen, aber überaus zärtlich gegen uns. Sie liebte einen gewissen Grad von Comfort in der Hauseinrichtung, besondere Blankheit des Hausrathes, der Betten und namentlich der Küche. Wenn sie des Morgens in's Zimmer

trat, fuhr sie prüfend mit einem weißen Taschentuche über die Commode, und blieb am ersteren auch nur das leiseste Stäubchen hangen, so schüttete sie eine Fluth gemeiner Schimpfwörter über das Mädchen aus und warf den Grund dieser Unordnung auf ihr katholisches Glaubensbekenntniß. Und wenn der Vater friedestiftend in's Mittel trat, fuhr sie auch diesen in scharfen Worten an, und uns erschrockenen Kindern tönte oft aus ihrem Schlafgemache, in das sie sich gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten entrüstet zurückzog, das brummende Wort herüber: „Der katholische Dickkopf! gerade wie Reifenberg es mir vorher gesagt hat!" Ihre schmollende Einsamkeit dauerte in der Regel nie lange; zurückkehrend schloß sie uns mit leidenschaftlicher Heftigkeit in ihre Arme und bedeckte uns mit ihren Küssen. Diese wüthende Zärtlichkeit wurde oft unheimlich. Unsere Kleider mußten so zierlich als möglich eingerichtet sein. An Sonntagen stellte sie sich mit uns vor dem Spiegel auf und ihr Gesicht leuchtete vor Freuden im Anblicke der schönen Gruppe. „Könnte ich euch noch euren katholischen Götzendienst aus der Seele nehmen, so wäre ich das seligste Weib auf Erden," setzte sie gewöhnlich hinzu.

Der Pfarrer Reifenberg kam häufig zum Thee, bei welchem wir nicht fehlen durften, und war die Schule noch nicht aus, so wurden wir von dem Hausmädchen aus derselben geholt, um den Gottesmann zu ehren. Es steht mir unvergeßlich das Gesicht des Pfarrers vor der Seele, mit dem kalten Lächeln und den zwei tiefliegenden blinzelnden Augen, die er nur wenig auf uns haften ließ, mit geschniegelten Haaren, im weitfaltigen Talare, stets fein rasirt. In der linken Hand die Theetasse, mit der rechten Butterbemmchen eintauchend, hing er mit Beharrlichkeit auf dem Angesichte meiner Mutter und sagte im andächtigen Hochton: „Selig sind Sie, liebste Schwester! um ihres lutherischen Glaubens willen! Lassen Sie nur die süßen Würmchen nicht im teuflischen Papstthume zu Grunde gehen!" Bei diesen Worten ließ er einen Strahl des Mitleids auf uns fallen, und legte gewöhnlich noch ein Stück Zucker zu und schlürfte die Tasse mit dem andächtigsten Behagen in die Seele.

Unsere Mutter war über diese Liebenswürdigkeit ihres Beichtvaters ganz entzückt, sie ließ ihn nie ohne Geld und Handkuß für ihn und die Frau Pfarrerin fortgehen. An der

Thüre bedeckte er unser Haupt regelmäßig mit seinen Händen und murmelte dabei einen Spruch, der mir erst in meinen Studentenjahren am Gymnasium klar wurde, des Inhaltes: „Deus vos impleat odio papae!“ Unser Vater gewahrte diese Geschichten entweder gar nicht oder übersah sie in seiner friedfertigen Gutmüthigkeit, die Niemanden wehe thun konnte.

Als mich meine Mutter einmal am Sonntage mit in die lutherische Kirche nehmen wollte, stieg mir ein Gefühl auf, das ich gar nicht beschreiben kann, das ich meinem Todtfeinde nicht wünschen möchte. Ich sagte aufgeregt: „Mutter! ich mag nicht!“ Sie antwortete beleidigt: „Nun so gehe zu deinen papistischen Mummereien! Querkopf!“ und warf die Zimmerthüre ungestüm zu. Meine stille andächtige Schwester nahm mich bei der Hand und zog mich in die katholische Frauenkirche. Sie weinte bitterlich während des ganzen Gottesdienstes und schlug bei der Wandlung so ernstlich auf ihre Brust, daß ich's in allen meinen Gebeinen empfand. Ihre verweinten Augen ließen sich beim Mittagessen nicht abläugnen. Der Vater, scheinbar oder wirklich ohne alle Ahnung der vergossenen Thränen, erzählte mit der liebenswürdigsten Ruhe von der Welt, er sei heute dem P. Roh aus dem Jesuitenorden begegnet, welchem eine Schaar Gassenbuben durch die Breitengasse mit dem Rufe: „Jesuit! Dickkopf!“ nachfolgten. „Das ist die protestantische Toleranz,“ fügte er harmlos hinzu, und drückte sein lebhaftes Bedauern aus, daß erwachsene Pflastertreter die Rohheit der lieben Gassenjungen mit Beifall aufgemuntert hätten. Die Mutter wurde darüber verstimmt und warf der Schwester und dem Vater abwechselnd düstere Blicke zu.

Der Vater schlug nach dem Essen einen Spaziergang in's Freie vor, an welchem die Mutter sonst so viel Behagen gefunden hatte. „Ich kann nicht,“ antwortete sie kurz, „bei uns ist heute die Vorbereitung zur Beichte.“ Wir zogen mit dem Vater in's nahe Gebirge, den Abhang eines von Kastanien und Eichen bewaldeten Thales entlang, lautlos fast, jedes mit eigenen Gedanken. Als wir in die Waldnacht eingegangen, welche sich allmählig höher in riesiges Nadelholz verlor, grüßten uns alle melodischen Kehlen des Haines. Verlorene Sonnenstrahlen hüpften auf dem Farrenkraute wie jugendliche Geister, ihres Daseins froh. Tiefgründige Wässerlein lallten zu uns herauf mit ihrer kindlichen Unschuld, wie liebefähige Wesen. Der tiefste Friede

legte sich um unsere Seelen, eine süße Eintracht, wie sie in der Stadt uns nicht beschieden war. Vom Gipfel des Berges fächelten leise Lüftchen herab, Leib und Seele ausfegend mit ihrer kräftigen Frische. Meine Schwester und ich lebten wieder auf, wir umschlangen den Vater mit zärtlicher Liebe und küßten ihn mit dem wiederholten Ausrufe: „O wie schön ist diese Welt!“ Der Vater holte, wie innerlich gepreßt, immer tiefere Athemzüge, blickte uns mit unbeschreiblicher Innigkeit an und brach mit lautem Weinen in die Worte aus: „Das ist das Schicksal einer gemischten Ehe!“ Aber sogleich sammelte er sich wieder und sagte, das entschlüpfte Wort verbessernd: „Liebste Herzen! laßt uns Gott danken für den freien Hauch der Luft, für Sonnenschein und Wärme, für das Glück zu athmen in seiner Liebe.“ Er wurde heiter und lieblich, wie ein heller Abend; in seinen Augen lag es still wie die Spiegelfluth des See's mit dem lichten Bild der Sonne und allen Läublein, die im Walde schimmern und grünen.

So langten wir wie trunken auf der Spitze des Berges an, auf welcher eine fernhin leuchtende Kapelle stand mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, auf ihren Knieen den jungen Weltheiland dem andächtigen Volke zeigend. Um ihr Haupt kreiste ein Rothkehlchen mit kläglichen Tönen. Es hatte am Gesims drüben sein Nest gebaut, aus welchem vier Jungen mit gelben Schnäblein zu uns herabschauten. Oft blieb es auf den Schultern der Madonna sitzen, gleichsam um Schutz flehend für seine bedrohte Brut. Wir lagen knieend längere Zeit im Gebete und der Vater flüsterte einige Mal verständlich: „O reinste Magd! laß meine lieben Jungen nicht aus dem Neste stehlen durch falsche Hand.“ Die nachrieselnden Thränen bezeugten die tiefe Aufregung seiner Seele.

Wir kamen erst spät nach langem Umwege wieder nach Hause. Unsere Mutter war nicht zu finden, weil sie die späte Conferenzstunde der inneren Mission bei Pfarrer Reifenberg besuchen zu müssen glaubte. Uns deckte ein tiefer Schlaf mit seinen weichen Flügeln zu, und als wir des Morgens wieder gesund erwachten, lag alle Freude und aller Schmerz von gestern weit hinter uns; das kindliche Gemüth schaute leicht und erregbar in die Zukunft, die rosig vor uns leuchtete.

Das war unser letzter Spaziergang mit dem geliebten Vater. Schon lange hatte er besonders Morgens trocken gehüstelt. Die

Dienstmagd erzählte oft von seinen starken Nachtschweißen und seltsam duftigen Bettlaken. Die Mutter schien wenig darauf zu achten. Als der Vater einmal sagte: „Ich weiß nicht, welche Mattigkeit in meinen Gliedern sitzt," mit einem tiefschmerzlichen Ausdruck im Gesichte, so erwiederte die Mutter lachend: „Du scheinst deine sechszig Jahre zu vergessen; in diesem Alter fängt Alles matt zu werden an!" Der Vater aß nicht mehr weiter, sondern zerdrückte eine stille Thräne im rechten Auge.

Von diesem Augenblicke an schien er alles Interesse am Leben, ja selbst alle Eßlust verloren zu haben. Er magerte sichtbar ab, während das Leuchten seiner Augen feuriger und unheimlicher wurde. Wir Kinder ahnten nichts Böses und hofften alle Tage auf das Besserwerden des Vaters. Es war am Pfingstmontag früh um eilf Uhr, als ich zufällig in's Schlafzimmer meiner Mutter eintrat, um ein Buch „über das Weltall" aus dem Schranke zu holen. Dasselbe führte in ein Cabinet, das durch ein Fenster aus dem ersteren erhellt wurde. Darin gewahrte ich meine Mutter, welche mit gedämpfter Stimme zu einer mir nicht sichtbaren Person sagte: „Es hat also seine Richtigkeit, Fritz; macht ihn nur nicht zu schmal, daß er Platz darin hat, und nicht zu theuer, aber bald fertig, daß man ihn jeden Augenblick zur Hand haben kann. Er braucht nicht vornehm zu sein, er muß ohnehin bald verfaulen und dafür ist ein jeder gut genug." Durch das knarrende Fach des Schrankes wurde die Conversation gestört; nachhallende Schritte eines Forteilenden tönten an mich herüber; ich trat an's Fenster, und siehe! der Meister Rothbart, Schreiner von Profession, trat aus unserer Hausthüre mit so vergnüglichem Gesichte, daß es mir noch heute in der Seele brennt.

Die Mutter aß bald darauf mit der heitersten Miene von der Welt zu Mittag und sorgte mit der sorglichsten Liebe für unser leibliches Wohlbehagen, während der Vater schwerathmend uns gegenüber auf dem Sopha lag. „Reifenberg hat heute eine wunderschöne Predigt gethan," erzählte sie mit Lust; „er sagte unter Anderm: „Warum soll uns der Tod erschrecken? Das ist der Lauf alles Natürlichen, heute Blüthe, morgen Fäulniß. Nichts endet ganz, faulhaft umgestaltet ist der Leib unsterblich, weil die chemischen Stoffe, die ihn bilden, nach dem Tode neue Gestaltungen annehmen. Was heute als Kuß an meinen Lippen brennt, das leuchtet morgen als Farbenschmelz

in der Blume, das duftet übermorgen aus der Wabe des Bienenstockes, und der innerste und letzte Kern dieser ewigen Wandlung, die unzerstörliche Naturkraft, ist der Gott, welcher uns Sünder ohne Rücksicht auf gute Werke zu Gnaden aufnimmt, weil er selbst bloß höchste Eigenschaft des Stoffes ist, welche vom letzteren nicht getrennt werden kann. Das fühlten alle Völker vor und nach Christus; daher ihre Kränze, ihre Wohlgerüche, ihre Denkmale auf den Gräbern. Alle sinnbilden die ewige Kraft, welche im Stoffe lebt, grünt, blüht, welkt, untergeht und nie stirbt. Das war die schönste Predigt, die ich in meinem Leben gehört habe!"

Während die Mutter also redete, mit dem Rücken nach dem Sopha gekehrt, war's mit dem Vater auf einmal still geworden, sein Haupt ruhte am Pfühle, wie eine welkende Lilie, und Todesbläße lag auf seinem Angesichte. Wir fuhren erschrocken auf, die Mutter mit uns. In der That, er war todt vor unseren Augen. Der schnell gerufene Arzt sagte mit wichtiger Miene: „Ein Lungenschlag!" und ermangelte nicht, den ganzen Prozeß weitläufig auseinander zu setzen. Die Mutter warf einen ernsten Blick auf die Leiche, zog uns in's Nebenzimmer und küßte uns in leidenschaftlicher Heftigkeit mit den Worten: „Was weint ihr denn? Bin ich Euch nicht Vater und Mutter zugleich?" Sie trocknete uns mit ihrem Taschentuche schmeichelnd die Thränen ab und sagte: „Gott sei tausend Dank, daß ich euch habe, daß ihr mir allein angehört! Ich will etwas Gott Wohlgefälliges aus euch machen. Nichts soll uns trennen, wir sind und bleiben eins!"

Bei diesen Worten trat schon der Schneidermeister Liebetraut herein und maß uns die Trauerkleider an. „Macht sie so schön, als ihr könnt," drängte die Mutter, „meine lieben Kinder müssen alle anderen an Schönheit und Liebreiz übertreffen." Befehle über Befehle wurden ertheilt. Der Sarg für den Vater und unsere Wehekleider gelangten zu gleicher Zeit in's Haus. Das Zimmer, wo er gestorben, wurde mit schwarzem Tuche drappirt. Die ersten Gärtner der Stadt lieferten den schönsten Blumenflor zur Leiche und das Leichenhemd war aus weißer Seide glänzend gefertigt.

Als unsere Magd auch ein Cruzifix an die Leiche stellen wollte, drückte unsere Mutter dieselbe in's Nebenzimmer zornig zurück und rief ihr nach: „Bleibe mir weg mit deinem katholischen

Götzenbild, falsche Betschwester! und suche dir von heute in vierzehn Tagen einen anderen Dienst. Mein Haus muß von solchem Unrathe rein sein." Der Wechsler brachte ein Becken voll Kreuzer, Groschen und anderer Scheidemünze. Alle armen Leute wurden für ihren Leichenbesuch bezahlt.

Die Mutter saß fast den ganzen Tag im Besuchzimmer, um die Beileidtragenden zu empfangen, so daß sie Abends ganz ermüdet war. Wir aßen allein in ihrem Schlafzimmer, sie überhäufte uns mit den gewaltsamsten Liebkosungen und begleitete jeden Kuß auf unsere Wangen mit dem Ausrufe: „Das ist Fleisch von meinem Fleische, Blut von meinem Blute. Das habt ihr Alle von mir!" Als sie eines Abends in einem solchen Zustande von wüthender Zärtlichkeit heftig und erregt ein fettes Feldhuhn verzehrte, sprach sie mit heroischem Tone zu uns: „Vergeßt es nie, aus meinem Eifer für die Leiche eures Vaters könnt ihr abnehmen, wie ich ihn geliebt habe, ich, die Protestantin, den Katholiken. Ich sag es euch, dafür wird mich Gott segnen und mir Freude an euch bescheeren. Es war keine leichte Arbeit." —

Fast jeden Abend erschien der Pfarrer Reifenberg in seiner Amtstracht und hatte mit der Mutter lange Unterredungen, von denen wir sorgfältig fern gehalten wurden. Wenn er fortging, legte er uns jedesmal die Hand auf das Haupt und betete: „Herr Gott, Schöpfer aller Dinge! der einst Luthern aufgeweckt, die Götzen dieser Welt zu zerstören, nimm dich dieser Kleinen an und führe sie aus der Finsterniß des Aberglaubens in's Licht deines heiligen Evangelii, zur Freude ihrer gottseligen Mutter, dieser treuen Dienerin Christi und aller Frommen auf Erden, die im Lichte deiner Barmherzigkeit und Gnade wandeln!" Die Mutter bedeckte uns hierauf jedesmal mit ihren glühenden Küssen, so daß wir davon oft ganz berauscht auf das Sopha taumelten. Und während dies geschah, lag der Vater ruhig auf seinem Todtenbette, das fromme Lächeln in den Zügen, welches ihn stets ausgezeichnet, unberührt vom niederträchtigen Spiele dieser Welt. Ich und meine Schwester waren selig, so oft wir um ihn allein sein und unseren Schmerz ausweinen konnten. Wir fühlten uns unheimlich angeweht von der Zärtlichkeit unserer Mutter, die sich wie ein schweres Geheimniß um unsere Seelen legte und uns immer enger zu umschlingen drohte.

Am Begräbnißtage des Vaters wurden wir Morgens um vier Uhr geweckt, und nach einem ausgiebigen Frühstück in einen sehr reich ausgestatteten Wagen gebracht, dazu die Mutter und Pfarrer Reifenberg mit seiner Frau Ameline. Unsere Mutter nahm den breiten Hintersitz der Kutsche ein, uns rechts und links zur Seite, während das pfarrliche Ehepaar uns gegenüber, Arm in Arm, Platz genommen hatte. Es war ein frischer Maitag mit tiefblauem Himmel und Fülle von Sonnenschein. Der Wagen rollte schnell durch's Thor auf das Glacis, an Rebgeländen und Citronenbäumen vorüber in's freie Feld. „Es thut doch wohl, dem Leichengeruche fern zu sein," sagte die Mutter mit einem Lächeln, das aussah wie Lust und Schmerz zugleich. „Nicht bloß dieses," fiel der Parrer mit blinzelnden Augen ein, „eine so rein evangelische Seele, wie Sie, leidet geistig ungleich mehr, wenn sie genöthigt ist, den Mißgeruch katholischer Kirchen und Meßgebräuche einzuathmen. Davon hat Sie Gott jetzt auch befreit und Herr Confrater Rißling wird den Grabdienst gewiß gut versehen." „Ach ja," versetzte die Mutter, „jeder Sonntag hatte eine eigenthümliche Qual für mich. Was man Weihrauch nannte, kam jedesmal mit dem Anfluge katholischer Kirchengänger in mein unbeflecktes Haus, mit seinem Hohn auf die Lauterkeit des Evangeliums. Seit zehn Jahren habe ich in diesen Teufelsdünsten gelitten. Gottlob, daß sie heute in's Grab sinken. Für diese lieben zwei Frühlingsblumen aus meiner Seele werde ich schon sorgen, wie es sich für eine evangelische Frau geziemt."

Die Frau Pfarrerin, welche bisher den breiten Mund mit allen Zahnlücken offen vergessen hatte, beugte sich auf einmal zu meiner Mutter herüber und umarmte sie mit zärtlichen Geberden. „Gott segne sie, glückliche Schwester, ihre Gefangenschaft ist aus, die Freiheit der Kinder Gottes beseligt Sie und ihre Kinder zugleich. Bleiben Sie treu ihrem Berufe gegen die römische Schlange, welche den Mann Gottes, unseren seligen Luther, anzüngeln will."

Der Wagen flog an blühenden Kirschbäumen vorüber, die ihren weißen Frühlingsschmuck auf uns niederregneten, auf einem Hügel, welcher ein liebliches Dorf trug und die weiteste Rundsicht auf die ringsum grünende Welt an reichen Strömen den Blicken öffnete. Ein warmer, lebenquellender Lufthauch umspielte uns mit seinem leisen Flüstern und jede Grille des Fel-

des sang ein lustiges Lied in die fruchtbare Landschaft hinaus. Vom nächsten Stromufer klang der Jubel vorübersegelnder Schiffer und brachte uns die Kunde von fröhlichen Herzen, die sich ihres Lebens und ihrer Liebe freuten. In den Augen meiner Schwester standen fortwährend helle Thränen wie Thautropfen auf dem Lächeln ihres blassen Angesichtes. Die Pfarrerin warf ohne Unterlaß mit süßlicher Geberde leuchtende Blicke auf sie herüber, als wollte sie dieselbe aufsaugen in's Glück ihres christliebenden Herzens.

Nach einer starken Stunde langten wir im Bergdorfe an und traten auf eine von Reblaub überwölbte Terasse hinaus, wo im Ausblicke auf die schönste Gegend für uns bereits gedeckt war. Der lutherische Pfarrer des Ortes, Leinweber mit Namen, Reifenberg's Freund, von unserem Kommen unterrichtet, erschien ebenfalls und nahm mit vielen Bücklingen bei uns Platz. Auf dem Tische blühten in zierlichen Vasen zwei verspätete Camelien zwischen Rosen- und Lilienflor, und an der Wand hing, mit Immergrün umrändert, Luthers Porträt, wie er in häuslicher Seligkeit mit seinem Käthchen im nachlässigen Morgenkleide das Frühstück genoß. An einem der Rebschößlinge schwebte eine Guitarre, schwarzumflort, als trauerte sie um die kunstgeübte Menschenhand, welche ihre Töne befreien könnte. Das Essen, anfangs fast lautlos, wurde nachgerade belebt, ich möchte sagen fröhlich, und der Duft der ausgesuchten Speisen wurde übertroffen von der duftigen Frömmigkeit der Frau Pfarrerin Ameline, welche den größten Theil der Unterhaltung auf eigene Kosten übernommen zu haben schien. „Selig sind Alle, die im Herrn sterben," sagte sie unter Anderm, „mit dem festen Band der Seele zu Gott, wie es unser Freund, Herr Oberkirchenrath Stahl in Berlin, so einzig schön, so göttlich wahr geschildert hat. Warum ich so tiefes Mitleid für die Papisten empfinde, ist gerade der Mangel dieses Bandes, das allein für Zeit und Ewigkeit retten kann. Darum noch einmal selig Alle, die im Herrn sterben!" Bei diesen Worten erhoben sich alle Tischgenossen, das Glas voll funkelndem Rüdesheimer in der Hand; nur ich und meine Schwester blieben in der Verlegenheit sitzen. „Das danken wir dir, herrlicher Mann," fuhr Ameline fort, das Glas gegen Luthers Bild kredenzend, „welcher die Abgötterei der papistischen guten Werke vernichtet und die himmlische Süßigkeit des alleinseligmachenden

Glaubens wach gerufen hat.“ Meine Schwester war indessen leise hinweggegangen, ohne daß die begeisterten Toastausbringer es im Eifer bemerkt hatten. Pfarrer Reifenberg entblößte sein Haupt und rief mit erhobener Stimme: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Alle stimmten singend ein und Pfarrer Leinweber begleitete das Lutherlied mit den Accorden der schwarzbeflorten Guitarre. Die Hausgenossen der Wirthschaft umringten den singenden Kreis, Nachbarsleute wurden herangezogen und schwellten als mächtiger Chor die Tonwellen des Gesanges. Ich konnte es im Gedränge nicht mehr aushalten. Große Tropfen Schweißes standen mir auf der Stirne. Es lag auf meiner Brust eine unerträgliche Last. Ich muß noch jedesmal schwer aufathmen, so oft ich an jenen Moment denke. Ohne es fast selbst zu wissen, war ich aus dem Chor verschwunden. Die frische Luft vom Thalgrunde, über blühende Vorhügel her, brachte mir den würzigen Athem der Wälder und machte mir wieder die Seele klar.

Die Uhr schlug vier Uhr Nachmittags, ach! die Begräbnißstunde meines Vaters. Es schnitt mir wie ein scharfes Messer durch Fleisch und Gebein. Aus der Ferne schien Grabgeläute zu tönen aus der Glockenstube des geliebten Doms, und es dröhnte dazwischen so dumpf wie stürzende Schollen auf die eingesenkte Leiche. Im namenlosen Schmerz über dieses Gefühl, sei es von Wirklichkeit oder von erregter Phantasie, trat ich wie taumelnd in eine seitabwärts, über terassenförmiges Vorgemäuer hinausspringende Gartenlaube, von wilden Weinreben dunkelgrün überwölbt. Aus der Mittelfläche der linken Seitenwand sprang ein sprudelnder Quell aus einer gußeisernen Röhre und darüber hing an dem Schlingpflanzengeflecht der Mauer ein steinernes Cruzifix, welches die Kinder unseres Gastwirthes, zwei liebliche katholische Mädchen, mit Rosmarin und Immortellen ziersam umflochten hatten, während ein kleines Fenster am Vorsprung, auf einen reichen Wald blühender Aepfelbäume hinausgekehrt, die blauduftige, von unzähligen Kirchthürmen überragte, stromdurchschimmerte Ebene im herrlich eingerahmten Bilde zeigte.

Ein tiefer Seufzer riß mich aus meiner Versunkenheit. Ach Gott! welch' ein Anblick! Meine Schwester kniete in einer Ecke der Laube, mit gefalteten Händen, das Gesicht starr auf das Crucifix geheftet, weinend und schluchzend, als wollte es ihr

die Brust sprengen. „O mein Vater! o mein Vater!“ wiederholte sie mit krampfhaft angestrengter Stimme. „Jesus, nimm ihn gnädig auf in dein süßes Herz, laß ihn nicht weichen von dir, du Quelle alles wahren Lebens!“ Bei diesen Worten riß mich eine unwiderstehliche, geheimnißvolle Gewalt zu ihr nieder, sie faßte mich leidenschaftlich erregt in ihre Arme und senkte ihr thränennasses Gesicht wie zum Ausruhen auf meine Brust. „Bruder,“ lispelte sie im zärtlichen Tone, „sei mein treuer Gesell im Leiden für unseren Vater, für unseren Glauben! O die treue Vaterseele sieht uns noch, sie hört das Gebet unseres Herzens. Schwöre mir, lieber tausend Mal zu sterben als deinem väterlichen Glauben jemals untreu zu werden! Und wenn ich der Versuchung nicht mehr gewachsen scheine, so eil' und stich mich früher todt; das schwöre mir bei Gott und seinen Heiligen!“ Mit überweiblicher Kraft sprang sie hier plötzlich auf, riß mich hastig an's Crucifix und führte meine Hand, die Wundmale der Füße des Heilandes zu umfassen. „Schwöre!“ rief sie dringend und schaute mir mit ihrem rollenden blauen Auge so leidenvoll, so thränenzärtlich in's Gesicht, daß ich, schluchzend und zitternd an allen Gliedern, ihr nachbetete: „Ja, ich schwöre, katholisch zu leben und zu sterben, wie mein frommer Vater!“ Bei diesen Worten sprang sie mich an wie ein fröhliches Kind, küßte mich glühend auf den Mund und auf die Stirn und fühlte mit ihrer Hand auf meine Brust. „Gottlob,“ sagte sie mit dem kindlichsten Wohlbehagen, „es geht ganz lustig, die Ader ist katholisch!“ „Welche Ader ist katholisch?“ rief's dazwischen mit leidenschaftlicher Stimme und riß uns erschreckt auseinander, „deine doch nicht, du naseweise Quäckerin! die hast du ja mit dem Blute von mir.“ Die Mutter war's, uns schleichend nachgekommen, mit einem Strahl im Auge, der uns zürnend tief in die Seele brannte. „Wir haben nur für unseren Vater in der Begräbnißstunde gebetet,“ entschuldigte die Schwester, von neuem in Thränen ausbrechend. „Bete für mich, die Lebendige; dem Todten kann sogar dein Antichrist in Rom nicht helfen!“ sagte sie mit schneidendem Vorwurf.

Sie hatte kaum ausgeredet, als die Pfarrerin Ameline ihr Gesicht mit spitzem Kinn dergestalt zur Thüre hereinstreckte, daß ihr Leib, seitwärts gebeugt, ganz unsichtbar blieb, einer erblassenden Mondscheibe vergleichbar, die in der Luft hangen geblieben. Ein widerliches Wohlgefallen über die scharfen Worte

unserer Mutter sprach aus ihren fahlen Zügen. Die Letztere, bei dieser Erscheinung wie durch Zauber erlöst aus einer scheinbar unzusagenden Rolle, faßte uns zärtlich bei der Hand und sagte: „Kommt doch, ihr Herzkäferchen! wir wollen einen schönen Spaziergang machen, um unsere Sorgen zu zerstreuen.“ Zugleich sammelte sie mit ihren zierlichen weißen Fingern, an deren einem der Ring der Verlobung mit meinem Vater schimmerte, die zerwühlten Locken meiner Schwester und flocht sie in regelfester Ordnung um die Schläfen. „So steht es ganz göttlich!“ sagte sie zurücktretend und die Schwester mit fröhlichem Gekicher anschauend. Hierauf ward die weiße Halskrause zurecht gemacht und glatt über die Schließe des schwarzen Kleides gelegt. Sie vergaß nicht, das Sacktuch, welches die Schwester thränennaß in die Tasche gestopft, dergestalt zu lockern, daß die feinen Spitzen wieder neugierig hervorguckten. „Das vergiß ja nie,“ mahnte vorsorglich Mama, „daran erkennt man ein vornehmes Kind vor dem schmutzigen Gänsemädchen auf der Schweintrift. Du kannst als wilder Junge mitlaufen,“ rief sie scherzend zu mir herüber. So zog sie uns scheinbar in der fröhlichsten Stimmung von der Welt in die Gesellschaft zurück, welche sich so eben anschickte, das nahe gräfliche Schloß zu besichtigen. „Sie dürfen nicht allzu lustig sein,“ flüsterte der Pastor Reifenberg der Mutter in's Ohr, „die Papisten könnten es Ihnen übel nehmen.“ Diese schaute ihn verwundert an und brach in ein lautes Lachen aus. „Dagegen weiß ich mir zu helfen,“ fiel sie rasch ein, mit einem ernsthaften Blick auf uns, „meinen Pelz will ich mir schon rein halten.“ Reifenberg bemerkte näselnd weiter: „Es war Alles gut und anständig in unserem Gasthause, wenn nur die katholischen Wirthsleute nicht gewesen wären. Diese verderben alle Eßlust.“ Leinweber konnte die Intoleranz dieser Leute nicht genug schildern, indem sie ihm das Aufhängen und Bekränzen des Lutherbildnisses zu unserem Empfange durchaus nicht gestatten wollten und nur die Drohung durchgegriffen habe, sie von ihrem Pachte zu vertreiben. „Man kann den besonderen Segen Gottes nicht genug schätzen, wenn eine evangelische Gemeinde von diesem Ungeziefer frei ist,“ fügte er mit erhöhter Stimme zornig hinzu. Alle stimmten ein. Unsere Mutter schien dabei wie in sich verloren; sie faßte sich jedoch schnell und stäubte den garstigen Anflug von meinem Rocke, den ich mir, durch Weidenstauden schlüpfend, aufgeladen hatte. „Sei

nicht so still, Kind!" ermahnte sie hiebei die Schwester, trocknete ihr den Schweiß des Bergsteigens von der Stirn und küßte sie auf die rechte Wange. „Danket Gott, Kinder! daß ihr in meiner Gewalt seid; kein Teufel soll euch mir entreißen," wiederholte sie öfter. Reifenberg und Leinweber umkreisten uns wie Trabanten und konnten uns das Glück einer solchen Mutter nicht genug rühmen.

Unser Weg führte uns durch ein grünes Quellenthal, das sich mit dem Smaragd seines Wiesenteppichs allmählich in's Waldgebirge hinaufzog, rechts von einem Schieferabhange, an dessen Sonnenseite blühende Weinberge ihren Duft ausathmeten, zuhöchst von einem mächtigen Kranze riesiger Eichen begränzt, links mit sanften Hügelwellen bis an die langzeilige Residenz des Fürsten ausgedehnt. Die Amsel schmetterte aus dem Rebengehäge ihr weitschallendes Lied von einem Berge zum andern, während die bescheidenere Nachtigall im Haselgebüsch ihre überlegene Kunstfertigkeit im Sange zu beweisen eifrig bemüht war. Die Gesellschaft redete überaus ernsthaft und kam aus Eifer im Wechselgespräche nur langsam weiter. Meine Mutter war aus ihrer muthwillig lustigen Rolle am Begräbnißtage ihres Mannes wieder ganz in den Ernst der confessionellen Gegensätze eingetreten und auf ihrem Gesichte lag wieder der geheimnißvolle Eifer der inneren Mission, woran jeder Katholik die lutherische Andacht auf den ersten Augenblick erkennt.

Unter andern kam die Rede wiederholt auf einen reformirten Pfarrer der Nachbarschaft von tiefer Gelehrsamkeit und besonders gottseligem Lebenswandel. Ursprünglich im papistischen Aberglauben erzogen, hatte er auf einer Reise in Blumenfeld die besondere Erleuchtung, das römische Joch abzuwerfen und sich in die heiligmachende Lehre der calvinischen Religionsgesellschaft einweihen zu lassen. In der That konnte dieses gottgesegnete Werkzeug für die Reformirten nicht gering angeschlagen werden. Er war ein junger Mann mit Geist und vielen Kenntnissen in der schönen Literatur, einem beredten Mund und einer besonders für Damen reizvollen Tornure. So lange er sprach, konnte man nicht leicht widersprechen. Sodann besaß er die auserlesenste Blüthe des Hasses gegen die katholische Kirche, wie sie allen Apostaten zuerst nothwendig ist, um das eigene Gewissen zu betäuben und einzusingen, sodann allmählich zu einem Triebe der Wollust wird, welcher alle Empfindungen und Kräfte aufstachelt,

der katholischen Sache ohne alle Scheu vor den schlechtesten Mitteln so viel als möglich zu schaden. Er hatte ein katholisches Mädchen zum Abfalle vom heiligen Glauben verleitet und dieselbe nach Vorgängen geheirathet, welche der Braut keine große Wahlfreiheit übrig ließ, und diese, einmal sein Weib geworden, unterließ nicht, ihren andächtigen Herrn Gemahl in seinen antikatholischen Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen. Sie nahmen regelmäßig katholische Mädchen in den Dienst und boten alle Künste der List, der Ueberredung und der Bestechung auf, um dieselben durch den schnödesten Abfall in die Gemeinschaft der Reformirten zu liefern. Das Verfahren bei diesem Menschenverderbe war wahrhaft teuflisch, mit allen Gluthen der Rache gegen Rom, mit unnennbarer Wollust über die Zuckungen des betrogenen Opfers und mit der Wachsamkeit von Siebenaugen, es ja fern vom katholischen Contact in den enggeschnürten Banden festzuhalten. Der gewissenhafte Pfarrherr war zugleich Freimaurer von der Loge zum „großen Bären," ohne sich viel um den Inhalt der Geheimlehre zu bekümmern. Er legte sich mit den saftigsten Phrasen an katholische „Brüder" und schlich sich mit besonderer Zärtlichkeit in ihr Haus ein, einzig in der Absicht, sie vom katholischen Abendmahle abzuhalten und namentlich dieselben in schweren Krankheiten drachenhaft zu umlagern, oder von Einverstandenen umlagern zu lassen, damit sie ohne katholische Wegzehrung stürben. Und so oft ihm dieses leider nur zu gut gelang, so feierte er mit seiner entzückten Ehehälfte ein Abendfest mit so ekelhafter Lust über die glückliche Beförderung des Todten, daß ich nur ein Jagdbild kenne, um dieselbe naturgemäß zu schildern, den Lämmergeier, welcher alle seine Krallen in's Opfer eingeschlagen hat und demselben mit königlicher Seligkeit das Herz aus dem Leibe hackt. So war es ihm geglückt, nach einander sechs Dienstmädchen zum Abfall von der katholischen Kirche zu bringen und eilf Maurer in der letzten Sterbstunde um die Kraft der heiligen Sacramente zu betrügen. Die kunstreiche Frau Pfarrerin stickte die Namen derselben in weißen Atlas, ließ sie einrahmen und hängte sie über dem Speisetische wie Triumphzeichen ihres frommen Eheherrn auf. Zu meinem Erstaunen hörten die Spaziergänger diese Erzählungen mit so gespannter Aufmerksamkeit und so regem Interesse an, daß sie weder Auge noch Sinn für die herrliche Natur hatten, welche mit ihren Reizen selbst das trockenste Herz gewinnen

kann. Der Hauch der Gesellschaft glich dem arabischen Winde, der alle Herzen beengt und die Frühlingskeime der Oase hinwegsengt. Meine Mutter schien von dieser heroischen Thätigkeit ganz ergriffen und fragte mich: „Wie gefällt dir dieser Gottesmann?" „Ich kann es nicht beurtheilen," antwortete ich zögernd. „Das sollst du mir bald lernen, Dickkopf!" rief sie und wendete sich von mir entrüstet ab.

Indessen war meine Schwester, vorauseilend, aus Aller Blicken verschwunden. Das Thal bog um einen hochaufragenden Hügel und wendete sich links im sanften Anstieg empor in den gräflichen Park. Wir gingen nicht lange, so fanden wir auf dem Wege einen schwarzen Schleier, den offenbar meine Schwester verloren hatte. Ameline, welche ihn aufhob und auseinander wickelte, zog zu meinem Schrecken ein Marienbild heraus, welches uns der Religionslehrer geschenkt hatte. Maria, die Unbefleckte, stand auf der Weltkugel, welche eine Schlange umringelte. Mit ihren beiden Armen breitete sie ihren Mantel aus, um Alle, welche zu ihr eilten, in sichere Zuflucht aufzunehmen. Darunter stand der schöne Spruch aus der heiligen Schrift: „Ich liebe Alle, die mich lieben!" auf der Rückseite ein Gebet des Inhaltes, daß der göttliche Heiland seiner Mutter keine Bitte versagen könnte und uns daher selbst anweise, dieselbe als unsere Fürsprecherin anzurufen, und am Ende hieß es: „o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria."

Bei der Entdeckung und der Untersuchung der papistischen Reliquie, wie sich Leinweber ausdrückte, brach ein furchtbarer Sturm los, von dem sich nur ein Augenzeuge einen Begriff machen kann. „Ein Götzenbild, ein päpstlicher Gräuel!" schrie Reifenberg im Tone furchtbarer Entrüstung. Ameline zeigte mit ihrem dürren Zeigefinger vorwurfsvoll auf das verbrecherische Bild und kreischte, unaufhörlich wiederholend: „Einen solchen Baalsdienst hätte ich im Hause meiner Freundin Mathilde nicht vermuthet; das ist des höllischen Feuers würdig!" Leinweber schüttelte bedenklich den Kopf und schlug mit der ausgereckten Hand den Tact dazu, als wollte er einen ungewöhnlichen Ausspruch thun. Es kam aber nichts heraus als der Refrain: „Papst und Teufel, engverwandt, stammen aus dem Unterland!" fast das Einzige, was noch von Confirmationssprüchen in ihm zurückgeblieben war. Meine Mutter schlug mit ihrem Taschentuche wüthend nach dem Bilde, daß es auf die Erde fiel. Sie zertrat

es stampfend, alle Anderen stampften in völliger Raserei mit und brummten verlorene Strophen eines Reformationsliedes, von dem mir nichts mehr in der Seele geblieben ist als die Worte: „Steur' des Papst's und Türkenmord!" Unter diesem schauderhaften Tanze war das Bildniß bald zerarbeitet und in die Erde gestampft. „Zwei Begräbnisse an einem Tage!" bemerkte Reifenberg schadenfroh beim Weitergehen. Wir waren auf eine Brücke gekommen, welche zwei Arme des Teiches mit einander verband, unter kühliger Nacht der schönsten Platanen, die man sehen konnte. Da saß meine Schwester im Schilfe am Brückenkopf und fütterte die heranschwimmenden Karpfen mit Brodkrumen aus ihrer Tasche, mit dem friedlichsten Gesichte von der Welt, und seltsamer Weise hatte sie um das Gelenke der linken Hand ihren Rosenkranz geschlungen, ein Geschenk des Vaters an ihrem vorletzten Namenstage. Als sie überrascht ihre hellen Augen zu uns empor schlug, zeigte sie ein Gesicht wie ein Engel. Noch nie hatte mich ihre untadelige Schönheit so tief ergriffen als in diesem Augenblicke. Und es schien mir, daß dieses siegreiche Aufquellen der schönsten Blüthe noch weit anstößiger war als der Rosenkranz um ihre Hand. Ameline fiel wie eine Bacchantin über sie her und riß ihr den Rosenkranz so gewaltig vom Handgelenke, daß die Schnur brach und die Kügelchen in den Teich rieselten. Zugleich faßte sie das Kind mit beiden Armen und schob es gewaltsam in den Kreis der Gesellschaft. „Da stehe, du abgöttischer Balg!" fügte sie voll Gift hinzu. Eleonore stand vor dem Blitzen sämmtlicher Augen wie eine Maiblume im Morgenstrahl. Keine leise Regung von Ungeduld war an ihr sichtbar. Mit argloser Geberde sagte sie: „Ich habe einen Rosenkranz für meinen verstorbenen Vater gebetet; es war mir dabei himmlisch wohl, und am Ende kam mir's vor, der Vater hätte gesagt: „Kind! das hast du gut gemacht!" Dabei blickte sie die Umstehenden so unschuldig an, als wollte sie fragen: „Ist das etwas Böses?" Mir kam bei diesem Anblicke ein lautes Weinen, verzweiflungsvoll warf ich mich in das Kleid meiner Mutter und flehte: „O thut dem guten Mädchen kein Leid!" Das Muttergefühl war vom herzlosen Fanatismus noch nicht ganz erstickt; Mama konnte zwei Thränen nicht verbergen, so sehr sie sich auch Gewalt anthat. Sie ergriff meine Schwester mit der Rechten, mich mit der Linken und zog uns begütigend und liebkosend durch den Park in's Schloß empor, während

unsere Begleiter schweigend und verlegen nachfolgten. Die Vorseite der gräflichen Residenz blickte auf einen Garten, welcher nach französischem Geschmacke in strenger Zucht Scheere und Messer dulden mußte, um die gehörige Frisur dem Besucher zu zeigen.

Beim Stocken des Gespräches in Folge aufgehobener Execution fingen die beiden geistlichen Herren, langsam fortwandelnd, eine wissenschaftliche Unterredung an, welche, eigentlich von Reifenberg geführt, nur durch Leinweber's oft wiederholtes „Ganz richtig, vortrefflich" unterbrochen wurde. „Es ist merkwürdig," fing der erstere an, „wie sich die Religion sogar in der Gartenkunst nicht verläugnen kann. Dieser zugestutzte und krüppelhaft gezogene Park rührt von einem katholischen Gärtner aus Paris her, dem nämlichen, welcher sich in der katholischen Kapelle der Stadt auch eine weltewige Messe gestiftet hat. Die ganze Natur seines Glaubens steht durch seine eigene Gartenkunst hier verewigt vor unseren Augen. Das ist der Katholicismus, mit Pflanzen und Zwergbäumen, in's Erdreich geschrieben, mit seinem falschen Anstande, mit seiner Gemessenheit, mit den Messerspuren der Pfaffenherrschaft, welche allen grünen Keimen in natürlicher Entwickelung verderblich ist. Alle Kronen, die von der Scheere gestutzt worden sind, klagen die Pyramide des Papstes in Rom an, welcher allein alles Andere überragen muß. Die Tyrannei der scharfen Menschenregel, überall vorherrschend, in's Kleinste despotisch eingreifend, stellt allerdings eine gemachte langweilige Einheit her, welche aber nur die Monotonie der papistischen Unfehlbarkeit, den Mangel alles gesunden Lebens, die Vernichtung aller freien Bewegung beweisen kann. Der furchtbarste Gewissenszwang ist in diesem Gartenbau der Franzosen versinnlicht. Auf der entgegengesetzten Seite des Parkes hat eine geniale Protestantin, die Prinzessin Charlotte, in unser Fürstenhaus verheirathet, einen Garten nach englischem Geschmacke angelegt. Da kommt die Natur zu ihrem Recht, die freie Bewegung in ihr gottgesetztes Maß und die Mannigfaltigkeit menschlicher Meinungen über Religion und Kirche zu ihrem gehörigen Ausdruck. Da stutzt man die Bäume und Sträucher nicht, die Tyrannei der geraden papistischen Linie ist unbekannt, der unnatürliche Cölibat verschwindet, man kann leben nach den natürlichen Eingebungen seines Herzens. Die krumme Linie und deren unermeßlichen Vortheil verdanken wir lediglich dem Protestantismus." Meine Mutter, welche anfangs

ganz gleichgültig zugehört hatte, fühlte sich ihrer phantastischen Anlage nach allmählich in diesen geistreiche Vergleichungen hineingezogen, und nahm zuletzt ein solches Interesse daran, daß ihre milde Stimmung ganz verschwand und ihre kritische Natur wieder in die alte Gewohnheit einlief.

Die Pförtnerin des Schlosses, eine Frau mittleren Alters, statt ihres kränklichen Mannes im Dienste, führte uns durch das Innere des Schlosses auf einer breiten Treppe empor — in die Gemächer des abwesenden Grafen. — Was ich hier gesehen und nicht gesehen, ist mir im gegenwärtigen Augenblicke nach fünfunddreißig Jahren so gleichgültig, als meinen Gästen unerheblich. Nur eines vergesse ich nicht, den Ahnensaal der Stammfürsten, ihrer Freunde und Feinde. Unsere Gesellschaft schaarte sich mit auffallender Theilnahme vor einem leibesgroßen Porträt, einem Manne von gewöhnlicher Länge, in einem ziemlich abgenützten grünen Flausrock, mit einem langstreifigen Brustblatte und einem dichtgefalteten weißen Halskragen, mit einem schwarzen Barett auf dem Kopfe, welches der Gestalt etwas verwegenes gab. Das Gesicht wie der Leibesumfang war in's Breite gedrückt, und machte den Eindruck von List und Gemeinheit zugleich. Die tiefliegenden Augen saßen wie lauernd im Kopfe und verriethen eine vulcanische Gluth im Innern, welche sich um die vorspringenden breiten Lippen zu einer Begehrlichkeit gestaltete, welche in Geiz und Lust Erkleckliches zu leisten im Stande war. „Das ist Philipp der Großmüthige von Hessen!" fing Reifenberg an, „der große Reformator und Märtyrer für die Sache der Protestanten in Deutschland. Ihm allein ist es zuzuschreiben, daß wenigstens von vielen Gegenden unseres Vaterlandes der Alpdruck römischer Bevormundung verschwand und das lautere Gotteswort sich über Aberglauben und Abgötterei siegreich erhob."

Ameline, welche während dieser Bemerkungen unruhig geworden war, sagte mit leisem, zitterndem Tone: „O gewiß, verehre ihn als einen großen Heiligen unserer Kirche; nur seine Doppelehe kann ich mir nie aus dem Sinne schlagen, vielleicht aus weiblicher Schwachheit." „O darüber setze ich mich trotz meiner weiblichen Schwäche leicht hinaus," fiel meine Mutter begeistert ein. „Ich hätte ihm an Luthers und Melanchthons Stelle drei Weiber zuerkannt. Er hätte sie verdient für die großen Dienste, welche er der Reformation geleistet hat. Pro=

pheten, wie dieser Hessenfürst, sind an gewöhnliche Regeln nicht gebunden."

Reifenberg und Leinweber drückten ihren Beifall und ihre Bewunderung über dieses heldenmüthige Bekenntniß aus und meinten, den Landgrafen müsse diese ächt weibliche Huldigung noch im Grabe freuen. Eleonore stand vor dem Bilde wie angenagelt, ohne ein leises Wort zu sagen. Als man sie fragte, wie ihr der Mann gefiele, erwiederte sie mit sanftem Lächeln: „Sehr schlecht! Er ist zu natürlich gemalt, seine Stiefeln sind nicht geputzt, der Rock voll Staub und Unrath, selbst sein Gesicht scheint nicht gewaschen. Wäre ich ein Maler, so malte ich lauter schöne Leute in reinlichen Kleidern." Diese entschiedene Aeußerung machte alle Gegenwärtigen verblüfft, und sie erholten sich selbst noch nicht ganz, als die Frau Pfarrerin Ameline erklärte, daß das arme Kind im Papstthum ganz verdummt worden sei.

Im angränzenden Zimmer hing am Gesimse Gustav Adolf, ein geistreicher Kopf, vom feinsten Aussehen, mit einer Adlernase, breiter Stirne und einem sauber gekämmten Bärtchen an der Spitze des Kinns. „Dieser wird dir doch gefallen," fragte Leinweber meine Schwester. Sie drückte ihre Augen zu, als wollte sie sich besinnen, und entfaltete in dieser Stellung einen unbeschreiblichen Liebreiz, wie die seligste Träumerin am Sonntagmorgen. „Ach ja," erwiederte sie, „der Kopf ist in der That schön, aber ich finde die Stelle des Herzens nirgends; das ist ein großer Fehler."

Sie wandte sich mit einer leichten Bewegung an die andere Seite der Zimmerwand und rief jubelnd: „Mein Bild ist dieses da!" Es war die heilige Elisabeth aus Thüringen, Ahnfrau Philipps des Großmüthigen von Hessen, der Stifterin des Hospitals zu Marburg und daselbst in der berühmten Elisabethenkirche begraben, welche ihrem Andenken dankbare Zeitgenossen, namentlich die Deutschordensherren, erbaut hatten. Die Theilnehmer unserer Gesellschaft ließen das begeisterte Kind mit scheinbarer Unachtsamkeit stehen und drängten sich gleichwohl leise flüsternd in einen Knäuel zusammen. Ich konnte nur wiederholt das Wort vernehmen: „Es ist hohe Zeit, wenn es mit dem Evangelium nicht aus sein soll!" Meine Mutter stand dabei gespannt und ernsthaft, Ameline winkte mit dem Kopfe unaufhörlich bejahend und Reifenberg redete mit erhobener Hand und

bedrohlichem Zeigefinger in Herrn Leinweber hinein, welcher seinerseits mit glänzenden Augen die Weisheit seines Amtsbruders bewunderte. Alle Lust, die noch übrigen Räume des Schlosses zu durchwandern, war ihnen vergangen.

Zu meinem Befremden nahmen bald darauf die beiden Geistlichen mit Ameline von uns Abschied. „In meinem Hause muß Manches neu gemacht werden, um den Todtengeruch und die Ansteckung der eckeligen Krankheit eures Vaters zu vertilgen. Wir wollen uns indessen in diesen schönen Bergen umhertreiben," erläuterte Mama mit scheinbarer Gelassenheit und blickte uns heiter in die Augen. „Seid ihr mit mir zufrieden?" fragte sie dringend. Auf unser Jawort versetzte sie mit heftigem Nachdrucke: „In der That, Kinder, eine solche Mutter, wie ich bin, ist nicht alle Tage zu haben; danket Gott für dieses Glück!" Sie führte uns ohne viel Wartens in den kaiserlichen Hof, den besuchtesten Gasthof der Stadt, und nahm zwei schöne Zimmer mit zierlicher Ausladung auf die Hauptgasse des städtischen Verkehrs, welche mit allem möglichen Comfort ausgestattet waren. Sodann machten wir noch einen Spaziergang durch den Ort. Mama kaufte mir einen Bilderatlas, worin alle Reformatoren abgebildet waren. Sie begannen mit Moses, Christus und Mahomed und schlossen mit Ronge, Dowiat und Gavazzi. Für Eleonoren wählte sie eine goldene Uhr von der feinsten Genfer Arbeit und hängte ihr dieselbe mit einer wunderschönen goldenen Kette selbst um. Beim Nachhausegehen schaute sie uns mit Stolz an und meinte, das könne nur Mathilde, die einzige Tochter des protestantischen Gerbers Wohlgemuth, für ihre Kinder thun, während wir ganz überrascht waren über die Geldmittel unserer Mutter, welche für den Bilderatlas und die Uhr mit Kette zweiundzwanzig neue Louisd'or hingeworfen hatte.

Wir sanken nach allen denkwürdigen Erlebnissen dieses Tages bald ermüdet und schläfrig in's Bette, während unsere Mutter sich bis tief in die Nacht mit Briefschreiben beschäftigt hatte. Bei unserem Erwachen lag sie schon im Fenster und schien ganz vergnügt gestimmt. Unter dem Vorgeben, daß sie mit dem Besitzer des Hotels etwas Nothwendiges zu reden habe, entfernte sie sich auf einen Augenblick, blieb jedoch über eine halbe Stunde aus. Bereits angekleidet wartete ich mit Ungeduld auf ihr Wiederkommen und las aus Langeweile mit meiner Schwester die Papierstücke vom Boden auf, welche ihr beim Briefschreiben

entfallen sein mußten. Darunter fand sich ein kleines Brieflein von sehr leserlicher Hand. „Um Himmelswillen! Was ist das?" seufzte ich erschrocken. Eleonore riß mir verwundert das Blatt aus der Hand. Es hieß darin: „Hiermit erhalten Sie einen Wechsel von zweitausend Thalern auf die Kasse des Missionsfonds. Da er von allen Banquiers unserer Stadt gern honorirt wird, so werden Sie das Geld überall leicht haben können. Gratulire, daß Sie erlöst sind. Solche telegraphische Nachrichten kommen stets erwünscht. Zugleich lege ich eine Auswahl der Mariott'schen Preisschriften gegen den römischen Antichrist bei. Haben Ihre papistischen Kinder einmal deren einige im Leibe, so geht es von selbst. Welches Verdienst, diese unglücklichen Seelen aus dem Götzendienste zu erlösen und in Christo frei zu machen! Seien Sie treu im Herrn! Sparen Sie kein Mittel, bald zum Ziele zu kommen! Der Lohn für diese That unserer Mission soll nicht ausbleiben. Ihr ergebener Bruder in Christo Jesu."

In diesem Augenblicke trat Mama in's Zimmer mit fröhlichem Gesichte und lobte uns, daß wir alle Papierstückchen so sorgsam aufgelesen hätten. „Ich war gegenüber bei Herrn Nordheim, mir gegen Werthpapiere Geld geben zu lassen," sagte sie mit unbefangener Miene, die aber doch bei näherem Betrachten einige Schatten von Ernst nicht verläugnen konnte. „Nach dem Frühstück machen wir im Wagen, den der Wirth bereits bestellt hat, einen Ausflug in's Gebirge. Das soll uns trefflich bekommen!"

So geschah es auch. Von Religion fiel auf dem ganzen Wege kein Wort. Ueber uns leuchtete die klarste Maisonne mit allem Zauber der Blüthenkraft. Anfangs ging's über eine fruchtbare Ebene, zu beiden Seiten mit den schönsten Gartenanlagen eingefaßt, welche sich in unermeßliche Waldungen von riesigem Laubholz verloren. Von allen Hügeln lachten herrliche Landhäuser zu uns herab und ein fröhliches Gewimmel von thätigen Menschen trieb sich auf und nieder. Am Ende der Ebene zog sich der Fahrweg durch den Hirschpark mit seiner uralten Fichtennacht, aus der bisweilen verlorene Birkenstämme ihre geschmeidigen Zweige herausstreckten, voll heimlicher Lieblingsstellen für einsame Seelen, mit tausend rauschenden Bächlein, welche von Zeit zu Zeit kunstreiche Fischgewässer bildeten, mitten in strömenden Duftwellen des harzigen Nadelholzes, um abgestandene Nerven der Stadtleute zu stählen.

Die Mutter that ganz entzückt über diesen wundersamen Reiz der Natur und munterte uns auf, diese reinen Naturgenüsse ja stets mit Eifer zu benützen. „Dazu ist freilich nöthig,“ fuhr sie fort, „alle unnatürliche Umstrickung des Seelenlebens sorgfältig zu meiden, weil dadurch aller Sinn für die Gegenwart und für die Wirklichkeit verloren geht. Was die Zukunft bringt, was jenseits des Grabes unser wartet, wissen wir nicht. Wir wollen also vollauf genießen, was wir haben, unbekümmert um Das, was der Morgen vielleicht einträgt, vielleicht entzieht. Laßt euch nicht bethören durch die thörichte Lehre der Abtödtung, wodurch so viele dumme Menschen verleitet werden, sich selbst zu kasteien und um die schönsten Stunden des Lebens zu betrügen. Nur das gehört wahrhaft euch, was ihr genossen habt.“

Nach einiger Pause, das Auge stets auf uns geheftet, schmeichelte sie mit zärtlichen Worten und redete weiter: „Dankt es eurer guten Mutter, daß ihr wohlhabende Kinder seid und alle eure Herzenswünsche befriedigen könnt. Der Vater hat, wie ihr wißt, wenig hinterlassen, es fehlte ihm an Thätigkeit und Unternehmungsgeist, mit Gebet und gottseligen Werken allein kann man nicht reich werden, das liegt klar am Tage. Die Frömmelei ist überhaupt das größte Unglück des Menschen, weil sie die besten Seelenkräfte phantastischen Vorstellungen und erzwungenen Gefühlen aufopfert, so daß für's Leben nicht viel Gutes mehr übrig bleibt. Ich dagegen habe genug von meinem Vater, dem Gegenstück zu euerem, um mich und euch zu ernähren und auf Erden glücklich zu machen. Und was mir fehlt, leistet die Gemeinde reichlich, in der ich confirmirt worden bin.“

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen waren wir zum Forsthause gekommen, welches auf einem tannenbewaldeten Hügel weithin die Gegend beherrschte, einer Art ländlichen Gasthauses, wo man bei viel weniger Umständen weit besser bedient wird, als in den kostspieligen Gasthöfen am Rheine und in Holland. Das heitere Wetter hatte von allen Seiten, besonders aus den benachbarten Bädern, zahlreiche Gäste herbei gelockt. Die Mutter fand sich bald heimisch unter ihren vielen Bekannten und ließ uns auch ohne viele Aufsicht unserer Kurzweil nachgehen. Man lustwandelte auf den niedlichen Pfaden, welche sich nach allen Seiten in den Wald verschlangen, mit Plätzen und Sitzen zum Ausruhen, mit Brunnen, welche den reinsten Quell für Durst

und Kühlung ausströmten, und mit heimlichen Verstecken, vertraulichem Gespräche zu Schutz und Schirm.

Bei der ersten Gelegenheit entschlüpften ich und meine Schwester aus den Reihen der Spaziergänger. Der Brief vom heutigen Morgen lag mir zu schwer auf der Seele. „Mich hat er gar nicht überrascht," erklärte meine Schwester mit ruhiger Fassung, „meine Mutter will uns um jeden Preis protestantisch machen. Sie ist verkauft, so scheint es. Das konnte ich mir schon lange nicht verbergen. Ich komme noch davon, das fühle ich. Mein Leben dauert kürzer, als du meinst. Aber dich beklage ich von Herzen. Du hast es nicht bloß mit deiner Mutter, sondern mit deiner eigenen leichten Natur zu thun. Bete, damit du nicht in Versuchung fallest."

Sie hatte kaum geendet, als ein Engländer herein stolperte und mit der eigenen Zudringlichkeit dieser Leute uns fragte, ob hier vielleicht eine Nachtigall sänge. „Ein vortrefflicher Vogel!" rief er ohne Unterlaß und zog immer mehr Vorübergehende an, bis endlich auch meine Mutter am Arme eines jungen Mannes ganz lustig eintrat und uns ihren Begleiter als weitgereisten Zögling der Methodisten von Genf vorstellte und mit lebhaften Geberden als Mann Gottes anpries. Man zog uns fort hinab in den Garten, wo für vier Personen gedeckt war. Wir aßen gut und reichlich. Mama trank mehr Wein als gewöhnlich, und sogar Eleonore nippte zweimal aus einem Glas Madeira. Der Mann Gottes redete von seinen eigenen Angelegenheiten wenig, nicht einmal von der Nichtigkeit aller guten Werke vor Gott. Im Gegentheil, er war sehr artig gegen Mama, schenkte ihr alle mögliche Aufmerksamkeit und konnte ihre geistreichen Bemerkungen nicht genug loben. Sie fanden sich in einander, wie Längstbekannte.

Als wir Abends nach Hause fuhren, theilte er den Wagen mit uns und nahm sein Absteigequartier ebenfalls im kaiserlichen Hofe. Da sich meine Mutter viel mit ihm beschäftigte, so hatten wir desto mehr Spielraum, unseren eigenen Angelegenheiten obzuliegen. Die letzten Worte Eleonorens waren mir tief in die Seele gedrungen, nicht bloß mit ihrer fühlbaren Spitze auf mein Selbst, sondern noch weit mehr mit ihrer theilweisen Dunkelheit. „Was soll das sein mit deinem kurzen Leben?" fragte ich sie unter Anderem. „Ich meine es wörtlich so, wie ich gesagt habe," erwiederte sie mit einem warmen Tone, welcher tief vom Herzen

drang. „Ach! ich habe auch einmal frisch und fröhlich geathmet, aber längst ist es in mir damit aus. Diese tägliche Dornenqual um meines Glaubens willen, diese Schmach, die mein Vater als Katholik erdulden mußte, dieser heimtückische, unaufhörliche Krieg gegen unsere Kirche mit allen Lästerungen, die mein Heiligstes getroffen und zu verwüsten gesucht haben, mit dem täglichen Andrang frömmelnder Heuchler, wie sie nur Sektenstifter erzeugen können, haben meine Jugendkraft verheert. Ich fühl' es tief, in Jahr und Tag sterbe ich am gebrochenen Herzen!"

Mit diesen Worten warf sie sich leidenschaftlich an meine Brust und brach laut weinend in einen Strom von Thränen aus. Sie konnte sich lange gar nicht erholen und setzte mich durch das ungestüme Pochen ihres Herzens in die größte Bestürzung. „Du peinigst dich selbst mit deiner Schwarzseherei," sagte ich zu ihr, „man stirbt nicht so leicht, als du dir einbildest. Und mit dem Religionszwang hat es noch gute Wege. Gegen unseren Willen kann uns Niemand protestantisch machen." „Aber mit deinem Willen, oder auch nur mit deinem äußeren Nachgeben!" versetzte sie mit Nachdruck.

Mir wurde bei dieser Entschiedenheit meiner Schwester nicht wohl zu Muthe. Ihr Zweifel an meiner Festigkeit that mir einerseits eben so weh in der Seele, als er andererseits nicht ganz ungegründet erschien. Denn so sehr ich an der Religion meines Vaters hing, ließ doch die Beharrlichkeit von Seiten meiner Mutter einigen Leck zurück. Ich nahm das Unvermeidliche und Alltägliche auf wie Wind und Wetter, das ich nicht verhindern konnte. Ein leiser Anhauch von Gleichgültigkeit war die nothwendige Folge dieser Gemüthsstimmung. Der Tropfen, welcher langsam und unaufhörlich fiel, wenn auch gegen meinen Willen, verfehlte nicht, alle Tage wenigstens einige Körner vom Granit meiner Glaubensüberzeugungen wegzuwaschen. Allerdings wurde ich durch diese unscheinbaren Wirkungen nicht zum Protestantismus hingezogen, welcher mir von Jugend auf zuwider war; aber der eigene Köcher wurde immer leerer. Man gewöhnte sich allmählig daran, sein Katholischsein nicht zu sehr hervortreten zu lassen, sondern gewissermaßen als persönliches Geheimniß für das einsame Denken und Empfinden zu behandeln. Dadurch verlor sich meine katholische Innigkeit mehr als ich mir selbst eingestehen mochte, und die Leichtigkeit der Jugend, von meiner Schwester richtig geschätzt, trug mich über viele Noth

hinaus, die ein tieferes Gemüth nicht so leicht hätte verwinden können. Ich fühlte mich getroffen und darüber verstimmt.

Während meine Schwester sich allmählig wieder sammelte, konnte ich den Gedanken nicht aus der Seele bringen, daß ein früher Tod meiner Schwester wohl eben so wahr werden könne, als ihre Aussage über die Gefahr meiner Lauigkeit in Sachen des väterlichen Glaubens nicht ganz als unzutreffend anzusehen war. „Wenn du stirbst, so laß mich mit dir sterben," flehte ich ganz verwirrt meine Schwester an, „denn ohne dich kann ich doch nicht leben und selig werden." Diese lächelte mich an, wie eine Blume aus dem Thau des Morgens, schloß mich in ihre Arme und küßte mich heftig auf beide Augen. „Von Herzen gern," erwiederte sie bestimmt, „man stirbt in der Jugend so leicht und sicher, wie es später nicht mehr der Fall ist. So hat uns unlängst Kaplan Dieterich erzählt."

Hier trat Mama wieder in's Zimmer, das Localblatt unserer Vaterstadt in der Hand, wo in einer sogenannten Tagesgeschichte alle Geschichten und Klatschereien täglich nach Wahrheit und Lüge, wie es eben kam, mit großer Ausführlichkeit behandelt wurden. „Wir wollen doch sehen, was sich indessen zu Hause zugetragen hat," sagte Mama und warf sich zum Lesen auf's Sopha. Wir standen am Fenster und zerbröckelten ein Stück Brod für die Sperlinge, welche mit ungemeiner Keckheit an uns heran flogen und die Brosamen wegholten; aber unser Geist war bei etwas ganz Anderem. Eleonore munkelte in unzusammenhängenden Sätzen ihr Lieblingslied:

Immerdar fröhlich und tüchtig zerstreut,
Das hat meine Seele von jeher erfreut,
Und wie es auch flattert und flinkert umher,
So bleibt doch ein Plätzchen im Herzen nie leer.

Plötzlich sprang Mama mit einem Schrei wie erschreckt auf, warf das Localblatt mit Zorn und Verachtung unter den Tisch und eilte zur Thüre hinaus, ohne Zweifel zu ihrem methodistischen Freunde hinüber. Wir konnten uns diese plötzliche Verstörung nicht erklären. Unwillkürlich hob ich das Blatt vom Boden auf und durchlief gedankenlos die Tagesgeschichte. Da stand zu meinem Erstaunen folgende Notiz:

„Vor drei Tagen ist der hiesige katholische Kaufmann Blasius gestorben, mit Hinterlassung zweier katholischer Kinder von einer protestantischen Mutter, welche die letzteren pflichtgemäß für ihre

Confession erziehen wollte. Aber die katholischen Verwandten des Verstorbenen thaten Einrede und legten einen schriftlichen Revers vom katholischen Pfarrer vor, worin sich die Brautleute verbindlich gemacht hatten, alle ihre zu hoffenden Kinder in der katholischen Religion zu erziehen oder erziehen zu lassen. Da die Gültigkeit eines solchen Uebereinkommens nach unseren Gesetzen nicht bezweifelt werden kann, so wird mit dem Confessionswechsel bis zum gesetzlichen Alter von vierzehn Jahren gewartet werden müssen. Solche Intoleranz verdanken wir unserer ultramontanen Geistlichkeit. Es steht zu hoffen, daß unsere Behörden die immer weiter gehenden Uebergriffe derselben in die gehörigen Schranken zurückweisen werden." Meine Schwester wiederholte lachend: „zurückweisen werden" und schnitt aus dem Blatte scherzend und singend ein allerliebstes Eselein, das mit quergereckten Füßen sogar auf dem Tische stehen und mit gehöriger Nachhülfe sich bewegen konnte. Die anderen Blätter zerzupfte sie und ließ die krausen Bruchtheile durch's Fenster hinabflattern auf die Straße und konnte sich über die kräuselnde Bewegung derselben nicht genug freuen. So schien es wenigstens. Mama, welche mit einiger Sammlung wieder zu uns hereintrat, nahm herzlichen Antheil an dieser poetischen Vernichtung „der dummen Tagesgeschichte."

Es war neun Uhr Morgens. „Macht euch zurecht; wir gehen wieder in's Freie," ermahnte die Mutter. Der Methodist schloß sich mit freundlichen Redensarten uns an und bot der Mutter seinen Arm. „Komm her, ich will auch als Dame deines Herzens geführt sein," sagte die Schwester in bester Laune und ergriff meinen Arm. So ging es zu Fuß in die Schloßwiesen und von dort seitwärts auf eine Anhöhe über einem katholischen Dorfe, dem einzigen in der ganz protestantischen Gegend. Der Weg, nur allmälig ansteigend, führte uns durch niedrigen Buschwald. Da stand in einer Holznische ein Cruzifix hinter einem Gitter, weil es sonst die vorübergehenden Protestanten zerschlagen würden, verziert mit allerlei Fruchtähren und hangenden Maiskolben und einer Lampe, welche alle Donnerstage und Freitage von einem benachbarten Kleinhäusler zum Andenken an das Leiden und Sterben Jesu Christi angezündet wurde. Das Volk der Umgegend kam dann herbei und betete in den Abendstunden vor dem andächtigen Bilde und sang weithin schallende Lieder zum Preise des Erlösers.

Mama und ihr Begleiter hatten im Eifer ihres Gespräches das fromme Bild gar nicht bemerkt und schritten hastig vorwärts. Wir knieten vor dem Bilde nieder und beteten mit Andacht ein Vaterunser. Eleonore fügte noch besonders hinzu: „Erbarme dich unser, o Jesus, denn durch dein bitteres Leiden hast du die Welt erlöst!" Weitergehend zog sie ihr Betrachtungsbüchlein heraus und machte mich auf folgende sehr richtige Bemerkung aufmerksam: „Unsere Kirche hat doch eine eigene Zutraulichkeit. Ueberall rückt sie uns nahe und legt uns die ewigen Wahrheiten dringend an's Herz. Nirgends ist man allein, die Zärtlichkeit unserer Mutter macht Feld und Wald, Weg und Steg zum Heilsmittel für unser Herz. Nichts Erquicklicheres als diese Andachten im Freien, in Gottes unermeßlicher Welt, um den Menschen und Alles, was ihn nährt und wärmt, zu heiligen. Der menschliche Leichtsinn kann sich bei solcher Andringlichkeit des Heiligen weit weniger ernsthaften Gedanken entziehen, und die verstockte Sünde kommt an diesen zahllosen, überallhin verbreiteten Anlässen zur Gottesfurcht ohne Reue nicht vorüber. Wie ist dagegen bei den Protestanten alles so öde, so verweltlicht, so ausdruckslos! Was sich nicht äußert, ist im Innern des Menschen selten klar vorhanden. Eine innerliche Kirche ist für den Menschen keine Kirche!" Sie schaute mich dabei so liebevoll an, daß es mir um's Herz ganz warm wurde.

Wir waren, ohne es selbst zu merken, auf der Höhe des rund abfallenden Hügels angekommen. Auf derselben war eine Art von Kapellenform angebracht, offen gegen die Südseite, gedeckt gegen Norden, mit einer Reihe von Sitzen zum Ausblick auf die herrliche Gegend. Mama und der Methodist hatten sich auf den letzteren bereits niedergelassen und erwarteten uns Spätlinge. „Kommt ihr einmal," rief uns die Mutter entgegen, „wir sind euch fast um eine halbe Stunde vorausgeeilt. Ich habe euch eine interessante Neuigkeit mitzutheilen, welche euch gewiß Freude machen wird."

Nach einer längeren Pause, während welcher vier Augen sich an unserer Verlegenheit weideten, wollte die Mutter mit der interessanten Neuigkeit herausrücken; aber Eleonore kam ihr zuvor und sagte: „Erspare dir alle weitere Mittheilung, wir wissen schon Alles. Ihr zwei da seid Brautleute, und in einer eifrig protestantischen Familie kann man keine katholischen Kinder dul-

den. Das begreift Jeder, der seine gesunden Sinne gehörig beisammen hat.“ „Wirklich?“ erwiederte Mama spöttisch, „du bist ja seit gestern auf einmal weltläufig geworden. Wohlan, tretet heran und küßt euerm zukünftigen Vater die Hand!“ Ich, ganz überwältigt vom Eindrucke dieses Momentes, trat mechanisch hinzu und küßte dem Methodisten die Hand, welcher mir einen zärtlichen Kuß auf die Stirne drückte, während Eleonore wie eine Bildsäule unbeweglich dastand und meine Huldigungsceremonie betrachtete.

„Nun, Eleonore?“ drängte die Mutter. „Ich?“ versetzte die Schwester, „ich? Gott behüte! ich küsse keinem Manne die Hand, so lange ich auf Erden bin, das ist gewiß!“ Mama wollte sie bei einem Zipfel des Oberkleides mit Gewalt heranziehen; aber das Kleid riß bis hinauf an die rechte Schulter, und mit demselben die goldene Kette der Uhr, welche letztere auf den Felsengrund fiel und den Glasdeckel in tausend Scherben zersplitterte. Eleonore rührte sich nicht von der Stelle und blickte mit stierem Auge zu mir herüber. „Hast du es nicht gehört, Wilhelm? der Vater hat sich soeben im Grabe umgekehrt,“ sprach sie in singenden Tone und lispelte mit leiser Stimme die Verse:

„Und ist's auch kalt im Grabe
Und Niemand, der uns labe,
Das Feuer bleibt nicht aus,
Ein Kuß durchglüht das Haus.
Man kann ihn kaum ertragen
Und dreht sich hin und her,
Doch bleibt in allen Lagen
Das arme Herz so leer,
Doch bleibt in allen Lagen
Das arme Herz so leer!“

Erschreckt sprangen die Brautleute auf und eilten den Berg hinunter. Eleonore schaute ihnen mit dem Ausdrucke treuherziger Verwunderung nach und flüsterte: „Das ist ein schlimmes Zeichen! Mama kann das Singen nicht vertragen. Es stirbt, wie unser Lehrer erzählt hat, die Nachtigall im Käfig aus Verdruß über das hellere Lied der Nachbarin im Hain. Davor will ich geziemend warnen.“ Ich ergriff die wundersam erregte Schwester bei der Hand und eilte mit ihr der Mutter nach; wir konnten jedoch die Vorauseilenden nicht mehr erreichen.

Als wir am Gasthofe anlangten, standen die Pferde schon bereit; schweigend nahm uns die Mutter in den Wagen und fuhr, ohne daß wir den Methodisten zu Gesicht bekamen, in die Stadt zurück. Auf dem ganzen Wege von zwei guten Stunden redete sie kein Wort. Eleonore wurde still und freundlich und küßte mehrmals der Mutter die Hand, was diese nicht ungern geschehen ließ. Es machte sich eine mildere Stimmung geltend.

Bei einfallender Nacht erreichten wir das väterliche Haus. Mama hob uns zärtlich aus dem Wagen und gab Eleonoren einen leisen Kuß auf die rechte Hand mit den Worten: „Du bist doch mein liebstes Kind!" Als wir in die gewohnten Zimmer eintraten, welche Veränderung! Alles neu und prachtvoll möblirt, die Wände mit Sammttapeten überzogen, seidene Vorhänge um die Betten, von denen die feinsten Laken uns entgegen schimmerten, rings weichgepfühlte Divans und von den Decken Hängeleuchter mit reichem Strahlenergusse. Im inneren Zimmer kamen uns Reifenberg und seine Frau Ameline unerwartet entgegen. Der Pfarrer grüßte die Mutter mit einem tiefen Bückling und wünschte ihr den Segen des Himmels in diesen gründlich gesäuberten Räumen, welche ihr die Mitglieder der inneren Mission zur Anerkennung ihres Eifers für das lautere Gotteswort so zierlich ausgestattet hätten. „Und ihr, o Kinder! seid stolz, eine solche Mutter zu haben," fuhr er salbungsvoll fort, „und ermangelt nicht, mit ihr ein Herz und eine Seele zu sein!" Hierauf speisten wir mit einander. Ich und Eleonore zogen uns bald zurück.

Am anderen Morgen erklärte uns Mama, daß wir den Unterricht für die erste Communion in der katholischen Schule besuchen sollten. Meine Ueberraschung machte auf die Schwester nicht den mindesten Eindruck. „Ich weiß genug, um klar zu sein," sagte sie in sich gekehrt. Es war seltsam, der confessionelle Friede schien seit dieser Stunde in unser Haus zurückgekehrt. Unsere Mutter bewahrte das Gleichgewicht mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und ließ sich ohne leise Gegenrede sogar die Antworten aus unserem Katechismus vorsagen.

Pfarrer Reifenberg war in unserem Hause fast gar nicht mehr zu sehen. Nur vorsichtig begab sich die Mutter zweimal in der Woche in die Abendsconferenzstunden zu ihm, und bei unserem Zurückkommen blickte sie uns stets so seelenvergnügt an, daß

mir ganz das Herz aufging; nur meine Schwester blieb still und ohne Theilnahme, was jedoch meine Mutter nicht zu bemerken schien. Eleonore fühlte sich seit unserem Ausfluge etwas angegriffen, nach dem Urtheile der Aerzte in Folge einer Erkältung, die sie sich im Walde zugezogen hatte. Sie selbst achtete es gar nicht und redete nie davon. Aber sie war oft Tage lang heißer und bekam ein blasses Aussehen, was um so mehr auffiel, da sie früher ein Bild voll Gesundheit und Leben gewesen war. Sie saß beim Unterrichte zur heiligen Communion ganz selig und wie verklärt in Erwartung der Gottesnähe, welche sie beglücken sollte. Sie betete viel und oft einsam in der Pfarrkirche und wandelte daheim wie im Traume, da alle ihre Seelenkräfte in die Betrachtung ihres nahenden Glückes aufgesogen waren. Die Mutter selbst schien durch ihre Andacht gerührt zu sein und bemühte sich täglich mehr, ihren Anzug in Ordnung zu halten, um, wie sie sagte, das schöne Bild im vollen Glanze leuchten zu lassen.

Dabei wurde kaum bemerkt, daß Eleonore immer schwächer und der Athem auffallend kurz wurde. Ueber der Entwickelung ihres religiösen Lebens vergaß man das Schwinden ihres leiblichen Wohlstandes. Mir fiel die Ruhe der Mutter über diesen Zustand, den Jeder merken mußte, sehr auf. Als ich darüber eines Tages zu ihr eine Bemerkung fallen ließ, erwiederte sie kalt: „Laß sie auf ihre Art selig sein!“ Der Kaplan, welcher den Communionsunterricht ertheilte, bemerkte der Schwester einmal, sie dürfe nicht jederzeit in die Stunde kommen, sie wisse ja ohnehin den ganzen Katechismus auswendig. Sie war über diese Aeußerung nichts weniger als verstört. Im Gegentheil blieb sie wirklich öfter zu Hause und bemerkte den Besuchenden, daß der Kaplan gar zu gut sei und ihr gestattet habe, auch zu Hause allein in aller Ruhe zu lernen und zu beten. Sie ruhte hier auf einem Sopha, größtentheils ausgestreckt wie ein liebenswürdiger Engel, dessen Schwäche selbst der Geistigkeit ihres Ausdruckes zu Hülfe kam. Es waren kaum acht Tage vergangen, als sie der Kaplan besuchte, um sich freundlich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Mama, welche sonst katholischen Geistlichen nicht gern den Eintritt gestattete, nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf und ließ ihn wohl eine halbe Stunde bei der Kranken allein. Beim Fortgehen sagte er an der obersten Treppenstufe zur Mutter: „Ich glaube nicht, daß das liebe Kind noch viele Tage leben wird.

Sie sind gewiß mit mir einverstanden, daß man demselben das heilige Abendmahl reicht; vorbereitet ist sie dazu genug. Den weißen Sonntag erlebt sie kaum mehr.“ Mama zeigte sich einverstanden, ohne es sehr zu wünschen, ohne davon stark erschüttert zu sein.

Unser Dienstmädchen stellte des anderen Morgens vor der Kranken einen Tisch zurecht und setzte zwei Vasen mit Blumen darauf, während der Raum dazwischen leer blieb, und zündete gegen sieben Uhr vier Wachskerzen an, welche sie ebenfalls auf den Tisch stellte. „Weißt du, was das bedeutet?“ fragte ich die Schwester. „Ich weiß Alles,“ versetzte sie lächelnd, „und freue mich kindlich nach dem Brode der Engel.“

Da ging die Thüre auf und der Glöckner trat herein mit einem silbernen Cruzifixe, das er zwischen den Blumenvasen aufstellte. Ein mattes Roth der Freude flog über die blassen Züge meiner Schwester. Sie nahm eine sitzende Stellung auf dem Ruhebette ein, da sie nicht mehr im Stande war, sich zu erheben. Mama hatte sich entschuldigen lassen durch eine unruhige Nacht, welche ihr nicht erlaube, das Bette zu früh zu verlassen. Da trat der Kaplan mit dem hochwürdigsten Sacramente herein und segnete uns mit demselben, sprechend: „Der Friede sei mit euch und Allen, welche in diesem Hause wohnen!“

Meine Schwester hatte schon gestern gebeichtet, ohne davon ein Wort zu sagen. Sie faltete jetzt ihre Hände und sprach mit leiser Stimme: „Ich glaube an das heiligste Sacrament des Altares, nicht mehr Brod, nicht mehr Wein, sondern anbetungswürdiger Leib und hochheiliges Blut Jesu Christi, meines Erlösers und Seligmachers; in diesem Glauben will ich leben und sterben.“ Der Kaplan, welcher sich mittlerer Weile zur Kranken an das Sopha gekniеet hatte, betete langsam: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der wird ewig leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage!“ Meine Schwester sprach ihm jedes Wort nach und fügte am Ende hinzu: „Ja, ich hoffe fest das ewige Leben und die Auferstehung von den Todten!“ Der Kaplan fuhr weiter: „Lasset uns den Heiland lieben, denn er hat uns zuvor geliebt; er hat sich uns selbst zur Himmelsspeise gegeben!“ „Ja ewig, ewig,“ erwiederte Eleonore schwach.

Hierauf reichte ihr der Priester das heilige Sacrament. Sie empfing dasselbe mit heißem Athem, der Hostie sich zuneigend, und merklicher Anstrengung ihrer sinkenden Kräfte, und ruhte

eine halbe Stunde wie schlafend, während der Geistliche kurze Worte des Gebetes an ihrem Ohre flüsterte. Hierauf entfernte er sich.

Die Magd brachte der Schwester in einer Tasse ein wenig Suppe, da sie diesen Morgen nach katholischer Sitte noch nichts gegessen hatte. Sie schlug es aus. Auf einmal öffnete sie ihre Augen und blickte mich durchdringend an. „Lebe wohl, Wilhelm!" sagte sie kaum verständlich und drückte der treuen Magd die Hand. Sie versank wieder in ihren schlummerartigen Zustand, ohne sich zu regen, oft mit kaum merklichem Athemzuge. Gegen zehn Uhr trat Mama mit dem Arzt herein und zog mich sanft vom Sopha weg, wo ich gekniet und für meine Schwester gebetet hatte. Er ergriff die Hand der letzteren; sie war kalt. Er berührte ihre Brusthöhle; es schlug kein Puls mehr. Er bestrich das Haupt mit kölnischem Wasser; es wachte nicht mehr auf. Mir fuhr ein tödtlicher Schmerz durch die Seele. „Ach! eine Heilige ist gestorben!" rief ich tief bewegt. „Ein reizbares Kind! willst du sagen," entgegnete die Mutter gelassen.

Sie überließ die Leiche einigen Mädchen der Nachbarschaft, welche auf die Nachricht vom Tode meiner Schwester herbeigeeilt waren, um Todtendienste bei ihr zu versehen, weil sie dieselbe als andächtige Seele gekannt und geliebt hatten. Die Mutter nahm mich bei der Hand und zog mich mit ihr zum Pfarrer Reifenberg hinüber, wo wir blieben, meine Mama in andächtigen Conferenzen, ich in dumpfer Betäubung, bis die Schwester begraben war. Großer Ernst herrschte im Hause des Pfarrers, aber der allgemeine Eindruck desselben ließ es kaum zweifelhaft, daß in dieser Gesellschaft der Tod Eleonorens als ein erwünschtes Ereigniß betrachtet wurde, besonders für meine Mutter. „Nun hat die Exaltation ein Ende," hörte ich die Frau Pfarrerin einmal sagen.

Noch jetzt habe ich ein schmerzliches Gefühl über meinen Leichtsinn, welcher mir nach diesem erschütternden Ereignisse noch erlaubte, die abgründliche Unnatur und Heuchelei zu ertragen, welche mich in diesen Kreisen umringte und zu täuschen suchte. Ameline unterließ nicht, mich von Zeit zu Zeit „den einzigen Sohn" meiner Mutter zu nennen und dieses Verhältniß mehr zu betonen, als es im Brautstande meiner Mutter zweckmäßig erschien. In der That kam am Begräbnißtage meiner Schwester

der Methodist auf Besuch und brachte größere Bewegung in die Gesellschaft.

Eines Abends tagten die Hausgenossen über zwei Stunden, wie es schien, in sehr ernsthaften Angelegenheiten, abgesondert hinter Thüre und Riegel im innersten Zimmer des Hauses. Es war der Abend vom Osterdienstag auf den Ostermittwoch. Ich trieb mich indessen im Garten umher und unterhielt mich recht gut, indem ich ledige Brombeerstauden an die Spaliere band. Da rief mir plötzlich eine Stimme vom zweiten Stockwerke, ich sollte hinaufkommen. Ich konnte nicht unterscheiden, wer mich gerufen hatte. Als ich in das Sitzungszimmer trat, empfing mich die Gesellschaft mit großer Feierlichkeit, und Mama eröffnete mir, daß sie sich mit dem hier gegenwärtigen Eduard Steinfeld verlobt habe und die Vermählung auf den Pfingstmontag angesetzt sei. Zugleich ergriff sie meine Hand und legte sie in die Hände ihres Verlobten, und die Anwesenden stimmten alle ihre heißen Segenswünsche an zu dieser glückseligen Vereinbarung.

Ich hatte von Jugend auf das Ungeschick, daß mir das Rechte nie zur rechten Zeit einfiel, und noch minder die Fertigkeit, was ich empfand, treffend auszusprechen. So machte ich in verwickelten Lagen meines Lebens stets eine dumme Figur und hatte die Unbild der Erlebnisse in bitteren Nachwehen zu kosten. Still küßte ich meiner Mutter die Hand und trat zurück, bis die Gratulationscur zu Ende war.

Ein Festessen beschloß das Glück des Tages; ich aß und trank, als wenn nichts vorgefallen wäre, und als Herr Steinfeld den Toast ausbrachte: „Am Tage, wo ein krankes Leben in's Grab sank, soll die Hoffnung leben, bald ein neues emporblühen zu sehen!" schrie ich die dreimaligen „Hoch!" ganz leichtfertig mit und leerte mein Champagnerglas bis auf die Neige.

Als Mama und ich nach Mitternacht in unser eigenes Haus zurückfuhren, während Steinfeld bei Reifenbergs blieb, wandelte mich der märzliche Nachthauch fröstelnd an und brachte mich wieder zur Besinnung. Zwar war im Hause Alles entfernt, sogar das Kanapee, was an meine Schwester hätte erinnern können; aber in's Zimmer eingetreten, brach ich unter einem Strom von Thränen zusammen. Man mußte mich zu Bette bringen, und nur mit Mühe gelang es, mich zu beruhigen.

Des anderen Morgens erwartete mich gleich nach dem Aufstehen der Schneider, um das Maß für meine Kleider zur ersten Communion zu nehmen. „Sie werden dir sehr wohlgefallen," ließ der Meister fallen, „das Zeug ist prachtvoll nach den neuesten Mustern." Ich konnte eine angenehme Empfindung über diesen Vorgang nicht verläugnen, indem ich bald zum Schlusse meines zweifelhaften Zustandes zu kommen hoffte. Die wenigen Tage flossen schnell vorüber. Mama schleppte von allen Seiten Geschenke zusammen, um mich an meinem Ehrentage zu erfreuen. Die Anstalten zur schönen Feier beschäftigten meine Phantasie dergestalt, daß ich für alles Andere keinen Sinn hatte.

Am Morgen des Weißensonntages führte mich Mama selbst in die katholische Domkirche und wohnte der ganzen Feierlichkeit bei, welche drei Stunden dauerte. Nach derselben war Familientafel, von der alle katholischen Verwandten meines Vaters ausgeschlossen waren. Es fiel mir nicht einmal auf, da sie meine Mutter stets fern gehalten. Der Zudrang von Glückwünschenden betäubte mich ganz. Ich war froh, als die Nacht herankam, um mich nach diesem mühevollen Tage in die Arme des Schlafes zu liefern. „Morgen wecke ich dich vor neun Uhr nicht," sagte meine Mutter, „schlafe nur recht aus!"

In der That schien des anderen Morgens die Sonne schon geraume Zeit, als die Dienstmagd hereintrat und die Fensterläden öffnete. Fast zu gleicher Zeit erschien meine Mama, selbst noch im Nachtkleide, und bedeckte mich mit feurigen Liebkosungen, deren Gluth mir durch Leib und Seele drang. „Jetzt bist du mein Opfer!" wiederholte sie öfter. Sie selbst wusch und kleidete mich an, was sie sonst nie gethan hatte. Nach einem reichlichen Frühstücke ergriff sie meine Hand, um mich angeblich in die frische Luft zu führen. An der Hausthüre packte sie mich in einen Wagen und lieferte mich rasch in's Haus des Pfarrers Reifenberg. Ich hatte fast das Gefühl, als würde ich wie ein Schaf auf die Schlachtbank geliefert. Die Augen meiner Mama funkelten unheimlich, wie vor Lust und Rache zugleich.

Als wir in's Cabinet des Pfarrers eingetreten waren, schloß dieser die Thüre hinter uns zu. Mama zog mich auf's Kanapee nieder und sagte, mit beiden Armen mich umschlungen haltend: „Nicht wahr, du willst mein Opfer sein? Du mußt meine Religion annehmen. Lieber lasse ich mich auf der Stelle niederstechen, als daß ich dich im papistischen Gräuel dulde. Du kommst

nicht mehr los, dein vierzehntes Jahr ist seit drei Tagen vorüber, der katholische Pfaffe und die mit ihm verschworenen Verwandten deines Vaters können dich nicht mehr aus meinen Händen retten. Du bist vom Gesetze freigelassen, und ich kann mit dir machen, was ich will. Von heute an gehst du in's „Gebet" des Pfarrers Reifenberg. Das muß sein!" Nach diesen Worten stand sie hastig auf, wischte mir zärtlich die Thränen von den Wangen und verschwand, mich in der Hand des Pfarrers zurücklassend. Ihr letztes Wort beim Austritte aus dem Zimmer war: „Das ist die Antwort auf das Spektakel von gestern in der Domkirche!"

Der Pfarrer erklärte mir mit trockenen Worten, daß ich so lange in seinem Hause als Gefangener leben müßte, bis ich die Wohlthat Christi, welche mir meine glaubenseifrige Mutter anböte, willig und von Herzen würde angenommen haben. So nahm er mich in die „Gebetsstunde," wo noch achtundvierzig andere protestantische Knaben Unterricht erhielten, fast alle bedeutend älter als ich. Ich nahm mit Schmerzen unter ihnen Platz und saß in der tiefsten Betrübniß meiner Seele da. Mein Nachbar, bereits mit einem Backenbarte geschmückt, fragte mich um die Ursache meiner Herzbeklemmung. Als ich ihm dieselbe aufrichtig erklärte, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln: „Wenn es weiter nichts ist, als dieses, lieber Freund! so kannst du dich leicht trösten. Man studirt hier die Hefte des Pfarrers nicht, um die Lehren zu glauben, welche darin erläutert werden. Die meisten von uns sind darüber längst hinaus. Wir wollen einfach confirmirt sein und den Act durchmachen, der uns für immer von der pfarrherrlichen Langeweile und Unfehlbarkeit erlöst. Danach kannst du noch immer deinem Zaune nachgehen, kein Mensch legt dir etwas in den Weg. Sei klug, pfeife mit den Mäusen und heule mit den Wölfen. So kommt man am leichtesten durch die confessionelle Klemme."

Ich schäme mich fast, es zu sagen; diese Vertröstung beruhigte meinen Aufruhr dergestalt, daß ich schon nach drei Tagen wieder zu meiner Mutter zurückkehren konnte. Gute Schwester! Du hast mich leider nur zu gründlich gekannt! Der fortgesetzte Unterricht machte mein Herz keineswegs empfänglich für die Lehren des Protestantismus, aber mit jedem Tage untergrub er meine katholischen Ueberzeugungen mehr. Die Confirmation am Pfingstsonntage, zugleich mit der Vermählung meiner Mutter

an Steinfeld, hatte für mich den Erfolg, daß ich weder Katholik noch Protestant war, sondern ungläubig, wie die meisten meiner Zeitgenossen.

Steinfeld erweiterte das Geschäft meines Vaters, da er in Ostindien und China zugleich die Rolle eines Kaufmannes und Methodistenpredigers gespielt hatte, nicht ohne Erfolg für die Vermehrung des Haus- und Familiengutes. In weniger als einem Jahre, während dessen ich unter ihm die Geheimnisse und Kunstgriffe des Geschäftes ziemlich erlernt hatte, war die Ehe mit einem eigenen Sprößlinge gesegnet worden, zur innigsten Freude meiner Mutter, deren Herzenswunsch dadurch erfüllt worden war.

Man konnte mich um so leichter entbehren. Ich setzte einige Zeit meine kaufmännische Ausbildung zu Paris und London fort, und gewann um so tiefere Einsicht in's Getriebe dieser Welt, je weniger mich die Religion hinderte, Alles zu wagen, was einem zügellosen Geiste einfiel.

Welche Schattenseiten des Lebens ich durchgemacht, wie dämonisch ich mich in alle Lust dieser Welt hineingestürzt, wie wenig ich selbst meine Gesundheit, mein Geld, meine Ehre geschont, will ich hier nicht auseinander setzen. Jedes edlere Gefühl müßte sich schaudernd abwenden vom Gräuel eines gottentfremdeten Herzens. Des Glaubens längst losgeworden, wurde ich um so mehr vom Aberglauben gepeinigt. Ich konnte nie allein ohne Herzensangst schlafen, überall glaubte ich das Bild meiner blassen, todtkranken Schwester zu sehen. Die Sprache des übermüthigen Leichtsinnes, welche strömend von den Lippen floß, war nur ein schlechter Behelf, die Nöthen meiner Einsamkeit, den Druck meines Herzens zu verbergen. Die unermüdlichste Thätigkeit allein schien einigermaßen den inneren Wurm zu beschwichtigen.

Ich war bei meinen Unternehmungen sehr glücklich und durchzog Amerika, Ostindien und Australien in allen Richtungen mit Kühnheit und Glück zugleich. In Sidney erkrankte ich schwer an einer bösen Ruhr mit heftigem Fieber und wurde im englischen Spitale untergebracht. Ein Jesuit, welcher die katholischen Kranken besuchte, ein feiner, gebildeter Mann, mit staunenswerthen Kenntnissen in allen menschlichen Dingen, zog mich an und brachte es durch seine treue Pflege dahin, daß mein Herz aufthaute zu den Gefühlen meiner katholischen Jugend

und lindes Oel goß in die Wunden meines Leibes und meiner Seele zugleich.

Ich unterwarf mit Demuth meinen eigenen Sinn den Wahrheiten der katholischen Kirche und erfuhr die Himmelskraft derselben an meiner armen Seele so innig, wie es kein äußerlicher Beweis zu Stande bringen kann. Da war ich wieder ausgesöhnt mit dem Bilde meiner blassen, todtkranken Schwester Eleonore!" —

Der Materialismus in Religionssachen, Gemeingut für's deutsche Volk.

Hic genus antiquum Terrae, Titania pubes,
Fulmine dejecti, fundo volvuntur in imo.
Virgilius.

Der Materialismus hat leider im deutschen Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die Wissenschaft, von demselben ganz durchdrungen, in allen Richtungen daran geht, ihn denkkräftig als allgemein gültige Wahrheit zu begründen. Unter nur einiger Maßen Gebildeten, welche mit dem Gange der Geschichte vertraut sind, unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß der Glaube an das Dasein eines persönlichen, von der materiellen Welt wesentlich verschiedenen Gottes, wie ihn jedes Herz empfindet, wie ihn alle Völker mehr oder minder geahnt und geglaubt haben, wie ihn die Bibel fest und unzweideutig lehrt, nicht bloß das Bedürfniß eines jeden vernünftigen Wesens, sondern die Grundlage aller Ordnung und alles Völkerglückes auf Erden ist. Zerbröckelt sich diese einigende heilige Idee des weltregierenden wahren Gottes in der Verrottung materieller Begierden oder im Wuste überhandnehmender Laster, so lösen sich erfahrungsgemäß alle Fäden der Bildung, der Humanität, des geselligen Zusammenwirkens auf, und die Gewalt zuchtloser Selbstsucht und persönlicher Willkür tritt an die Stelle des Gesetzes und Glaubens und zerreißt den geistigen Verband der Menschen mit der unsichtbaren Welt. Dadurch geht alle Bildungskraft sowohl für den Einzelnen, als für das gesammte Staatswesen verloren. Daß ausschweifende Geister bisweilen einer solchen Entartung verfallen konnten, ist bei der Schwäche

der menschlichen Natur eben so begreiflich, als tief zu beklagen. Minder begreiflich erscheint es, daß man diesen unnatürlichen Drang förmlicher Gottlosigkeit zur Wissenschaft stempelt, daß man die gelehrte Jugend und die Gesellschaft überhaupt planmäßig zum krassen oder verdeckten Atheismus hinzutreiben sucht, daß man die Gottgläubigen im Sinne der Bibel und Weltgeschichte als Unmündige verhöhnen und bemitleiden darf. In der That treten uns in allernächster Nähe schauderhafte Entgöttlichungsversuche vor das Auge, sämmtlich in's Gewand der Wissenschaft gekleidet, mit einer Zuversicht, welche auf die Zustimmung von Tausenden pocht und dadurch eine selbst für unverfängliche Gemüther bedenkliche Einsicht in unsere gesellschaftlichen Zustände gewährt. Wir wollen diese Versuche weder anklagen noch widerlegen, sondern bloß einige derselben als Merkmale süddeutscher Bildung für den Culturhistoriker näher erörtern und die Kluft andeuten, welche sich bei uns zwischen Bibel und Natur, zwischen himmlischer Offenbarung und menschlicher Wissenschaft aufgethan hat.

Der ehemalige Reichstagsabgeordnete Karl Vogt, allen Lesern unseres Buches noch im frischen Andenken durch seinen erklärten Unglauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an eine ewige Vergeltung des Guten und des Bösen nach dem Tode, der beredteste Schutzredner der Thierheit im Menschen ohne Seele, ohne Freiheit, ohne Sittlichkeit, wogegen aller höherer Aufschwung in eine überirdische Welt als Traum und Unsinn verhöhnt wird, läßt die meisten seiner atheistischen Werke zu Frankfurt am Main erscheinen. Unsere servilen Blätter ermangeln nicht, das Resultat dieser sogenannten Wissenschaft zu empfehlen als eine unübertreffliche Errungenschaft der Weltliteratur, als das Ersteigen der letzten Leitersprosse in's freie Gebiet der menschlichen Vollkommenheit, als preiswürdigste Emancipation des Geistes aus der alten Nacht christlicher Weltanschauung. Wir haben sogar erlebt, daß die bescheidene „Didaskalia," als Beiblatt des Frankfurter Journals, es höchlich übel nahm, daß es noch deutsche Herzen gibt, die es wagen, gegen diese Verthierungstheorie aufzutreten. Sie nannte dieselben „incompetente unwissenschaftliche Leute," ungeachtet von keiner Wissenschaft die Rede sein kann, wenn alles Geistige im Menschen für Unwahrheit und Absurdität erklärt wird. Vogt's Materie denkt nicht, sie will nicht, sie behält

nichts, eine Maschine, welche von blinden Kräften getrieben wird. Es ist keine Wissenschaft möglich ohne Geist und freie Willenskraft. Und doch ergrimmt der Kritiker in der Didaskalia, ohne allen Zweifel ein sprachgewandter und sehr gelehrter Doctor, gegen alle freigebornen Deutschen, welche solchen unwissenschaftlichen Schmutz nicht ertragen können. Mit gleicher Sorgfalt werden die Leute auf ähnliche Schriften hingewiesen, welche mehr oder weniger offen die nämlichen Grundsätze verfechten. Das „Evangelium der Natur," dieses Buch des Unglaubens und der Verstockung, nehmen zärtliche Journalisten so angelegentlich in Schutz, daß man glauben könnte, dadurch würde die wahre Volksbildung weit mehr gefördert, als durch das Evangelium Jesu Christi, welches durch jenes gründlich verdrängt werden soll.

Von anderen Libellen, deren Zweck es ist, das Volk mit diesen saubern Resultaten sogenannter Wissenschaft eingänglich bekannt zu machen, will ich nicht einmal reden. Sie grassiren in Stadt und Land; in der nächsten besten Kneipe ist die Frucht dieser Lectüre zu sehen, die unverhohlene Fratze hohnlachender Proletarier und Gesellen über gottgläubige Seelen ist gar nichts Seltenes, da kecke Gotteslängner in stets weiteren Ringen die Gottähnlichkeit des Menschen im rohen Materialismus ersticken und die heroische Arbeit der Zerstörung alles Sinnes für's höhere geistige Leben am hellen Tage wie ein löbliches Gewerbe betreiben. Ueber solche Wirkungen darf man auch nicht staunen, wenn Vogt's Bücher unserer Bevölkerung als Quellen unübertrefflicher Weisheit angepriesen werden, wo es zum Beispiele heißt: „Stirbt der Körper, so hat damit auch die Seele ein vollständiges Ende. Die Naturforschung kennt keine individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode des Leibes," oder: „Der freie Wille existirt nicht; somit gibt es keine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie uns die Moral, die Strafrechtspflege des Staates und weiß Gott wer noch aufbürden wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig wir Herren sind über unsere Nieren, welche absondern, was sie nach unabänderlichen Regeln können oder nicht können." Es sind wenige deutsche Schriftsteller, welche diese Grundsätze klarer und faßlicher vorzutragen wissen, als Karl Vogt, welcher in diesem Entgeistigungsprozesse der eigentliche Mann des Volkes

ist, populärer und eindringlicher, als die meisten Schriftsteller deutscher Nation. Dieser Vorzug ist schon an sich hoch anzuschlagen für die Verführungskraft seiner Schriften. Dazu kommt der witzelnde Cynismus des jungdeutschen Naturforschers, ein unberechenbar wirksames Bestechungsmittel für unwissende Proletarier und frühverlebte Wüstlinge in allen Schichten der Gesellschaft, welche nicht faul sind, seine bequemen Grundsätze als Norm für's Leben anzunehmen und dafür noch herzlich danken, weil sie auf diesem Wege wenigstens theilweise von der stechenden Qual des Gewissens befreit worden sind. Der rauschende Beifall unserer revolutionären Zeitblätter vollendet die destructive Wirkung solcher Schriften, indem sie eine sogenannte öffentliche Meinung zurecht machen, nach welcher es ein Zeichen der Bildung und des unhemmbaren Fortschrittes ist, denselben mit Sinn und Gedanken heimlich und öffentlich beizupflichten. Diese Grundsätze haben daher eine unermeßliche Ausdehnung und Anerkennung in Süddeutschland, Sachsen und Thüringen und in allen größeren Städten gewonnen, wie Stromfälle, welche sich ausfegend durch die Rippen des Urgebirges Durchgang erzwingen und in die Tiefe niederwühlen, um das Flachland zu überschwemmen. An zärtlicher Theilnahme dafür hat es selbst da nicht gefehlt, wo das Denken und Beherrschen der Begriffe und Meinungen zum ausschließlichen Berufe zu gehören scheint.

Was die Naturforschung auf thatsächlichem Boden, wie sich die Verlagshandlung Meidinger Sohn und Compagnie zum Anpreise dieser Art von Schriften auszudrücken liebt, gründlich angebahnt hat, das suchen die Philosophen mit maulwurfsmäßiger Treue und Standhaftigkeit fortzusetzen und zu vollenden, um die Welt nicht etwa in einen Ameisenhaufen, was noch einigen Sinn hätte, sondern in eine ungeheure Maschinenfabrik zu verwandeln, welche von den Reliquien des alten redlichen Menschenverstandes in antiquirter Fabrikkleidung und kärglicher Sklavenlöhnung in Bewegung gesetzt wird, bis die in naher Aussicht stehende Zeit anbricht, wo das Holz sich selbst behaut und zum Ersatz der bisherigen Gedankenstümperei selbstherrlich eintritt, das dritte Zeitalter der Menschenbildung, die sogenannte Johannisreligion uneigennützig in's Werk zu setzen, welche mit dem Apostel Johannes nichts zu thun hat, sondern lediglich mit dem deutschen Michel, der sich jeden Brei aus der atheistischen Hexenküche gefallen läßt. Zu unserem gerechten

Leidwesen müssen wir hier einen Mann als Beweis unserer Behauptung anführen, welcher in seinem Privatleben die Achtung aller Gutgesinnten verdient, aber auf eigenthümlich philosophischem Wege räsonirend und combinirend in scheinbarer Uebereinstimmung der Naturwissenschaft mit der Philosophie zum nämlichen Resultate, wie Karl Vogt, gelangt, daß es nämlich keinen persönlichen Gott, keine persönliche Freiheit und für das Individuum keine persönliche Fortdauer nach dem Tode gibt. Dieser Mann heißt Arthur Schopenhauer, seßhaft zu Frankfurt am Main, wohlwollend und menschenfreundlich gesinnt, wenn auch einsiedlerischer Natur, mit geringer Rücksicht auf die Verhältnisse der ihn umgebenden Welt. Nach den Lehren und Aussagen seines Buches: „Ueber den Willen in der Natur," ist er eingestandenermaßen nichts Anderes als die kronenhafte Ausbildung des Baumes, welcher einst in Immanuel Kant zu Königsberg seine Wurzelsprossen getrieben hat. Kant und Schopenhauer sind eins, wie Gutes und Böses bei Platon, an den Schwänzen dergestalt aneinander gewachsen, daß an keine Trennung Beider zu denken ist.

Aus diesem abentheuerlichen Doppelgeiste, in welchem die Weisheit von Nord- und Süddeutschland mit ächtdeutschem Einheitstriebe incarnirt erscheint, gibt es, wenn wir Schopenhauers Wort natürlich nehmen, gar keinen vernünftigen Menschen auf Erden, falls er nicht in den Schwanz dieser Doppelgestalt demüthig und anhänglich beißen will. Daß die blinde Welt das nicht anerkennt, ist Schopenhauers ewiger Weltschmerz. Die Bescheidenheit und Wohlgezogenheit dieser doppelwüchsigen Weltweisheit, welche alle Andersdenkende für Dummköpfe ansieht, hat in der That einen lustigen Anflug aus Shakespeare's Bedientenwelt, welche nach ihrer Art so leicht über alle Gränzen des Anstandes hinausspringt. Nach Schopenhauer besteht nur ein Reales, das Realste alles Realen, der Wille zum Leben, welcher das Kantische Ding an sich oder das wahrhaft Seiende ist. Dieser Wille allein gestaltet die Welt, oder besser gesagt, die Erscheinungen dieser Welt, welche nur das Sichtbarwerden dieses Willens sind. Eine Einzelerscheinung desselben ist das Gehirn, in welchem sich das Erkennen ausbildet, etwas ganz Verschiedenes vom Willen, daher von ihm auch ganz unabhängig. Diese willenhafte Urkraft ist allein frei, weil aus sich selbst thätig und wirksam; unfrei dagegen sind alle äußern

Erscheinungen, somit auch alle Handlungen der Menschen. Dieser Schöpferwille zeigt sich im Stein als Ursache, in der Pflanze als unbewußte Kraft, im Thier als halbbewußter Trieb, im Menschen als bewußtes Sein und Wollen. Er ist allenthalben derselbe, überall gleichgut, überall das Ding an sich, welches allein Wesenheit hat. Der Stein fällt nicht, weil er geworfen wird, sondern weil er will. Der Wurf ist nur Veranlassung zur Bethätigung seines Willens. Der übervolle Bach schäumt über, nicht weil er zu viel Wasser hat, sondern weil er will. Der Bock bekommt die Hörner nicht, weil sie im Keime seines Wesens liegen, sondern weil er durch sein bestimmtes Wollen dieselben in's Licht treibt. Der Mensch bekommt seine Gestalt nicht nach seiner, von außen in ihn gelegten schöpferischen Anlage, sondern weil und wie er will. Sogar das Bewußtsein beginnt schon im Stein als Ursache, im Thier als Reiz, im Menschen theilweise als Erkenntniß. Was in dem Einen wenig, das ist im Anderen mehr ausgebildet, aber stets nur Anfang, Mittel und Ende des ursprünglichen Willens zum Leben, ohne den es nichts Wirkliches gibt. Eine Schöpfung von außen ist von vornherein Unsinn, welcher das Klappern der Mühle für Triebkraft nimmt. Dieser metaphysische Urgrund, der Wille zum Leben, ist die Quelle aller Ethik und Moral, weil er aus sich selbst wirkt. Eine Freiheit, die nicht aus sich selbst ist, widerstreitet allen sittlichen Forderungen. Daher könnte etwas von außen Geschaffenes nicht ethisch und moralisch sein, weil es von einem Höheren abhängig ist.

Aus diesem armseligen Zenge ist das ganze Buch geflickt. Vogt entkleidet als aufrichtiger Gottes- und Geistesläugner die Materie alles höheren Schmuckes und erkennt sie als allein Seiendes an; Schopenhauer spricht dem Materiellen alles Wesenhafte ab und vergöttert eine Idee, welche seltsamer Weise an die Materie gebunden ist als allein wesenhaft im Materiellen. Wie Vogt's Materie sich selbst erschafft, so erzeugt sich Schopenhauers Wille zum Leben ewig aus sich selbst. Beide Männer, von ganz entgegengesetzten Standpunkten, begegnen sich im gemeinsamen Mittelpunkte des gröbsten Materialismus und verschwenden allen Geist, der ihnen offenbar im reichen Maße einwohnt, um den freithätigen Geist im Menschen zu tödten und die unerbittliche Nothwendigkeit als einzig Reales an dessen Stelle zu setzen. Beide erkennen die Naturwissenschaften als

maßgebend an in der Feststellung des Ewigwahren. Wie naiv Schopenhauer dieselben ausbeutet, mag hier ein Beispiel nicht überflüssig sein. Er denkt nämlich also: „Der Bock stößt, bevor er Hörner hat; dieser Wille zu stoßen vor allen Hörnern ist alleinige Ursache, daß ihm dieselben wachsen.“ Er nimmt also an, daß der Bock ohne Hörner auf die Welt kommt. Er hat nicht einmal das Eierklar untersucht, wo im feinsten Gewebe nicht bloß das allgemeine Gewirk des Hühnchens, sondern alle einstigen Theile seiner äußern Gestalt deutlich erscheinen, wenn man dasselbe mikroscopisch erforscht. Das große Naturgesetz, nach welchem sich im gesunden Zustande nichts materiell entwickeln kann, was nicht schon materiell im Keime da ist, wird von diesen Wissenschaftlichen ganz ignorirt, um ein Wesenloses als Ursprung aller Erscheinungen hinzustellen. Der Eisblock, welcher sich aus dem Polarmeere, dem Drucke der Zeit dienstbar, in Bewegung setzt zu einem sommerlichen Schwimmversuche nach dem tiefblauen Süden, macht nach Schopenhauers unerhörter Philosophie den ersten Schritt zum Bewußtsein, wie es im Menschen zur Erscheinung kommt.

Es ist nur folgerichtig, daß Schopenhauer unter diesen Umständen dem Erkenntnißvermögen im Menschen eine so untergeordnete Rolle anweist. Denn für seine Willenslehre dürfen die Menschen überhaupt nicht zur Vernunft kommen, wenn sie zur Geltung gelangen soll, da sie eigentlich nur für unvernünftige, willensunfreie Wesen berechnet ist. Wenn zwischen Wurf und Fall des Steines kein eigentlicher Unterschied besteht, wie Schopenhauer andeutet, so muß überhaupt aller Verstand stille stehen, und alle Philosophen und Naturhistoriker sind auf Erden überflüssig. Schopenhauer eifert mit einer komischen Empfindlichkeit, daß man ihn verketzere. Er thut ganz Recht, deßhalb völlig unbesorgt zu sein. Ein leeres Fahrzeug darf für die Ausladung seiner Waaren nicht ängstlich werden. Wer nur an sich selbst und an Kant in Königsberg glaubt, und dafür alle Vernunft, alles Christenthum, alles Göttliche über Bord wirft, ist kein Ketzer. Er ficht keine Glaubenslehre der Christen an; er hat dieselben als Ungläubiger an sich längst überwunden und hinter sich gelassen. Wenn er sich dessenungeachtet der Uebereinstimmung mit dem älteren Christenthum rühmt, so müßte das letztere eine Kirche von Cretins sein. Das vermögen wir nicht anzuerkennen. Ob er wirklich der Mann der Zukunft ist, wie er

bescheidentlich hofft und prophezeit; ob es ihm gelingen werde, allen bisherigen Religionen den Garaus zu machen und die bitterste Geistesarmuth seiner Willenstheorie als einzig gültige Wahrheit in die entgeistete Welt zu setzen; ob alle vernünftigen Menschen, die mit ihm nicht übereins denken, wirklich „Schurken, Brodjäger und Heuchler“ sind, wie er mit ächt moralischer Selbstverläugnung behauptet, müssen wir nach seinem Beispiele und mit derselben philosophischen Resignation der Nachwelt überlassen. Wenn er sich nebenbei rühmt, daß er mit der Lehre der Buddhisten in Indien übereinstimme und aus diesem Grunde im christlichen Sinne völlig orthodox sei, so können wir diesen verwundersamen Zusammenhang nur als Beweis hinnehmen, wie wenig Klarheit in Köpfen herrscht, welche ohne christliche Basis der Denkkraft menschlicher Wesen das Unvereinbarste als naturmäßig anzusinnen wagen. Ich bezweifle das Glück dieser Proselytenmacherei für die philosophische Wissenschaft, die nach solchen Vorsätzen nicht den mindesten Werth für die vernünftigen Menschen hat. Schopenhauers Buch hat die zweite Auflage erlebt, und somit muß die Welt einige Empfänglichkeit für seine Doctrin haben. Das darf uns bei klarer Erkenntniß deutscher Zustände auch nicht Wunder nehmen. Jeder Schaden des Leibes lagert sich vorzugsweise auf die wunde Stelle ab. Und wund sind wir leider; das mitteldeutsche Verhängniß zieht nach einem allgemein gültigen Naturgesetze das Gleichartige an. Im gesunden Volkskerne ist mit solchen Lehrsätzen kein Glück zu machen. Wenn Schmalhans als Koch angestellt wird, wie Vater Arndt sagt, haben die Gesunden keine Lust, am Tische Platz zu nehmen. Gott besser's!

An Schopenhauer reiht sich seltsamer Weise ein ganz absonderlicher Mann, im Aeußern fast dessen Gegenstück, ohne den prophetischen Hund des berühmten Meisters, in feinster Wäsche und Handschuhen voll Duft und Frische, Doctor G. A. Spieß, ausübender Arzt zu Frankfurt am Main, ein Gothaer vom reinsten Wasser bis zur Durchsichtigkeit. Er gab ein zierliches Büchlein heraus mit zwei Abhandlungen, deren letztere den Titel führt: „Ueber das körperliche Bedingtsein der Seelenthätigkeiten.“ Der Verfasser schreibt darin eine reine Sprache, wie sie bei uns in Schriften von auflösender Tendenz nicht allzeit vorkommt. Sein Geist ist wissenschaftlich nach allen Seiten ausgeweitet und sein Herz für Menschenwohl empfindlich. Er

steht trotz seiner souveränen Achtung für die Naturwissenschaften noch auf christlichem Boden, spricht von einem Erlöser und redet der übernatürlichen Offenbarung das Wort. Es liegt eine Art ursprünglicher Unschuld in seinen Folgerungen, ohne Ahnung der Widersprüche zwischen seiner Naturwissenschaft und seiner Religion, die sich nach den unerbittlichen Gesetzen der gesunden Vernunft in Materialismus auflösen, gleichviel ob ein civilisirter Vogt oder feingebildeter Schleiermacher herauskommt. Er ist ein Janusbild, vorwärts mit dem Blick auf eine höhere geistige Welt, rückwärts auf die selbstthätige Materie, somit auf zwei ganz entgegengesetzte Stoffe, welche nach Spieß zur Einheit sich gestalten, in der That aber sich wechselweise befehden, abstoßen und zerstören. Hat die Materie des gelehrten Verfassers Recht, so ist seine geistige Welt verloren, und umgekehrt, soll seine christliche Weltansicht eine Wahrheit sein, so muß seine Theorie von der Natur und Naturkraft über den Haufen fallen. So gewährt er unaufhörlich den Eindruck eines „vergeisterten" Reiters, welcher auf der einen Seite auf das Pferd steigt und auf der anderen wieder hinunter fällt. Die scharfwitternde „Didaskalia" des Frankfurter Journals hat daher leider Recht, wenn sie mit einiger Schadenfreude diesen Zwiespalt hervorhebt und, festbeharrend auf ihrem materialistischen Standpunkte, den Offenbarungsglauben des Herrn Doctors Spieß für eine mehr fromme, als gegründete Meinung erklärt.

Die Theorie des Verfassers in duftiger Ausdrucksweise einer ungebetenen Vermittelung beider Extreme besteht ungefähr in folgenden Lehrsätzen. Die Natur, wie sie uns vorliegt, ist das einzig sichere Feld, auf dem die Wahrheit erforscht und ermittelt werden kann, folglich die Naturwissenschaft durch unzweideutigen Erfahrungsgewinn die Wissenschaft aller Wissenschaften, ohne welche weder Philosophie noch Theologie möglich ist. Die Unkunde dieses einzig wahren Verhältnisses hat die Welt durch unstatthafte Ausbildung zweier Gegensätze wahrheitsarm gemacht. Diese Gegensätze, auf der einen Seite die Ewigkeit der Materie, als Erbtheil der klassischen Griechen, auf der andern Seite die außerweltliche Schöpfungsursache der Hebräer, welche einen Gott außerhalb der Welt statuirt, müssen sich durch das Christenthum in seiner ungetrübten Auffassung zu einer höheren Einheit vermitteln. Diese Vermittelung geschieht durch die

Anwendung der großen Wahrheiten, welche aus der Naturwissenschaft geflossen sind. Daraus erhellt, daß es im Leibe keine vernünftige Seele als Sonderwesen gibt, welches vom erstern verschieden und getrennt gedacht werden könnte. Wie zwischen Geist und Natur, so gibt es auch zwischen Seele und Körper keine Kluft. Der Mensch, eine unzertrennliche Einheit, in welcher die Kraft mit der Materie innigst verbunden ist, besteht und wirkt als organisches Ganzes. Der Sitz aller Kraft ist das Nervensystem. Aus diesem letztern entwickelt sich das Empfinden, die Vorstellung, alles geistige Wirken, so daß alle menschlichen Thätigkeiten von der Materie bedingt sind und, an sich mannigfaltig und unzusammenhängend, erst im Bewußtsein sich zur Einheit sammeln. Es kann daher bei den menschlichen Handlungen von keiner Freithätigkeit die Rede sein. Frei ist der Mensch nur in so fern, als er die Anlage in sich hat, durch Uebung der körperlich und geistig bedingten Thätigkeiten besser zu werden, wie der Acker durch fleißigen Anbau, die Pflanze durch die Kunst dauernder Pflege. Diese Uebung der Thätigkeitsvermögen erfolgt durch die äußeren Reize, welche auf die Sinne wirken, ohne welche keine Wirkung im Menschen möglich ist. Die Summe dieser inneren Anlagen und äußeren Reize ist der Mensch im einheitlichen Bewußtsein, und die Lehre von dieser menschlichen Erdgeistigkeit nennt man den Sensualismus als Gegensatz des Rationalismus, welcher fälschlich vom Dasein einer vernünftigen Seele spricht, und des Spiritualismus, welcher unrichtig ein geistiges Wirken ohne Sinnesthätigkeit anerkennt.

Wir kennen in dieser Doctrin bei allem guten Willen keinen wesentlichen Unterschied entdecken, wodurch sie von der Lehre der Herren Vogt und Schopenhauer getrennt und als eine höhere christliche betrachtet werden könnte. Sie trägt bloß ein feineres Gewand und hat unter honetten Leuten einige gute Lebensart gelernt, welche nicht mit der Thüre in's Haus fällt. Aber sie ist und bleibt Materialismus, mit welchem das Christenthum als historische Lehre und Thatsache nicht bestehen kann. Die empfindliche Natur des Verfassers sträubt sich am Ende selbst gegen diese Entgeistigung des Menschen, gegen die naturwissenschaftliche Vernichtung des göttlichen Wortes in der Bibel, gegen diese fatalistische Ausmärzung der sittlichen Freiheit vernünftiger Wesen, und diesem geheimen Entsetzen entspringt die nach solchen

Vorsätzen abentheuerliche Brücke vom atheistischen Ufer nach dem höheren Jenseits, welches nach Spieß seltsamer Weise auch nur durch die Sinne wahrgenommen werden kann. Wir gestehen freimüthig, der Schluß auf eine höhere Welt unter solchen Umständen ist der unverzeihlichste Fehlschuß und Selbstbetrug, der einem menschlichen Bewußtsein begegnen konnte, weit weniger natürlich, als der Rückschluß des gläubigen Denkers auf die unvollkommenen Resultate der Naturwissenschaften, welche noch immer und wohl auch für immer in keinen gegründeten Gegensatz mit der Bibel gebracht werden können. Denn ohne vernünftige Seele, die dem Leibe als selbstständiges persönliches Wesen einwohnt, ist der Geist als Seiendes an sich, als ein von der Natur Verschiedenes überhaupt vernichtet. Eine Welt, welche sich aus sich selbst entwickelt, kann nach dieser Entgeistung keinen Schöpfer haben, weil sie keines Erhalters bedarf, denn Schaffen und Erhalten sind nur zwei verschiedene Ausdrücke der einen Schöpfung, die sich in und durch Gott unaufhörlich erneuert. Die Menschwerdung Christi im Sinne der Bibel, auf welche sich Herr Spieß ausdrücklich beruft, hat nach den naturwissenschaftlichen Grundsätzen des Verfassers gar keinen Boden, weil eine menschliche und göttliche Natur unvermischt in einer Person für den Sensualisten ein Unding, seine Doctrin von der Einheit der Kraft mit der Materie über den Haufen wirft. Eben so unrettbar verloren ist die Unsterblichkeit der Seele, wenn es nur Kräfte und Stoffe gibt, welche eins an sich im Bewußtsein der Menschen zusammenfließen.

Spieß fühlt dies selbst und sucht sich durch eine Art von neuem Keim in der Materie, durch ein Ei zu helfen, das zu einem unbekannten Wesen bersten soll, ungeachtet solche unmotivirte Hoffnungen mit seiner Naturwissenschaft im Widerspruche stehen. Aus diesem Grunde ist uns im Verfasser der entschiedene Unglaube an die Geistseele und die Annahme einer höheren geistigen Welt, welche letztere nur durch die erstere bedingt und ermöglicht wird, wie es in der Bibel als Grundlage eines himmlischen Reiches bestimmt gelehrt und ausgesprochen ist. Wäre auf diese Weise die Naturwissenschaft wirklich mit der Bibel im Widerspruche, dann lebe wohl, höhere Welt! Unser Wissen von der Natur zerstört das Wissen und Sein Christi. Der Christ, welcher eine vernünftige Seele hat, weiß bei aller Verehrung für die Naturwissenschaften, daß die Natur als göttliche Schöpfung mit ihrem

Schöpfer übereinstimmen muß, wenn auch die sogenannte menschlich bedingte und tausendfach beschränkte Wissenschaft ihre Tiefen eben so wenig jemals ganz ergründen wird, als die Tiefen Gottes selbst, somit in diesem Punkte keine souveräne Wissenschaft, sondern Unbehilflichkeit von unserer Seite, welche mit ihrem Stachel nicht ausschlagen soll gegen den Heiland und sein heiliges Wort. Nicht die Naturwissenschaft kann die Bibel meistern, sondern sie muß sich von der letztern meistern lassen zur richtigen Auffassung aller Dinge, sei es vor unseren Sinnen, sei es vor unserer geistigen Anschauung. „Es gibt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt," hat Hamlet mit Recht gesagt, und unsere sogenannten Naturwissenschaftlichen thäten gut, diesen Ausspruch zu beherzigen und in Demuth ihre Unzulänglichkeit, der heiligen Schrift gegenüber, anzuerkennen. Auf dem bisherigen Wege können sie nur immer mehr der Thierheit zusteuern, welche da anfängt, wo „Kraft und Stoff" allein Wesenheit haben sollen. Die künstlich gemachte Empörung der Materie gegen den Geist ist nur die Fortsetzung des ersten Sündenfalles im Paradiese gegen den übernatürlichen Act der Schöpfung und Erlösung. Das Einlenken des Doctor Spieß, welcher einst sogar zu „den Frommen im Lande" gezählt wurde, in diese trostlose, undeutsche Richtung bezeugt hinlänglich die Größe und Ausbreitung dieses verheerenden Uebels in Deutschland, und sollte wenigstens ein Grund mehr sein, das Pochen auf den neudeutschen Protestantismus fallen zu lassen, der sich die demüthigende Rolle auferlegt sieht, als Ausgangspunkt und Schutz dieser gotteslästerlichen Possen deutscher Wissenschaft zu dienen.

Bunsen, Stahl, Schenkel und Laboulaye.

> Vorrei vedervi savj tutti quanti
> e quando veggo farvi le pazzie,
> i canti miei si convertono in pianti
> in far rabuffi e dirvi villanie.
>
> Bojardo.

Wir haben zunächst zwei merkwürdige Gegner vor uns, Bunsen, den Repräsentanten der ursprünglichen demokratischen Spitze der Reformation, und Stahl, den Vertreter des reactionären Lutherthums unter dem Schutze fürstlicher Landes- und Kirchenoberhoheit, also die zwei entgegengesetzten Pole der Revolution des sechzehnten Jahrhunderts. Sie characterisiren sich in der widersprechenden Auffassung einer und derselben Sache.

Im Hinblick auf die Sturmfluth der deutschen Reformation, welche beim ersten Ausbruche des Bauernkrieges alle festen Grundlagen der Auctorität in Staat und Kirche zu vernichten drohte, flüchteten Männer, wie Bunsen und Stahl, Dank ihrer methodischen Schulbildung, mit tausend Anderen auf Luthers Eiche, welche mit jugendlicher Bescheidenheit als reactionäres Gewächs in der Fürstengunst wurzelte und mit ihren lustigen Zweigen auf dem Trümmerhaufen zerstörter Kirchen, Klöster und Adelsburgen eine neue Zukunft christlicher Reform zu verkündigen schien. Aber Bunsen und seine Freunde, stets die Klügern sowohl als Schriftsteller wie als Diplomaten, merkten bald, daß die Eiche, eines wurzelhaftigen Organismus entbehrend, mehr scheinbar als in der That zum grünen Holze gehöre, und leider früher oder später an der leidigen Dyskrasie von ihrem Stifter her werde aussterben müssen. Er und die Seinigen

flochten sich also mit philosophischer Beihülfe aus den Hörsälen von Berlin einen ziersamen Reformationskranz um die göttergleiche Stirn und glitten eines Abends wieder fröhlich hinunter in den brausenden Strom der reformirenden Grundidee der kirchlichen Umwälzung, um als fahrende Diplomaten und Chemiker des Urchristenthums durch die Welt zu segeln, von der öffentlichen Meinung weit weniger geschmeichelt, als es gewiegten Revolutionären und Massenschmeichlern gebührt hätte. Der gute Stahl und seine Gesinnungsgenossen, welche unterdessen im jungen Laube der Reformationseiche süß geschlummert hatten, wurden nach Bunsens Abgang nur desto vergnügter auf ihrem luftigen Wohnsitze und gewahrten gar nicht, daß ihr vielgepriesener Baum durch Zwietracht seiner Ansiedler einen Ast nach dem anderen verlor, bis sie in einer dunkeln Herbstnacht mitsammt dem morschen Holze in die rauschende Brandung der widertäuferischen Sectengeister, der Freigemeindler, der Deutschkatholiken herunterstürzten und die tiefsten Schmerzen ob dieser Gemeinschaft empfanden, welche ganz nach Bunsen roch und einen unleidlichen Gestank verbreitete. Nur Stahl's außerordentliche Gewandtheit konnte nach einer so beschwerlichen Nachtfahrt ihn und seine Genossen fortes pejoraque passos an ein Vorgebirge des katholischen Ufers retten, wo sie sich ansiedelten wie Robinson Crusoe und eine neue Colonie von Auctoritätsgläubigen anlegten, aus deren Besitze sie weder Protestanten noch Katholiken verdrängen können. So dauert die Scheidung fort bis auf den heutigen Tag, und die beiden Vormänner, Bunsen und Stahl, sind gleichbedeutend geworden mit den Ideen, welche sie vertreten.

Bunsen, ein treuer Abdruck der geraden, aufrichtigen Reformation, welche in seiner Persönlichkeit Gestalt angenommen hat, hangt an seiner revolutionären Armida aus Sachsen und Thüringen mit einer Zärtlichkeit, die unsere ganze Achtung verdient in einer Zeit, wo die politischen Heuchler so selten den Muth haben, ihre schauderhaften Herzensmeinungen einzugestehen. Das Princip persönlicher Willkür, welcher der ursprünglichen Reformation zu Grunde lag, um die Auctorität des Rechtes und der Geschichte zu vernichten, kleidete sich bei Bunsen und seinen Anhängern in's Gewand der Religion, hatte aber im Grunde damit nur soviel zu thun, als Religion und Kirchenthum zu politischen Mitteln dienen konnten, um die bisherigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft umzuwühlen und durch Vernichtung der

gottgesetzten Priestergewalt und der apostolischen Sacramente das revolutionäre Laienthum aufzubessern und als demokratische Gewalt mit maßgebender Persönlichkeit und Gemeindesouveränität in der Religion so gut als in der Politik zu constituiren. Das war der Grundzug der Reformation in consequenter Durchführung des reformatorischen Princips persönlicher und gemeindlicher Unfehlbarkeit in Glaubenssachen. Die Bibel, als Substrat derselben, diente als vieldeutiges Panier für diese politisch-religiöse Revolutionsbewegung gegen weltliche und geistliche Obrigkeit. Das „Wort Gottes," welches der Mensch aus den Lüsten und Begierden seines Herzens herausspann, saß als Abzeichen auf der Brust der reformirenden Demagogen, wie der Kelch an der Heeresspitze der Hussiten, wie das rothe Band um den Arm des deutschen Barricadenbauers.

Das todte Bibelwort war berufen, die politische Leidenschaft und den Egoismus tückischer Herzen zu rechtfertigen, wie die Schmuggelwaare der Missionäre von Genf und London, um die niederträchtigen Revolutionsversuche im heutigen Italien zu legitimiren. Daß dadurch alle Bibel und alles Gotteswort zu Grunde gehen mußten, kam in den Augen von Männern nicht in Betracht, für welche die politischen Erfolge allein Werth und Bedeutung hatten.

Die Allgemeine Zeitung von Augsburg verfehlte nicht, in einem Aufsatze vom 22. April 1856 ein anerkennendes Wort für Bunsen's demokratisches Princip in Staat und Kirche dem weitesten Leserkreise zuzuführen, mit jener Feinheit, die an ihr von jeher bewundert worden ist, und doch zugleich mit der ehrlichen Offenheit, welche uns über den eigentlichen Sinn des Berichterstatters nicht in Zweifel läßt und ein sehr belehrendes Streiflicht auf die Zeitrichtung wirft, welcher Bunsens Buch entflossen ist. Die Einleitung dieses merkwürdigen Aktenstückes, für ein lebhaftes Interesse zu weitläufig, aber musterhaft stylisirt, ohne Zweifel von einem dienstfertigen Freund und Gesinnungsgenossen, führt uns per avia et devia auf den innersten Kern der Herzausleerung, welche sich in folgenden Worten zusammenfassen läßt: „Die Wahrheiten des Christenthums, an sich ewig, unveränderlich und daher keinem Widerspruche unterworfen, müssen sich, um interessant zu sein, den verschiedenen Zeitaltern, Bildungsstufen und Weltbedürfnissen anpassen und ganz hand- und mundsam an den Menschen heranrücken, wenn sie

nicht nothwendig in Mißcredit und Verachtung sinken sollen. Und deßhalb hat Bunsen's Schrift einen so unberechenbaren Werth, weil sie mit Sachkenntniß und Gründlichkeit diese Accommodation, oder wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, diese Menschwerdung derselben auf die kürzeste Weise zu bewerkstelligen gewußt hat." Wir haben also hier zweierlei, eine ewige Wahrheit und eine abwechselnde Vermenschlichung derselben, in der geschliffensten Ausdrucksweise dargelegt und als allein gültig empfohlen. Allerdings kann das, was seiner Natur und Wesenheit nach ewig ist, den Menschen nur so weit berühren, trösten und veredeln, als es die Anlage hat, für ihn praktisch zu werden. Es handelt sich also nur um das bescheidene Maß ewiger Wahrheiten, welches für den Menschen Gestalt annehmen und sein geistig leibliches Wesen bewältigen kann.

Die ewige Wahrheit ist in ihrer Anwendung von der Form eben so wenig zu trennen, als der Leib von der Seele für das gesunde Leben in der sinnlichen Welt. Aber die Form darf nie das Gegentheil der Wahrheit sein, wenn sie nicht alle Wirkung der letzteren, somit die Wahrheit selbst für den Menschen vernichten soll. Denn ein wesentlicher Widerspruch zwischen dem Inhalte der ewigen Wahrheit und der Form, in welcher sie menschlicher Weise zur Erscheinung kommt, führt unerläßlich ein Verhältniß herbei, wie zwischen Wahrheit und Lüge, Wachen und Traum, Wirklichkeit und Menschengedicht. In einem solchen Falle repräsentirt die ewige Wahrheit das Wort Gottes und die Accommodation die Willkür der Menschen, oder mit anderen Worten, das Princip göttlicher Offenbarung und die Demagogie der Religionsmacherei zu Gunsten der Politik nach menschlicher Schriftauslegung.

Wir stehen, ohne es selbst zu wollen, an den Wurzelknoten der Gegensätze Gott und Mensch, Christus und Bunsen. Die ewige, unveränderliche Wahrheit leidet nach dieser Doctrin des Berichterstatters der Allgemeinen Zeitung Schiffbruch an der Form, welche als käufliche Magd das Gutdünken und den Einfall menschlicher Launenhaftigkeit unter dem Schilde von Himmelswahrheiten colportirt. Der heilige Geist, einst im Semitischen eine göttliche Person, außerweltlich, Gott von Gott, erscheint jetzt nach Herrn Bunsen als persönliches Bewußtsein der japhetitischen Menschenwürde, welche vom Hügel zu Heidelberg auf die lange Stadtzeile friedlich herunterleuchtet und vielleicht

in anderen Zeiten kriegerisch auszieht, das Fallbeil auf den letzten Aristokraten und Priester niederzuschmettern und in allgemeiner Freiheit und Gleichheit zu commerciren. Und in der That nach der Allgemeinen Zeitung muß er sich accommodiren nach Zeit, Ort, Wissen und Person, um für die Welt, welche die Abwechselung liebt, interessant zu bleiben, weit weniger ehrwürdig als der tausendgestaltige Meergreis des Homers, dem man wenigstens den Humor nicht absprechen kann, während der heilige Geist des Doctor Bunsen der langweiligste Gesell von der Welt ist, Jude in Palästina, Calvin in Genf, Hegels Schüler in Berlin, Anglicaner in London, Gothaer in Heidelberg und zu Frankfurt am Main.

Die erste Liebhaberin einer Bauerncomödie, die ich zum ersten Mal am Pfingstmontag in meiner Jugend gesehen habe, könnte ihm vielleicht allein den Rang streitig machen. Im ersten Acte aus Eifersucht mit einem spitzen Dolche todtgestochen, trat sie im zweiten umgekleidet als schmucker Jägersbursche auf und redete Bunsen's klassisches Deutsch zur Beschämung aller Töchter des Dorfes. Allmählich in einen Wilddieb sich verwandelnd, mit allem Zauber der Romantik und Unheimlichkeit, grimassirte sie so natürlich, daß lautes Freudengeschrei des Parterres ihre Virtuosität im Geberdenspiel begleitete. Und als sie einen Hirsch im Grafengehäge widerrechtlich geschossen und deßhalb gefangen und hingerichtet worden war, so erschien sie im dritten Acte als Genius über ihrem eigenen Grabe und hielt eine Standrede an's Publicum, ganz im Sinne der Milde, Menschenfreundlichkeit und Toleranz, wie sie, hellen Sternen gleich, aus Bunsen's „Zeichen der Zeit" hervorleuchten. Ich gestehe, es war ungeheurer Jubel in der Dorfgemeinde über die Allschmiegsamkeit der Primadonna, eheleiblichen Tochter des Gerbers Kuno, welche eine allmähliche, durchaus untadelige Steigerung des Selbstbewußtseins durchgemacht hatte, nach dem Geschmacke der Zuschauer und den Bedürfnissen der Zeit, ohne ihr Geschlecht eigentlich abzulegen, ohne verflüchtigt zu werden aus menschlicher Wesenheit in die thörichte Abstraction eines philosophischen Begriffes im Kopfe eines Diplomaten. Solches blieb bloß unserem heiligen Geiste, der dritten göttlichen Person, vorbehalten, in der Torturanstalt des Herrn Ritters von Bunsen. Es gibt für diese, dem Christenthume angethane Schmach nur eine Parallele im Bankerotte, welchen das Heidenthum mit seiner Theo-

logie gemacht hat. Die ursprüngliche Idee eines Gottes fuhr frühzeitig in die Himmelskörper, welche wohlthätig über den Häuptern der Menschen wandeln und leuchten. Aber ach! sie sind viel zu weit von uns entfernt. Das Menschenherz, dieses kindische, herzige Ding, will einen näheren Gegenstand seiner Liebe und Zärtlichkeit haben. So mußte die Gottheit auf die Erde herabpilgern, in Flüsse, Berge, Bäume einfahren und als Hausgötze am häuslichen Heerde der Unterhaltung pflegen, um stets parat zu sein für die Weihrauchwolke menschlicher Anbeter und Verehrer. Noch mehr! Das Menschenherz liebt die Mannigfaltigkeit, das Leben, die Jugendfrische. Deßhalb muß der Gott in Crocodile, Katzen, Vögel und allerlei Gewürm verwandelt werden, damit die Allgegenwart desselben immer näher und eindringlicher heranrücke und nicht bloß dem Gefühle, sondern sogar den Schlafmützen vernehmbar und ähnlich werde. Und sind alle diese Behelfe als Spiele und Lüste des thörichten Herzens abgenützt, so wird der Gott in letzter Accommodation zum abstracten Begriff ohne Sinn, oder zum Symbol menschlicher Armseligkeit, wie Lenau die Trinität, das höchste Geheimniß des Christenthums, in seinen Albigensern erklärt und mißhandelt hat. So hat das eine ursprüngliche ewige Wesen die Runde durch das ganze Universum gemacht und ist alle geworden, wie man in Dresden und Altenburg sagt, wenn das Faß leer ist. Es ist die alte fratzenhafte Geschichte, welche in tausend Gestalten wiederkehrt, der ewige Streit der Materie gegen den Geist, welcher durchaus der ersteren dienstbar gemacht werden soll. Man mag es Pantheismus nennen oder Spinozismus oder anders, immer bleibt die Sache dieselbe, die letzte unvermeidliche Welt- und Schriftauslegung der Reformation, welche Bunsen als ächter Zögling der protestantischen Propaganda allen seinen Anhängern einräumt, nur den Katholiken zu Gunsten der christkatholischen Lehre nicht gestatten will, wovon alle seine Mitverschworenen schrankenlos Gebrauch machen als aufrichtige Bekenner der Revolution, um unsere Auffassung rücksichtslos zu verdammen.

Allerdings ist in diesen Kreisen um so mehr von Religion und Kirche die Rede, je weniger Sinn in diese Ausdrücke hineingelegt werden kann. Die ganze Bewegung ist politisch und verfolgt politische Zwecke, während die religiöse Seite als bequeme Gelegenheit ausgebeutet wird, um die gerade im Punkte der

Religion empfindlichen Volksmassen für die revolutionäre Bewegung zu fanatisiren. Denn der Fanatismus entsteht nie aus der Religion als solcher allein, sondern erst dann, wenn die letztere als Mittel zu politischen Zwecken benützt wird. Das deutsche Landvolk verstand die Reformation in ihren Anfängen auch nur in diesem Sinne und suchte sich vermittelst der verkündigten evangelischen Freiheit und Selbstständigkeit von allem obrigkeitlichen Drucke und allen geschichtlich begründeten Lasten frei zu machen. Das lautere und rechte Evangelium war das Freisein von geistlicher und weltlicher Obmacht, wo man in stolzer Autonomie den Regentenrechten die nämliche Auslegung, wie der heiligen Schrift, angedeihen lassen konnte.

Der deutsche Bauernkrieg war bloß der correcte Ausdruck für die maßgebende Autonomie des Volkes aller geistlichen und weltlichen Macht gegenüber. Die durch solche Aufrichtigkeit und Consequenz der Reformationsidee den deutschen Reformatoren aufgenöthigte Reaction zu Gunsten der Fürsten unter der Bedingung rastloser Anfeindung des Papstes und der katholischen Kirche gegen gehöriges Entgelt an Macht und Kirchengut war der erklärte Abfall der Reformation von ihrem ersten Ursprunge, das erste und entscheidende Krankheitssymptom der Luthers eiche, aus deren faulem Holze die Auctorität geschnitzt worden ist, auf welche Stahl und Genossen pochen, ohne Sinn und Berechtigung im Leben wie in der Geschichte. Der überaus treue, gründliche, folgerichtige Geheimrath Bunsen hat sich vor einem so gräulichen Rückschritte bewahrt. Er hält zur uranfänglichen Idee des Bauernkrieges, welche freilich nicht mit der Faust, sondern mit Thaten des Geistes sich bewähren soll. Er will nur Fürsten ohne Gottes Gnaden, welche sich vor dem Bewußtsein persönlicher Menschenwürde in der Gemeinde beugen, ein Evangelium der Offenbarung, das der demokratischen Religions- und Staatspolitik das Proviant nachliefert, ein souveränes Volk, welches die Form des Bekenntnisses für Staat und Kirche durch unmittelbare Innerlichkeit bestimmt. In diesem fanatischen Gemeinwesen werden die Attribute des Erlösers der menschlichen Persönlichkeit angeheftet, wie der Leib Christi an's Holz des Calvarienberges, welches letztere die Rolle der Menschenerlösung durch sich selbst erledigt in versammelter Gemeinde, welche mit angeborener Vollmacht schaltet nach dem Fleische über die Werke des Geistes und der Liebe, tolerant über

alles Bruderholz, das vertrocknet ist, nur dem grünen zürnend, das im Riesenleibe römisch-katholischer Einheit und Innigkeit pulsirt und aus apostolischem Ursprunge unverwüstlich ist. Für die reformirte Gemeindesouveränität ist Ritter von Bunsen Haus- und Hoftheologe. Und diese theologische Eigenschaft juckt ihm an seiner Persönlichkeit wie ein zurückgeschlagener Aussatz. Keine lebendige Seele erwartet an ihm den Kirchenvater, aber mit dem liebenswürdigen Eigensinn großer Männer bindet er über den Diplomatenrock das Schurzfell eines Maurers, um sein theologisches Amt mit möglichster Würde zu verrichten, in der That eine komische Figur, wie sie nur die Philosophie erzeugen und bilden kann.

Nach der feierlichsten Verwerfung aller Gewalt, welche nicht im Volke ruht, worüber Demagogen und Fanatiker verfügen können, ist es ihm eine wahre Ergötzlichkeit, die usurpirte, dem Geiste der wahrhaftigen Reformation widersprechende Auctorität der Oberkirchenräthe und Superintendenten und die mit diesen verbündete Polizeigewalt von sich und seiner Volkstheologie abzulehnen, und er fühlt eine Art schmerzlichen Gliederreißens beim Gedanken, daß sich nicht wenige seiner Freunde so leicht von den frommen Leuten in Berlin aus seiner revolutionären Politik auffischen und in ruhige Sicherheit bringen lassen, was dem demokratischen Principe stets schmerzlichen Abbruch thut. Er verabscheut solchen Abfall von der edelsten Sache, die ein denkfähiger Geist zu erfassen im Stande ist, und im Verdrusse über diese Characterschwäche seiner Freunde schwimmt er aus Deutschland, wo die Reformation aus ihrer republikanischen Strömung in's weltliche Papstthum zurückgestaut und als Landeskirchenthum an der Stelle christlicher Ueberlieferung petrificirt worden ist, zornig rheinabwärts nach den Niederlanden, wo Nassau-Oranien mit der freien Persönlichkeit und der selbstständigen Gemeinde des Doctors Bunsen die angeerbte, allein rechtmäßige Regierungsgewalt über den Haufen gestürzt und den politischen Fanatismus der reformirten Demagogie an die Stelle der katholischen Kirche gesetzt hat. Da ist ihm wohl, da athmet er verwandte Lüfte, da blüht das apostolische Zeitalter grundsätzlicher Revolution unter religiöser Maske, und von jenseits schallt ihm das brüllende Nopopery-Geschrei tröstlich entgegen, das einst vom Calvarienberg herunter seine Schallwellen in die freien Gemeinden Bunsens getrieben und bisher, anstatt der Glocken, jedem

Fanatiker fortdient mit cynischer Behaglichkeit und Freiheit. Das ist holländisch-englischer Geist, das Naphtaproduct der deutschen Reformation in folgerichtiger Entwickelung, durch Revolutionen, Königsmord und Blut in Strömen gestählt, der Puritanismus ohne König und Papst von Gottes Gnaden republikanisch oder constitutionell, wie man will, in frecher Vergötterung der materiellen Interessen, welche dem Leben allein Reiz und Werth verleihen. Bunsen ist auf dem religiösen Gebiete gerade das, was Karl Vogt auf naturhistorischem ist, freilich gewiegter und mit seidenen Handschuhen. Das Menschengeschlecht ist ihm der einzige Stoff und die einzige Realität, über welche hinaus nichts Denkwürdiges für ihn liegt. Das Christenthum wohnt diesem Menschenstoffe als Eigenschaft und Kraft ein zur Selbstentwickelung in staatlicher und politischer Beziehung, ohne Hülfe von oben und unten, ohne Unterordnung, sondern in völliger Gleichberechtigung der Einzelnen zum Ganzen. Kein Wunder also, daß das Christenthum des Herrn Bunsen mit der Persönlichkeit des Menschen und aus derselben wächst und in der Gemeinde als Anhäufung von Kraft und Stoff zur politischen Revolution wirksam wird. Diese Bunsen'sche Theorie hat höchstens einige Wahlverwandtschaft mit dem Pantheismus oder Spinozismus des Herrn Geheimen Rathes Wolfgang von Göthe, welcher nicht mehr und nicht weniger ist als eine schöngeistige Beschmeichelung der Materie im Menschen und in der Welt. Bunsen erspart sich alle phrasenhafte Beschönigung seiner Doctrin und ist Materialist in der Religion und Politik, wie Vogt in der Naturwissenschaft. Da ist von keinem geistigen, von außen und aus höheren Regionen stammenden Einfluß auf die Materie die Rede, sondern vom Menschen allein, welcher aus dem eigenen Fäulnißprozeß in unaufhörlicher Gährung und Fortwirkung die Bunsen'sche Wahrheit und Staatsform erzeugt.

Vogt verdammt die Unterordnung der Theile zum Ganzen, Bunsen im Reiche der Geister. Beide erklären die Revolution für berechtigt und permanent, für den naturgemäßen Zustand der Welt und der Gesellschaft. Aber, wie gesagt, Bunsen ist bei aller Aufrichtigkeit feiner als Vogt; als Diplomat weiß er, was eine revolutionäre Doctrin für Amt und Würden zu bedeuten hat. Er behandelt sie daher philosophisch mit allen Stichworten der Aufklärung und der wühlerischen Zeitrichtung, und dieser Philosophie, welche von den Gnostikern, Albigensern,

Katharern und Hussiten herunterreicht zu Spinoza, Göthe, Hegel und Feuerbach, steht die heilige Theologie zur Seite, um das revolutionäre Kindlein zur Taufe bereit zu machen. Daß bei dieser Ceremonie unter der allgemeinen Priesterschaft des Herrn Bunsen Brüsseler Spitzen, Majolica-Waare von Birmingham und edles Pelzwerk vom Lorenzstrome nicht fehlen dürfen, liegt in der patriotischen Natur des Festgebers. Ob Preußen dem Kinde zu Gevatter stehen wird, ist zweifelhaft, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, wo Bunsen's freies Selbstbewußtsein und religiöses Gemeindegefühl gegen die Royalisten in Neuenburg mit peinlicher Untersuchung vorgehen. Aber alle Invaliden aus der Barricaden-Herrschaft des Jahres 1848 haben ihm zugejauchzt, alle Krüppel des Rumpfparlamentes ihre Krücken geschwungen und alle Journalisten gesinnungstüchtiger Zeitungen dem Propheten in den Weinbergen am Neckar stürmischen Päan gesungen.

Das ist eine große Genugthuung für ein ruhmbedürftiges Diplomatenherz, aber doch nicht viel, wenn wir das Wetter richtig verstehen, selbst nicht einmal nach den Nachtherbergen in der Residenz zu Berlin. Nichts wird leichter verächtlich, als die Leidenschaft der fünfziger Jahre und die Eitelkeit quiescirter Diplomaten, welche, unglücklich im Geschäft, mit der Feder die Welt regeneriren wollen. Das sind überwundene Persönlichkeiten. Zurückgezogenheit, Reue, Demuth und Geistessammlung ziemen sich allein für dieselben und für Bunsen noch viel mehr, weil er sich selbst überlebt hat, ohne es zu merken. Er und die Bibel — allerdings ein staunenswerthes Paar, besonders in Moliere'schen Jacken! Die Revolution unserer Tage hat sich dergestalt aller religiösen Schminke entledigt, daß ihr nicht bloß die Sache, sondern sogar der Anstrich verhaßt ist. Man treibt jetzt das Geschäft des Umsturzes als ein selbstständiges und bedarf dabei weder der Philosophie noch der Theologie, welche Herrn Bunsen so viel zu schaffen machen, als Hebel seiner Staatsweisheit. Selbst als Thersites wäre Bunsen nicht zu brauchen, weil er von der Schule zu viel und vom Leben zu wenig hat, und daher doppelt langweilig ist. Will er durchaus nicht aus der Oeffentlichkeit scheiden, so gibt es für ihn nur ein Amt, gewiß eine große Aushülfe deutscher Gelehrsamkeit. Nichts ist schwieriger, als eine systematische Entwickelung der Ketzereien gegen die apostolischen Lehren des Christenthums,

sämmtlich aus Bunsen's persönlichem Bewußtsein geflossen, daher alle mit einander im Zusammenhang und die eine aus der andern, folgerichtig dem Grundirrthum entsponnen, wie ein rother Streif durch die Jahrhunderte, bald durch philosophische, bald durch theologische Spitzfindigkeiten genährt und vertheidigt, die schärfste Ausprägung des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem heiligen Geist in der Kirche und der persönlichen Willkür im Menschen.

Bunsen ist diese systematische Entwickelung nach Inhalt und Form in Person, die leibhaftige Reaction der Materie gegen den Geist Gottes als Organ himmlischer Offenbarung. Wie man am Geweihe des Neunzehnenders mit Sicherheit die Jahre des edlen Thieres zählen kann, so gibt uns Bunsen an seinen Grundsätzen genau die Phasen der Ketzergeschichte an von Simon Magus bis auf Hegel herab, die er sämmtlich durchgemacht und von allen mehr oder minder Nutzen gezogen hat. Die Ketzerei hat sich in ihm wissenschaftlich incarnirt und Methode gewonnen, wie bei Hamlet. Er ist in dieser Beziehung einer der merkwürdigsten Männer des Jahrhunderts und kann als Schaustück dienen zur Erläuterung menschlicher Irrthümer, welche seit zweitausend Jahren mit der Wahrheit Krieg geführt haben, als compendium in nuce für alle lernbegierigen Seelen zur Ergründung und Auffassung der Häresie, um daraus die Wohlthat der einen katholisch-apostolischen Kirche um so inniger schätzen und lieben zu lernen.

Bunsen's Gegner, Herr Oberkirchenrath Stahl in Berlin, ist sein Antipode in der Religion und Staatslehre. Dieser vertritt nicht die Reformation, sondern die Reaction, welche die politische Idee der ursprünglichen Reformationsbewegung preisgab und zu Gunsten fürstlicher Alleinherrschaft in Staat und Kirche auf die Revolution verzichtete. Er ist der conservativste Mann deutscher Nation, in seiner Schilfrohrhütte, einen Kranz von rührendem Wintergrün um die Schläfe, auf morschem Holze reich an Träumen von Gesundheit und ewiger Jugend seiner lutherischen Auctoritätskirche. Trotz aller Heiterkeit und Ruhe, die er mit unnachahmlicher Grazie leuchten läßt, gibt sich doch ein Gefühl von Mißbehagen im klugen Manne kund über den unnatürlichen Zustand, in welchen ihn die Ereignisse gebracht haben. Das Gefühl der Untreue gegen die Idee der Reformation, die qualvolle Vereinsamung auf dem kahlen Strande, der

Mangel an allem lebensfähigen Fortschritte der Vegetation müssen selbst den unerschrockensten Geist, wie Stahl unstreitig einer ist, beim bedrohlichen Zusammenflusse revolutionärer Zerstörungsmittel für die Zukunft bedenklich machen. Stahl ist bei dieser mißliebigen Erfahrung weit weniger verlegen, als tausend Andere, ja selbst ein gutes Stück Cynismus verschmäht er nicht, um seinen Standpunkt zu verbessern. Er tritt, mir nichts dir nichts, aus der lutherischen Armuth und Selbstgenügsamkeit heraus und entlehnt öffentlich vor aller Welt die Tradition der Katholiken zur Unterstützung einer Doctrin, welche eigenmächtig alle Tradition, alle Geschichte und allen Zusammenhang mit den Auffassungen des apostolischen Zeitalters zerriß und gegen die bisherige Uebung bloß nach persönlichem Gutachten das Christenthum maßregelte mit der Weisheit einiger Professoren von Wittenberg, welche sich an die Stelle des kirchlichen Gesammtlebens von fünfzehn Jahrhunderten setzten. Auf diesem Wege ist freilich eine Polemik möglich, die bisher zu Gunsten des Lutherthums zu führen unthunlich war. In solcher Rüstung zieht David der Zweite mit seiner Schleuder gegen den Goliath von Heidelberg zu Felde und macht sich zuletzt über Bunsen's Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Semitischen in's Japhetitische lustig, um dieselben für eine Revolutionsideen brauchbar zu machen und seinen philosophisch-demokratischen Jargon für die Kirche und den Staat der Zukunft herauszubringen. Das ist ächter Humor, womit Stahl sich selbst lächerlich macht.

Bunsen thut nur, was Tausende vor ihm gethan haben und Tausende nach ihm thun werden, treu dem protestantischen Principe, das in Stahl seinen Vorkämpfer verehrt. Er forscht in der heiligen Schrift nach seiner Ansicht und individuellen Meinung wie Luther, als er die leibhaftige Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarsacramente nach der Wandlung in der Messe verwarf, wie Melanchthon, als er das Interim für annehmbar erklärte und dem großmüthigen Philipp von Hessen die Bigamie erlaubte, da die letztere nach seiner Schriftforschung nicht ausdrücklich und handgreiflich verboten war, wie Thomas Münzer, welcher das Ideal seiner blutigen Gewaltherrschaft auf den Trümmern der geistlichen und weltlichen Macht voll Unzucht, Schmutz und Thorheit aus den heiligen Schriften herauslas. Da die Seligkeit des Menschen nach Stahl's ausdrücklicher Erklärung

von keinem Dogma abhängt, so ist es auch ziemlich gleichgültig, wie man die heilige Schrift auffaßt. Es gibt keine Glaubensnorm, noch einen festen bestimmten Inhalt, sondern nur einen subjectiven Glauben, den man nicht formuliren kann, also so ziemlich Bunsens maßgebende Persönlichkeit, welche an keine correcte Lehre gebunden, lediglich die unbemeßbare und unmotivirte Kraft, durch welche sich der Mensch nach der Behauptung des Pietisten Spener zur Kindschaft Gottes entwickelt, als ob überhaupt eine solche Entwickelung nothwendig und möglich wäre ohne Einfluß des Dogma auf die Seligkeit des Menschen. Stahl fühlt selbst das Widersinnige solcher Behauptungen in der Anwendung auf den Herrn Bunsen, welcher als Protestant das Recht der Willkür in der Schriftauslegung so gut braucht als Herr Stahl. Deßhalb räumt er Luthern und seinen zeitgenössischen Mitarbeitern das Recht der freien Schriftforschung ein, sperrt aber nach dieser Jungfernrede der Reformation sogleich die Schleuße, damit keine revolutionäre Umwälzung im Herkömmlichen beeinträchtige, und begeht dabei ein doppeltes Unrecht. Zuerst macht er den schwachen Menschen zum Propheten, welcher allein aus sich selbst gegen alle bisherige Kirchenlehre Recht hat. Zweitens erklärt er diese lutherische Sondermeinung für unabänderlich, unantastbar und allverpflichtend. Auf protestantischem Gebiete, wo das Inviduum in Religionssachen selbstherrlich waltet, ist das reiner Unsinn. Es ist dies eine Stempelung der reinmenschlichen Auctorität zur Quelle ewiger Wahrheit und zur Norm für alle nachfolgenden ebenbürtigen Geister.

Daß Bunsen sich gegen diesen Menschenzwang sträubt, daß er die freie Schriftforschung handhabt, wie alle anderen Geheimräthe, Oberkirchenräthe und Doctoren im Luther- und Genferthum, ist nach unserer Meinung nicht mehr als billig. Bunsen irrt bloß darin, daß er diese Unfehlbarkeitserklärung des Herrn Stahl zu Gunsten des Doctors Martin Luther von Eisleben und den Eifer seines hochwürdigen Dieners und Nachfolgers an der Spree katholisch nennt. Stahl's Verfahren bei dieser Gelegenheit ist nichts Anderes, als eine mißbräuchliche Anwendung katholischer Normen auf protestantische Zustände, welche sich bei solcher Behandlung selbst zerstören. Der Katholik erkennt keinen Menschen für unfehlbar. Eine solche Concession gilt ihm als gotteslästerlich. Bei uns kann man keine neue Glaubens-

lehre machen, sei es zu Rom oder anderwärts. Dagegen hält die Kirche fest an der apostolischen Lehre vom heiligen Geiste, welcher in der kirchlichen Gesammtheit die ewigen Wahrheiten schützt und unversehrt bis an's Ende der Zeiten fortpflanzt. Dieser heilige Geist, welchen Christus seiner Kirche gesandt hat, ist einer und derselbe in Allen, in der heiligen Schrift so gut, als im übereinstimmenden Leben der christlichen Gemeinden, unfehlbar und unüberwindlich, vor dem sich alle Könige, Doctoren, Hirten und Bettler gleichmäßig beugen und demüthigen müssen. Seine concrete Aeußerung ist die Einheit aller Gemeinden im Glauben, in der Sittenlehre und in der Kirchendisciplin auf dem weiten Erdkreise, welche sich, im Papste als Mittelpunkt der christlichen Welt berührend, organisch zusammenhängen und dadurch die katholische Allgemeinheit bilden, nach welcher die Lehre Christi überall, allzeit und auf gleiche Weise in allen wesentlichen Punkten blüht und fortlebt, bildsam nicht in ihren ewigen Principien, die sie mit der Wesenheit Gottes gemein hat, sondern in der praktischen Ausästung und Anwendung, wo die göttliche Grundmacht derselben in einer Strahlenpracht und Blüthenfülle zur Anschauung kommt, welche von jeher die Bewunderung der Welt eingeärntet hat.

Stahl versucht eine Anwendung derselben auf das Lutherthum und überträgt den Oberkirchenräthen und Consistorien die päpstliche Gewalt, woselbst die landesfürstliche Vollmacht nur der bewaffnete Arm ist, das Stahl'sche Papstthum zu stützen und zu vertheidigen. Dabei spricht er wie ein Kirchenlehrer des zweiten Jahrhunderts von einer bestimmten Lehre der Reformation, welche über der Persönlichkeit und Gemeindefreiheit steht, von einer unwandelbaren Gemeindetradition, der man nicht widersprechen darf, von einer Institution der Kirche mit bindendem Ansehen über den Menschen, von einer göttlichen, längst vermittelten Offenbarungswahrheit, vom Zeugnisse der Reformation, welche auf besonderer Erleuchtung beruht, von der Macht des göttlichen Wortes aus fester übernatürlicher Stiftung, von überkommenen Heiligthümern, von einem geschichtlich überlieferten Pfarrerthum, von der Treue lutherischer Pastoren gegen überlieferte Wahrheit, von einer Handreichung der Heiligthümer von Geschlecht zu Geschlecht, von der Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte, und dergleichen Seelentröstungen am stürmischen Gestade des Protestantismus mehr. Er nimmt

es dem Diplomaten Bunsen sehr übel, daß er diese Grundsätze für katholisch erklärt. Hierin hat Bunsen, wie bereits bemerkt worden, allerdings gründlich Unrecht. Die Parodie katholischer Kirchenlehren zu Gunsten protestantischer Häresien macht eben so wenig katholisch als protestantisch. Es ist eine ekelhafte Mesalliance von Lüge und Wahrheit, mit Stahl'scher Geschicklichkeit in Einen Brei gekocht. Das Product ist in solcher Intensität einzig in der Welt und nur in Berlin zu finden in Kreisen, welche ganz Deutschland bekannt und die wesentlich verschieden sind von den Innungen, in welchen der Frankfurter Aepfelwein der allerneuesten Zeit eine so begeisterte Aufnahme gefunden und eine so unübertreffliche Heilkraft bewährt hat. Der Herr Professor und Oberkirchenrath Stahl ist durch die leidigen Erfahrungen der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit zur Fabrication dieses unprotestantischen Auskunftsmittels gezwungen worden. Denn in der That, die Anwendung dieses absurden Principes in der willkürlichen Aneignung des todten Bibeltextes nach persönlichem Ermessen ist, ernstlich betrachtet, nichts Anderes, als Abfall vom gesunden Menschenverstande.

Daß die Wahrheit als solche nicht in Widersprüche aufgelöst werden kann, welche sich selbst vernichten, erhellt so klar, daß jedes weitere Wort überflüßig ist. Alles strebt ja zur Einigung und Harmonie in der Natur und Kunst, im Leben und in der Poesie. Nur in der Religion soll über die nämliche und einzige Bibelwahrheit oder Kirchenlehre, welche nach innerer Nothwendigkeit nur einen Sinn haben kann, eine so vielköpfige und widersinnige Zerfahrenheit herrschen können, daß man nach dem italiänischen Sprichworte gar nicht weiß dove vi sia il capo e dove la coda. Daß die Kirche ein Ganzes sein müsse, weil gegründet, geleitet und genährt vom nämlichen Geiste, läugnet Niemand, und doch hält man fest am Widersinn, daß ein Baum Früchte tragen könne, wenn auch die einzelnen Theile desselben sich vom einheitlichen Organismus gelöst und jeder für sich unnatürliche Sondergebilde treiben will. Ueberall verlangt der Protestant, wie jeder andere vernünftige Mensch, das Einhalten einer bestimmten Regel, im Fabrikwesen, in den bildenden Künsten, im Hauswesen und allen täglichen Geschäften; nur in der Religion ist nach der Annahme unserer Gegner das Form- und Regellose Gesetz, die Permanenz der Revolution gegen alles Gesetz, alle Wahrheit, alle Bestimmtheit religiöser Anschauung allein das

Rechte und Gültige. Wenn die Locomotive, schienenüberspringend, Menschen und Wagen zerschellt, so gehorcht sie der Kraft, welche sie treibt und um kein Haar schlechter ist, als die Freiheit, zu denken und zu wollen in Religionssachen nach Gutdünken, das heißt, nach den Eingebungen der Leidenschaft, der selbstsüchtigen Blindheit und oft des baaren Unverstandes. Die Mucker, die Mormonen, der Fanatismus des Kindermordes, um sie in den Himmel zu bringen, die Seuche gräßlicher Selbstmorde aus Gewissensnoth und tausend andere Erscheinungen dieser Art legen für diese Behauptung unüberwindliches Zeugniß ab. Der Locomotive will man die Regel nicht ersparen, aber der Mensch soll nur in der Religion keine andere Regel und Begrenzung haben, als sich selbst, das Leidenschaftlichste, Veränderlichste und Selbstsüchtigste, was man auf Erden finden kann. Ist das nicht Abfall vom gesunden Menschenverstande? Ist man nicht berechtigt, das berühmte Epigramm auf unsere Zustände anzuwenden, welches den Menschen mit folgenden Worten kennzeichnet?

> Unselig Mittelding vom Menschen und vom Vieh,
> Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie!

Und diese widersinnige Freiheit im Denken und Empfinden soll oberstes Gesetz des religiösen Lebens werden, nicht bloß in Reuß, Greitz und Lobenstein, sondern in Deutschland, in der Welt! Gerade darin soll der Fortschritt bestehen, daß man das möglich größte Maß von Unbestimmtheit, Formlosigkeit und Widerspruch in religiösen Begriffen in Anspruch nehmen und alles Dogma mit bestimmtem Inhalte verwerfen kann, um sein bon plaisir an die Stelle aller Offenbarung zu setzen! In diesem tausendköpfigen Irrsal zügelloser persönlicher Willkür sollen das Christenthum wurzeln, der christliche Staat gedeihen, die conservativen Grundsätze das Menschengeschlecht retten! Die Einheit Deutschlands, die Eintracht der Nationen, die Bruderliebe im Weltall soll durch religiöse Zerklüftung der Gesellschaft in persönlichsten Widersprüchen und Auffassungen erworben werden! Das kann Stahl nicht fassen, weil er den gesunden Menschenverstand noch nicht verloren hat, wie seine Gegner, deren Confusion offenbar um so heilloser erscheint, je mehr sie eine solche Absurdität als Ideal ihres Fortschrittes betrachten. Die Reformatoren, obgleich vorsichtslose Gründer dieses Wider-

sinnes, aber doch noch immer mit einiger Verständigkeit des Herrn Stahl ausgestattet, suchten den ruchlosen Folgen ihres eigenen Principes aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Daraus flossen ihre Bekenntnißschriften, die Augsburgische Confession, die Concordienformel, der Heidelberger Katechismus, die helvetischen, holländischen, anglicanischen Lehrnormen, nach dem Grundwesen der Reformation völlig unberechtigte, von Menschenwillkür eingegebene Petrificate des häretischen Geistes, welcher die Gelüste und Zügellosigkeiten seines eigenen Denkens und Empfindens in Religionssachen Anderen vorschreiben wollte, vielleicht das schreiendste Unrecht, welches jemals gegen die ewigen Menschenrechte geübt worden ist.

Stahl sieht die Unthunlichkeit dieses Attentates gegen die Würde des Geistes vollkommen ein und ist als Protestant nicht wenig verlegen, diesen Bruch mit Vernunft und Recht, im gewaltthätigen, ungesetzlichen, gegenkaiserlichen Abfalle von der Kirche, welche mit ihrer Weihe das römische Reich in Karl dem Großen gegründet und das allen germanischen Institutionen als Grundlage gedient hat, gegen seine eigenen Grundsätze, gegen die handgreifliche Willkür, welche dabei im Spiele gewesen, gegen die brutale Gewalt, als Quelle und Norm neuer, von der alten Kirche abweichender Glaubenssätze und Besitztitel zu rechtfertigen, ja als Fundament seines eigenen Bekenntnisses gelten zu lassen. Er ist Verstand genug, diesen Mangel an Form und Inhalt der kirchlichen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts nicht als Volkswillen, nicht als Majorität der Massen, nicht als Nopoperygeschrei der Studenten zu Wittenberg anzunehmen. Er erklärt kurzweg zur Legitimirung dieser größten Revolution, welche die neuere Geschichte im Reiche der Geister kennt, dieselbe für eine außerordentliche Thatsache, welche als eine Vermittelung des Himmels an die Erde so gut anerkannt werden müsse, wie die übrigen außerordentlichen Belehrungen der Welt durch Gott und seine heiligen Boten. Er stellt die Reformatoren in eine Linie mit den Aposteln, und was von diesen gilt, glaubt er im Betracht der außerordentlichen Umstände und Geburtswehen der Reformation auch auf die letztern mit Fug übertragen zu können. Und wenn er Achtung fordert für die Krystalisation des reformatorischen Menschenwortes in den Bekenntnißschriften, so nimmt er seine Motive nicht von den Menschen, sondern von den apostolischen und übernatürlichen Merkmalen, mit welchen

sich diese Revolution selbst als gottgegeben bewiesen und besiegelt hat. Er macht also ohne viele Umstände den heiligen Geist für die Zerfahrenheit reinmenschlicher Meinungen verantwortlich, worin einige Wahlverwandtschaft mit seinem Todfeinde Bunsen nicht zu verkennen ist, ungeachtet sein feiner Berliner Tact ihn vor Bunsens Aufrichtigkeit in diesem Puukte glücklich bewahrt hat. Er ist also durch diese merkwürdige Fiction der Gleichstellung des apostolischen Lehrinhaltes mit der willkürlichen Menschendoctrin der Reformation auf dem Punkt angelangt, wo er nach Herzenslust mit katholischen Waffen für die übernatürlichen Momente dieser Völkergährung im sechzehnten Jahrhunderte streiten kann.

Die Wunder Christi, für unsere apostolische Kirche gethan, wiederholte nach Stahl's protestantischer Auffassung die Weltgeschichte, um das Lutherthum und seine Umwälzungen zu legalisiren, oder mit anderen Worten, durch das Siegel des heiligen Geistes die factische Verneinung dieses letzteren zu sanctioniren. Die Weissagungen Christi und der Apostel singen in zweiter besserer Auflage die lutherischen Remonstranten auf den Reichstagen zu Worms, Speyer, Nürnberg und Augsburg. Und thut es der Prophet nicht, so thun es Sybilla, der Männinnen schönste, um mit Klopstock zu reden, Käthi von Bora und andere eidbrüchige Nonnen, als neucreirte urdeutsche Velleden an der Seite der gottseligen Reformatoren, gewiß so außerordentliche, tieferschütternde Erscheinungen, daß man sie allerdings im Rausche der neuen, stürmisch hinfahrenden Zeit für Botinnen überirdischer Mächte halten kann, ob von unten oder von oben, wird uns Stahl in Berlin am Besten zu sagen wissen. Diese Postulation außerordentlicher Beglaubigung der Reformation fordert jedoch mehr Glauben, als das Papstthum für die katholische Glaubensansicht in Fußstapfen der Apostel jemals in Anspruch genommen hat. Wir sind überzeugt, daß jeder gesunde Mensch doch lieber den Stuhl Petri anerkennen wird, als das Roccocomöbel des erfinderischen Oberkirchenrathes in Berlin, der zwar mit den Reformatoren das gleiche Recht protestantischer Schriftauslegung, aber kein Recht hat, sich in der Mark Brandenburg für die christliche Welt als Papst aufzuwerfen. Eben so unbefugt ist Stahl, mit Polizeigewalt die Secten, welche sich in Folge des protestantischen Principes eine aus der andern erzeugen, abzuwehren oder durch Consistorialkraftmittel

zu bannen, selbst einer Secte angehörig, welche sich von der allgemeinen Kirche eigenmächtig abgelöst und im Irrthum verstockt hat. Ich wüßte in der That nicht, was Luther anders gethan hat, als der treulose Priester Arius von Alexandrien, welcher seine Sondermeinung über die Trinität im Widerspruche mit der gesammten bisherigen Kirchenlehre an die Stelle der apostolischen Lehre setzen wollte. Und da Stahl die Arianer sonder Zweifel als Ketzer verdammt, so leuchtet nicht ein, warum er nicht auch Luthers Sectenstiftung mit der gleichen Entschiedenheit und Consequenz verwirft. Was Arius an der zweiten Person in der Gottheit zu freveln versucht, hat Luther am eucharistischen Gottessohn gesündigt, und zwar mit weit größerem, wenn auch späterem Erfolge, nach welchem in unseren Tagen die Gottheit Jesu Christi bei vielen Protestanten in's Reich der Legende oder des Pfaffentruges gehört.

Stahl's Beruhigung, daß man der außerordentlichen Thatsache der Reformation als unzweifelhafter Wahrheit ja offenbar die besondere Gottesfügung ansehen müsse, befriedigt keinen unbefangenen Menschen. Ich finde zwischen dem Pöbel von Wittenberg und dem von Alexandrien nur den Unterschied, welcher Jedem zwischen sächsischer Kleinstädterei und afrikanischer Größe der ägyptischen Weltstadt einleuchten muß. Der süße Pöbel der Reformation selbst aber, welcher die Altäre und Heiligenbilder zertrümmerte, ähnelt dem von Alexandrien auf ein Haar. Arius hat mit dem nämlichen Eifer durch erschmeichelte Fürstengunst die allgemeine Kirche stürzen wollen, wie Luther für seine Häresie kein anderes Heil erblickte, als daß sie sich dem evangelischen Landesbischof und seinen Oberkirchenräthen auf Gnade und Ungnade ergab nach dem furchtbaren Grundsatze: Cujus est regio, ejusdem est religio. Stahl macht ferner ohne alles Recht zwischen Luther und den spätern Reformatoren und Theologen der Protestanten einen Unterschied, welcher so sehr zu Gunsten des ersteren ausfällt, daß die letzteren kaum der Beachtung werth erscheinen, und zwar nicht etwa in Tugend und Wissenschaft, sondern namentlich in der Fähigkeit und Berechtigung, die Reformation zu machen. Ich kann diese zärtliche Rücksicht nicht begreifen, und gewiß ergeht es den meisten Protestanten unserer Tage um nichts besser. Luther war ein Professor in Wittenberg, dem ein naturwüchsiger Kern vom sächsischen Bauer nicht abzusprechen ist. Er verdient ganz die Prädicate, welche Wolfgang Menzel dem

Johann Heinrich Voß, dem Sänger altsächsischer Kartoffelernten gemacht hat. Schmeichelhaft sind sie nicht, aber treffend und wahr. Für einen Religionsstifter wollen sie nicht taugen. Hundert nachfolgende deutsche Professoren haben im Lutherthum ihren Stifter an Geist und Talent, an Sprachenkenntniß und wissenschaftlicher Gründlichkeit bei weitem übertroffen, ohne daß ihnen der theilweise vorhandene Mangel an pöbelhafter Grobheit und Lästermäuligkeit etwas geschadet hätte. Das wird Stahl nicht läugnen wollen. Und was ihren Charakter, ihre Sittenreinheit, ihre leidenschaftslose Ruhe anbetrifft, haben sie entschieden das Uebergewicht über den spaßhaften, oft zweideutigen und nicht selten schwachen Doctor Martin Luther. Wir erinnern hier nur an die Gründe, welche er in einem Briefe an Melanchthon angegeben hat, warum er nicht die Mannsfeldin, sondern eben nur seine Käthi habe heirathen müssen. Ich finde darin so wenig Außerordentliches, daß man's in bevölkerten Städten alle Tage erleben kann.

Wenn Luther das Recht gehabt hat, als gewöhnlicher Mensch ohne höhere Beglaubigung, ohne Wunder und Zeichen, ja sogar ohne wehemütterlichen Beistand des erfindungsreichen Odysseus zu Heidelberg die Lehre der katholischen Kirche zu verwerfen und dafür eine neue Secte zu stiften, so kann man seinen gelehrten Nachfolgern im Besitze aller Errungenschaften der wissenschaftlichen Kritik noch viel weniger das Recht bestreiten, die reinmenschlichen Religionsansichten ihres Vorgängers abzuändern und neue Secten zu stiften. Die apostolische Kirche, von Luther gegen Eid und Gelübde verlassen, hatte allein ein Recht auf die Treue ihrer Kinder. Luthers Neulehren aus persönlicher Willkür und Rechthaberei hatten kein so unantastbares Siegel, keine Unverletzlichkeit des Inhaltes, kein allumfassendes Zeugniß der Jahrhunderte. Sie kamen als neue Waare auf den Markt und das Feilschen konnte nicht ausbleiben. Das Neue und Unerhörte der lutherischen Lehre forderte den menschlichen Scharfsinn heraus, und das Recht der Wahl und Auswahl trieb nach verhängnißvollem Durchbruche die verschiedenartigsten Secten in's Leben, wovon die eine die andere treibt, und keine sich behaupten kann vor der göttlichen Vollmacht geoffenbarter Wahrheit, welche ihren Ursprung nicht aus dem Gehirne eines Menschen genommen hat. Dagegen kann sich Stahl nicht wehren, weil sein Widerstand nothwendiger Weise gegen sein eigenes

Religionsbekenntniß verstoßen würde. Eben so wenig können diese Nebenschößlinge von ihrem lutherischen Boden verdrängt werden, da sie in Folge der Anwendung des protestantischen Principes sich gebildet haben.

Die Verhandlungen evangelischer Kirchentage, namentlich die evangelische Alliance zu Berlin 1857, an welchen, wie uns dünkt, selbst Stahl früher Theil genommen, haben mit Recht die breiteste Basis für die protestantische Religionsgesellschaft in Anspruch genommen, wo Spruch und Widerspruch, Bejahung und Verneinung Platz finden, wenn sie nur in der Protestation gegen die apostolische Kirche der Katholiken beharren. Und Stahl selbst kann sich von diesem unevangelischen Nonsense zwar ausschließen, aber im strengsten Sinne dagegen nicht das mindeste einwenden, da nach ihm nur der innige Seelentrost in Christus ohne alles Dogma zur Seligkeit nothwendig ist. Selbst die Deutschkatholiken können aus diesem Grunde vom Lutherthum nicht ausgeschlossen werden, weil sie nur vom protestantischen Princip im vollen Sinne des Wortes Gebrauch machen und mit Stahl ohne Dogma auf ihre Weise den Trost ihrer seelischen Verbindung mit Christus suchen. Die Katholiken haben unter solchen Umständen allerdings Unrecht, von einer Selbstauflösung des Protestantismus zu reden. Sie setzen bei dieser Annahme voraus, daß bei der Lehre der Protestanten so gut als bei jeder anderen Doctrin die Logik, die Consequenz und der Zusammenhang der einzelnen Theile unter einander zum organischen Ganzen die Bedingungen ihres Bestandes seien. Im Gegentheil ist nur die Zulässigkeit des Mangels aller dieser Eigenschaften das principielle Kennzeichen und die Lebensbedingung des Protestantismus. Er besteht durch Dissonanzen, wie andere Vernunftgebilde im Leben und in der Wissenschaft daran zu Grunde gehen. Das hat er mit allen Erzeugnissen der Menschenwillkür gemein.

Die Glaubensregel ist der Tod des protestantischen Lebens, welches durch den Glauben allein selig wird. Bei den Katholiken ist es freilich ganz anders, da jede Persönlichkeit nur in so weit und auf so lange katholisch und ein Glied der Kirche bleibt, als sie am einheitlichen, jeder Willkür unzugänglichen Leben und Glauben der Kirche Theil nimmt. Jede Lockerung des Zweiges vom Urstamm durch Sondergebilde schmälert auch das Gedeihen des Gelockerten, und sobald er sich aus dem einheitlichen Gesammt-

leben und Gemeindeglauben der Gesellschaft trennt, so verdorrt er und fällt ab als ein dürrer Ast, den auflesen mag, wer will. Dadurch leidet das Leben des Baumes nicht, denn seine unermeßliche Triebkraft ersetzt in kurzer Zeit jeglichen Abfall vom faulen Holze, und nicht selten trägt die Abfäulniß getrennter Aeste und Zweige nur zur größeren Befruchtung des immergrünenden Urstammes bei. Das nennen die Protestanten häufig katholische Intoleranz und stellen dieselbe ihrer Duldung der heterogensten Bestandtheile auf breitester Gesellschaftsbasis gegenüber. Wir können in diesem Gegensatze nichts Anderes erblicken, als die Unvereinbarkeit des Glaubens und des Unglaubens, des bindenden Dogma und der zerfahrenden Menschenwillkür, logischer Consequenz und des Mangels aller vernünftiger Denknorm.

Das göttliche Princip der himmlischen Offenbarung ist mit dem Princip menschlicher Religionsmacherei in Zusammenstoß gerathen. Stahl fühlt das; daher sein polizeilicher Eifer gegen die Secten im Lutherthum, in Ermangelung dogmatischer Grundsätze zum Ausschlusse aller widerspenstigen Kräfte. Die Polizei soll hier an die Stelle dogmatischer Begründung treten und die Schäden des protestantischen Principes heilen. Es ist überhaupt ein eigenes, vielleicht wohl überlegtes Eingeständniß des Herrn Stahl, daß auf protestantischem Gebiete ohne hindernde Polizeigewalt die eine Secte aus der anderen sich erzeuge. Diese ungeheure Abnormität verdächtigt die Reformation so gründlich, wie kein Gegner von unserer Seite es zu thun im Stande ist. Wo der Organismus keiner lebenskräftigen Zeugungen, die ohne einheitliches Princip nicht möglich sind, mehr fähig ist, da ist das Loos heilloser Krankheit entschieden, und selbst die umsichtigste, thätigste Polizei kann nicht helfen, weil das Wesen angegriffen ist. Da hilft nur das Bewußtsein der Ungläubigen und Revolutionäre, daß nicht die Gesundheit, sondern die Krankheit den Charakter des religiösen Bekenntnisses bilde, welcher freilich solchen Arbeitern nur erwünscht sein kann, weil sich im Kranken leichter, als im Gesunden, für ihre Zwecke arbeiten läßt. Auch dem schlichten Landmann, welcher das verderbliche Schwammgewächs aus seinen Bergwiesen nicht vertilgen konnte, wurde die Polizeimaßregel angerathen, alle Schmarozerkeime auszurotten. „Das laß ich bleiben," erwiederte der Landmann. „Der krankhafte Schwammtrieb hat einen unterirdischen Organismus, welcher heute hier, morgen dort wie eine Art Ansteckung seine

Schwammgebilde in's Licht treibt. Er ist dabei unschuldig; die waldbeschatteten Mooswiesen taugen nichts, sie können ihrer Natur nach nur Schwämme zeugen." So ist es beim Lichte betrachtet in der That.

Nicht der Schwamm, sondern der Boden ist für das Mißgewächs der Secte verantwortlich. Die katholische Kirche braucht keine Polizeihülfe gegen das Sectenwesen, weil ihr innerer Organismus alle Sondergebilde der Privatmeinung ausschließt. Entsteht bei uns ein Zweifel über die Allgemeinheit wesentlicher Christuslehren, so ist der einige heilige Geist thätig, dieselben festzustellen, indem die Unfehlbarkeit des Geistes in der Kirche kund wird nach göttlicher Einsetzung in der Spruchgewalt des Episcopates, welcher seinen Mittel- und Schwerpunkt im Bischofe zu Rom hat. Was dieser ausgesprochenen Allgemeinheit der Kirchenlehre in allen Gemeinden des Erdkreises widerspricht, verwirft der Katholik als Neulehre oder Häresie. Unsere Kirche entzieht also schon von vornherein aus apostolischer Einsetzung und Gewalt jedem einzelnen Menschen die Macht, über Glaubens- und Sittenlehren maßgebend abzusprechen. Da ist kein Luther, kein Bunsen möglich, ja nicht einmal Thomas von Aquino oder Bonaventura, falls ihre Ansicht durchaus eine Norm für die Kirche werden soll. Der heilige Geist in der von ihm geleiteten Kirche allein ist unfehlbar. Was also der Katholik seiner Kirche als einer von Gott geordneten Gesammtheit im heiligen Geiste vindicirt, das eignet Stahl der Polizeigewalt und ihrer Urquelle, landesfürstlicher Unfehlbarkeit durch das Organ rechtsgelehrter Oberkirchenräthe zu, somit eine göttliche Prärogative der Säculargewalt, nach Menschengutdünken, über das Heiligste im Menschen zu schalten, auf Kosten des Geistes der Wahrheit, auf Kosten der großen Gesammtgemeinde des christlichen Lebens und Wirkens. Stahl macht sich also eine katholische Analogie zu Nutzen, arbeitet für seine Polizeigewalt mit Plagiaten aus fremder Kaufhalle, und macht Schuhe für Geistesarme mit Leder, das gestohlen, für eine Sache, welche von Katholiken und Protestanten längst gerichtet ist.

Bei Stahl ist also die Sache und die Behandlungsart falsch, während Bunsen seine schlechte Sache nach den Grundsätzen des ursprünglichen Protestantismus redlich verficht. Der Pharisäer ist also sogar hinter dem Sadducäer zurückgeblieben und bemüht sich unbewußt, als Oberkirchenrath in Blüthe, den abge-

blühten Diplomaten Bunsen wegen seiner größeren Unschuld, Aufrichtigkeit und Popularität dem Publicum zu empfehlen. Wenn also Stahl wirklich kein Sectenwesen im Lutherthum dulden will, so bleibt ihm nichts übrig, als katholisch zu werden. Alle anderen Hülfsmittel gegen sectirerische Mißgebilde helfen nur so lange, als der Fanatismus die Gemüther blind macht, als die Politik der Herrschsucht und dem Geize schmeichelt, als theologische Schlauheit ausreicht, das unwissende Volk über den eigentlichen Sachverhalt zu täuschen.

Stahl spricht, wie gesagt, überall, wo es nur immer angeht, von einer Auctorität des Christenthums über dem Menschen. Wir verwundern uns darüber dreimal und viermal. Ein Mann, welcher kein Dogma als nothwendig im Glauben des Einzelnen zur Seligkeit anerkennt und dem Inhalte von festen Glaubenswahrheiten bloß die subjective Gottseligkeit im Glauben unterstellt, sollte uns billig mit dem Dogma einer übernatürlichen Auctorität verschonen. Wo kein Dogma ist, kann keine Schranke sein, und ohne Schranke ist alle Auctorität unmöglich, da die Beschränkung nichts anderes ist, als die Auctorität in ihrer Anwendung. Das leuchtet Jedermann ein. Die schrankenlose Gottseligkeit ist gegen alle Auctorität, wie es sich von selbst versteht, insbesondere gegen alle beschränkende Klarheit des Begriffes, gegen alle Logik des vernünftigen Gedankens, folglich ein Zustand von Wonne und Wohlbehagen, das keiner Auctorität bedarf und keine ertragen kann. Diese Annahme einer Auctorität über den Menschen im Christenthum ist nach Stahl gegen Bunsen der Objectivismus des Lutherthums, welcher Bunsen's Subjectivismus verdammt. Zum Objectivismus gehört offenbar ein Inhalt, im vorliegenden Falle ein bestimmter Umfang von Dogmen des Christenthums, welche nach Stahl's Behauptung zur Seligkeit nicht nöthig sind, aber dessen ungeachtet sich eine Auctorität über den Menschen anmaßen und ein Recht begründen, sogar das Königthum aufzurufen, die Auserwählten zu schirmen gegen alle andersdenkenden Colporteurs, denen jedoch Stahl's Gottseligkeit im kleinsten Fünkchen Glaubens ohne Dogma möglicher Weise kaum fehlen kann. Stahl's Auctorität kommt also offenbar mit seiner Gottseligkeit in Conflict. Die Auctorität ohne Dogmen muß die Gottseligkeit ohne Dogmen verfolgen und austreiben, weil sie gegen Stahl's Auctorität ist. Denn was Stahl

Auctorität des Christenthums nennt, ist nichts anderes, als seine selbsteigene Meinung, die er sich von Luther und Lutherthum gebildet hat, und welche mit entlehnten Phrasen der katholischen Dogmenlehre zu seinem persönlichen Gunsten erhärtet werden soll.

Als Luther mit der katholischen Kirchenauctorität gebrochen, ist die Auctorität des individuellen Menschen als Religions- und Sectenstifterin eingetreten und mit ihren duftigsten Blumen im Oberkirchenrath Stahl zur Prachtblüthe gekommen. Ja, wir können noch mehr sagen, Stahl ist der Ausleger und Regulator des Wittenbergischen Lutherthums, wie er der Exeget der Bibel ist, nach persönlicher Ansicht und Maßgabe der Auffassung, die seinem Geiste innewohnt. Wie wir uns auch immer recken und strecken, wir kommen über den nicht sehr umfangsreichen Mann nicht hinaus, er ist die leibhaftige lutherische Lehre selbst, der Anfang und das Ende vom Liede der Stahl'schen Auctorität. Wir erfahren keineswegs, was Luther gewollt hat, sondern lediglich, was Stahl darüber denkt, die Auffassung, die er sich davon gemacht hat.

Er ist bei jeder Gelegenheit voll Ingrimm gegen die Wahrheit der Majoritäten, und wir selbst, ohne Stahl'sche Ansteckung, schlagen sie nicht allzuhoch an. Aber jedenfalls hat jede Majorität mehr Ehrwürdigkeit für sich, als die Stimme des einzelnen Mannes, und dieser einzelne Mann ist Herr Stahl auf seinem lutherischen Standpunkte, welcher mit dem werthen Individuum anfängt und endet. Daher seine Ungerechtigkeit gegen Bunsen. Er proclamirt seine Auctorität in Religionssachen für vollberechtigt aus Gründen der Reformationsidee und will die nämliche Befugniß, einfach Protestant zu sein und seine persönliche Meinung dem Laufe der Geschichte entgegen zu setzen, in Bunsen nicht gelten lassen. Stahl und Bunsen sind zwei Partheihäupter ohne alle Auctorität, außer derjenigen, welche von ihrem werthen Selbst ausgeht. Soll die Stahl'sche Auctorität zur Wahrheit und Wirklichkeit werden, so müßte sie einfach nach unserer Andeutung die Besonderung ihres rein persönlichen Standpunktes aufgeben und folgerichtig die einzig mögliche Auctorität der allgemeinen katholischen Kirche anerkennen. Die Statuirung einer andern wird stets menschlicher Natur sein, somit den Unbetheiligten als Usurpation gegen Gleichberechtigte erscheinen.

Ich fühle wohl, was Stahl hier einwenden wird. „Meine Auctorität gründet sich auf die heilige Schrift, welche inspirirt ist als höhere Norm bindend über der Gemeinde." Das ist der Refrain eines längst verbrauchten Liedes, den alle, selbst die von Stahl der Polizeigewalt überlieferten Secten im Munde führen, als lutherische Sprößlinge mit vollem Rechte, aus persönlicher Vollmacht ihres Gewissens oder ihres Gefühls, oder wie man die unermeßliche Saat des eigenen Gutdünkens im Menschenherzen nennen mag. Stahl fühlt das selbst und redet, allerdings etwas geheimnißvoll, von einer auctoritativen Auslegung oder von einer bereits fertigen Ermittelung des wahren Sinnes der heiligen Schrift.

Wir können mit diesen Phrasen, die auf Stahl's Standpunkte weder katholisch noch protestantisch sind, keinen vernünftigen Sinn verbinden. Die Vollmacht der Schriftauslegung im Sinne der Katholiken durch das Bewußtsein und Leben der allgemeinen apostolischen Kirche, oder mit anderen Worten durch die Tradition kraft des heiligen Geistes habt ihr verworfen. Diese Auctorität streitet nicht für, sondern gegen euch. Die neue Auctorität, die ihr jetzt gegen Gleichberechtigte statuiren wollt, reicht über euch nicht hinaus, sie kann euch nur compromittiren.

Eben so wenig ist der wahre Sinn für Protestanten bereits ermittelt, wie Stahl mit flüchtiger Gewissensangst im Bewußtsein des Gegentheiles sagt. Luther hat es versucht, Melanchthon desgleichen und Andere mit ihm. Die Confession von Augsburg hätte diese Vermittelung herzensfest machen sollen, sie ist aber nicht einmal papierfest geworden. Der Damm der Concordienformel ist längst durchbrochen, wie sie überhaupt in ihrer falschen Zweideutigkeit das Unmaß widersprechender Meinungen über die Eucharistie nur vermehren und die Verwirrung nur ärger machen konnte aus Mangel aller kirchlichen Auctorität, nachdem die einzig mögliche von Gottes Gnaden verworfen worden war.

Selbst der gegenwärtige Streit zwischen Bunsen und Stahl hätte keinen nur einigermaßen verständigen Sinn, wenn die Vermittelung des wahren Sinnes der heiligen Schrift bereits fertig wäre. Im Gegentheile, es ist noch gar nichts fertig als die Stahl'sche Auctorität, die Niemand anerkennen will. Mit jedem Jahre gehen die Meinungen weiter auseinander, und

Stahl und Bunsen stehen sich als lebendige Zeugen der Zerrissenheit ohne Auctorität der allgemeinen christlichen Kirche, welche nicht Menschen machen und stiften können, gegenüber, der eine an der Spree, der andere am Neckar, selbst räumlich vielsagende Denksäulen des tiefen Risses, welcher durch die Vernichtung der kirchlichen Auctorität durch's deutsche Volk gegangen ist, unausgetragen und unaustragbar, bis er nicht durch reumüthige Rückkehr zur rechtmäßigen Auctorität des christlichen Wesens ausgebessert und gutgemacht worden ist.

Stahl spricht mit Vorliebe, oft wie ein Lächelnder im Traume, der wundersam liebliche Bilder schaut, vom nationalen Zug der Völker zur Wiege der Reformation, welcher allenthalben erwache, Alles mit sich fortreiße aus den Armen des Unglaubens und der Gleichgültigkeit, und deutet an, daß Bunsen allein diesen Völkerreigen nicht sehen wolle. Wir gehören auch zu diesen Leuten, welche im vorliegenden Falle keine Völkerwanderung, keinen Zug der Geister zur schattigen Eiche der Stahl'schen Auctorität erblicken. Möge sich der Herr Oberkirchenrath nicht täuschen! Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber, wenn sie überhaupt einmal dagewesen sind. In Deutschland ist weder ein Zudrang zur Stahl'schen Auctorität, noch zu seiner Gottseligkeit zu erblicken.

Der Deutsche gewöhnt sich allmählig, das Princip der Reformation zur vollen Anwendung für seine Person zu bringen; er will nach seiner persönlichen Auctorität selig werden. Im Mittelalter hat man allerwärts abgesonderte Siechenhäuser gebaut für Kranke, welche mit dem orientalischen Aussatze behaftet waren, weil ihr Anblick schauderhaft und die Ansteckung gefährlich erschien. Stahl's altlutherische Auctorität und seine pietistische Gottseligkeit werden als isolirte Erscheinungen in vielen Gegenden Deutschlands mit keinem besseren Auge angeschaut und betrachtet.

Es hat vielleicht gar nie eine Zeit gegeben, wie die unsere, wo der Mensch geneigter gewesen wäre, aller religiösen Beihülfe, aller Auctorität in Religionssachen zu entbehren und rein weg protestantisch zu leben, das heißt, nach seiner besonderen Ansicht und Meinung. Der Zug ist schon seit dreihundert Jahren in Bewegung, aber nicht zur Wiege, nicht zum veralteten Holze, sondern zum grünen Baum der Menschenwürde, welche sich selbst fühlt und sich selbst genug ist.

„Ihr Herz erglüht für eine neue Tugend,
Die stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben betteln will."

Bezeichnend ist Stahl's Anspielung auf Spener als seinen Gesinnungsgenossen. Die lutherische Orthodoxie hat denselben giftig genug angefeindet, und doch zweifeln wir, ob Stahl's Auctorität so viel Beifall findet, als Speners Separatismus, der öden Herzen in gewissen Regionen unentbehrlich ist.

Stahl führt unter anderen, um den brennenden Vorwurf des Kryptokatholicismus von sich abzuwenden, den nach seiner Meinung schlagenden Beweis an, daß er ja nur der heiligen Schrift huldige, während die Katholiken Glaubenslehren hätten, welche entweder gar nicht in der heiligen Schrift oder über derselben wären. Der Vorwurf gegen uns ist alt, aber, wie uns däucht, weder redlich, noch consequent. Niemand glaubt mehr Dinge, welche gar nicht in der heiligen Schrift oder über derselben stehen, als das Lutherthum, ohne es einzugestehen, ohne es redlich gut sein zu lassen. Was ist zunächst die Stahl'sche Auctorität anders, als ein Dogma, welches nicht in der heiligen Schrift steht? Sein Oberkirchenrath, sein Pfarrthum, seine Polizeigewalt, die Secten unschädlich zu machen, sein übernatürlicher Ursprung der Reformation, welche ihr Seitenstück nur in der Apostelzeit hat, seine Gottseligkeit ohne Dogma, seine Bibelauslegung, sein Unterschied zwischen Luther und seinen Nachfolgern, seine ökumenischen Concilien, sein Glaubensbekenntniß von Nicäa und des heiligen Athanasius, sein gottgesetzter Canon der heiligen Schriften, was ist das auf seinem Standpunkte anderes, als ein Glaubensinhalt, eine Dogmatik, welche in der Bibel entweder gar nicht oder über ihr steht. Offenbar hat Stahl außerhalb und über der Bibel die wichtigsten und folgenreichsten Wahrheiten aufgestellt, welche den Bibelinhalt selbst an Tragweite und Wichtigkeit weit übertreffen. Sein Standpunkt ist nicht die Bibel mehr, sondern das Lutherthum neben und über der Bibel. Die Kindertaufe, die Sonntagsfeier, das Amt der Seelsorge, die Bildung der Geistlichen und tausend andere Einzelheiten, welche Stahl als Punkte seines Lutherthums in Schutz nimmt, können aus der heiligen Schrift keineswegs genügend begründet werden, und doch nimmt der Oberkirchenrath dafür Parthei.

Vergleicht man Stahl's Objectivismus mit den Grundlehren der katholischen Kirche, so liegt es am Tage, daß Stahl außerhalb der heiligen Schrift und über derselben weit mehr glaubt und in Schutz nimmt, als ein strengkatholischer Christ für seine Lehre Glauben braucht. Stahl's einflußreiche Dogmen, namentlich sein kirchliches Königthum von Gottes Gnaden, welches in der heiligen Schrift ebenfalls ohne alle Wurzel ist, so weit es nicht bloß über Weltliches, sondern auch über Religion und Kirchenthum in letzter Instanz als Bevollmächtigter Gottes herrschen und gebieten soll, setzen alle menschliche Glaubenskraft auf die schmerzlichste Probe. Ein solches Königthum erkennt nur die Reaction der Reformation an, welche Stahl vertritt und die am Oberkirchenrathe ihren Rechtsanwalt oder, wenn man lieber will, ihren Hofsophisten verehrt und große Dinge auf ihn hält. Die Berufung der Lutheraner auf die heilige Schrift, so gebräuchlich sie ist, schien mir überhaupt von jeher bedenklich, da das orthodoxe Lutherthum gegen die Grundlehren derselben eine Stellung eingenommen hat, von dem die heilige Schrift entweder gar nichts oder das offenbare Gegentheil aufführt.

Wäre der ganze Streit über das Abendmahl und eine Concordienformel möglich gewesen, wenn der klare, unumstößliche Buchstabe der heiligen Schrift wie in den apostolischen Jahrhunderten die Reformatoren bewegt hätte? Wäre die Messe der Katholiken, diese Grundlehre des ganzen christlichen Alterthums, jemals weggefegt worden, wenn die Bibellehren vom ewigen Opfer in der Kirche Gehör gefunden hätten? Könnte der Primat des heiligen Petrus und seiner Nachfolger jemals zweifelhaft gewesen sein? Und in der That, die Berufung der Lutheraner auf die heilige Schrift ist im Grunde auch nichts anderes, als eine Berufung auf ihre persönliche Ansicht über die Bibel und ihren Inhalt, also ein Rückgang auf ihre eigene werthe Persönlichkeit, dem die Bibel mit ihrem Gottesinhalte ganz unterworfen und dienstbar gemacht worden ist, da der Lutheraner in der Bibel nur Das zu finden hat, was seine Gewissensfreiheit ihn zu finden anleitet, was seine Vernunft sieht und findet, was sein Herz sich zur Gottseligkeit beizulegen für gut hält. Es ist ein verhängnißvoller Kreis, der seine Bekenner stets wieder zum ersten Bruch der rechtmäßigen Auctorität zurückführt.

Stahl munkelt, wie bereits gerügt worden, unaufhörlich von überkommenen Heiligthümern, von überlieferter Wahrheit, von

Handreichung derselben von Geschlecht zu Geschlecht. Die Reformation selbst kann ein solches Heiligthum nicht sein, denn diese ist ja Luthers und seiner Genossen Erfindung gegen die Mächte der Finsterniß, welche bis 1517 die Welt um das Sonnenlicht der Wahrheit, um den Schirm des Rechtes, um das Himmelsgefühl der Gewissensfreiheit betrogen haben. Die Reformation heißt ja im bescheidensten Ausdrucke der Neunhasengasse Religionsverbesserung, die ohne Ueberlieferung und Handreichung zu Wittenberg vollbracht wurde, nach Stahl die außerordentlichste That des Jahrhunderts, durch besondere göttliche Erleuchtung oder, wie Andere sagen, mit gleichem Rechte, wie Stahl und Genossen operiren, die Emancipation des germanischen Geistes vom wälschen Alpdrucke, den die Pfaffenherrschaft über die Völker gebracht hat.

Von wem hat also Stahl diese Heiligthümer überkommen? Von Luther gewiß nicht; er warf das Ueberlieferte, so viel an ihm war, entschieden weg und war jedenfalls nicht berufen, als Einzelmensch Träger derselben zu sein. Von den Gnostikern und Katharern, von den Albigensern und Waldensern, von Wiklef und Huß, von Savonarola und Arnold von Brescia, diesen vielgerühmten Vorläufern der Reformation? Diese konnten ihm nichts geben, nichts überliefern. Sie hatten Luthers und Stahl's Heiligthümer theilweise längst mitsammt dem letzten Rest katholischer Ueberlieferung weggeworfen oder wurden in vielen Punkten von den Reformatoren ganz falsch aufgefaßt. Sie konnten nur den Haß gegen die katholische Kirche, die Negation der apostolischen Heiligthümer, die Bruchversuche an der katholischen Einigkeit als Erbtheil hinterlassen. Dazu waren die meisten dieser Vorläufer wälsch; wie wollte man durch diese wälschen Mittel das Germanenthum in seiner Heiligkeit wieder herstellen und das Wälschthum stürzen? Ist der Papst nicht auch wälsch und menschlich und eben so viel werth, als jeder andere Italiäner?

Wo sind die Träger dieser Handreichung? Die Katholiken können es eben so wenig sein. Denn sie lieben ihre kirchliche Wahrheit und sind in diesem Sinne die Ueberlieferung selbst als unermeßliche Corporation, welche alle Theile der Welt beherrscht und durchdringt. Offenbar kam die Reformation nicht von ihnen, weil sie gegen die Fundamentallehren des Katholicismus streitet, weil es ihre erklärte Aufgabe war, die babylonische Hure an der Tiber, dem Mittel-, Halt- und Einigkeitspunkte alles kirchlichen

Lebens und aller Ueberlieferung zu stürzen, und Stahl bedauert ja selbst mit dem edlen Feuer eines Hinduapostels, daß diese beabsichtigte Völkeremancipation von aller Ueberlieferung in Italien, in Spanien, in Frankreich mißglückt sei.

Die Reformation, als Gegensatz zur christlichen Ueberlieferung, ist noch weiter gegangen, sie hat alle Sinnbilder und Gedächtnißhülfe dieser katholischen Ueberlieferung sogar in der Kunst verworfen. Altäre, Bilder, Cruzifixe, Grabmäler, Steinbilder, Klöster und andere Denkmale der Vergangenheit liegen größtentheils vernichtet. Die kahlen Wände bezeugen hinlänglich, daß sie abgeräumt und rasirt worden sind. In Marburg und anderwärts ging man so weit, daß man selbst die nackten Wände alterirte. Einst standen sie ernst und düster, zur Buße und Andacht stimmend; jetzt strahlen sie weiß und glänzend, und wo einst der Altar, steht jetzt der Eingang, eine völlige Vernichtung traditioneller Zustände.

Es ging noch weiter. Man bedeckt jetzt sein Haupt in der Kirche, man kniet nicht mehr, man bekreuzt sich nicht mehr, man schlägt nicht mehr reuig auf die Brust, wie arme Sünder im alten Kreise der apostolischen Ueberlieferungen thun. Das überlieferte Zeugniß des Alterthums, der Kirche, des Gesammtbewußtseins ist abgethan. Man hat die Schiffe verbrannt, wie Cortez, und die Brücken abgetragen, wie der Feind, der sich verschanzt. Wo ist hier eine Spur von Ueberlieferung? Die Seele schaudert auf ihrem aufmerksamen Gang durch die Ruinen der Reformationsgeschichte. Wo sich irgend etwas Ueberliefertes, aus dem katholischen Dogma naturgemäß Herausgebildetes, etwas Lebendiges in Bild, Ton und Farbe zeigt, „Götzen" sind es nach dem Ausdruck der Reformatoren.

Ist also, wie wir Herrn Oberkirchenrath Stahl gern glauben wollen, die Reformation ohne überkommene Heiligthümer und überlieferte Wahrheiten unmöglich, muß sie nach drei Jahrhunderten einbekennen, daß sie zehren und das Leben fristen müsse aus Brosamen der Ueberlieferung, welche gegen Absicht und Erwarten in der lutherischen Kirche übrig geblieben sind, und merkwürdig genug gerade Dasjenige, was allein heilkräftig gegen den Unglauben, gegen die Secten, gegen Bunsen, Röhr und Strauß wirkt, dann sind wir in der That um eine wichtige Thatsache reicher geworden. Die katholische Kirche allein hat die Macht, die protestantische vor der Verwilderung radicaler

Religionsstürmerei zu retten, es ist die Erbschaft untreuer Söhne, welche sie beim Abfalle noch bei Lebzeiten mit sich in's Fremde mitgenommen, ohne die Aneignung des Vatergutes einzugestehen, ohne der Mutterkirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne zu danken für die Spedition der merkwürdigen Waare durch fünfzehn Jahrhunderte auf katholische Kosten. Wenn euch nichts mehr retten kann vor der Secte, aus der die Secte geboren wird, vor dem Verfalle alles Kirchenregimentes gegen die Angriffe aus- und abgedienter Diplomaten, dann seid ehrlich, verlaßt die öde Haide, wo nichts mehr zu gewinnen ist, und kehrt in's Vaterhaus zurück zur gesammten Ueberlieferung, die allein das Christenthum auf Erden gegründet hat und erhalten kann bis an's Ende der Zeiten. Im entgegengesetzten Verfahren finde ich keine Consequenz. Es ist ein eitles Pochen auf „katholische" Güter und Heiligthümer, welches den Beweis liefert, daß alle Reformation unnothwendig, alle Trennung von der allgemeinen Kirche ein Verbrechen und eine Heuchelei zugleich war, daß man in der That mit Schiller sagen könnte: „Es ist nichts vergeßlicher, als die Dankbarkeit."

Stahl wirft dem Herrn Bunsen vor, daß er weder das apostolische, noch nicänische, noch athanasianische Glaubensbekenntniß gelten lasse, und gesteht doch ein, daß sie im Verhältnisse zur heiligen Schrift bloß menschlich seien. Sonderbar! Stahl erklärt also etwas Menschliches als nothwendig zum Christenthume, während ihn doch die Reformation angeblich verpflichtet, alles Menschliche aus der Religion wegzufegen. Solch' grober Widersprüche soll sich Stahl nicht zeihen lassen; sonst sagen die Leute, er laborire unanständiger Weise an der katholischen Ueberlieferung, welche als verbotener Leckerbissen im Kirchenrathe stecke. Nach katholischen Grundsätzen sind diese symbolischen Bekenntnisse nur in Bezug auf die sprachliche Abfassung menschlich, das heißt, von Menschen aufgesetzt. Ihr Inhalt ist der Glaubensinhalt der gesammten Christenheit, zugleich das beste Document der Bibelauslegung über die darin enthaltenen Gegenstände, wie sie in der apostolischen Christenheit geglaubt und gelebt wurde, also nichts anderes, als die Objectivirung des subjectiven christlichen Bewußtseins von Millionen, welche sich zum wahren Sinn des Evangeliums bekennen, wo also das speciell Persönliche in menschlicher Potenz aufhört, und der Geist der allgemeinen Kirche als gestaltende und entscheidende Position

in's Leben tritt, und in letzter Instanz die göttliche Wesenheit und Grundlage der christlichen Kirche rettet.

Ist es wirklich das, was dem Herrn Stahl den Muth gibt, die Bunsen'sche Gleichgültigkeit gegen diese Symbole der ältesten Kirche zu bestrafen? Sind sie menschlich, wie Stahl sagt, so thut Bunsen recht, daß er sie als Protestant verwirft, und Stahl hat offenbar Unrecht, daß er gegen den ersten Grundsatz des Protestantismus etwas Menschliches festhält, um die göttliche Erleuchtung seiner Reformation zu stützen und zu retten. Hält er sie aber für mehr, für wirklich gültige Beweisstücke der Ueberlieferung, so schneidet er ja der Reformation ihre Wurzel ab, da sie sehr überflüssig war, weil sie doch nur bestehen kann, wenn sie die reichen Schätze der katholischen Ueberlieferung zur Unterlage nimmt. Sie führt also ja nur einen ungerechtfertigten Namen, sie treibt Geschäfte mit Waaren einer fremden Handlung unter usurpirter Firma.

Ferner erkennt Stahl dadurch an, daß die christliche Kirche nicht blos das Recht, sondern die Pflicht hatte, sich über den Glaubensinhalt bei jeder dringenden Gelegenheit auf der Basis allgemein christlichen Gemeindegefühls auszusprechen und dadurch den Sinn der christlichen Offenbarung zu normiren für alle gläubigen Bekenner. Wie dieses Recht und diese Pflicht der Kirche unstreitig einwohnen, so ist es auch ein unverkennbares Merkmal göttlicher Oberleitung in Kraft des heiligen Geistes. Es kann nicht verloren werden, eben so wenig als die sichtbare Kirche selbst, als der heilige Geist, der sie gestiftet hat und regiert.

Was die Kirche gegen die Arianer that, wiederholte sie noch öfter gegen andere Secten, und namentlich gegen das Lutherthum selbst so feierlich, so entschieden nach achtzehnjähriger Ueberlegung auf dem Concil zu Trient in einer Versammlung der gelehrtesten, geistvollsten und frömmsten Männer der Christenheit. Warum nimmt Stahl diese Erklärung, diese Lebens- und Nothäußerung der Gesammtkirche nicht an? Sie ruht auf der nämlichen Basis, wie die Bekenntnisse der älteren Zeit. Auf Jerusalem, Nicäa, Alexandria oder Trient kommt es nicht an. „Wir, wir leben, und die Lebenden haben Recht," ist für die Kirche der innerste Kern- und Erkenntnißgrund jeder göttlichen Wahrheit im Glauben und Leben der christlichen Welt, weil es ein Leben des heiligen Geistes ist.

Der gute Stahl legt mit bescheidener, kaum merkbar betonter Treue ein Gewicht auf die symbolischen Schriften der Lutheraner und anderer damit verwandter und unirter Secten. Wir nehmen ihm das nicht übel. Ehrfurcht vor der Polizei steht allzeit schön. Stahl fühlt ohne dieselben den Boden der Reformation unter seinen Füßen wanken, er hat ein Stück historischer Evidenz in seiner Seele, er will nicht Wind und Wetter zum Spielball dienen. Das macht seinem Herzen Ehre, wie es andererseits seine conservativen Grundsätze in helles Licht stellt. Aber sein guter Wille ist offenbar größer als seine Aufrichtigkeit oder Einsicht.

Das Princip des Protestantismus zerstört sich selbst in der Wurzel, sobald es Symbole macht. Symbole können nicht gemacht, sie müssen zuerst gelebt und unabsichtlich aus innerer Nothwendigkeit einer in sich einigen, vielgeprüften und abgeschlossenen Kirchengemeinschaft in Kraft göttlicher Offenbarung dargestellt werden. Die Symbole von Augsburg, Genf, Thüringen und Heidelberg versuchen dem freien Geiste der protestantischen Bibelforschung die characteristische Spitze abzubrechen, sie wollen einheitliches Leben erst begründen und entstehen nicht aus Lebensfülle lebenswahr, sondern aus Mangel an Leben und Einheit. Sie kamen todt auf die Welt und waren auch unvermögend Leben zu begründen, weil unnatürlich gegen die eigene Mutter, gegen die protestantische Gewissensfreiheit gekehrt. Deßwegen fanden sie nur da einige Herrschaft und Macht, wo das kleine kirchliche Königthum von Gottes Gnaden Nachdruck gab. Ihre bindende Kraft über der Gemeinde war nie dagewesen, sondern nur das weltliche Schwert, bis der Fortschritt der Zeit auch dieses zerbrochen, ihren bisherigen Führern vor die Füße warf. Diese Symbole haben die Geschichte der Mispel an der Reformation wahr gemacht. Sie wuchsen nicht aus dem Inneren des Baumes heraus, sondern nisteten sich als Mistelkerne von außen in die klaffende Rinde ein. Und je mehr sie wucherten, desto saft- und kraftloser wurde der Baum, bis in unseren Tagen durch den edlen Ritter von Bunsen und tausend seiner Reisigen alle diese Wuchergewächse verschwinden und an der Stelle der Luthers-Eiche andere Baumpflanzungen versucht werden. Parks bekommt man, um in ihnen zu lustwandeln, aber keine Kirche, keinen Altar, keine Religion!

Die ungeheuren Staubwolken, welche die ergrimmten Strei-

ter Bunsen und Stahl emporgewirbelt hatten, drangen auch in die gelehrte Einsamkeit des Herrn Professors Schenkel in Heidelberg, dessen Muth und Bereitwilligkeit weltbekannt sind, wenn es gilt, ein Stück christlicher Offenbarung im Sinne der Revolution und des Unglaubens zu erledigen. Er ließ alle dringenden Berufsarbeiten liegen und eilte gebeten und ungebeten auf den Kampfplatz, um dem Herrn Geheimerath Bunsen, seinem innigen Herzensfreund, gegen den abentheuerlichen Consistorialrath und Altlutheraner Stahl beizustehen.

Aus der Schweiz nach Heidelberg als Professor der protestantischen Theologie eingewandert, hat er ein erkleckliches Theil des radicalen Schweizerthums im Leibe stecken, welches bei ihm die Stelle der christlichen Offenbarung vertritt; es juckt und brennt ihn wie des Nessus blutgetränktes Hemd, das er um keinen Preis der Welt ausziehen kann, ein bösartiger Aussatz, für den kein Heilkraut gewachsen ist. Aus diesem Grunde sieht der gottselige Mann jede andere Meinung für den Luzerner Sonderbund an und spielt mit größtem Eifer den General Ochsenbein in Religionssachen, um alles Recht der Gegner mit roher Gewalt zu vernichten. Er hat etwas unerträglich Naschhaftes im gegnerischen Kraut, um den Brei in's feindliche Lager zu schleudern und die Augen seiner Feinde mit Reinecke's List und Unmanier zu blenden. Es prickelt ihm in Haupt und Gliedern nach literarischer Rache an Allen, die sich seinen Ansichten nicht ganz unterwerfen, wie einst dem römischen Kaiser in den Fingern nach Fliegenblut. Dabei macht er so possierliche Wendungen, schießt so unruhig und geistvoll hin und her, beleckt sich selbst so anmuthig und lehrreich, daß man am gewiegten Professor die Aarauer Stunden der Andacht unmöglich verkennnen kann. Seine Sprache plätschert wie der Kunststrahl im herrschaftlichen Park und durchnäßt Alle, welche mit Fleiß oder aus Zufall seiner wässerigen Atmosphäre nahe kommt. Er redet, wie alle Reformirten von Genf, weit frömmer als Bunsen, weil er als Theologe zu Heidelberg bisweilen sogar Rector ist und in dieser Eigenschaft den zu selbstständigen Landsmannschaften imponiren muß, was ohne große Andacht und Gottesfurcht nicht möglich ist. Bunsen schreitet trotz aller Herzerweiterung noch schwer über die meisten christlichen Errungenschaften hinweg in's Volks- und Demokratenlager, wo die Rohrstühle der schmutzigen Hütten jeden Gentleman erschrecken und Politik, Philosophie, anglicanisches

Räucherwerk, Beschwichtigungsmittel aus alter und neuer Zeit nothwendig sind, um den unvermeidlichen Ekel einer nobeln Natur zu überwinden. Schenkel hat das Alles längst hinter sich, wie sein ehrenwerther Landsmann Colani, der wilde Jäger auf dem Bernina, wovon uns Tschudi so rührende Mittheilungen gemacht hat. Er hat Alles verschmerzt, was bisher im kirchlichen Wesen göttlich und thatkräftig gewesen, und die radicalen Schweizerblätter mit ihren erlesensten Stichelreden auf die Religion und Staatsordnung der Gegenwart tanzen lustig in seiner Seele wie die sammtfelligen Thierchen, das originelle Pfeifervolk, auf dem Getreideboden. Schenkel hat sich wirklich auf die reformirteste Weise alles übernatürlichen Sachverhaltes in Religionsangelegenheiten entäußert und steht vor dem Publicum wie Jacopone von Todi vor den Gästen seines Bruders, gefiedert mit buntem Flaum, um seinen natürlichen Wuchs mit einigem Anstande zur allseitigen Anschauung zu bringen. Da ist freilich der ganze Vorrath von Weihe und Kraft längst verflüchtigt.

Die Strebnisse Bunsen's sind an sich schon beklagenswerth genug; aber das größte Mißgeschick, das ihn treffen kann, bleibt das Verhängniß, daß Schenkel sich zu seinem Vertheidiger aufwirft und seine Sache als eine verlorene kennzeichnet. Wäre dem Herrn Geheimrathe darum zu thun, seine Gegner und Ankläger der Verleumdung und des Unrechtes zu überführen, so müßte er vor allem Anderen den Herrn Schenkel wegen Ehrenkränkung vor Gericht belangen; denn dieser hat in angeborener Blindheit auf die leichtsinnigste Weise von der Welt Alles bestätigt, was die schlimmsten Gegner den „Zeichen der Zeit" nachgesagt haben.

Ja uns dünkt, der kluge Professor hat, ohne alle Achtung vor dem großen Staatsmann, Herrn Bunsen als Trutzfeder auf den Hut gesteckt, um sein radicales Schweizerreformthum gehörig zu erläutern und zu beglaubigen. Er ist der incarnirte Haß gegen das positive Lutherthum in deutschen Landen, voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit für die reformirte Genferpolitik, die er in der sogenannten preußischen Union am wirksamsten ausgedrückt sieht. Die Verbissenheit zwischen Luther und Calvin kehrt in Schenkel wieder, wie der versteinerte Hecht, welchen man in unseren Tagen am Lago di Garda gefunden hat, mit gebleckten Zähnen zu Fang und Biß im Augenblick der Erstarrung, die alte grausenhafte Wuth des Fanatismus, welcher in den fran-

zösischen Hugenottenkriegen und in Cromwell's blutigem Drama aufgeleuchtet hat, nur daß die Flamme, welche Servet verbrannte, in zahmer Besonnenheit die modernen Opfer verzehrt, weil es doch bedenklich erscheinen muß, das deutsche Lutherthum mit den Tönen der Schweizergockel allzu sehr zu reizen. Gegen die Katholiken ist diese Vorsicht weniger nöthig. Deßhalb läßt sich Schenkel auch dagegen bei jeder Gelegenheit schrankenlos aus. Da wird nichts zurückgestaut, der volle Strom von Galle und Gift kann seinen Lauf nehmen, wohin er will. Offenbar fühlt der Heidelberger Prophet, daß er im Kampfe gegen die positiven Wahrheiten des Christenthums in der katholischen Kirche auch die positive Grundlage der tödtlich verhaßten Altlutheraner treffen kann, und deßhalb treibt er hier sein Geschäft um so eifriger, weil es dadurch möglich wird, gefahrlos mit einem Schlage zwei Gegnern auf den Leib zu rücken.

Der Katholicismus ist hier der Betteljunge, welcher die Streiche aushalten muß, welche das zarte Muttersöhnchen von Wittenberg und Worms verdient hat. Selbst an Stahl ist ihm nichts so sehr zuwider, als sein scheinbares Maß gegen die Katholiken; er nimmt es ihm höchlich übel, daß er die Messe nicht als „Götzendienst", und den Papst nicht als „Antichrist" schildert, wie es die Grundbücher der Reformation jedem Bekenner zur Pflicht gemacht haben; er wird in dieser Anmuthung an Stahl fast humoristisch wie ein Antiquar, welcher überaus zärtlich seine abgegriffenen Münzen zum Kaufe anpreist in der Voraussetzung, daß sein Kunde nichts davon versteht. Bei Stahl ist ein solcher Unverstand nicht anzunehmen; er fühlt ohne Zweifel recht gut, daß ihm Schenkel nichts weniger anmuthet, als im Verruf der katholischen Kirche den positiven Resten des lutherischen Lehrbegriffes den Stab zu brechen. Der letztere sieht nämlich die protestantische Kirche Deutschlands im kläglichsten Zustande voll Jammer und Noth, nicht weil sie von den ursprünglichsten Offenbarungslehren abgekommen und materialistischer Schalheit verfallen ist, sondern weil sie nach positiven Wahrheiten ringt und zu den Quellen der göttlichen Offenbarung zurückkehren will. Nach Schenkel muß alle Religion vorwärts schreiten und in unaufhörlicher Beweglichkeit sich von allem Inhalte losschälen und häuten, welchen ihr die frechen Formeln und Symbole angesonnen haben, ein unterirdisches Schwammgewächs in ewiger Wanderung und Fortbildung begriffen, bis es von den theologischen

Trüffelhunden aufgespürt, zur verhängnißvollen Stunde in's Licht bricht, scheinbar ein Riese, um alle Kirchendiplomaten anzuziehen oder als Widersacher zu erschlagen, im Grunde jedoch mit der einzigen Lebensthätigkeit, fortwährend kleiner und stoffärmer zu werden, bis es endlich in Schenkel's Gehirnsubstanz zum Begriffe wird, welcher keinen wahrhaften Glauben in Anspruch nimmt. Denn Schenkel's Glaube theilt das Geschick mit seiner Religion, der ewig beweglichen, und wächst und mindert sich, wandelt und verwandelt sich mit der Gemeinde in Zeit und Raum, welche diese Religion und diesen Glauben macht und ohne welche keine Religion und kein Glaube denkbar sind. Die Religion ist überhaupt nichts Anderes als die Glaubensgemeinschaft mit Christus, welche ohne alle äußere Gegenständlichkeit, ohne alles Dogma dem individuellen Leben der Seele preisgegeben ist, und wechselt wie die Zeit, wie der Glaube selbst, wie die Persönlichkeit, wie die Gemeinde, also ohne Inhalt, ohne Bestimmtheit, eine ewige Fluctuation, welche gegen den fluctuirenden Stoff protestirt. Nur auf dieser Fluctuation ist dem Herrn Schenkel wohl; wo er nicht geschaukelt wird, reift für ihn keine Freude, existirt für ihn kein lebendiger Gott, gibt es für ihn keinen Himmel, nachdem die armen Teufel im trüben Wasser des guten Gottesgelehrten schon längst untergegangen sind. Schenkel's Glaube und Glaubensgemeinschaft sind also im Jahre des Heiles 1857 etwas ganz Anderes als im Jahre 1530 und 1540, anders zu Wittenberg, anders zu Genf, anders zu London und Amsterdam, ein vorüberziehendes Schattenspiel an der Wand, woran nichts bleibend und constant ist, nicht einmal die Wand selbst. Aus diesem Grunde sind Schenkel's Ausdrücke fast durchweg schwankend, dunkel und unbestimmt. Die „Gemeinde, die Christenheit, die Christologie, die Persönlichkeit, die Glaubensgemeinschaft" und andere Abstractionen spielen dabei eine große Rolle, ohne die Klarheit und Bestimmtheit der Religionsbegriffe im mindesten zu fördern.

Schenkel's Logik zieht ihre Sandkreise auf so weichem Boden, daß ihre Beweiskraft nur so lange dauert als der feuchte Dunstkreis, welcher sie allein möglich macht. Jeder Sonnenblick verwischt sie. In solcher Ausrüstung tritt er im Tact der Schweizermilizen zwischen Bunsen und Stahl und gebietet Herrn Stahl, die Waffen zu strecken vor dem Geheimenrath Bunsen, dem berühmten Gast in der Residenz zu Berlin, welcher „als

bewährter Diener Christi nach dem Drange seines christlichen Gewissens und als berühmter Gelehrter der blinden Reaction in der Kirche und deren verblendeten Führern ein Halt! zuruft und dadurch den Muth in tausend Herzen wieder anfacht, indem er die orthodoxe Confession und die buchstäbelnde Richtung ohne kritische Forschung mitsammt allen Traditionen der rechtgläubigen Schule verdammt." In dieser erhabenen Stellung erscheint Herr Schenkel wahrhaft bewunderungswürdig; nur schade, daß er so schnell aus der Rolle fällt und wie ein gemeiner Taschenspieler die Altlutheraner als Secte erklärt, welche zum Schrecken der historischen Kritik von Schleiermacher's „Gefühlslehre abfallen, die Sacramente in die Mitte rücken und sogar von Engeln und Teufeln reden." Sein Genfer Christenthum soll zur allgemeinen christlichen Kirche werden, selig in Bunsen, welcher sich gegen die „neuen Abgötter" erhoben und es ihm möglich gemacht hat, durch seine tapfere Vorhut das Lager auszubeuten. Für den gewonnenen Vortheil zahlt er ächt theologisch mit Phrasen, indem er den Commandanten der Avantgarde höchlich rühmt wegen „seiner reichen Lebenserfahrungen, wegen seiner höheren gesellschaftlichen Stellung, wegen seiner längeren staatsmännischen Laufbahn und seiner vielseitigsten geschichtlichen und theologischen Studien."

Man sieht es der radicalen Natur des Herrn Schenkel an, daß er aus großer Herzbeklemmung erlöst worden durch einen so tüchtigen Herold, der endlich einmal offen ausspricht, was der Professor so lange schwer auf dem Herzen getragen hat gegenüber aller Faseleien Stahl's von ewigen Himmelswahrheiten. Er wird fast thränenweich vor inniger Herzenslust, daß Bunsen gegen den Hierarchismus in der Kirche und dadurch in einer Anstrengung gegen den Absolutismus im Staate, also gegen geistliche und weltliche Obrigkeit zugleich angeht, mit dem Muthe des Ritters von der traurigen Gestalt gegen die Windmühlen der kastilischen Ebenen, was nach Herrn Schenkel um so nothwendiger ist, weil „Ronge's Posaunentöne auch nicht ein Mauersteinchen an der Burg des Vaticans und (dem mit ihr verbundenen Absolutismus der Fürsten und Könige) wankend zu machen vermocht haben," beiläufig gesagt, eine doppelte bêtise d'un sot ami einmal gegen Bunsen, dem er mir nichts dir nichts die rothe Mütze aufsetzt, oder besser gesagt, tief in die Augen drückt, sodann gegen Gervinus, den lieben Nachbar Bun-

sen's am nämlichen Neckarstrande, welcher einst Ronge's Hoftrompeter gewesen. Schenkel's Band mit Bunsen, „dem Vaterlandsfreunde," ist also sehr eigennütziger Art und am allerwenigsten kirchlicher oder religiöser Natur. Die Philosophie des Herrn Schleiermacher verbindet beide; aus ihr spinnen sie den Bandwurm ihrer theurgischen Operationen am deutschen Volke heraus. Denen zufolge hat Christus keine Kirche gestiftet, und wer bisher davon geträumt, verstand die grammaticalische Bedeutung des betreffenden Wortes in der Bibel nicht. Es ist albern, von einer kirchlichen Institution durch Christus zu reden, welcher nichts instituirt und keine Auctorität gegründet hat. Wo eine solche Institution angenommen wird, da ist der Hierarchismus unvermeidlich und mit ihm kommt die „stagnirende Kirchenluft des Protestantismus," die Feindin aller Bewegung und alles Fortschrittes, kurz aller Gräuel des Lutherthums. Daran ist das letztere in seiner ursprünglichen Grundlage tödtlich erkrankt und reif für die Spitalpflege in den Händen katholischer Brüder und Schwestern in Christo. Damit macht die Reformation Fiasco. Die Wurzel alles Christenthums ist die Gemeinde, welche in freier Selbstbestimmung und Gewissensfreiheit nach Schleiermachers Christologie wächst und gedeiht, unabhängig von allen Dogmen, von allem Kirchenzwang, von jeder Aeußerlichkeit überhaupt, da das religiöse Leben als Ziel und Ende aller christlichen Bildung lediglich im Gefühle Christi besteht, welches uns der Sündenvergebung theilhaftig macht, wobei die Persönlichkeit des Individuums, dem solche Gewalt gegeben ist, als einziger Glaubensartikel erscheint. Schenkel's Geist glaubt nur an sich selbst, wie Rau's Mensch nur zu sich selbst betet. Diese Formlosigkeit innerer Willkür und Gefühlsheimlichkeit nennt man Gewissenstreue, an deren Mangel der deutsche Protestantismus zu Grunde gegangen ist, oder mit anderen Worten: „Die Verwerfung jeder sichtbaren Kirche, aller Dogmen, alles Gebundenseins im Worte Gottes nach bestimmtem Sinn und klarer Bedeutung zu Gunsten subjectiver Sinnlichkeit ist das Wesen des Christenthums, der wahre Geist des Protestantismus, die Kirche der Zukunft nach Schenkel und Bunsen."

Diesem sinnlichen Gefühle gegenüber hat nicht bloß die katholische Kirche gänzlich Unrecht, sondern auch die gesammte Reformation, deren Begründer, namentlich Luther, sündhafte, irrthumsfähige und unerleuchtete Menschen gewesen und die Innung

aller protestantischen Theologen, die mit einander in ihren Behauptungen nicht übereinstimmen, daher kein Recht der Lehre haben. Bisher hat man die Bibel nach der Vernunft ausgelegt und als Glaubenslehre statuirt. Diese Tyrannei verstößt gegen die absolute Freiheit des Gefühls im Individuum. Der Bibelinhalt muß nicht ausgelegt, sondern dem Menschen in persönlicher Anregung „assimilirt" werden, ohne Zweifel wie Speise und Trank nach dem Prozesse der Verdauung, da eine geistige Verarbeitung ohne Sinn und Bedeutung unmöglich und in Gedankenform als Freiheitsbeschränkung für die Persönlichkeit unzulässig ist.

Nach dieser Ansicht fällt die Grundlehre des Christenthums von selbst weg, nach welcher das Wort Gottes in Christus auf diese Welt gekommen ist, die Seele des Menschen zum vollkommenen Ebenbilde Gottes umzubilden. Es hat nach Schenkel vielmehr die Aufgabe, sich derselben gleichförmig zu machen und dadurch im Gefühle gänzlich unterthan zu werden. In dieser demüthigen Anschmiegsamkeit des göttlichen Wortes an's menschliche Gefühl prägt sich erst die wahre Frömmigkeit des Christen aus, unbehelligt von allem Denken, Wollen und Thun, dem Universum sich vermählend, woraus das persönlich selbstständige Abhängigkeitsgefühl, die Quelle alles religiösen Lebens hervorgeht. Dieses Abhängigkeitsgefühl bildet in der Religion das Gemeinsame, obgleich in jedem Individuum wesentlich verschieden, und darin kommen alle Christen überein, wenn auch begreiflich ohne alle Glaubens- und Sittenlehren, ja selbst bei den größten Verschiedenheiten und Widersprüchen derselben unter einander. Noch mehr! Gerade das ist der größte Vorzug des evangelischen Glaubens, daß man trotz des völligen Mangels an Dogma, Eintracht und Thätigkeit im Abhängigkeitsgefühle den einheitlichen Mittelpunkt besitzt. Die Altlutheraner mit ihren Glaubenssätzen lösen daher die allgemeine christliche Kirche in Secten auf, während man bisher der Meinung war, daß dieselben aus dem willkürlichen Vielerlei menschlicher Meinungen und Widersprüche entspringen. Vergleichen wir mit diesen Grundsätzen, welche auf Schleiermacher, Göthe und Spinoza zurückgehen und ohne allen Umschweif dem Pantheismus huldigen, jene Aussagen Schenkel's, welche noch Ton und Farbe christlicher Lebensansichten haben, so finden wir darin leider nur den Willen, Schwachköpfe in Irrthum zu führen. Nach Schenkel ist

man christlich durch „die Glaubensgemeinschaft mit Christus nach dem Worte Gottes und stiftungsgemäßen Sacramenten.“ Aber nach seiner Doctrin bestehen kein Glaube, keine Gemeinschaft, kein Christus, kein Wort Gottes, keine Stiftung, keine Sacramente oder in einem Sinne, daß sie für gläubige Christen auf apostolischer Grundlage gar keinen Sinn mehr haben, denn wo kein Sinn objectiv geoffenbarter Wahrheiten feststeht, ist der Glaube ein Unding. Wo das Gefühl allein regiert und durch sich selbst alles Religiöse erzeugt, hat die Individualität als Gegensatz der objectiven Wahrheit allein Recht, es herrscht die Einbildung, die subjective Willkür, die wankelhafte Stimmung. Da haben wir nie ein Wort Gottes und werden nie eines bekommen. Es fängt mit dem Menschen an und hört mit dem Menschen auf, wie alles Unbestimmte, Formlose, menschlich Zufällige. Schenkel erläutert uns seinen Begriff „Gemeinde“ durch den Ausdruck „Christenheit.“ Dadurch versucht er, wie ein Negerkönig im Stromlande der Nilquellen, einen Ueberfall auf benachbarte Negerstämme, um derselben habhaft zu werden und sie als sein Eigenthum den Sclavenzüchtern jenseits des Oceans zu verkaufen. Die „Christenheit“ wird sich ohne Zweifel sträuben gegen die eiserne Faust des Professors zu Heidelberg. Sie ist offenbar ein Lebendiges, Sichtbares, Einigverbundenes auf bestimmter Grundlage, also nach Schenkel's Grundsätzen etwas Unmögliches, da seine Kirche unsichtbar, sein Dogma ausgeflogen, die Zwietracht der Meinungen an die Stelle der Einheit getreten ist. Selbst das einheitliche Gefühl ist als Gemeindegrund beim maßlosen Widerspruche menschlicher Ansichten eine schlechte Finte ohne Realität und Auffaßbarkeit, welche auch mit Spener's Lehre nichts gemein hat.

Schenkel's Gemeinde ist die Revolution, das Gegentheil alles Gemeinsamen, das ewige Durcheinanderkrabbeln, Drängen, Keifen und Beißen widerhaariger Persönlichkeiten, welche im Religionswesen das Fürsichbestehen in individueller Ausprägung als ihren schönsten Vorzug, als den Grund ihres Wesens anerkennen. Seine Glaubensgemeinschaft mit Christus bleibt ewig ein Unding, so lange der Mensch als solcher im Gefühl allein wurzelt ohne vorheriges Wissen, Wollen, Thun von und nach Gott, somit ein Sichselbstsetzen der Persönlichkeit, als Quellenland aller Wahrheit, aller Frömmigkeit, aller Weisheit. Er rechnet es Herrn Bunsen hoch an, daß er in seiner Religion

„keinen andern Vater als Gott, keinen andern Herrn und Meister als Christus hat.“ So lange aber Schenkels Lehre als Grundfeste dieses „haben“ stützt, ist blutwenig darauf zu geben. Selbst der Beisatz: „auf dem Grunde der Bibel“ ändert die Sache nicht. Die Auslegung der Bibel durch die Gemeinde, eigentlich durch die mannigfaltigsten persönlichen Lüste und Begierden, bringt uns um allen biblischen Grund, um allen heiligen Geist, um alle höhere christliche Offenbarung. Stände auch ein Bibelsinn als gottgegeben fest, so ist es ja für Schenkels und Bunsens Jünger vollkommen überflüssig, da nicht dieser, sondern das Gefühl vor allem Sinn, vor aller praktischen Bethätigung entscheidet. Sodann, ihr tapfern Männer vom Rhein und vom Neckar! glaubet ihr an die Dreieinigkeit im Sinne des Concils von Nicäa und aller folgenden, welche sich mit der Begränzung und Feststellung der apostolischen Trinitätslehren beschäftigt haben? Glaubet ihr an Jesus Christus, welcher wahrer Gott und wahrer Mensch ist, gleiches Wesens mit dem Vater? Glaubet ihr an den heiligen Geist, unsern Herrn und Lebendigmacher, ausgegangen vom Vater und Sohn zugleich? Glaubt ihr an einen Gott, einfach in der Wesenheit, dreifach in den Personen, außerweltlichen Daseins, Schöpfer und Erhalter aller Dinge, allein aus sich selbst entsprungen, durch den Alles gemacht ist?

Sprecht es aus, damit wir wissen, welchen Sinn ihr mit den glänzenden Worten verbindet. Sagt ihr, ja! so kommt ihr mit eurer Lehre in Widerspruch, und eine solche Unbild fügt ihr euch gewiß selbst nicht zu. Sprecht ihr, nein! so habt ihr kein Recht, euren Anklägern zu widersprechen. Ihr seid gerichtet durch das Wort eures eigenen Mundes. Ihr habt also keine Gemeinschaft mit Christus, weil euch Christus fehlt, wie ihn die Bibel lehrt, wie ihn die redliche Christenheit glaubt und wie er allein erlösend sein kann. Nicht Christus der Gottmensch, sondern euer selbsteigenes Gefühl ist euer Erlöser, eine Einbildung, keine historisch-primitive Wahrheit und Wirklichkeit. Eure Seele erlöst sich selbst. Ihr habt nach euren eigenen Worten keine Institution der Kirche, keine Stiftung, die in's sichtbare Leben hereinragt, keine Macht und Auctorität von Gott gesetzt. Woher sollen die stiftungsgemäßen Sacramente kommen? Wie ist überhaupt eine sacramentalische Gnadenwirkung möglich ohne Institution, ohne sichtbare Kirche, ohne Dogma, dem sie entquillt? Wie kann man auch nur von

Dingen reden, die von Außen auf uns wirken, während ihr alle Einwirkung von Außen verworfen und unbestimmte, unsichtbare, im Gefühle wurzelnden Erlösungsprozesse untergestellt habt? Ihr seyd fertig, Männer vom Rhein und vom Neckar, und zwar dergestalt, daß euch nur der Aberwitz verleiten kann, für christliche Interessen in die Schranken zu treten. Johannes ohne Land darf sich den Kopf nicht zerbrechen, wie er sein Land vertheidige und regiere.

Als Schenkel auf der evangelischen Alliance zu Berlin in einem Anfall von Sehnsucht nach des ewigen Ruhmes lockendem Silbertone aufstand, um das aggressive Verfahren der Katholiken gegen die Protestanten zu denunciren, hat mehr als ein Mund sittsam gelächelt. Was in seiner Doctrin noch anzugreifen wäre! das wüßten wir in der That nicht. Das Oel ist ausgetrunken, die Krüge stehen leer. Es ist nichts übrig geblieben, als Herr Schenkel selbst, der stets allein Recht hat, der überall spricht, wo er nichts Vernünftiges zu sagen weiß, und unabläßig zur Hülfe bereit ist, wo es gilt, im Kirchenwesen der protestantischen Confession die Funken von Sinn und Wahrheit auszutreten. Schenkels Ideen sind abgeblaßt, wie die Schatten bei Homer, ohne Kraft und Wesenheit. Ein Schwerthieb stäubt sie auseinander, ohne sie zu treffen, weil sie ohne Geist und Blut umherflattern, wie das Nachtgevögel an den Mauern eingestürzter Thürme. Auf solchen Kampf mit Schatten läßt sich der Katholik nicht ein; davor kann Schenkel in stolzer Sicherheit an der Schloßruine von Heidelberg ausrasten. Seine Glaubensgemeinschaft mit Christus ohne bestimmten Sinn soll ihm unbenommen bleiben; uns könnte sie doch in ihrer Armuth an Geist, Liebe und That nicht trösten. Daß wir den materiellen Gütern der Protestanten nicht gefährlich werden, ist ohne Schenkels Schweizerzuzüge hinlänglich gesorgt. Eines ist allerdings in Gefahr, aber nicht aus Schuld der Katholiken, Schenkels „Gemeinde, welche den Kaiser, den Papst und Alles überdauert," also die souveräne Volksempörung gegen Recht und Obrigkeit, welche ihm unabläßlich vorschwebt als Thier der Apokalypse. Wie seine Philosophie mit dem historischen Christenthum in der Theorie fertig geworden ist, soll seine Gemeinde praktisch das politische Gebiet abräumen, damit die heidnischen Gelüste sich wieder ohne Furcht vor Gott und Obrigkeit zügellos auslassen können.

Wir zweifeln am Siege dieser Schenkel'schen Religion der Zukunft auf deutschem Boden. In seinem ehemaligen Wirkungskreise mögen Gründe zu so ausschweifenden Hoffnungen vorhanden sein; aber selbst in der radicalen Schweiz kommt man mit der Negation alles positiven Glaubens nicht mehr fort. Die Pietisten in Bern, die Katholiken in Freiburg und St. Gallen regen manche Besorgnisse in revolutionären und gotteslästerlichen Herzen auf. Die Sachen müssen sehr schlimm stehen, da das Frankfurter Journal nicht müde wird, von adgressiven Bewegungen des Ultramontanismus in der Schweiz mit angeborenem Abscheu zu sprechen. Wo seit zehn Jahren der schmutzigste Radicalismus mit unerhörter Frechheit alle göttlichen und menschlichen Rechte, namentlich in der katholischen Kirche, verhöhnt und mit Füßen getreten hat, da ist es freilich Zeit, Zetter zu schreien über Bedrückungen, die man schrankenlos gegen die Schweizer Katholiken geübt und jetzt mit bösem Gewissen als Rückschlag auf die schuldbeladene Seele verdienter Maßen fürchtet. Wie der Radicalismus in der Schweiz vor dem in Aussicht stehenden Unvermögen schaudert, amtlich Böses zu thun, und deßhalb sich für beeinträchtigt und zurückgesetzt hält, so schreit Schenkel über das adgressive Verfahren der Katholiken wie der Gassenjunge, welcher auf seinen Nachbar den Stein wirft und aufheult, als wäre auf ihn geworfen worden. Was er selbst von jeher gegen uns geübt hat, das will er jetzt den Katholiken aufbürden und sich davon verletzt fühlen. Diese Art von Heuchelkünsten verfängt nicht mehr. Das par nobile fratrum am Neckar thäte am besten, Deutschland zu verlassen, das ihnen so wenig Dank und Anerkennung zollt, und in der Schweiz sich niederzulassen, wo alle revolutionären Kräfte und Religionsbankerotte willkommen sind. Besetzt Bunsen Basel und Schenkel Genf, so kann ihre sterile Doctrin wenigstens als Leitröhre dienen, das Schweizerland mit dem Strome ihrer Weisheit zu tränken. Bei uns ist ausgespielt und alles Volk verlaufen.

Einen anderen Umstand dürfen wir in Schenkels Christenthum nicht vergessen, weil er ein bedeutsames Licht auf die Stellung Bunsens und seines Vertheidigers zur deutschen Einheit wirft. Aus Bunsens „Zeichen der Zeit" war es selbst dem Uneingeweihten leicht herauszufühlen, daß er „dem Protestantismus als politischem Princip" erst die rechte Bahn brechen und die ächtdeutsche Politik vorzeichnen wollte. Es sollte das

moderne Preußenthum in Deutschland allseitig gebietend und welt-
mächtig werden vermittelst der Bunsen'schen Religionspolitik,
welche nicht bloß die deutschen Kleinstaaten, sondern vorzugs-
weise auch das ungelegene Oesterreich zu verschlingen angewiesen
war. Die Politik allein, längst schon bemüht, ein solches Re-
sultat herbeizuführen, hatte nichts Erkleckliches zu Stande ge-
bracht; um diesem Unglück abzuhelfen, erfand Bunsen seine Re-
ligionspolitik, welche, auf dem calvinischen Streitrosse einher-
reitend, die Religion mit dem Fanatismus verstärken wollte.
Als kluger Diplomat sprach er dies nicht voreilig aus; im Ge-
gentheile, es stand ihm eine so saftige Wortfülle zu Gebote,
daß er es allen Kurzsichtigen zu verbergen wußte, wie er eigent-
lich die Grundsätze des Ministeriums der Zukunft in Berlin
zu zeichnen an's Werk gegangen war. Kein Oesterreich, kein
Katholicismus, kein Lutherthum, sondern nur Preußen, nur
Calvinismus, nur historische Kritik der Evangelien! war sein
Grundgedanke, fühlbar genug für Alle, die es anging.

Schenkel war unrückhaltiger wie alle Professoren und platzte
mit der Behauptung heraus, daß Oesterreich mit seinem Con-
cordate angriffsweise gegen Preußen verfahre und eine Mauer
zwischen Deutschland und Oesterreich, namentlich gegen den
preußischen Protestantismus errichten wolle. Also ein allerlieb-
ster Gegensatz: „Der preußische Protestantismus und das öster-
reichische Concordat," die Situation der Gegenwart, die große
Gefahr für die Zukunft des Protestantismus und des auf den
protestantischen Lehrbegriff gebauten deutschen Reiches. So offen
ist der Grundgedanke aller Religion und Politik der kleindeut-
schen Partei vielleicht noch nie angedeutet worden. Oesterreich
wird aufgefordert, den katholischen Rock abzuthun und dafür
als gleichartig dem deutschen Bruderbunde einverleibt zu werden.
Wo die katholische Kirche als anerkannt, in ihren Grundsätzen
geachtet und in ihrer Bewegung auf kirchlich-religiösem Grunde
freigelassen wird, da erhebt sich eine Scheidewand gegen den
souveränen Protestantismus, welcher allein Daseinsberechtigt ist.
Bunsen und Schenkel wollen also ein deutsches Reich nicht bloß
auf protestantischer Grundlage, sondern die letztere als allein
rechtsfähig. Die Völker können in diesem Reiche in Religions-
sachen denken und fühlen, was sie wollen, das ist frei; aber
die Grundrechte der Reichsmacht, nach welchem die Souveräni-
tät der Fürsten und die katholische Kirche im modernen Preußen-

thum aufgehen müssen, heischen von allen Deutschen unbedingte Anerkennung. Wir gestehen, das ist ohne Zweifel das Revolutionsrecht der radicalen Schweiz, aber außerhalb derselben kann es schwerlich sobald zur Alleinherrschaft gelangen.

Hierin treffen Stahl, Bunsen und Schenkel wieder brüderlich zusammen, die königliche Macht Stahls fällt der Revolution Bunsens und Schenkels zum Bruderkuß in die Arme und sie bauen vereint mit ächter Unparteilichkeit das protestantische Capitol mit dem Adler, dessen Klauen Deutschland in einen Rahmen zusammenfassen sollen. So geht dieses allgemeine Priesterthum conservativ und revolutionär stets wieder in's Demagogenthum aus, das sich den souveränen Königsmantel umgeworfen und das deutsche Volk mit seinen Fürsten beherrschen soll.

Ein sehr bedeutsames Streiflicht auf diese reformatorischen Bestrebungen fällt zum Ueberflusse aus Frankreich zu uns herüber, welches wir zur Aufklärung des Ganzen nicht verschmähen dürfen, weil wir daraus über die Genesis der Strebnisse Bunsens und seiner Freunde aller Zweifel und Unklarheiten fast gewaltsam entlediget werden. Der Franzose Laboulaye hat nämlich zu Gunsten Bunsens gegen Stahl eine Schrift über die „religiöse Freiheit" bekannt gemacht, und der geheime Hofrath und Professor Warnkönig in Tübingen dieselbe für uns Deutsche gedollmetscht und empfohlen. Um uns ein Urtheil darüber zu bilden, lassen wir zunächst die dabei betheiligten Persönlichkeiten näher vor's Auge der Leser treten.

Leopold August Warnkönig, zu Bruchsal im Jahre 1794 geboren, also jetzt ein Mann von dreiundsechzig Jahren, Professor des katholischen Kirchenrechtes an der Hochschule zu Tübingen, hatte seine Studien zu Heidelberg und Göttingen, also ausschließlich auf protestantischen Universitäten gemacht, später vom Jahre 1817 bis 1836 in Belgien als Professor der Rechte angestellt, den liberalen Coterien daselbst verbündet und im unaufhörlichen Verkehre mit gelehrten Franzosen. Erst im Jahre 1844 gelang es ihm, nach achtjährigem Aufenthalte zu Freiburg im Breisgau, die Lehrstelle des katholischen Kirchenrechtes an der Universität in Tübingen zu erhalten, welche er bis in die letzten Jahre versehen hat. Daß er Katholik ist, betont er selbst, leider nicht ohne Beigeschmack von Selbstgefälligkeit Solcher, welche das meiste Gewicht für ihr katholisches Wesen nicht auf die gewissenhafte Annahme aller katholischen Glaubenswahr-

heiten im Sinne unserer Kirche, sondern auf die Taufe legen, die nur allzuleicht mit der Glaubenstreue in Widerspruch geräth und daher das Katholischsein vor Gott und Kirche ungültig macht. Damit ist auch in Verbindung zu bringen, daß die katholischen Theologen von den Bischöfen angewiesen waren, seine Vorlesungen im Kirchenrechte nicht zu hören, was nach Aussage der Betheiligten seinen Grund in der unkirchlichen Richtung seiner Vorträge hatte. Auch können sich seine Schüler nicht erinnern, daß Warnkönig durch kirchlichen Eifer in der Ausübung religiöser Pflichten in der Tübinger katholischen Gemeinde besondere Aufmerksamkeit und Erbauung bewirkt habe. Nach solchen Vorgängen darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er in der Vorrede zur Uebersetzung des vorliegenden Buches „Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit vom Franzosen Eduard Laboulaye" für Bunsen gegen Stahl so warm dessen unkatholischen Inhalt in Schutz nimmt und den Verfasser überhaupt mit großen Lobsprüchen erhebt, selbst wegen der Schrift Laboulaye's gegen das Dogma der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria, deren Uebersetzung in's Deutsche er für einen preiswürdigen Vortheil der germanischen Nation erachtet. Er erklärt sich für den vieljährigen vertrauten Freund des Herrn Laboulaye, offenbar nicht bloß in persönlicher Beziehung, sondern im völligen Einverstandensein mit dessen Grundsätzen, wie sie in seinen Schriften öfters gegen die rechtgläubige Gesinnung der Katholiken zu Tage treten.

Fragen wir weiter um die näheren Verhältnisse des Herrn Laboulaye, so erhalten wir zur Antwort: Laboulaye ist Professor am College de France, Mitglied des kaiserlichen Instituts, Mitarbeiter am Journal des Debats, „einem der geachtetsten aller französischen Tagesblätter," wie uns Warnkönig versichert. Nach dem nämlichen Gewährsmann besitzt Laboulaye „ein tiefes religiöses Gefühl, hohen wissenschaftlichen Ernst, die gründlichsten Kenntnisse französischer, englischer und deutscher Staats- und Rechtsgeschichten, eine unbefangene freimüthige Kritik, ein durchaus gesundes, in klarster Weise ausgesprochenes Urtheil, eine beneidenswerthe Darstellungsgabe und höchst geistreiche Sprache. Er ist „Katholik wie ich," bemerkt Warnkönig naiv, mit der weiteren Andeutung, daß sie beide, obgleich Katholiken, sich doch berechtigt und gedrungen fühlen, Bunsens Standpunkt einzunehmen, welcher schnurgerade gegen die ehrwürdigsten Wahr-

heiten der katholischen Kirche anläuft und den reformirt-philosophischen Lehrbegriff als politischen Sauerteig für den alleinrichtigen in Religionssachen erklärt.

Trotz dieser Katholicität, welche freilich in der Freimaurerjacke einhergeht und um Dogmen sich blutwenig bekümmert, konnte Laboulaye die unbefleckte Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria gegen das allgemeine Urtheil der Kirche in drei Artikeln im Journal des Debats bekämpfen, die nach Warnkönig die höchste Beachtung verdienen und von deutschen Journalisten mit wundersamem Fleiß gegen die Katholiken nach der Parole von Paris verarbeitet worden sind. Dafür traf ihn, so viel wir wissen, die Verdammung der Kirche, welche gegen solche Mißachtung der kirchlichen Auctorität nicht gleichgültig bleiben konnte. Ob Laboulaye seine Sünde bereut und das gegebene Aergerniß gut gemacht hat, wissen wir nicht; aber so viel ist klar, daß er ohne Einlenkung in unsern gesammten Lehrbegriff auf die Wesenheit eines katholischen Christen keinen Anspruch machen kann, daß folglich sein Anwalt Warnkönig nicht das mindeste Recht hat, Laboulaye's Schrift über „die religiöse Freiheit“ durch die Betheuerung ihrer beiderseitigen katholischen Eigenschaft eindringlich auf deutsche Gemüther zu machen. Ein siebenzigjähriger Greis pocht umsonst auf die Jugend von zwanzig Jahren, die er längst hinter sich hat, und ein Katholik von einigem Zartgefühle wird sich bei richtiger Gemüthsverfassung auf sein katholisches Wesen wenig zu Gute thun können, wenn er mit der Kirche im Widerspruche ist. Das verlangt die Grundlage aller katholischen Wahrheiten.

Es ist gewiß recht schön, daß Laboulaye nach der beredten Angabe des Herrn Warnkönig drei, vom französischen Institute gekrönte Preisschriften und eine bewundernswerthe Verfassungsgeschichte der amerikanischen Freistaaten nebst vielen anderen rechtlichen Studien verfaßt und herausgegeben hat. Dadurch wird man als Gelehrter berühmt, aber nicht unverwüstlich im katholischen Glauben, welcher im Gegentheil oft vom irdischen Wissen ohne rechte Demuth und Aufmerksamkeit angezehrt, bewußt oder unbewußt verloren geht. Man kann es gleichfalls nur anerkennen, daß er über Savigny und Radowitz „seine Gedanken in einer an Montesquieu erinnernden Sprache“ wiederzugeben verstanden hat. Das trägt ihm das Lob staunenswerther Weltbildung ein, die, wie bei seinem verehrten Meister Göthe, ohne

katholische Grundlage zu Stande gekommen ist. Sogar Warnkönigs Versicherung, daß Laboulaye nur für den friedlichen Fortschritt gestimmt sei, als Gegner alles Revolutionären, hilft nicht weiter.

Es gibt ein gelehrtes Schlafmützenthum, das so blutscheu ist, wie ein Brahmane, und so regelmäßig, wie die Stammgäste der deutschen Kirchentage. Es denkt nicht im Traume daran, sich in thatsächlicher Revolution leibesgefährlich zu exponiren, aber seine gelehrten Studien reißen in der friedlichsten Verfassung von der Welt einen Zweig nach dem anderen vom Baume, bis er völlig entblättert steht; sie bringen wie emsige Schatzgräber der letzten Wurzelfaser des Baumes nach, bis alle ausgerottet und jeglicher Nachwuchs verhindert sind. Dagegen keimt üppig die Nessel an der alten Stelle mit Kletten- und Distelgewächs in voller Freiheit. Wer, wie Laboulaye, im Buche über die „religiöse Freiheit", Bunsens Doctrinen annimmt, wie sie im „Hippolytus und seine Zeit" aufgeschürft und in „den Zeichen der Zeit" mundgerecht für's deutsche Volk gemacht worden sind, hat in der Theorie den Hauptsätzen der Revolution schon beigepflichtet. Wenn der gelehrte Franzose Sinn und Folge dieser Schilderhebung zu Heidelberg nicht begreift, um so schlimmer für ihn. Die Kurzsicht und Schwäche haben von jeher auch ohne bösen Willen die meisten Revolutionen begünstigt und dürfen auf keine Anerkennung der conservativen Geister rechnen. Der größte Revolutionsfanatismus keimt nach dem Zeugnisse der Geschichte aus der „religiösen Freiheit," wie sie Laboulaye nach Bunsens Vorgange auffaßt, das heißt, aus der Willkür des Individuums, sogar die christliche Religion nöthigenfalls zu verwerfen und sich seine eigene im persönlichsten Ermessen nach innen und außen zu gestalten, völlig unabhängig von der Staatsgewalt.

Das ist die magna carta zur Legitimirung der Revolution in thesi. Daraus springt die Hypothesis von selbst hervor. Im christlichen Zeitalter und Weltalter sind alle Revolutionen mehr oder minder aus religiöser Wurzel entsprungen, selbst die nordamerikanische nicht ausgenommen. Es lag eine tiefe Revolutionskunde in Robert Blum's deutschkatholischer Incarnation zum Umsturz der bestehenden Gewalten, welche leider Vielen erst eingeleuchtet hat, als die tapferen Preußen in Dresden, durch eingetrümmerte Hauswände die Barricaden umgehend, den

Aufruhr niederschmetterten. Das darf auch Niemanden Wunder nehmen. Das Verhältniß zu Gott ist in keinem Menschenherzen zu umgehen; die wahre oder falsche Religion muß sich durch eine Art von sittlicher Nöthigung darin geltend machen und aus dieser Innerlichkeit mit gleicher Triebkraft das Aeußerliche durchdringen und bewältigen. Je nachdem diese Religion beschaffen ist, faßt der Mensch die äußerliche Auctorität auf, entweder in Demuth, um sich derselben zu unterwerfen, oder in selbstherrlicher Persönlichkeit, um gegen jede Schranke als unberechtigt zu protestiren.

Diese religiöse Selbsterlösung von aller Auctorität im Individuum summirt sich in der Volkssouveränität zur Allgewalt der Massen, gegen welche keine weltliche Obrigkeit auf die Länge Stand halten kann. Es wäre auch ein arger Widerspruch, vom allberechtigten und unabhängigen Menschen, welcher mit der christlichen Auctorität von Rechtswegen fertig geworden ist, mit maßgebender Kraft zu fordern, daß er die weltliche Auctorität achte, welche, groß und mächtig an sich, gleichwohl keinen Vergleich aushält mit der Auctorität Christi im Evangelium und in der Kirche, und zwar um so mehr, da die Heilighaltung der menschlichen Auctorität in letzter Wurzel doch auch religiös ist und somit zum Kapitel der „religiösen Freiheit" gehört. Wer des Menschen Lust und Kür über Gott und Christus setzt, hat auch über die Obrigkeit auf Erden den Stab gebrochen.

Es ist mir überhaupt unbegreiflich, wie zwei so gewandte Denker, wie Laboulaye und sein deutscher Uebersetzer, hierbei zweierlei Dinge so ganz und gar übersehen konnten. Nach ihrer Auffassung ist die Religion nach innen und außen dergestalt frei, daß der Mensch mit vollem Rechte sagen kann: „die Religion bin ich selbst!"

Ueber alle positiven Gränzen der Christlichkeit längst hinaus, richtet sie sich eben ein nach den Hausbegriffen und Grillen eines jeden Einzelnen, wie es in souveräner Willkür genehm ist. Christlich oder heidnisch, atheistisch oder islamitisch, in jeder Richtung spricht sie volle Berechtigung an. Daß auf diesem Wege und in solcher Ausgelassenheit pantheistischer Gefühlsweise jede Religion, welche diesen Namen nur einigermaßen verdienen soll, sich selbst gänzlich zerstören muß, leuchtet jedem Unbefangenen ein. Sie ist keine Bindung des Menschen an ein bestimmtes, längst ermitteltes, mit dem Staatszwecke in Einklang

gebrachtes Gesetz, sondern vielmehr die Statuirung der menschlichen Persönlichkeit als Urgrund aller Weisheit zur Auflösung aller objectiven, daher allein gültigen Religionswahrheiten, welche dem individuellen Leben weichen müssen.

Wer in diesem Sinne die „religiöse Freiheit", der Kirche und dem Staate gegenüber, als unerläßlich fordert, der zerstört alle geistliche und weltliche Auctorität und setzt an deren Stelle den Wankelmuth, die Launenhaftigkeit und Schwäche des menschlichen Herzens, welches, einmal zur unumschränkten Herrschaft gelangt, nothwendiger Weise sich selbst zum letzten Endzweck aller Dinge machen muß. Man nennt es freilich Gewissen; das ist ein so schönes Wort, daß es alle feurigen Johannisseelen zu bestechen im Stande ist. Aber die Erfahrung zeigt, daß, wo keine andere Auctorität vorhanden ist, als der Mensch selbst, das Gewissen alle Feigheit und Unterwürfigkeit eines feilen Dieners annimmt, um den wechselvollen Launen seines wunderlichen Herrn zu schmeicheln, unbekümmert um Wahrheit und Recht.

Daß dieser Fall wirklich nicht so selten ist, beweist selbst die unbestechliche Sprache unseres Volkes, welche das Unsittliche und Niederträchtige in Bezug auf den Menschen als Urheber desselben mit dem Ausdruck „gewissenlos" gebrandmarkt hat. Es ist kein Unsinn auf Erden in religiöser Beziehung denkbar, den das irregeleitete oder sich selbst überlassene Gewissen nicht eingeführt oder gutgeheißen hätte. Wir wollen zum Beweise für diese Behauptung nicht auf Clemens von Alexandrien zurückgehen, welcher eine Enthüllung von Schmutz und Missethat in den griechischen Mysterien gemacht hat, die selbst den Ungläubigsten bestürzen muß. Vor unseren Augen haben einzelne Muckergeschichten und das Gewissen der Mormonen Alles übertroffen, was wir bisher an blinden Heiden als unsittlich und ruchlos zu tadeln gewohnt waren.

Allerdings hat der Frankfurter Arzt Passavant in seiner vielgerühmten Abhandlung über „das Gewissen" dem letzteren nicht bloß die Unfehlbarkeit an sich eingeräumt, sondern dasselbe als ursprüngliche Offenbarung mit souveräner Macht dergestalt ausgerüstet, daß es mächtig genug ist, von seinem menschlichen Sitze aus das Dasein eines Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Erlösung durch Christus zu postuliren. Gewiß ist Passavants Gesinnung eine durchaus edle und wohlmeinende, wie es

von einem innigen Freunde Sailers und Diepenbrocks auch nicht anders zu erwarten ist. Aber der einfachste Blick um sich hätte ihn belehren können, wie wenig in Menschen, welche vom Unglauben und vom Laster beherrscht sind, das Gewissen zur Herrschaft kommen kann. Passavant verwechselt offenbar das absolute Gewissen, welches Gott selber ist, mit dem relativen im Menschen, und verräth hiermit den Grundton der reformirten Religionsauffassung, welche ihm von Jugend auf eigen gewesen und durch Fichte, Schelling und Baader einigermaßen philosophisch berechtigt worden ist, mit der Geschmeidigkeit, verwandte Töne des katholischen Mysticismus damit zu verbinden und in gemüthvoller Weise zu einem Ganzen auszubilden. Die Persönlichkeit Gottes und die Persönlichkeit des Menschen sind in dieser Lehre, wenn sie gründlich und unerbittlich nach ihrem Inhalte durchgeführt wird, weit weniger auseinander gehalten, als es angemessen ist, um den Vorwurf pantheistischer Streiflichter zu beseitigen.

Das menschliche Gewissen bedarf eines objectiven und bestimmten Grundgesetzes, welches im Dogma der christlichen Offenbarung gegeben ist, um sich von allen Irrthümern frei zu halten und nur die Gnade des Erlösers vermag, das erstere mit dem letzteren in Einklang zu bringen und dadurch den Willen werkthätig anzuregen. Nach dieser Anschauungsweise ist die „religiöse Freiheit" des Herrn Laboulaye die Entbindung des Menschen vom Gewissen und die Ueberantwortung der geoffenbarten Religionsinteressen an den Zufall oder die Ruchlosigkeit des Menschen, welcher weit öfter der maßlosen Lust seines unbeschränkten Innern als einem von außen durch himmlische Offenbarung gegebenen Gesetze gehorcht. Da ist es mit der Religion als einer gottgegebenen aus.

Sodann hat Laboulaye mit seinem Uebersetzer Warnkönig gar nicht einmal erfaßt, daß seine Methode, für die Religion im Menschen zu arbeiten, im Grunde nichts Anderes ist, als die Zurückstauung seiner Doctrin zum sonnenklaren Beweise gegen seine eigene Ansicht und Meinung. Da nach ihm kein Recht auf Erden besteht, ein geoffenbartes Dogma des Christenthums als gültig für die menschliche Gesellschaft zu statuiren und aufrecht zu erhalten, so statuirt er ja selbst ohne alle Befugniß ein Dogma, dessen Inhalt weit schwieriger zu fassen ist, als die Verbindlichkeit der Glaubenswahrheiten der christlichen Kirche für

das Gewissen und den staatlichen Verein der Menschen, welche von jeher ihr geistliches und weltliches Recht darauf gegründet haben. Solcher Dogmen hat Laboulaye's Buch eine Menge aufzuweisen, und jeder Leser muß bei einiger Richtigkeit in seinem Innern zum Schlusse kommen, daß es unter solchen Umständen weit vernünftiger ist, den christlichen Dogmen den Vorzug zu geben vor jeder Neulehre der Menschen, welche tyrannischer sind, als Christus.

Es ist dies um so deutlicher, wenn wir bei Laboulaye gelegenheitlich der Schilderung der reformirten Confession, welche er doch im Sinne Bunsens vertritt, weitläufig lesen, daß in derselben als Gegensatz zur Lehre der Katholiken alle Religionswahrheiten vermittelst der freien Forschung in der Bibel dem individuellen Ermessen des Einzelnen preisgegeben, folglich an eine Gemeinschaft in Kraft übereinstimmender, unwandelbar festgestellter Wahrheiten gar nicht zu denken sei. Er hat also das unvermeidliche Ende der „religiösen Freiheit" vollkommen gekannt, die dadurch bewirkte Zerwaschung alles positiven Christenthums selbst naturähnlichst geschildert und doch seine Sätze festgehalten, nach welchen diese Aufräumung von Staatswegen berechtiget sein müsse.

Allerdings räumt er der katholischen Kirche das nämliche Recht für ihre Ansicht ein, aber diese kann davon nicht Gebrauch machen, weil sie im heiligen, unabänderlichen Glauben Christi objectiv wurzelt und in Bezug auf die Abwehr dieser corrosiven Grundsätze nach Laboulaye auf die Mauern der Kirche beschränkt ist. Was die letztere Freiheit zu bedeuten hat, lernten wir noch unlängst aus dem Schicksale des Pfarrers Kriegsmann zu Langenschwalbach in Nassau kennen, welcher zu zweijährigem Correctionshause verurtheilt worden ist, weil er in einer katholischen Kirche, vor katholischen Zuhörern gegen Luther geeifert hat. Das Appellationsgericht in Wiesbaden hebt unter den Motiven zur Bestätigung des erstinstanzlichen Urtheils zum Beweise der Schuld des Angeklagten ausdrücklich hervor, daß Kriegsmann die protestantische Lehre von den Reformatoren und nicht wie die katholische von Christus abgeleitet, das heißt mit anderen Worten, daß Kriegsmann die Sache als Katholik und nicht als Protestant angesehen habe. Da hat alle Freiheit der Religion für uns ein Ende, denn wir halten die symbolischen Bücher der evangelischen Lehre allerdings für ein Produkt der Reformatoren und nicht für die

Offenbarung Christi, und Luther nach der Geschichte für einen abgefallenen Augustinermönch. Läßt ein Katholik diese Auffassung fallen, so fällt er selbst vom Glauben ab. Solche Dinge kann man nicht decretiren, wenn überhaupt noch von einiger Religionsfreiheit für Katholiken die Rede sein soll. Daß Laboulaye mit uns hierin einverstanden ist, wissen wir zum Voraus; daß er aber diese Umstände und Verhältnisse, welche sich auf Erden nicht so bald ändern werden, für seine Doctrin zu wenig oder eigentlich gar nicht in's Gewicht gezogen hat, ist ein Vorwurf, den man ihm mit Recht machen kann, nicht bloß als Katholiken, sondern noch weit mehr als Rechtsgelehrten von Geist und Umsicht. Diese Beschränkung der katholischen Abwehr auf die Mauern der Kirche ist noch von einer anderen Seite mehr als abgeschmackt, da ja auch der Staat auf christlichen Principien ruht und der Kirche allerdings das Recht historisch und vertragsmäßig gewährt ist, die positiven Wahrheiten des Christenthums mit Entschiedenheit zu zeigen und zu vertheidigen im eigenen und staatlichen Interesse.

Laboulaye's Fahrzeug zu Gunsten Bunsens steuert zu den freien Gemeinden, wo vom christlichen Wesen nicht mehr die Rede sein kann, da die letzteren sogar den heidnischen Standpunkt bereits hinter sich haben. Sie stehen auf dem Standpunkte der Naturwissenschaften, oder besser gesagt, der Materie. Was darüber hinaus liegt, hat für sie kein Interesse und keinen Bezug. Bei solchen Grundsätzen, wenn sie allherrschend werden, kann weder der Staat, noch irgend himmlische Offenbarung in der Kirche bestehen. Ich meine, es ist nur die Pflicht der katholischen Allgemeinheit, gegen diesen Angriff auf den Bestand aller geistigen Interessen bei jeder Gelegenheit aufzutreten. Man hat uns allerdings das Beispiel von Nordamerika für Religionsfreiheit und Religionsvernichtung mit den reizendsten Farben geschildert, und selbst Laboulaye wirft schmachtende Augen in dies Eldorado, wo jeder Unglaube, Mißglaube und Unsinn unter der Form von Religion sich entfalten können. Soll dasselbe für uns in der Religion Muster sein, wie es schon einmal für die Revolution in Europa als Vorbild gedient hat? Wir verschmähen den politischen Radicalismus so gründlich, wie den religiösen; die Revolution in jeder Gestalt ist uns verhaßt, im Keime so gut, als in voller Entwickelung ihrer Sodomsäpfel.

Wie wenig dieser religiöse Radicalismus geneigt ist, den Katholiken freien Paß zu gewähren, wie den unzähligen Secten, erfahren wir immer deutlicher. Er haßt die Einwanderer mit gleicher Wuth, wie die katholischen Institute. Zudem ist Nordamerika mit unseren Staaten politisch gar nicht zu vergleichen. Dort besteht nur eine Regierung für's Ausland, für Zoll und Post. Im Innern regiert die vielköpfige Demokratie sich selbst oder läßt sich gehen nach Lust. Jedermann ist souverän und jeder einzelne Staat eine selbstherrliche Corporation. Da thut man, was man will, und will stets, was vortheilhaft und geldeswerth ist. Selbst die Verbrechen gegen Eigenthum, Menschenleben und Menschenrecht werden nirgends schwunghafter und kunstmäßiger betrieben, als in diesem Stück der neuen Welt. Man hat eine Politik, aber keine Religion im strengen Sinne des Wortes. Noch tönt uns Lenau's Lied aus dem Urwalde in der Seele, welcher an der nordamerikanischen Freiheit so gründlich getäuscht worden ist. Die Zeit ist längst vorüber, wo man die deutsche Einfalt mit nordamerikanischer Zuchtlosigkeit und Schweizer-Idyllen unterhalten konnte. Jedermann weiß heut zu Tage, was auf diese Schablonen der Revolution zu geben ist.

Es ist daher nicht bloß unziemlich, sondern eine völlige Taktlosigkeit, in unseren Tagen von jenseits der großen Wasser die Musterkarte für unser deutsches Staats- und Kirchenwesen herzunehmen. Nichts ist ferner ungehöriger, als wenn sich Männer, wie Laboulaye und Bunsen, auf Spener berufen, den berühmten Mystiker der lutherischen Kirche, welcher mit ihnen nichts gemein hat. Seine Andacht, von Göthe die Andacht „schöner Seelen“ genannt, bewegt sich allerdings vorzugsweise auf praktischem Felde im verborgenen Christusleben, aber doch noch innerhalb der lutherischen Rechtfertigungslehre, dem Grunde und Inhalt des gesammten Lutherthums. Spener glaubte an dieselbe mit der Willigkeit eines Kindes, aber mit der schwärmerischen Innigkeit eines begeisterten Gemüthslebens, welches freilich bald in katholischer, bald in pantheistischer Verkleidung unbewußt einherging. Daß er sich von der lutherischen Starrheit und Trockenheit damaliger Prediger ablöste, gereicht ihm eben so sehr zur Ehre, als es weltbekannt ist, daß Laboulaye's Behauptung, er habe auf äußere Formen keinen Werth gelegt, im kirchlichen Sinne keinen hinlänglichen Grund hat. Er hielt an positiven

Wahrheiten fest, welche ihren Grund nicht bloß in der menschlichen Persönlichkeit, wie nach Laboulaye und Bunsen, sondern im Kerne lutherischer Anschauungen hatten, wenn auch stets in mildester Form und häufig praktisch ausgeweitet und nutzbar gemacht.

Die letzteren verhalten sich zu Spener, wie die Philosophie zum Glauben, wie die Revolution zum demüthigen Gehorsam, wie der Doctrinär zum routinirten Staatsmann. Spener hat mit Bunsen gar nichts gemein, als den blinden Haß gegen das apostolische Papst- und Priesterthum, welcher sich vom Vater des protestantischen Pietismus bis in's Conventikel- und Missionswesen unserer Tage fortgepflanzt hat. Bunsen will reformirte Politik, Spener fromme Innerlichkeit; jener drängt seinen Independentenschwarm ohne bestimmtes Dogma nach Außen zur Herstellung eines deutschen Weltreiches in spe; dieser erwartet den baldigen Untergang aller Weltreiche in der stillen Behaglichkeit eines beschaulichen Gemüthes; jener sucht den Juden ein festes Land im Staate zu begründen; dieser will sie mit Gewalt zum Messias führen. Bunsen ist keck, herausfordernd, ein Aventurier der Politik im Philosophenmantel; Spener verzagt, oft unschlüssig über Mittel und Wege, sogar mit Ausdrücken wählerisch, oft nicht ohne kluge List. Der erstere ist nicht bloß reformirt, sondern materialistisch in seinen religiösen, oder besser gesagt, irreligiösen Ansichten; der letztere nimmt oft bloß den Schein des reformirten Wesens an, um der lutherischen Formeln aus der Schule der Fanatiker, welche im Verhältnisse des Menschen zur Gnade behaupteten: Homo truncus est, aut lapis aut trunco et lapide pejor, einigermaßen mit Anstand loszuwerden. Speners Abendmahl ist ein ganz anderes, als das des Herrn Bunsen, keine Synaxis, keine Concordia, sondern Scheidung und Kluft, welche durch nichts ausgefüllt werden kann.

Daß Laboulaye Spenern in diesen Zettel hereinzieht, ist begreiflich. Als Franzose von Geist und reger Umthunlichkeit faßt er Alles leicht an, mit wundersamer Kunst, die Oberfläche glänzend zu machen; aber er geht nirgends tief, sondern gleitet mit gewandter Zierlichkeit über alle charakteristischen Schärfen leicht hinweg. Sein Buch ist meisterhaft geschrieben, oft mit hinreißender Beredsamkeit und Wahrheitsliebe. Die letztere dauert jedoch nur so lange, als sein Begriff von der „religiösen Freiheit" mehr im Hintergrunde weilt. Bricht dieser hervor, so

tanzen alle Gegenstände bunt durcheinander, Wahres und Falsches, Halbes und Ganzes in der widerlichsten Polka, wo nur einige gute Lebensart leise durchschimmert, die er als Franzose allerdings nie ganz verläugnet. Daher kommt es, daß dieser wohlwollende, feingebildete und liebenswürdige Geist den hochtönenden Phrasen von „Freiheit, Licht und Fortschritt" in einer Weise huldigt, daß ihm, denselben gegenüber, nichts mehr heilig ist.

Wenn Bossuet, der größte Geist der christlichen Polemik in Frankreich, dem guten Laboulaye an Talent, Wissen und Erfahrung weit überlegen, erklärt, daß keine Staatsgewalt gehalten sein könne, die „Gotteslästerung und den Atheismus" in ihrem Bereiche zu dulden, so meint der Professor am College de France, er habe zwar sich folgerichtig nach den Grundsätzen seiner Kirche, aber mit argem Verstoße gegen das geheiligte Recht der Toleranz ausgedrückt. Nach ihm besteht nämlich zwischen der Kirche und dem Staate eine unausfüllbare Kluft, dergestalt, daß die Kirche kein Recht hat, auf den Staat als solchen irgendwie einzuwirken, und dieser eben so abgeschnitten von der Kirche ist, welche ihn nichts angeht.

Noch mehr! Da die Grundlage einer Kirche nur die Religion sein und diese naturgemäß nur im Gewissen des Individuums sich auswirken kann, so hat die Außenwelt überhaupt kein Recht, sich in religiöse Dinge einzumischen, und die Kirche selbst muß nicht als Institution in Zeit und Raum, sondern als Verein von Gleichgesinnten aufgefaßt werden. Anders können wir viele Aeußerungen Laboulaye's nicht auffassen, um so weniger, da sie allerdings in seinem Principe von der „religiösen Freiheit" ihre Bestätigung finden. Es liegt einiger Nachklang von der unsichtbaren Kirche der Waldenser und Albigenser in diesen Grundsätzen, welche unvermeidlich sind bei der Verweisung aller Religionsgestaltung in die Tiefen der menschlichen Seele, worüber in der That nach der richtigen Bemerkung des Verfassers nichts zu sagen ist, weil man davon nichts wahrnehmen und controliren kann.

Als weitere Folge dieser Ansichten über Religion und Kirche ergibt sich Laboulaye's Behauptung, daß die Dogmen des Christenthums den Staat weder angehen noch beeinflussen dürfen, sondern nur die Moral desselben, worüber alle Confessionen einverstanden sind, so verschieden sie sonst in ihren Meinungen

über Religionssachen auch immer sein mögen. Darüber erhält man vollständige Gewißheit, wenn man den Umfang der christlichen Moral nach Laboulaye näher in Augenschein nimmt. Sie umfaßt nämlich, weil „nicht mehr Eigenthum einer Secte", sondern anerkanntes Staatsgut und „Eigenthum der modernen Civilisation", Schonung der individuellen Freiheit, Hinwegräumung der socialen Ungleichheiten, Bildung der Gesammtheit, Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lage, Unterstützung der Arbeiter und Hilfsbedürftigen, Freigebung der Sclaven, Milderung der Strafgesetze, Abschaffung der Barbarei des Krieges.

Diese Grundzüge der modernen Gesetzgebungen haben ihren Grund im Evangelium, und „man kann ohne Bedenken sagen, daß die Gesetze noch nie christlicher waren, als von der Zeit an, wo sie mit der Theologie gebrochen." In der That, der Mann ist nicht minder kühn, als seine Freunde in Heidelberg. Er kennt keine andere christliche Moral, als welche in unseren Gesetzen enthalten ist. Bisher fand man in den letzteren nur das Recht, nicht die Sittenlehre, die rechtlichen Staatsverhältnisse, nicht die moralische Bindung des Gewissens.

Laboulaye findet das ganz anders. Nach ihm gibt es nur eine Moral der staatlichen Gesammtheit, keine Moral für den Seelenhaushalt des Individuums. Die französische Nivellirungs- und Centralisirungswuth spielt auch hier eine verführerische Rolle. Das Evangelium, welches der rechtsgelehrte Mann zu Gunsten der „religiösen Freiheit" ganz und gar dem Ermessen des Individuums preisgegeben wissen will, soll uneingedenk seiner Gefangennehmung für das Persönliche und Individuelle seine Moral hergeben, um als humanitarisches Zelt über die Menschheit gespannt zu werden, damit die Illuminaten, Sectenführer, Revolutionäre aller Lebenskreise ihr Weltbeglückungssystem ruhig oder nach Stahl „in Schlafrock und Pantoffeln" zu Ende führen können. Aber wehe! dreimal wehe! wenn es angerufen wird, den ruchlosen Gotteslästerungen des Pantheismus und des Materialismus ein Ziel zu stecken. Wir bedauern, daß wir weder diesen Humanismus, noch diese Logik in deutschen Landen brauchen können.

Laboulaye verwundert sich, daß Stahl in Berlin sich gegen seine „religiöse Freiheit" sträubt, obgleich diese nichts Anderes verlangt, als daß man die Wahrheit sich selbst überlasse, welche

ja Kraft genug habe, sich selbst geltend und unbesieglich zu machen. Von welcherlei Gepräge die Wahrheit bisweilen ist in willkürlicher Behandlung von Seiten menschlicher Kurzsicht, davon liefert Laboulaye selbst das schlagendste Beispiel. Jam dudum vera vocabula amisimus. Das Christenthum als objective Wahrheit aus Christus wird von Laboulaye und Bunsen nicht sich selbst überlassen, sondern der Leidenschaft des menschlichen Herzens als erster und letzter Auctorität überantwortet, also gerade Demjenigen, welches zu erleuchten, zu berichtigen und mit neuen Ideen auszustatten dasselbe vom Himmel auf die Erde gekommen ist.

Es bleibt gewiß einzig in der Welt, daß man den Lehrknaben über das Lehrsystem setzt und die Grundsätze der Wissenschaft dem Lehrlinge auf's Gerathewohl überantwortet, mit der schalen Devise: „Sie mögen sich selbst helfen!" Nachdem die positive Unversehrtheit der himmlischen Wahrheit von Menschenwillkür corrumpirt worden ist, soll die Corruption sich selbst entwickeln. Allerdings, aber zum Prozesse, den wir nicht näher bezeichnen wollen.

Nicht besser sind Laboulaye's Bezüge auf die Länder- und Völkergeschichte, um daraus seine „religiöse Freiheit" zu bewahrheiten. Spanien ist nach ihm durch die Inquisition, daß heißt, aus Mangel an religiöser Freiheit zu Grunde gegangen, dagegen England politisch so hoch gestiegen, weil „es die menschliche Seele geachtet," mit anderen Worten, die religiöse Freiheit des Herrn Laboulaye in Ausführung gebracht hat. Wir können dieses „second sight" des Professors auch beim besten Willen nicht theilen, aus dem einfachen Grunde, weil wir kein Verlangen tragen, lächerlich oder unwissend zu erscheinen. Falls Spanien wirklich zu Grunde gerichtet ist, so hat die Hauptschuld daran eine Dynastie, welche den Spaniern sich aufgedrängt und dieselben antinational regiert hat. Das ist des Pudels Kern, so schmerzlich er für Franzosen sein mag. Dieser Dynastie ist die Nation erlegen, weil die Interessen der Ersteren an die Stelle der Nationalinteressen getreten sind. Und was die Vorgänger gesündigt haben, hat der Eine im Zusammenhange mit ihrer Politik in unseren Tagen mit gehäuftem Maße der Unbild ausgetragen und vollendet. Das ist das Zeugniß der Geschichte.

Was ferner die politische Größe Englands betrifft, so muß unser Rechtsgelehrter wohl am besten wissen, wem sie zu ver-

danken ist, da sie die Engländer theilweise am Leben und Blut der französischen Nation großgesäugt haben. Frankreichs Hugenotten hatten den Engländern einen schönen Theil Frankreichs in die Hände gespielt und in blutigen Coalitionskriegen mit Old England die Kraft des Reiches aus Haß gegen den katholischen Glauben zerfleischt. Nicht Religion, sondern einfache Ländergier hat den britischen Löwen aufgereizt. Und als dies Erbe auf dem Festlande ihm bleibend verloren ging, hat er den Franzosen Indien, Canada und die Seeherrschaft weggenommen und ist im Besitze derselben bis auf den heutigen Tag geblieben.

Von Religion ist dabei keine Rede gewesen, im Gegentheil, der Appetit ist John Bull ohne alle Andacht en mangeant gekommen und dauert fort bis auf diese Stunde. Gibraltar, Helgoland, Aden, Buschir, Hongkong und andere Stationen mit ihren gedeckten Tischen voll Beefsteaks und Kartoffeln sind dessen lehrreiche Zeugen. Dabei hat England die anglicanische Kirche als privilegirte mit katholischem Kirchengute gemästet und die katholische Kirche mit den giftigsten Pönalgesetzen angefeindet, deren Rest noch jetzt die katholische Oeffentlichkeit durch Parlamentsacten beschränkt. Die ganze englische Reformation ist ein Blutgemälde, in welchem von „Achtung der Seele“ wenig zu spüren ist. Die scheußliche Eroberungspolitik hat stets die größte Gleichgültigkeit gegen „die Seelen“, aber eine desto zärtlichere Neigung für das Uebergewicht englischer Handelsinteressen an den Tag gelegt.

Ich hätte gegen Laboulaye's Schrift kein Wort verloren, hätte nicht eine Anzeige in der Allgemeinen Zeitung von Augsburg mich dazu bewogen. Darin heißt es ausdrücklich, daß Laboulaye vom Standpunkte des Katholicismus für Bunsen gegen Stahl aufgetreten sei und sogar der Uebersetzer als Katholik unser besonderes Vertrauen verdienen müsse. Es ist hier offenbar der Versuch gemacht, mit katholischen Mitteln die Lehren des Mystagogen in Heidelberg zu stützen und die Schwachköpfe in Deutschland zu dupiren, gerade in der Art, wie man das Werk „Von der Wohlthat Christi“ und andere Bücher verwandten Ursprunges, namentlich in der Allgemeinen Zeitung sogar in Correspondenzartikeln anpreist. Diese Mystificationen zu beschweigen, wäre Schwäche von unserer Seite. Katholiken können nur im strengen Anschluß an unseren Lehrbegriff Gewicht für

katholische Gemüther und Gewähr für den Inhalt unserer Glaubenslehren in akatholischen Kreisen haben. Daß dieser Anschluß an den dogmatischen Inhalt des Katholicismus im vorliegenden Falle nicht vorhanden ist, liegt eben so klar zu Tage, als daß der Verfasser des Buches „Von der Wohlthat Christi" kein Katholik gewesen. Die Taufe allein kann hierin nicht maßgebend sein; Verirrte oder Abgefallene werden sich dadurch nicht in unserer Gemeinschaft halten.

Für Laboulaye und Warnkönig in persönlicher Beziehung bleibt indeß immer der Ausweg übrig zu erklären, daß sie bei ihren Meinungen gegen die Kirche nicht beharren wollen; das Buch aber ist verloren, was wir im Interesse des Verfassers nicht bedauern können, da es nur ein Zeugniß mehr ist, daß es unkatholischen Ansichten seinen Ursprung verdankt.

Gustav Diezel und die katholische Kirche.

Von Allem ist etwas darin, vaterländische Historie, Bibel und Mythologie.

Lessing.

Gustav Diezel, damals in Würtemberg, jetzt nach den Zeitungen in Gotha, hat im Jahre 1856 ein Buch bekannt gemacht unter dem Titel: „Die katholische Kirche als geschichtliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland. Ein Wort zu den „Zeichen der Zeit." Was Bunsen im letztgenannten Buche mit der reformirten Lehre versucht hat, greift Diezel im angeführten Werke mit der katholischen an, nämlich vom kirchlichen Gebiete aus das politische in Deutschland neu zu gestalten und dasselbe zur Einigung der deutschen Nation mit Uebermacht zu beherrschen. Diese Gegensätze sind interessant genug, um sie näher zu erwägen und namentlich das eigentliche Verhältniß der Grundsätze Diezel's zur katholischen Kirche in ihren Hauptpunkten unparteiisch darzulegen. Der Verfasser hat mit staunenswerther Offenheit den wunden Fleck deutscher Reformation aufgedeckt und darüber eben so umfassende als tief eingehende Eingeständnisse gemacht. Dadurch gewann er für den Augenblick viele Sympathien sowohl bei kurzsichtigen Katholiken als bei confessionsmüden Protestanten, während seine Politik beide Heerlager fast im gleichen Maße in Bestürzung versetzt hat. Die letztere umfaßt folgende Sätze, die ominös genug sind: „Deutschland politisch null; der Protestantismus lebensunfähig; das protestantische Princip todt; der Katholicismus allein noch lebenskräftig, um die deutsche Einheit durch Oesterreichs Macht herzustellen. Staatsgrundlage auf diesem Boden soll das Ziel aller Herrscher und Patrioten sein."

Diezel ist nämlich, wie Bunsen, nur derjenigen Richtung der Reformation günstig, welche sich dergestalt der Selbstständigkeit und Unentweihtheit himmlischer Offenbarung entledigt hat, daß sie als rein politisches Ferment in die Völker fuhr und die radicalen Kräfte der Revolution zum rücksichtslosesten Fanatismus gegen die rechtmäßige Gewalt und den bisherigen Bestand der Staaten aufregte. Da wurde in fanatischen Köpfen die Reformation der Inbegriff aller Lehren und Mittel zur Vernichtung des monarchischen Princips und zur völligen Umkehr aller bisherigen Rechtszustände. Der Unterschied zwischen dem heutigen Radicalismus und der Reformation in diesem Sinne bestand bloß darin, daß der Wortlaut des heutigen Radicalismus alle Menschen ohne Ausnahme die Früchte des gewaltsamen Umsturzes genießen lassen will, während die sogenannte Reformation diesen Mitgenuß an der Gewaltthat des Jahrhunderts nur den speziellen Theilnehmern an ihrer Religionspolitik gestattete. Deßhalb war dieser religiöse Radicalismus nicht bloß gegen die Fürsten, sondern gegen alle Menschen gerichtet, welche eine andere Religionsansicht nährten. Ja die Fanatiker gingen noch weiter, sie erklärten sich als das auserwählte Volk gegenüber jeder anderen Meinung, jeder anderen Herrschaft, jeder anderen Politik, allein besitzfähig, allein regierungstüchtig, allein tugendkräftig. Daher war jedes Mittel zur Geltendmachung dieser revolutionären Grundsätze willkommen, Abfall, Meineid, Justiz- und Königsmord, Raub im ausgedehntesten Sinne des Wortes, die Lüge und Verläumdung in amtlicher Thätigkeit, die Bestochenheit der Richter, der zuchtlose Blutdurst absoluter Despotie, Rohheit und Frechheit, welche Todesurtheile dictirte und vernichtete nach Willkür und Eigennutz, schändliche Geldgier, jede Art von Unzucht und zügellosem Laster. Die englische Geschichte enthält dafür schauderhafte Beweise. Da war die Religion nicht zur Triebfeder großer Thaten, nicht zum Charakter der Tendenzen eines großen Jahrhunderts geworden, sondern die Abwesenheit aller wahren Religion, der Mißbrauch aller ehrlichen Kirchlichkeit, die entzügelte Lust des gewissenlosen Lebens gab der Zeit ihr Gepräge. Man machte die Geschichte nicht durch Tugenden, sondern durch Laster, und der allgemeine Charakter der Zeit war die souveräne Leidenschaft, welche nichts Menschliches und Göttliches achtete. Die Gewissensfreiheit bestand in der Kunst, kein Mittel unversucht zu lassen, so ruchlos es auch immer

sein mochte, um das Ziel der eigennützigen Politik oder des persönlichsten Ehrgeizes zu erreichen. Dieser Zustand ist in der Geschichte so oft dagewesen, als Wahrheit, Recht, Tugend zertrümmert und der persönliche Vortheil unter gleisenden Namen mit dem Aufgebot aller guten und schlechten Mittel angestrebt worden sind. Denn alle Revolutionen in der Welt gedeihen nicht durch Lykurgus, Solon und Charondas, welche die Welt mit Recht und Sittlichkeit versöhnen, sondern durch die entzügelten Kräfte der Hölle, wo jedes Mittel willkommen, jede Regung des Eigennutzes ein Gesetz, wo die unbeschränkte Persönlichkeit sich auf Kosten Andersdenkender entfalten darf, weil sie die Macht und die Kühnheit dazu gewonnen hat.

Die Vorwände zu solchem Vorgehen sind äußerst mannigfaltig, hochtönende Phrasen ohne viel Sinn, Freiheit und Gleichheit, Nationalgefühl, Germanenthum, Verletzung des Völkerrechtes, Störung des politischen Gleichgewichtes, Religions- und Gewissensfreiheit, die Ehre der Nation und dergleichen mehr, in alten wie in neuen Zeiten, lauter heuchlerische Ausdrücke, um den eigentlichen Sinn zu verdecken, welcher kein anderer ist als Umsturz des Bestehenden zu Gunsten persönlicher oder nationaler Vortheile, die man coute qui coute zu erringen sucht.

Die Reformation war also in dieser politischen Ausschreitung von der Wirksamkeit im Innern des Menschen nach außen und in's weltliche Gebiet zu ihren vielgerühmten Thaten in den Niederlanden, in England, in Schottland, in Frankreich und Irland bloß Anlaß und Vorwand, bisweilen Beschwichtigung zagender Gewissen, Deckmantel unverschämter Absichten und Begierden, Heiligung verruchter Mittel und Wege in den Augen des fanatisirten Volkes zu Gunsten heuchlerischer Volksverführer, so viel und so wenig als jeder andere Anlaß zur Gewaltthat und Ungerechtigkeit in alter und neuer Zeit. Als die revolutionären Massen flüssig geworden und durch die Welt brausten, fiel die Maske der Religion, der Kirche, der Frömmigkeit vom Gesichte der Tartüffe's und diente den Betrogenen zur Beschwichtigung des kindischen Herzens, dem leer ausgegangenen Individuum zum Troste, ohne merklichen Bezug auf das politische Leben der Nation. Nicht die Glaubens- und Sittenlehre der Reformation, sondern die religionslose Politik der Revolution im reformirten Anzuge hat den Abfall der Niederlande von der rechtmäßigen Monarchengewalt bewirkt, die alte Monarchie in

England gebrochen und den Sturz derselben in Frankreich versucht, überall das Wesen der Republik mehr oder minder selbst in monarchischer und constitutioneller Form begünstigend. Wie man damals die Religion zum Deckmantel nahm, so gebraucht ein anderes Zeitalter die Tyrannei zum gleichen Mittel und die Sache gedeiht durch gesetzloses Wesen ohne diesen kirchlichen Vorwand. Wenn daher Diezel sagt, daß der Protestantismus in reformirter Gestalt eine politische Macht zu neuen Staatsformen und Volksfreiheiten geworden sei, so verwechselt er den Abfall von dem eigentlichen Religionsinhalt des Christenthums mit der verruchten Politik in der mißbrauchten Gestalt des puritanischen Protestantismus, wobei es freilich in der Ausführung auf theologische Unterschiede und dogmatischen Inhalt nicht ankam. Je weniger von Religion dahinter steckt, desto leichter läßt er sich als ruchloses Mittel brauchen, desto weniger Pfaffengekeife kann dabei aufkommen, um die Geister zu verwirren.

Daß der Katholicismus, das österreichische Concordat und der katholische Kaiserstaat sich niemals zu einem solchen Experiment in Deutschland hergeben kann, ohne den Grund zur allmählichen Vernichtung dieser drei Potenzen im angegebenen Kreise zu legen, leuchtet selbst unseren Feinden ein, ungeachtet wenige dieser österreichischen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit danken werden. Und in der That ist aller Dank überflüssig, weil Oesterreich als katholische Großmacht von seiner Art, von seinem Glauben, von seiner Biederkeit nicht lassen und nur das sein kann, was es ist. Dagegen bleibt es eine merkwürdige Erscheinung, daß man im Zeitalter der gewissenszärtlichsten Scheu vor Pharisäismus, Jesuitismus und dem Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heiliget, es erlaubt und zweckmäßig findet, die unermeßliche Kraft des Katholicismus ohne alle Rücksicht auf seinen Ursprung und Glaubensinhalt als Parteimittel für weltliche Zwecke, als Ferment der Revolution zu Gunsten der deutschen Einheit zu mißbrauchen sucht. Welche Achtung verdient der Katholicismus in solchem Dienst, den er nur durch treulosen Abfall von seinem Wesen leisten kann, als Gängelband der Einfältigen, als Werkzeug der Volksbethörer, als Gegentheil dessen, was er von Christus aus für den gesammten Erdkreis sein soll? Unmöglich kann er, den deutschen Demokraten zu Liebe, das Werk der Menschenerlösung aufgeben und dafür dem Preußenthum Schach bieten und die deutschen Particularitäten vernichten

helfen, auf welche noch unlängst der greise Dichter Uhland auf der Philologenversammlung zu Stuttgart unter allgemeinem Beifall die Gesundheit ausgebracht hat. Das würde ja ganz unwürdiger Weise an den verbannten Ziegenhirten des Königs Admetos in Thessalien erinnern, eine Rolle, welche die katholische Kirche nie aufnehmen und spielen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Ein warnender Vorgang bestärkt uns um so mehr in unserer Meinung. Als die Anhänger des rohen Materialismus den außerweltlichen Gott läugneten und nur eine Kraft in der blinden unliebefähigen Materie anerkannten, so wollte Niemand Achtung haben vor diesem Gott, welcher die Materie selber war. Wer dem Katholicismus schlechtweg die Führung der deutschen Politik zuweist, entgeistet ihn, und er würde als erdgeistige Potenz mit Recht die Geringschätzung erfahren müssen, welche das Götzenthum der Materialisten erfahren hat.

Irren wir nicht, so hat die Frankfurter Postzeitung die Bemerkung gemacht, daß aus Diezel's Schrift nicht bestimmt erhelle, ob der Verfasser protestantisch oder katholisch sei. Dem Schreiber dieser Zeilen, welcher Diezel gar nicht kennt, ist es gerade aus dem Inhalte dieses Buches ausgemacht, daß der Verfasser desselben ein Protestant ist. Denn dächten wir uns auch die Möglichkeit, daß ein Katholik dergestalt von katholischen Anschauungen abgekommen wäre, daß er für die Hauptgrundsätze des Katholicismus vollkommen gleichgültig oder sogar feindlich gestimmt wäre, nie kann ein geborener und nur einiger Maßen unterrichteter Katholik in die Kreise des Denkens einlenken, in welchen Diezel heimisch ist und die nur nach protestantischer Anschauungsweise geregelt sein können. Ja gerade der Umstand, daß ein Christ in allem Ernst daran denken kann, das religiöse Element als politisches Bindungsmittel für Staaten und Völker ohne alle Rücksicht auf den theologischen Inhalt der Lehrsätze, wie sich Diezel ausdrückt, zu empfehlen, gibt uns ein charakteristisches Merkmal des Protestantismus oder einer Religionsansicht, welche eine scharfe Gränze gegen den Katholicismus zieht. Der Katholik wird nie zugeben, daß die Grundsätze seiner Kirche lediglich als politischer Sauerteig zur Gestaltung von Staats- und Völkergruppen in nationaler Selbstständigkeit und Unabhängigkeit dienen sollen, weil er fühlt, daß durch einen solchen Mißbrauch alle Wohlthat der Religion und der Kirche für das

Menschenherz verloren geht. Beim Protestantismus ist es freilich schon vom ersten Ursprunge her anders gewesen. Er ist vorherrschend politischer Natur und schöpft auch nur aus dieser Eigenschaft seine Kraft und Wirksamkeit.

Als mit Wiklef in England, nach dem Beispiele älterer Häresien, der politische Gährungsprozeß in kirchlicher Beziehung begann, so richtete sich die Neuerung mit anerkennenswerthem Scharfsinn gegen die geistliche Gewalt der Kirche, namentlich gegen die Corporationen derselben, in denen sich die kirchliche Kraft mit Geist, Muth und Glück gesammelt hatte. Nach der Zerstörung dieses einen Factors sollten die übrigen mit der weltlichen Regierungsgewalt verstärkt und dadurch nationale Einheit und Stärke in republikanischer Form hergestellt werden. Die Reform bezweckte also von vornherein die Alleinherrschaft der Fürsten- oder Volksgewalt mit Ausschluß aller Hierarchie, welche vom christlichen Wesen nicht getrennt werden konnte, ohne daß das letztere in seiner allgemein geltenden katholischen Eigenschaft zerstört wurde. Dieser Zerstörung der Hierarchie auf dem Kirchengebiete folgte von selbst die förmliche Umbildung der katholischen Kirchenlehre zu einer reformirten, das heißt politischen Doctrin, welche die neue Ordnung der Dinge in staatlichem Zustande stützen und fortbilden sollte. Religion und Kirche, den weltlichen Ermessen der Gewalt unterworfen, ja als eigenes souveränes Recht damit vereinigt, diente objectiv nur als ein Mittel der Politik, während es subjectiv jedem Individuum gestattet war, so viel und so wenig aus dem Fonds der Bibelsprüche und der Kirchenfunctionen auf sein Herz zu verwenden, als es ihm zweckmäßig und nöthig schien.

Diese Kirchenpolitik, welche sich als mißverstandene Nationalität geltend machte, kennzeichnete sich noch deutlicher in Böhmen unter Huß und seinen Anhängern. Hier standen sich zwei politische Parteien, die Czechen unter Huß und die ursprünglichen und eingewanderten Deutschen unter den Luxemburgern gegenüber. Die Religion war auch hier nur Vorwand und theilweise Mittel zum Streite; der Kampfpreis: Deutsch oder Czechisch? Mit dem ersteren standen die Nationalen, mit den letzteren das deutsche Reich, der Papst und Oesterreich. Wäre der augenblickliche Sieg für die Nationalen auf anderem Wege zu erreichen gewesen, so hätte kaum eine menschliche Seele im Ernste an die Aenderung der Religion gedacht. Deßhalb arbeitete Huß und seine Helfer

mit Glück am Risse zwischen der katholischen Kirche und dem Czechenthum; dieser Riß wurde die Losung der Nationalen, mit welcher sie zwei Jahrhunderte lang Böhmen und Deutschland zerfleischten, und das heutige Czechenthum vom reinsten Wasser nährt mit traditioneller Treue diesen Haß gegen die katholische Lehre, welche nach dem Kampfe von Deutschen und Czechen gleichmäßig anerkannt, gerade weil sie standhaft verschmäht hatte, politisch zu werden, den endlichen Sieg für die Gleichberechtigung beider Parteien entschied.

Die Reformation fing ebenfalls damit an, daß sie Religion und Kirche zur Politik machte. Ihre ursprüngliche Reformationsidee war eine politische Umgestaltung Deutschlands auf Kosten der deutschen Geistlichkeit und Fürstengewalt im demokratischen und socialen Sinne, wie man es in Hutten's Schriften und in manchen Aeußerungen der Reformatoren selbst nachlesen kann. Als Mittel dazu mußte das Wort Gottes dienen in menschlicher Auslegung und Verdrehung, oder wie die Reformatoren sich ausdrückten, lauter und rein gepredigt, womit man um so weniger Sinn verband, je banaler und öfter diese Phrasen durch den Mund der Revolutionäre liefen. Der Bauernkrieg war der vorschnelle, folgerichtige, offene Ausdruck dieser Reformationspolitik. Die Fürsten, mit dem Schwert in der Hand und ihrem noch nicht genug erschütterten Ansehen, waren tapfer und muthig genug, die sociale Politik des Bauernkrieges, somit die absorbirende deutsche Volksrepublik zu unterdrücken und mit wundersamer Klugheit den Vortheil der Reformationspolitik sich selbst zuzuwenden. Luther und seine Genossen schmeidigten sich mit unglaublicher Gewandtheit vor der Fürstengewalt und erkannten sie als die lebendige Macht der Reformation an, da die letztere aus eigener Kraft keiner friedlichen Entwickelung im conservativen Sinne fähig zu sein schien.

Diese Reformation, mißbräuchlich auf Religion und Kirchenthum bezogen, wirkte nun als germanische Politik im reinpolitischen Sinne zunächst auf die Erweiterung der Territorialfürstengewalt zum Ruin des deutschen Reiches mit der berühmten Lehre, daß ursprünglich nur Eine Gewalt auf Erden gewesen, die weltliche, welcher die Pfaffen einen guten Theil abgerungen und sich widerrechtlich als gottbestellten Kirchendienern beigelegt hätten. Die Reformation stelle den Raub der Jahrhunderte wieder dem weltlichen Fürsten- und Königthume zurück, welches über Geist-

liches zu verfügen habe wie über Weltliches, über Land und Leute. Somit waren Fürst und Papst in einer Person durch kirchliche Politik vereinigt, wovon die christliche Vergangenheit in solchem Maße und so grundsätzlich kein Beispiel aufzuweisen hatte. Von dieser Errungenschaft, welche von den Anhängern der Reformation am höchsten angeschlagen wird bis auf den heutigen Tag, wurde mit logischer Entschiedenheit weiter fortgebaut mit kirchlichen Mitteln zur festen Begründung souveräner Gewalt. Da die Fürsten bisher als weltliche Machthaber nach bestimmten Reichssatzungen dem Kaiser und Reiche verpflichtet waren, um eine politische deutsche Einheit herzustellen und zu unterhalten, so trat durch den Zuwachs der Kirchengewalt an die Krone der Einzelfürsten ein Verhältniß zu Tage, welches nothwendiger Weise früher oder später zur Vernichtung der deutschen Einheit und kaiserlichen Reichsgewalt führen mußte. Die Reformation stellte den weiteren Satz auf, daß jeder einzelne Fürst zwar als weltlicher Machthaber dem Kaiser verpflichtet sei, aber nicht mit der ihm zugewachsenen geistlichen Gewalt, welche dem Fürsten eigenthümlich und er damit nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich sei. Damit war der Reichsverband der Sache nach zerrissen, und zwar um so mehr, je weniger eine Scheidung der weltlichen und geistlichen Macht in der Person der Einzelfürsten möglich war. Die vom Kaiser unabhängige geistliche Macht beeinflußte in einer und derselben Person auch die weltliche und wirkte somit rein politisch für die Zerstörung der reichskaiserlichen Einheit von ganz Deutschland. Ein dritter Grundsatz der Reformationspolitik war die Behauptung, daß der Fürst als Beherrscher der Gewissen und Inhaber der Kirchengewalt auch der Eigenthümer des Kirchenvermögens sei. Dadurch wuchs die materielle Macht der Fürsten ungemein und gab ihnen einen unberechenbaren Einfluß auf die Völker und selbst auf die Macht des Kaisers.

Die Domänen, geschichtlich genau geprüft, bieten hinlängliche Beweise der Fürstenbereicherung aus dem Kirchenvermögen. Durch solche Ausnahmsstellungen der einzelnen Fürsten wuchs die Herrschergewalt im gleichen Maße nicht bloß über die Kaisergewalt, sondern auch über die eigenen altgermanischen, jedem Gau eigenthümlichen Volks- und Landesrechte hinaus und bildete den souveränen Staat aus, welchen wir heutzutage als Product der Reformationspolitik vor uns haben und der als

solcher Geistern wie Diezel und Genossen so viel Ekel einflößt, weil die Reformation zwar den souveränen absoluten Staat geschaffen, aber deutsche Einheit und Nationalität geradezu und auf die grellste Art im Stiche gelassen oder der Fremdherrschaft aufgeopfert hat. Denn es zeigt sich nachgerade, daß unsere neueren doctrinären Formen von Constitution und Verfassung nie in's Leben übergehen, sondern Spielereien bleiben, da sie aus undeutlicher Theorie hervorgegangen, die vorliegenden fremdartigen Stoffe sich nicht assimiliren können und vom mannigfaltigsten Particularismus gebildet, keine Anlage zur Allgemeinsamkeit haben. Das fließt aus der Natur der Kirchenpolitik des sechzehnten Jahrhunderts, welche diese Particularitäten in Staatsbruchtheilen geschaffen hat. Die eigentlich praktische Seite des Christenthums hatte an dieser Politik nicht nur keinen Antheil, sondern es verdammte wohl geradezu, wo es offen und unparteiisch reden konnte und durfte, diese vierfache Uebervortheilung deutscher Nation, welche in diesem kirchenpolitischen Prozesse ihre kirchliche Selbstständigkeit, ihre reichskaiserliche Einheit, ihre Kirchengüter und ibre Landesfreiheiten eingebüßt hatte. Einzelne Geister erhoben sich öfter gegen diese ungeheure Gewaltthat an der deutschen Nation Namens der christlichen Religion.

Aber die dem Schwerte und der weltlichen Amtswürde vermählte geistliche Fürstengewalt wußte sich so geschmeidige Hoftheologen heranzuziehen, daß von keinem ernstlichen Versuche, um die Reformation aus dieser Politik herauszuziehen, mit anderen Worten, zur katholischen Kirche zurückzukehren, die Rede sein konnte. Und in der That der Katholicismus, als Inhalt und Uebung der katholisch-apostolischen Glaubenslehre, kann sich seiner Natur nach nie so weit verirren, daß er, als Freigeborener, sich zum Grubenarbeiter der Politik hergeben könnte. Das wäre für ihn förmlicher Abfall vom katholischen Princip, welches Christus mit den Worten ausgesprochen hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Unsere Kirche steht über Welt und Zeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, und gerade deßhalb ist sie katholisch, weil sie über allen politischen Formen und Tendenzen und trotz derselben dem Gewissen aller Völker als Norm dient. Es kann nie von einer Politik des Katholicismus die Rede sein, weil diese die freie Macht der Kirche über die Geister beschränken und gar zu leicht mit den irdischen Gebilden von Regierungsformen verwechseln könnte; von keiner National-

kirche, weil dies offenbar zur Scheidung der Völker, zur Barbarei des Heidenthums und Entgöttlichung der Religion von allem übernatürlichen Gehalte führen müßte; von keiner politischen Gestaltungsfähigkeit, weil ihre Bekenner politisch allen legitimen Formen der Regierung sich anzubequemen bereit sind. Ihr Ziel ist ein Reich der Geister, wie sie es ausdrücklich sagt, aus allerlei Volk, das Gott fürchtet, unter allen Zonen des Himmels, mit Schonung aller Volkseigenthümlichkeiten und Institutionen, so weit sie grundsätzlich den Fundamenten des Christenthums nicht widerstreben. Das liegt in ihrem ewigen, aus übernatürlicher Offenbarung hervorgegangenen Charakter.

Was der Politik dient, muß ihren Phasen und Katastrophen folgen und oft sich dahin führen lassen, wohin es nicht will. Es wird regellosen, oft blutdürstigen Gewalten unterthan und verfällt selbst im Falle des Sieges allen Gelüsten und Mißlichkeiten der Herrschaft. Das macht alle Religion gemein, irdisch, verächtlich, mit anderen Worten: die Religion, welche Politik treibt als ihren Zweck, ist ein Deserteur aus dem Lager des Christenthums, ein Renegat, welcher das christliche Princip abgeworfen hat. Damit ist keineswegs gesagt, daß die Religion als Kirchenthum ohne Einfluß auf die Politik ist. Aber ihre Wirkung ist wie die der Erziehung, der Bildung, der Kunst, der Poesie. Stets Selbstzweck, kann sie manches Gute wirken, aber als Mittel in der Politik gebraucht verwandelt sie sich plötzlich wie das Gold im Mährchen. Was so eben noch schimmernd und goldig das Auge entzückt hat, ist beim ersten habsüchtigen Gedanken des Inhabers schweres Eisen, um den Fanatismus zu bewaffnen und die Welt mit dem Scheinbilde der Religion treulos zu verwunden. Und laut dem Zeugnisse der Geschichte wird kein Werk dauern, welches diese Kirchenpolitik gegründet hat. Das ursprünglich Christliche geht darin dergestalt verloren, daß man allerdings mit Diezel sagen kann, daß die Lebensfähigkeit verloren ist. Und zwar je entschiedener und tiefeingreifender die Kirchenpolitik gewesen ist, um so mehr verdirbt und verflüchtigt sich der ursprüngliche Geist. Alle Wohlthat der Religion selbst geht unter der unnatürlichen Gewalt zu Grunde und die Kirchenpolitik erschlägt in rachevoller Rückwirkung ihre eigene Mutter. Das ist das Loos aller Secten, welche unter kirchlicher Maske Politik treiben und getrieben haben.

Wie es einem Mann von Diezel's Geiste begegnen konnte;

österreichische Zustände ganz mißzuverstehen, finden wir auch nur in Folge seiner Grundirrthümer zu beklagen, an denen sein Buch so reich ist. Er warnt Oesterreich mehr als einmal, Deutschland, zu dessen Hegemonie es berufen sei, ja nicht regieren zu wollen wie einen „slavischen" Staat, z. B. Böhmen, Mähren, Ungarn, Kroatien, Kärnten, Krain. Offenbar versteht er darunter ein despotisches Regiment ohne Achtung für das regierte Volk, ohne Sinn für Volksrechte und Freiheiten der Nation, was sich natürlich Deutschland nicht gefallen lassen könnte. Es wird hier stillschweigend vorausgesetzt, daß Deutschland in allen seinen Theilen auf eine freie Regierungsbasis gestellt und in geistiger Bildung allen anderen Völkern voraus, auch eine diesem Zustande angepaßte Regierung haben müßte. Darum spricht er unter Anderm auch von barbarischen Völkerschaften, über welche Oesterreich gebiete, wie die Kölner Zeitung und das Frankfurter Journal. Diese Ansicht Diezel's ist um so sonderbarer, da er Deutschland durchweg des Absolutismus anklagt, die bestehenden Repräsentativverfassungen Scheingebilde und Bestechungsmittel nennt und durchweg russische Regierungstendenzen sieht. Wir gestehen, daß es uns unmöglich ist, einen auch nur einigermaßen verständigen Sinn ans diesen Widersprüchen herauszufinden.

Was zuerst die barbarischen Völkerschaften betrifft, über welche Oesterreich zu gebieten hat, so waren wir im Vergleich mit dem hochgebildeten deutschen Volke in diesseitigen Regionen nicht im Stande, einen rechten Standpunkt für solche Behauptung herauszufinden. Er versteht hierunter wohl vorzugsweise slavische Volksstämme, welche allerdings in vielen Provinzen die Mehrzahl der Bewohner bilden. Sie haben sämmtlich einen national-eigenthümlichen, noch gesunden Kern des Volksthums; es ist nichts Geleckteѕ, Abgenütztes, Getünchtes an ihnen. Sie geben sich als das, was sie sind, gesunde Kinder der Natur, in ungezwungener Heiterkeit und Lust, leibliche Muster von Schönheit, Kraft und Anmuth, während ihre Massenbildung, so weit es ihr Volksbedürfniß ist, von Haus, Kirche und Schule aus besser besorgt und geübt wird, als in vielen Gegenden Deutschlands. Da lebt noch das Volkslied, die Poesie der Stämme, die Symbolik der Nationalgebräuche. Daß sie geistig nicht stiefmütterlich ausgestattet sind, das beweist die Fülle slavischer Männer von überwiegender Geisteskraft, ungemeiner Gelehrsamkeit, besonderer

Geschäftstüchtigkeit in alter und neuer Zeit. Wo sind unter diesen Völkerschaften Oesterreichs die Barbaren? Mir ist stets das Herz aufgegangen unter diesen fröhlichen, verständigen, unverdorbenen Naturen, welche allein ein gesundes Volksthum möglich machen. Will Diezel die Barbaren im Volke aufsuchen, so darf er nicht so weit gehen ohne sichere Hoffnung auf Erfolg. Nehmen wir Süddeutschland, namentlich in der Nähe von größeren Städten, so hat uns, aufrichtig gestanden, die Barbarei des Volkes oft in der tiefsten Seele verletzt. Da findet man, nachdem der gesunde Kern des volksthümlichen Lebens längst verloren gegangen ist, die Barbaren der Bauernbildung, denen Alles abhanden gekommen, was den Menschen liebenswürdig und heilbringend für die Gesellschaft macht. Von Religion in der Regel nur geringe Spuren; dafür die Zeitungslectüre schmutzigster Art, worin aller gesunde Verstand, alle natürliche Einbildungskraft, alle naive Gefühlsreinheit vertrocknet ist.

Von Ehrfurcht vor der Obrigkeit, welche jedem sittlichen Menschen von Haus und Natur aus einwohnt, das gerade Gegentheil, tiefe Verachtung aller Gewalt auf geistlichem und weltlichem Gebiet, ein dumpfes Brüten und Warten auf glückliche Märztage, die unausrottbar, wie das Gift einer Seuche, in Leib und Seele spucken. Das Volkslied, einst auch in diesen Gauen unverdorbenen Gemüthern eigenthümlich, lebt nur noch in des Knaben Wunderhorn; an seine Stelle ist die Zotte eines zügellosen Lebens getreten, der revolutionäre Ausdruck des polternden Radicalismus oder das lärmende Kneipenthum, worin die Religion wie ein Gegenstand der Mythologie und der Pfaffenerfindung angesehen ist. Die vom unverkümmerten Volksthume unzertrennliche Zufriedenheit und Fröhlichkeit, wie man sie in Oesterreich überall sehen kann, ist an vielen Orten Deutschlands fast ganz verschwunden; dafür steht der mißvergnügte, selbstverschuldete, unsittliche Pauperismus in der geilsten Blüthe. Der Schwindelgeist, die Lotteriewuth, das Auswanderungsfieber laufen in den gräßlichsten Formen neben her. Wie der Mensch in solchen Umständen austrocknet, wie alle natürliche Güte in ihm verschwindet, wie jede Hoffnung ihn zu bessern erfolglos bleibt, wie sich der Kreis von Anschauungen und Gefühlen immer enger um den Unglücklichen schlingt und keine nur einigermaßen des Menschen würdige höhere Idee in dieser Ruine mehr Platz fin-

det, das hat Jeder schmerzlich empfunden, welcher mit solchem Abhub deutschen Volksthums verkehrt hat. Daraus fließt die immer mehr überhand nehmende Stupidität aller Seelenkräfte, der helle Wahnsinn, Monomanien aller Art, die Seuche gräßlicher Meineide, die massenhaft auftreten und die Gerichtsbehörden in Verzweiflung bringen, die Selbstmorde in der fratzenhaftesten Elegance und Prüderie, der Kindermord mit völligem Stumpfsinn des Muttergefühls, die Vergiftungskünste und grausamsten Mißhandlungen des eigenen Blutes. Hier sucht die Barbaren, denen alles Gefühl der Menschlichkeit ausgegangen; in österreichischen Landen begegnet euch statt dessen nur Heiterkeit, Licht, Gesundheit, Treuherzigkeit, und die sich des Lasters schämt. Schaut einmal eure Sonntagsfeier an. Die Kirchen leer oder höchst sparsam von Kreuzfrauen besetzt, so daß oft nicht einmal der Gottesdienst möglich ist. Eure Kinder zur Zeit des Gottesdienstes auf öffentlichen Plätzen mit Turnübungen beschäftigt, sogar Mädchen mit ihren Reifen zur Uebung in Sprung und Grimasse. Eure Lehrjungen, eure Dienstleute, eure Gesellen vollauf mit den Arbeitsresten der faulen Woche beschäftigt und meistens verhindert am Kirchenbesuche. Eure Concerte, die schon gegen Mittag beginnen und erst nach Mitternacht enden, die überfüllten Kneipen mit Rausch und Unsitte aller Art. Da sucht eure Barbaren! In keinem Lande Oesterreichs sind Scenen so empörender Art aufzufinden. Da ist die Volkslust noch rein, die Stimme hell, das Auge klar. Das Heulen, Kreischen, Drohen und Keifen findet nur bei euch statt. Wer das Unglück hat, in einen Bubenschwarm zu kommen, der aus der Schule wie die Fluth eines geborstenen Dammes in die Gasse bricht, der kann von Barbaren reden, wenn die entzügelten, wilden, sittenlosen Jugendkräfte sich und Andere mißhandeln. Wir kennen kein ausdrucksameres Bild der rohen Wildheit, als einen solchen Aus- und Durchbruch ungezügelter Knabenkräfte.

Forschen wir weiter, was es mit der Beherrschung slavischer Völkerschaften in Oesterreich für eine sündhafte Bewandtniß habe, so können wir im Hinblick auf deutsche Zustände kein Bild machen, welches Diezels Unterschied rechtfertigen könnte. In Oesterreich findet kein Unterschied statt zwischen der Regierungsart in deutschen und slavischen Ländern. Ueberall gebietet das nämliche Gesetzbuch, nicht die Willkür; überall strahlt die Gnade des nämlichen Kaisers, welcher schon früher die Einheit des

Reiches auf dem Fundamente der Gerechtigkeit festhielt, als sie schriftlich ausgesprochen und gleichmäßiger durchgeführt wurde. Selbst unseren Beamten kann Niemand freche Willkür gegen das Volk nachreden, und selbst die österreichische Polizei war vielleicht einem Reisenden ohne richtigen Paß, aber gewiß dem Volke als solchem nie lästig. Neben den allgemein bürgerlichen Reichsverordnungen lebten in allen Provinzen Oesterreichs eigenthümliche Gewohnheitsrechte mit Gesetzeskraft, aus uralter Zeit den eigenthümlichen Volksverhältnissen entsprungen und überall geschont und gültig, wo nicht der Bezug allgemeiner Gesetze hindernd in den Weg trat. Nirgends trifft man so viel Rücksicht für geschichtliche Bedürfnisse, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der Völker und Länder, als in Oesterreich. Wie der Herrscherstamm unter allen Fürsten die herrlichste Geschichte hat, so behielt er auch selbst im einzelnsten und kleinsten die Achtung für das Geschichtliche bei. Kein gewaltsames Eingreifen, Abschneiden, Zerstören um eitler Abstractionen willen liegt im Interesse der österreichischen Regentenart. Selbst das Mitreden des Landes und Volkes in jeder einzelnen Provinz, freilich ohne Volkssouveränität, aber in einer lobenswerthen Rücksicht und Zutraulichkeit, fand überall statt und soll nächstens verbessert und geschichtlich befestigt wieder in's Leben treten. Börne würde allerdings diese Eigenthümlichkeit einen „österreichischen Fleck" nennen, aber beim unbedingten Verdammungsurtheil, welches Diezel über den deutschen Constitutionalismus ausspricht, tragen wir kein Bedenken, den „österreichischen Fleck" unbedingt vorzuziehen. Vergleicht ein unpartheiischer Beurtheiler die slavische Volksregierung Oesterreichs mit deutschen Zuständen, so wird er ohne Zweifel die erstere vorziehen. Kein Slave der österreichischen Monarchie würde sich gefallen lassen, was in vielen Gegenden Deutschlands Regel für das Volk ist. Freier ist hier nichts, als bisweilen und an einzelnen Orten die Presse, und wie diese Presse das Volk vertreten will und noch vertritt, liegt am Tage. Gerade die Journale, welche ihre Weisheit in der Sonne größerer Preßfreiheit zeigen, tragen wesentlich bei, das deutsche Volk an Geist, Religion und Nationalgefühl zu Grunde zu richten. Die deutsche Preßfreiheit hat während des orientalischen Krieges Beispiele von Uneigennützigkeit und Nuditäten nationaler Gesinnungstüchtigkeit bloßgestellt, welche jeden ehrliebenden Deutschen schamroth machen und die

freie deutsche Presse in ein Licht stellen, das wie Miltons Hölle greifbare Finsterniß ausströmt. Das können wir versichern, daß die Regierung slavischer Völker in Oesterreich solchen unnennbaren Schimpf dem deutschen Volke nicht ansinnen kann, weil es gegen die Ehre des großen deutschen Herrscherstammes und seiner vierzig Millionen Menschen ist.

In vielen deutschen Staaten bezeichnet der Ausdruck „Gesetz" einen Begriff, der alles Volk zur Heiterkeit stimmt, und Tausende fragen, was ist bei uns „Gesetz"? Und der Begriff des „Rechtes" versammelt so viele Vettern und Basen auf dem schmalen Fleck des Landes, daß es ganz überwuchert wird, wie das Veilchen und die Anemone vom Hollunderbusch. Und der Schrecken des „Gerichtes" steht unter gewissen Buchstaben unserer Wörterbücher, aber eine Macht, die durch Mark und Bein geht, ist er keineswegs an allen Orten. Es ist Alles zu enge, zu klein, zu unbehülflich, und das Größte und Heiligste wird unter solchen Umständen philisterhaft und unbedeutend. In den slavischen Provinzen Oesterreichs ist ein solcher Zustand unbekannt. Ich bin gewiß, daß die Regierung slavischer Staaten für viele Gegenden Deutschlands eine wahre Wohlthat für's Volk wäre und Diezel krankt bei solcherlei Voraussetzungen an der Unwissenheit und Versessenheit der Demokraten, wie so viele andere Behauptungen seiner Schrift aus dieser Quelle das klare Auge trüben. Auch seine Russenfurcht kann die katholische Kirche nicht theilen, selbst auf die Gefahr hin, für denkunfähig und unmündig in der Politik erklärt zu werden. Die größte Gefahr für's deutsche Volk droht weder von den Russen noch von anderen Nationen, sondern vom allbekannten faulen Flecke unserer Nation selbst, die an der Zerrissenheit in allen möglichen und oft kleinlichsten Sonderinteressen ein so unmäßiges Behagen findet. Eben so wenig können wir den Zorn Diezel's gegen Preußen theilen, aus keinem anderen Grunde, als weil er radicaler Natur ist mit dem unausstehlichen Nachgeruch der äußersten Linken der deutschen Nationalversammlung.

Wir gehören zu Jenen, welche Preußens Neigung zum bewaffneten Dualismus, um durch denselben einen unstatthaften Monismus zu Gunsten der Hohenzollern in Deutschland zu machen, auf das Tiefste bedauern; aber wir glauben nicht, daß diese Neigung durchgängig im Volke wurzelt, welches solche

Neigungen allein thatkräftig machen kann. Im Gegentheil wissen wir, daß die unermeßliche Mehrzahl der Preußen die Reibungen zwischen Preußen und Oesterreich mit uns bedauert, weil sie darin nur die Schwächung Deutschlands zu Gunsten der Revolution erblicken müssen. Und diese Ueberzeugung wird früher oder später so gewaltig werden, daß keine engherzige Politik sie wird ignoriren können. Solche Keime im Preußenthum anzufeinden, halten wir von Diezel's Standpunkte aus für ein großes Unrecht. Der Tag wird kommen, wo Preußen und Oesterreich im engsten Anschluß an einander die deutsche Bundesacte zur Wahrheit machen werden. Unter so verbesserten Umständen werden wir nicht mehr die Schmach erleben, daß die Stuttgarter Zusammenkunft im September 1857 alle deutschen Redactionen und Diplomaten in Bestürzung versetzt. Die Helena-Medaille hat dann ihren Reiz für deutsche Gichtknoten und Contusionen verloren, weil wir, ungeachtet verschiedener Dynastien, in Folge des geschichtlichen Rechtes ein Vaterland haben, welches jedem Handstreiche gewachsen ist. Diesem Ziele zuzustreben ist die Aufgabe aller Patrioten, denen unsere Schmach eben so sehr zu Herzen geht, als der Versuch, durch gewaltsamen Umsturz die Pyramide auf die Spitze zu stellen.

Was uns jedoch am unangenehmsten in Diezel's Buche berührt hat, ist das gute Stück Islam, welches in dieser Berufung des Katholicismus zum Dienste revolutionärer Gestaltungen unverkennbar liegt, wenn auch vielleicht ganz unbewußt von Seiten des Verfassers. Oesterreich erhält die Rolle, ohne Rücksicht auf den Religionsinhalt die Institution der katholischen Kirche über das deutsche Volk zu werfen wie ein kunstreiches Netz des berühmten Meisters Hephaistos, daß sich Jeder im umschlingenden Gewinde ein für alle Mal gefangen geben muß. Aus der nothwendigen Reibung, welche in solchen Zwangszuständen unvermeidlich ist, soll sich das zusammenschmelzende und läuternde Feuer entwickeln, in welchem sich die Bruchstücke von „siebenunddreißig Nationalitäten" zu einer großen Nation von siebenzig Millionen Menschen vereinigen, ohne dogmatische Begränzung in der Glaubenslehre, im Gegentheile mit erklärter Abschwächung der charakteristischen Gegensätze dergestalt, daß der Katholicismus so gut als der Protestantismus und das Judenthum ihren religiös-dogmatischen Inhalt aufgeben

und ohne bestimmte Religionslehre im katholischen Kittel zusammenleben, höchstens mit dem verhängnißvollen Rufe: „Gott ist groß und der Kaiser von Oesterreich sein Prophet!“ Da bleibt der Fanatismus allein als bewegende Kraft übrig, um die Fahne des kirchlichen und politischen Radicalismus auf den deutschen Bergen aufzupflanzen. Daß Diezel diesen Vorschlag mit aller Ruhe und Unbefangenheit Angesichts des deutschen Volkes machen konnte, beweist am besten das eisenfeste Herz eines ächten Demokraten, welcher den Umschwung über Alles liebt und keine Sturmlavine verschmäht, um das Angesicht der germanischen Erde zu erneuern. Eines können wir indessen von Diezel, dessen Ehrenhaftigkeit wir trotz seiner uns widerstrebenden staatlichen Ansichten nicht im mindesten bezweifeln, für Deutschland lernen. Es geht ein tiefer unauslöschlicher Zug durch's deutsche Volk für die lebendige Wahrheit und Wirklichkeit einer großen deutschen Nation, eines großen deutschen Reiches, einer unwiderstehlichen Macht gegen jede freche Lust der Gränzer, für deutsche Ehre nah und fern. Jedes Herz fühlt sich beengt über die wirkliche oder scheinbare Spaltung der Großmächte bei jedem Schritte, welchen die Volks- und Staatseinigung vorwärts thun will, namentlich auf dem Gebiete materieller Interessen. Jede Seele knirscht beim Hinblick auf das, was uns Zeitungen jenseits der großen Wasser bieten dürfen, sicher und jubelnd über unsere Zerrissenheit. Diezel ist nur der Ausdruck dieses Zuges in deutschen Herzen, der, oft leidenschaftlich unklar über die Mittel zur Abhülfe, einem Gefühle entspringt, das so unveräußerlich ist als unser Volk selbst.

Die Stellung des katholischen Priesters in gemischten Religionszuständen.

Wenn die Welt euch haßt, so wißt, daß sie mich zuerst gehaßt hat.
Christus bei Johannes.

Die Stellung und das Amt eines katholischen Priesters in gemischten Verhältnissen ist mit ganz eigenen, von Vielen nicht genug gewürdigten Schwierigkeiten verbunden. Die letzteren beginnen oft schon in der Knabenschule mit der unnatürlichen Nöthigung, daß der zukünftige Candidat des Priesterstandes die sogenannten Communalschulen für alle Confessionen besuchen muß, besonders an solchen Orten, wo die Protestanten die Mehrzahl der Bevölkerung bilden und somit an der Lehranstalt Directoren, Lehrmeister, Schuldiener und Lehrbücher mit geringer, oft kaum nennenswerther Ausnahme protestantisch sind. Der katholische Knabe findet sich in einem ihm fremden Lebenskreise, wo tausenderlei Dinge, für den Protestanten angemessen und natürlich, dem künftigen Charakter eines ächten katholischen Priesters unaufhörlich und in den kleinsten Einzelheiten entgegenarbeiten. Die unerläßliche, allgemein verbindliche Schulzucht, im protestantischen Sinne gehalten, verpflichtet ihn zu manchen Dingen, welche selbst im besten Falle für ein katholisches Gemüth verletzend oder abstumpfend wirken. Der katholische Religionsunterricht liegt unter solchen Umständen wie ein heimlich Inselchen im See, dessen Brandung jeden Augenblick über die grünen Keime desselben zusammenschlägt. Der Mangel einer katholischen Schulmesse, des katholischen Schulgebetes und der

Mitfeier speciell katholischer Festtage, wogegen nicht selten der unschicklichste Schulzwang stattfindet, bringt das knabenhafte Gemüth in eine Art von Spaltung mit dem Leben, welche für die Ruhe und Unbefangenheit der gläubigen Jugend eben so gefahrvoll, als für die unerläßliche Anhänglichkeit des Schülers an die Lehrer und die Anstalt nachtheilig ist.

Durch den Uebertritt an's Gymnasium ist der Zögling um kein Haar besser daran. In der Regel ist auch diese Anstalt mehr oder minder gemischt, wo Lutheraner, Reformirte, Deutschkatholiken und Juden ihren Studien obliegen. Natürlich geht es hier äußerst gelehrt zu, und wer diese Art von Gelehrsamkeit in gewissen Gegenden Deutschlands kennt, weiß recht gut, wie man die katholische Kirche und ihr Bekenntniß zu betrachten gewohnt ist. Es hat sogar Fälle gegeben, daß abgefallene katholische Priester an diesen Lehranstalten mit einiger Vorliebe angestellt wurden. Gewisse Bemerkungen gegen katholische Dinge, wie sie entweder wirklich sind oder nach verjährtem Vorurtheile aufgefaßt und mißverstanden werden, sind mit ihrer Wurzel so tief in protestantisches Wesen eingedrungen, daß selbst die Gutmüthigsten sie nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr zurückhalten können, am allerwenigsten die Pedanten der Schule, denen die Sucht des Geschwätzes als Erbübel einwohnt.

Die Schulbücher enthalten mehr oder minder fast überall, besonders im Fache der Geschichte und Geographie, Auslassungen, welche für Protestanten nichts Befremdliches haben, aber jeden Katholiken entweder kränken oder in seiner religiösen Ueberzeugung lockern müssen. Insbesondere pflegt man der Geschichte der Reformation Luthers und Calvins eine ausgiebige Aufmerksamkeit zu widmen, und die protestantische Behandlung derselben macht selbst in mildester Form, die leider nur zu oft vermißt wird, einen widerlichen Eindruck auf das Gemüth katholischer Jünglinge. Selbst wo ein katholischer Geschichtslehrer für Katholiken eigens bestellt ist, muß der katholische Knabe durch die gemischten Verhältnisse den eingerührten Brei sogenannter Kirchenverbesserung, von seinen protestantischen Mitschülern mehr oder minder pikant angerichtet, bekommen.

Allerdings gestehe ich mit wahrer Freude gern, daß diese Mißstände, welche kein billiger Mensch abläugnen kann, den Leitern genannter Anstalten keineswegs überall mit Wissen und Willen zur Last fallen. Im Gegentheil wirken auf solchem

Boden oft Männer, deren confessionelle Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe alles Lob verdienen, wie wir es Beispielshalber dem Herrn Rector Vömel und dem Herrn Director Classen am Gymnasium zu Frankfurt am Main nachrühmen müssen. Leider können dadurch die Verhältnisse selbst nicht überall umgeändert werden und sind in der Regel mächtiger, als aller Menschenwille. Dazu kommt die unpraktische Thorheit der Fanatiker, welche solche Anstalten nicht als paritätisch, sondern als protestantisch behandelt wissen wollen, als wenn der Katholik von Rechtswegen als Schmarotzerinsect am Baume der Erkenntniß zu betrachten sei. Das auffallendste Beispiel dieser Art haben wir im Jahre 1855 zu Frankfurt am Main erlebt. Ein hiesiges Blatt katholischer Färbung meldete in der harmlosesten Sprache von der Welt die Ernennung eines katholischen Religionslehrers am „gemischten" Gymnasium zu Frankfurt. Da standen auf einmal alle grünen Zwerge auf, für ihre theure Schwester Fanferluche zu streiten, mit dem Lärmrufe in den Wald: „Das Gymnasium ist nicht gemischt, sondern protestantisch," und brachten seltsam genug als Hauptbeweis für diese Ansicht den Umstand, daß diese Anstalt unter protestantischer Verwaltung stehe und folglich nothwendig protestantisch sein müsse. Aber dieses letztere ist es ja eben, was wir für die Zöglinge des katholischen Priesterthums von Herzen beklagen. Die grünen Zwerge, deren Verstand in der Regel nicht weiter reicht als ihre Nase und von welchen Göthe mit Recht sagte:

„Sie nennen mich ihren Meister,
Und gehen der Nase nach!"

haben gleichwohl das Wichtigste in dieser Sache vollkommen übersehen. Bekanntlich hatten die Frankfurter Katholiken ein confessionelles Gymnasium, indem ein Churfürst von Mainz das reiche Dominicanerkloster in ein Colleg von Weltpriestern, das sogenannte Friedericianum, verwandelte und den Geistlichen dieser Genossenschaft auftrug, lateinische Schule für die Katholiken zu halten. Bei der Organisation unseres Gymnasiums ging diese Anstalt ein und das Vermögen derselben fiel an den Staat, beziehungsweise an die katholische Schulcasse. Die Katholiken erhielten eine gelehrte Mittelschule, welche der hohe Senat in seinen amtlichen Verhandlungen mit der katholischen Gemeinde zum größten Verdrusse der grünen Zwerge, welche um keinen

Preis ihr Anrecht auf die „Flegeljahre" der Philister fallen lassen wollten, Progymnasium genannt, mit der weiteren Erklärung, daß die Katholiken Frankfurts ein Recht auf ein eigenes katholisches Gymnasium behielten und bis zur Verwirklichung dieser Idee das hiesige Stadtgymnasium benützen könnten. Deßhalb wurden bis zum genannten Zeitpunkte ein katholischer Religionslehrer und ein Geschichtsprofessor für die katholischen Schüler des Gymnasiums angestellt, und die katholischen Schüler stehen nicht unter dem protestantischen Consistorium, sondern unter der katholischen Kirchen- und Schulcommission. Aus diesem geschichtlich begründeten Rechte der Katholiken läßt sich die Benennung eines „gemischten" Gymnasiums um so leichter rechtfertigen, da ja die deßhalb gemachten Ersparnisse dem Staate zu Gute kommen. Das Geschrei der grünen Zwerge bringt uns also höchstens den Vortheil, daß wir uns auf ihr vollgültiges Zeugniß berufen können zum Beweise, daß selbst da, wo die Staatsbehörde das paritätische Gymnasium aufrecht erhalten muß, das protestantische Uebergewicht trotz der feierlichsten Rechtsverträge als allein dominirend in Schutz genommen wird.

An diesen einflußreichen Mißstand knüpft sich ein anderer von eben so großer Bedeutung, wenn auch nur in materieller Beziehung. In der Regel sind nämlich die katholischen Aspiranten zum Priesterthume arm aus leicht begreiflichen Gründen, welche zum Theile den erörterten mitteldeutschen Volkszuständen entspringen, und können deßhalb ihre Studienkosten nicht aus eigenen Mitteln bestreiten. Die Stifter und Klöster, welche in früherer Zeit so vielen fähigen Köpfen aus dem gemeinen Volke die Hülfsmittel zum Studiren lieferten, sei es an Geld oder Unterricht, um über die ersten Schwierigkeiten der gelehrten Studien hinauszuhelfen, sind im Revolutionssturm sämmtlich zerstört und eingezogen worden. Das nämliche Schicksal hat viele andere katholische Stiftungen und Stipendienfonds betroffen, welche einst mit weitausreichender Hülfe der Studenbildung zuflossen. Dazu sind in neuerer Zeit die Einkünfte der Seelsorgsgeistlichkeit theils durch die theuere Zeit und die fortschreitende Verarmung der Gemeinden, theils durch allmäliges Hinschwinden der Stolgebühren, Zehentablösung und Haltung vermehrter Arbeitskräfte im Seelsorgedienst für die steigende Volkszahl dergestalt zusammengeschmolzen, daß die früheren höchst beträchtlichen Geldmittel aus dieser Quelle zur Bildung

junger Theologen fast gänzlich versiegen müssen. Die theilweise Gleichgültigkeit in Religionssachen, welche zur innigsten Herzensfreude des Frankfurter Journals das deutsche Land weithin befallen hat, schenkt der Erziehung der jungen Geistlichen auch nicht mehr jene zarte Rücksicht und Nachhülfe, welche wir in älteren Zeiten als besondere Aeußerung der Andacht und Ehrfurcht vor Gott und der heiligen Kirche an der deutschen Nation zu bewundern so viele Gelegenheit hatten. Tritt also ein junger Mensch mit der Absicht, Priester zu werden, in die höheren Unterrichtsanstalten ein, so muß er seine Auslagen größtentheils aus geliehenen Geldern, sei es von Privaten, sei es von öffentlichen Cassen, bestreiten, und je höher er hinaufrückt, um so größer wird seine Schuld, die er einst als Priester zurückzahlen soll. Auf diese unnatürliche Weise wird namentlich sein Universitätsstudium erleichtert, indem er an manchen Orten aus einem betreffenden Fonds seiner Heimath ein Stipendium erhält, welches etwa die Hälfte seiner Studirkosten deckt, unter der Bedingung, daß er die erhaltene Summe nach seinem Eintritt in ein selbstständiges Amt in Jahresraten, nöthigenfalls mit den schuldigen Zinsen, zurückzahle. Dadurch tritt der fertige junge Mann mit einer sehr fühlbaren Schuldenlast in's Priesterleben ein, und muß sich unaufhörliche Betreibungen zur Rückerstattung des Kapitals und der Zinsen vom bischöflichen Ordinariate und der landesfürstlichen Finanzbehörde gefallen lassen. Von den mäßigen Einkünften der Pfarrei, die ihm etwa nach zehn Jahren angestrengter Dienste in tiefer Armuth und Noth zu Theil ward, wird ihm eintretenden Falles selbst von der Obrigkeit der jährliche Schuldantheil abgezogen, bis der letzte Heller bezahlt ist. So muß er bei besonders günstigen Verhältnissen die erste Hälfte seines Priesterlebens in Nothdurft und unaufhörlicher Plackerei zubringen und oft neue Schulden machen, um die alten abzutragen, so daß diese unselige Last nicht selten das ganze Leben hindurch auf seiner Seele liegt.

Allerdings drückt dieses Verhältniß in einem Lande mehr, im anderen minder, aber es ist da und äußert seine ungünstigen Wirkungen als eine Art von Nothwendigkeit in gesetzlicher Form und mit dem Siegel des Bischofs. Dadurch werden Muth und Lebenskraft vieler Priester aufgezehrt. Den meisten fehlen, auf dem Lande namentlich, aus diesem Grunde die nöthigen Geldmittel, die Studien ihres Faches emsig und umfangreich

fortzusetzen, besonders Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften für die vielfältigen Zweige der theologischen Ausbildung. Man hat anderwärts gar keinen Begriff, wie dürftig sich viele Landgeistliche durchhelfen müssen. Selbst nichts haben und den Armen nichts geben können, ist eine Doppelqual, welcher viele Naturen frühzeitig erliegen, oder an allem Erfolge für die Seelsorge scheitern.

Eine andere Schwierigkeit für Priesterbildung fließt aus dem Zustande der deutschen Hochschulen. Bis zum Jahre 1848 war den katholischen Candidaten in den meisten mitteldeutschen Staaten sogar eine bestimmte Universität vorgeschrieben, falls der junge Mann der so eben geschilderten Staatsunterstützungen durch Darlehen genießen wollte. Hessen und Nassau betrachteten zu diesem Zwecke Gießen für unvermeidlich, allerdings in einer lieblichen Gegend Oberhessens, aber tief im Philisterthum kleinstädtischer Weltweisheit, die Stadt vorherrschend protestantisch mit einer kleinen, erst im Laufe dieses Jahrhunderts angeschwemmten Gemeinde von Katholiken unter einem einzigen Seelsorger, welcher zugleich Professor der Theologie war. Der katholische Candidat der Theologie ist unter so ärmlichen Umständen in confessioneller Beziehung vom katholischen Gottesdienst, wie er in Kathedralen und anderen volksreichen Stadtgemeinden gefeiert wird, also von seinem eigentlichen Bildungselemente gänzlich abgeschnitten und mitten in's protestantische Leben gebannt, so daß er mit dem katholischen Kirchenwesen in praktischer Darstellung ganz unbekannt bleibt und sich später nur mit Mühe hineinfinden kann. Wie viel diese einseitigen und unzusammenhängenden Verhältnisse auf die Verflachung und Verweltlichung des jugendlichen Mannes einwirkten, kann den wißbegierigen Lesern der nächste beste Priester erzählen, welcher noch oft mit Schmerzen der Zeit gedenkt, wo Alles zusammen zu wirken schien, den katholischen Studenten zu verderben.

Nebst Gießen ward damals auch die katholische Facultät von Tübingen von unseren Theologen mit Liebe begangen. Möhlers tiefe Gelehrsamkeit und die festkatholische Gesinnung der Professoren machten einige Zeit hindurch diese Hochschule zur fast einzigen in Deutschland, welcher die jugendlichen Hoffnungen mit Recht und unter Zustimmung der Kirche zufließen konnten. Aber leider kehrten hier die Gießener Mißstände wieder. Tübingen war und ist eine vorwiegend protestantische Landstadt, deren

katholische Beimischung wegen ihres geringen Umfanges kein reiches, bildungskräftiges Kirchenleben aufweisen konnte, wie es für einen Zögling des katholischen Priesterthums nothwendig ist; ungerechnet alle die Mißverhältnisse kleiner Städte für die Bildung junger Männer. Man hat freilich schon oft mit Emphase auf diese Hochschulen in kleineren Städten aufmerksam gemacht, weil sie mehr Ruhe und Einkehr in sich selbst gewähren und viel Zeit zum Studiren übrig lassen. Abgesehen von diesem sehr zweifelhaften Vortheil, wird man die Kleinheit der bestehenden Verhältnisse stets auch als Lebensbeschränkung, somit als Mangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebenserfahrungen betrachten müssen. Statt der Studien gedeiht nur allzu leicht die Burschenschaft und das Verlorensein in's eitle Sinnen und Trachten grillenstädtischer Jugend. Die merkwürdigsten Exemplare deutscher Pedanten mit ihrem Dünkel und Trennungsgelüst, mit ihrer sächsischen Bauerngrobheit und Klopffechterei sind in den Nestern dieser kleinstaatlichen Landhochschulen flügge geworden, wo der Schlafrock als Symbol der deutschen Gelehrsamkeit und Männertugend eine so naturalistische Rolle spielt. Für den Theologen kann überhaupt die beste Theorie wenig Ersprießliches eintragen, wenn sie nicht zugleich Leben und Uebung sein kann.

Die Hochschule zu Freiburg im Breisgau, welche in früherer Zeit auch von Studenten unserer Gegend gern besucht wurde, ist frühzeitig ihrem katholischen Charakter durch josephinische Tendenzen, später durch protestantische Einflüsse entfremdet worden, so daß die entscheidenden katholischen Kräfte dastehen, wie Bilder im Ahnensaal, Denkmäler eines ausgestorbenen Geschlechtes, deren Reliquien der Beamtenwelt verdächtig sind als kirchentreu und den Emporkömmlingen ohne Kirchensiegel wie Dornen im Auge verhaßt, weil Geistlose nichts so sehr verletzt, als Geist und Tiefe. Denkt man an Dannemayr, an Schreiber, an Freiherrn von Meldegg, von der Regierung bis zum äußersten im Amte gehalten, und gegen die bischöfliche Einrede und den Angstschrei eidestreuer Katholiken in Schutz genommen, so begreift man, daß katholische Studenten daselbst nicht sehr gut aufgehoben waren. Bonn lag in seiner Thalerwährung für Aermere unerschwinglich an den schönen Ufern des Rheins und die unseligen Wirren des Hermesianismus und ihrer staatsbesoldeten Sachwalter konnten auch nicht als Reizmittel für katholische Herzen

gelten. München zog ebenfalls in seiner damaligen Entfernung nur Wohlhabende an. Würzburg, einst viel beliebt, wurde im Laufe der Zeit auf eine Weise antiquirt, daß gegenwärtig nur Wenige daran denken, dort zu studiren. Philipps nahm die Ernennung zum Professor des Kirchenrechtes daselbst nicht an, weil die Facultät mit Verstärkung aus allen Nachbarzweigen dagegen eine erstaunliche Abneigung nicht verhehlte. Daraus konnte man den zeitgemäßen Abscheu gegen Ultramontane hinlänglich ermessen.

Nach diesen kritischen Zeitläufen der Universitätsstudien nahm die Arche des Seminars die Geretteten auf, keineswegs überall lockend, an vielen Orten sogar ärmlich ausgestattet in zeitlicher Begabung mit Geld und Gut, und in Bezug auf geistige Bildungskraft, auch vielfach von eifrigen Beamten beaufsichtigt und gemaßregelt, ohne besonderen Vortheil für die Freiheit und Unabhängigkeit katholischer Priesterbildung. Für manche Studenten gehörte deßhalb das Seminarbildungsjahr zu den betrübtesten Erinnerungen des Jugendlebens mit entscheidenden Folgen für Leib und Seele. Sogar die Kleinheit des Personals dieser Anstalten erstickte alle großartige Ausweitung des Menschengeistes durch Leben und Unterricht, welche nur in der Vielheit und Mannigfaltigkeit gedeihen kann. Unter solchen Auspicien trat der junge Priester in's Amtsleben ein, zunächst als Caplan mit hundert Gulden Lohn und freier Verpflegung im Pfarrhause für die Zeit eines Kirchenjahres. Man hätte hiemit wenigstens allen protestantischen Einfluß auf die Stellung des katholischen Priesters als beendigt annehmen können. Aber mit nichten. Hier fing er erst recht an. In jedem dieser mittel- und westdeutschen Ländchen mit gemischter Bevölkerung gibt es bis auf diese Stunde (21. November 1855) eine sogenannte weltliche Kirchenbehörde, in Nassau eine Abtheilung des Ministeriums, in Frankfurt eine Kirchen- und Schulcommission, in Baden und Württemberg einen Oberkirchenrath und in beiden Hessen Ministerialsectionen für die Handhabung der Kirchenangelegenheiten, welche, im factischen Besitze vieler Episcopalrechte, es in ihrer Hand hatte, das Interesse des jungen Mannes vom katholischen Bischof auf ihre eigene weltliche Machtvollkommenheit in der Beförderung zu Kirchenstellen und auf den sogenannten, von ihr ausgehenden Staatsschutz gegen hierarchische Uebergriffe hinzulenken.

Dadurch entstand eine Doppelstellung für den Priester, welche vielen unerfahrenen Herzen verderblich geworden ist. Hielt er nämlich an seiner Kirche fest um jeden Preis, so wurde er bei der weltlichen Kirchenbehörde schwarz notirt. Zeitungen, Amtleute, Bürgermeistereien mit demokratischem Nachgeruche lispelten gegen ihn als bekannten Ultramontanen und Jesuiten, der sich in blinder Hingabe an die römische Priesterherrschaft Eingriffe in's Gebiet der weltlichen Macht erlaube, den confessionellen Frieden störe und sich für jede Beförderung unmöglich mache. An Spionen und Verläumdern hat es bei solchen Gelegenheiten zu keiner Zeit gefehlt. In neuester Zeit übernahmen das Geschäft eines Sykophanten hier und da sogar die Gensd'armen protestantischer Confession. Auffallendere Priesterkleidung, Bruchstücke aus Predigten, vom Munde schlechter Gesellen im Wirthshause aufgelesen, Dichtungen über Führung des Beichtgeschäftes und Geltendmachung canonischer Vorschriften bei confessionellen Gegensätzen werden mit frecher Unverschämtheit in Umlauf gesetzt, von officiösen und demokratischen Blättern verbreitet und keine Lüge und Entstellung gespart, um den treuen Priester bei der Menge in Verruf zu bringen. Hatte sich der gewandte Geist durch diese Klemme längere Zeit hindurch geschmogen und gebogen, ohne auf der einen oder der anderen Seite anzustoßen, so blieb doch ein Schade nicht aus: der Meister erschien dem Volke als ein Zweideutiger und ließ sich leider im unglücklichen Augenblicke Manches gefallen, was der strenge Katholik seinem Seelsorger nie verzeiht. Im gleichen Maße, wie er die schillernden Farben vorwalten ließ, verfolgte ihn der Beifall der schlechten Journalistik, die Lobhudelei glaubensloser Kirchenfeinde, die Schmeichelei glattzüngiger Bureaukraten über seine zeitgemäßen Fortschritte und richtigen Verständnisse unerläßlicher Zeitbedürfnisse. Das war einerseits ganz geeignet, den Gelobhudelten bei seiner katholischen Gemeinde als Bundbrüchigen vor der Kirche zu verdächtigen, andererseits sein armes Herz für die Einflüsse der Kirchenpragmatik empfänglich zu machen. Um ihn vollends zu Grunde zu richten, bringen die Mittelrheinische Zeitung, das Frankfurter Journal und der Schwäbische Merkur ihr tägliches Mitleid über seine unverdiente untergeordnete Stellung, über seine von den Bischöfen stets hintertriebene Beförderung, deren er vor Anderen würdig sei, über hierarchischen Druck, welcher von der oberhirtlichen Herrschsucht

gegen die Untergebenen geübt werde, mit Zusprüchen, auf der betretenen Bahn muthig fortzuwandeln im festen Vertrauen auf den ihm stets bereiten Schutz der Regierungsgewalt, welche ihre Souverainitätsrechte gegen den Bischof immer nachdrücklich wahren werde.

Diese Taktik ist um so verfänglicher, da diese Blätter mit einer ganz eigenen Spürkraft begabt sind, wenn es gilt, die faule Stelle im Menschen und in der Gesellschaft herauszufinden. Es gehört in solchen Verhältnissen immer viel dazu, daß sich ein armes Menschenherz gegen solche oft Jahre lang geübte Künste fest und unbesiegt erhalte. Zeigt der Geistliche, diesem Unkengeheule gegenüber, nur die geringste Schwäche, so ist er bei der Gemeinde, so weit sie katholisch ist, und bei der bischöflichen Behörde zugleich verdorben. Der Regierungsschutz läuft gewöhnlich dahinaus, daß der Doppelgänger wie ein Ranzionirter behandelt wird, ohne viel Entgegenkommen von Seiten der Kanzlei. Und in der That kommt man gegen den Bischof die Länge nicht auf, wenn er seine Pflicht thut, und die Staatsgewalt hat weder die Mittel, noch stets die Lust, ein verdorbenes Werkzeug in ihren Gnadensold zu nehmen. Selbst in Baden, wo diese Art der Versorgung mißglückter Opfer eine gewisse Berühmtheit errungen hat, kommt am Ende nicht viel heraus, man muß eben früher oder später capituliren (vela retrorsum dare et cursus iterare relictos). Wenn also Fälle dieser Art sich auch nicht zu häufig zur vollen Abgestandenheit entwickeln, so kann doch die katholische Kirche unter solchen Umständen stets ihres Schadens sicher sein. Es gibt eine Unzahl furchtsamer Naturen, welche, weit entfernt, irgend einem bischöflichen Befehle zu widerstehen, jedoch denselben stets so ausführen, daß keine bleibende, tiefer gehende Wirkung davon übrig bleibt, um ja bei der protestantischen Regierung nicht anzustoßen. Sie haben die honigtriefende Zunge des pylischen Nestors nach beiden Seiten, wobei der Bischof allein verlieren kann, weil die Staatsregierung den Vortheil für sich hat, daß gegen ihre Kirchenbeherrschung nie etwas mit Energie unternommen wird. Diese ehrwürdigen Häupter priesterlicher Doppelgängerei stehen bei den Meistern vom Stuhl in so ungetheilter Achtung, daß sie nach ihrem seligen Verscheiden von jüdischen und deutschkatholischen Journalen mit Nekrologen gefeiert werden wie Smetana, der Apostat aus Böhmen, und

Andere dieses Gelichters, so daß man meinen möchte, ihr vielerprobter Honigmund fließe noch im Tode über in die Feder des Schreibers dieser ekelhaftesten aller Leichenreden.

Damit ist aber das Maß der weltlichen Einwirkungen auf den Priester zu Gunsten protestantischer Lebensanschauung keineswegs voll. Man hat noch darüber hinaus einen äußerst wirksamen Mechanismus erfunden, um die Spitzen der Seelsorgsgeistlichkeit unschädlich zu machen. Die katholischen Geistlichen werden auch in die weltliche Kirchenregierung gezogen, wo ihnen die seltsame Ehre zu Theil wird mit Birett und Stola die amtliche Wagenburg gegen Bischof und Papst zu formiren unter dem zärtlichsten Händedruck des weltlichen Präsidenten, welchem die schöne Aufgabe geworden ist, dem vielbeschäftigten Bischof einen guten Theil seiner Amtspflichten auf die artigste Weise von der Welt abzunehmen und im Namen des Staates ohne Weihe und Kraft selbst nach Vermögen zu erfüllen. Dem Geistlichen, welcher solchergestalt als weltlicher Beamter in Kirchensachen arbeitet, ist natürlich zur Pflicht gemacht, die Verordnungen der Staatsbehörden bei allen kirchlichen Angelegenheiten in seinem Collegе als oberste Norm in herzlicher Eintracht mit seinen regierungsfreundlichen Genossen in Anwendung zu bringen oder in seiner Mitanwesenheit bringen zu lassen, nicht bloß gegen Kirche und Bischof, sondern auch gegen sich selbst als Pfarrer und Seelenhirten. Denn diese Doppelhaftigkeit seiner Stellung bringt ihn in jeder Beziehung in sichere Verlegenheit. Ist er mit den Beschlüssen des Collegs einverstanden, so bürdet er die Last der Untreue selbst auf seine Schultern; stimmt er dagegen, so steht er als Minorität wie die Pfalz im Rheine, von den Wogen umstrudelt und verspottet. Kein Mensch kümmert sich um die Ruine; fröhlich segelt die „Lorelei" des Beschlusses durch's Bingerloch der Expedition. Der letztere erscheint nicht im Namen der einverstandenen, sondern der Körperschaft, und der Geistliche dient als Firniß auf jeden kirchenwidrigen Erlaß, um das Volk zu blenden. Denn jede Einrede desselben wird durch die Bemerkung niedergeschlagen, daß ja auch der Geistliche bei der Fassung des Beschlusses mitgewirkt habe nach der Verfassung, welche für Alle maßgebend sei. Ja in vielen Dingen ist ihm geradezu die Ausführung dieser Beschlüsse, besonders in confessionellen Schulsachen, aufgetragen, eine Art seidener Schnur, welche die Bruderliebe für die katholischen

26 *

Priester im Uebermaße von Toleranz gewirkt hat. Es fällt gar keinem Menschen auf der Gegenseite ein, daß diese Janusgesichter mit drehbarer Doppelnase nach rechts und links in einer Person monströse Bildungen sind, wie das Geschlecht der Drachen und Greifen in einer Figur an den Säulenknäufen eines gothischen Portals, deren sich die theilnahmsvolle protestantische Welt, die Erfinderin dieser Mißgestalten, herzlich schämen sollte.

Die katholische Kurzsicht, welche darin einen Vortheil für die Katholiken erblickt, ist allein noch erbarmungswürdiger, als der Anblick dieser zweigetheilten Knechte Gottes und der Menschen. Die ungeheuerlichen Körperschaften für den katholischen Geist und Cultus in Schule und Kirche verdanken ihren Ursprung einzig und allein dem Bestreben, das katholische Kirchenrecht durch die Frankfurter Kirchenpragmatik zu ersetzen und die landesfürstliche Hoheit der Protestanten auf das katholische Gebiet auszudehnen. Die kirchliche Oberbehörde sollte jedem katholischen Priester die Theilnahme an solchen Collegien verbieten und dadurch den Seelsorgern eine freie Stellung in der Gemeinde schaffen. Sie wird dieselbe nie bemeistern können, eben so wenig als der angeflogene Schnee einer dunkeln Winternacht den Goldadler am Rande der Felsenwand; denn beim ersten Sommermorgenstrahle schüttelt der Beschneite seine gewaltigen Fittige, die Schneeflocken stäuben aus in alle Winde und die alte Freiheitslust spottet der Einwirkungen von oben, wobei das Bild die Neigung, aber nicht im gleichen Maße den Muth sinnbilden will. Hier sind nur zwei Dinge naturgemäß: entweder gebe man die Verwaltung der katholischen Kirchen- und Schulangelegenheiten den Bischöfen zurück, daß sie unter der Mitwirkung der dazu berechtigten confessionellen Gemeinde nach dem katholischen Kirchenrechte verwaltet werden; oder man lasse dieselben durch Protestanten nach den Regeln der römisch-katholischen Kirche verwalten, welche denselben vom Bischofe oder in einschlägigen Sachen von der Kirchengemeinde genau an die Hand gegeben werden. Ich will lieber mit Protestanten zu thun haben, als mit Katholiken, welche das unnatürliche Amt annehmen, katholische Kirchengesetze nach protestantischen Verordnungen zu mißhandeln. Man wird mit den ersteren leichter fertig, weil sie in der Regel weit billiger sind. Dabei ist keineswegs gesagt, daß diese katholischen „Temperanzler" durchweg gegen die Kirche angehen.

Im Gegentheile, sie gehen nur so weit, als sie Muth haben, und dieser Muth steht nur dann in voller Maienblüthe, wenn sie Geistliche als Genossen ihres Amtes und ihrer Schuld haben. Diesen Herren schließen sich die landesfürstlichen Decane in gemischten Ländern an, theure Häupter fürwahr, aber aus Absicht oder Mißverständniß zu Amphibien herabgesunken, bald am trockenen Uferrande der Kirche Dämme gegen die Sturzfluth anzulegen, bald mit der schäumenden Brandung zu schwimmen und die eigene Arbeit am Hafendamme wieder hinwegzuspülen. Die Benennung „landesfürstliche Decane" ist zwar in vielen Gegenden gefallen; aber der zwiefaltige Kirchen- und Staatsdiener besteht noch immer fort. Die Regierungen wollen mit dem Bischofe nicht so schlechterdings verkehren. Das führt oft zu unliebsamen Erörterungen, welche die schnelle Anwendung der Gesetze aufhalten. Mit den Decanen wird man leichter fertig, und die landesbischöfliche Auctorität hat dabei weniger Hindernisse zu befahren. Es ist in der That erstaunlich, wie weit man an manchen Orten mit dieser Sclavisirung des Priesteramtes nach den Grundsätzen des protestantischen Princips gegangen ist. Da gibt es landesfürstliche Kirchenräthe, geheime Kirchenräthe, Oberstudienräthe, Schulräthe und dergleichen mehr, welche mit sichtbarem Wohlgefallen ihr Prädicat wie einen Ordensstern am rothweißen Bande zur Schau tragen und damit ihre reichen Verdienste um Staat und Kirche beweisen. Wir können an ihnen nur Rajas erblicken, welche durch das Abzeichen ihres Titels an ihre unfreie Stellung erinnern.

Eine andere Noth, wovon man in größeren Staaten keinen Begriff hat, macht die Lage des Priesters in Mitteldeutschland oft nicht sonderlich beneidenswerth. Man sucht nämlich den Grundsatz geltend zu machen, daß in jedem kleinsten Lande nur Landeseingeborene die Seelsorge ausüben dürfen, einmal, weil Nichteingeborene kein Bürgerrecht ansprechen können, sodann weil sie das Staatsexamen nicht bestanden und die vorgeschriebene Hochschule nicht besucht haben. Dieser Grundsatz, aus kleinstaatlichem Jammer emporgewachsen, steht mit der universellen Idee des katholischen Kirchenthumes im schneidenden Widerspruche, weil es an kein ausschließliches Bürger- und Landesthum gebunden, an allen Orten und in allen Zeiten den geistlichen, sich ewig gleichbleibenden Dienst der Seelsorge zu führen hat, nachdem im Allgemeinen den Verordnungen des Staates

in Bezug auf weltliche Rücksichten und Verhältnisse Genüge geleistet worden ist. Dadurch kommt der Priester mit seinem Kirchendienst oft in sehr bedrängte Umstände. Namentlich trifft dieses Loos die zur Aushülfe in der Seelsorge gegründeten Franziscaner- und Kapuzinerklöster und Ordensvereine überhaupt, deren Mitglieder bekanntlich ein großes Ganzes bilden, daher nach dem Ermessen der Oberen und den Erfordernissen des Dienstes gemäß nach allen Stationen ihres Bestandes gesendet werden. In Kurhessen wollte man aus diesem Grunde den Zusammenhang der fuldaischen Klöster mit den Provinzialvorständen in Westphalen und die Hin- und Herversetzung der Klostergeistlichen nicht gestatten, ungeachtet dies fast eben so viel hieß, als die genannten Ordensgemeinden geradezu zu unterdrücken. Ohne Zweifel hat man nachträglich die Ausführung der einschlägigen Regierungsbedenken wieder aufgegeben; aber es ist sehr schlimm, daß die Gesetzgebung kleiner Staaten und deren Handhabung überhaupt solche, für Katholiken höchst betrübte Conflicte auch nur entstehen läßt, da es nie ohne Blöße für die Einsicht und Toleranz der protestantischen Auffassung unserer Kirchenzustände abgehen kann.

Die Diöcese Fulda begreift auch das Sachsen-Weimar'sche Kirchenwesen der Katholischen in sich, so weit es im ehemaligen Fuldaischen Antheile befindlich und insbesonders in der Residenzstadt und in Jena neu emporgewachsen ist. Die geordnete Seelsorge wird unter so bewandten Umständen nur möglich durch die Freizügigkeit der Geistlichen aus dem einen in den anderen Theil, ohne Rücksicht auf Kurhessische oder Weimar'sche Abkunft. Leider wurde hier einem Weimaraner der Uebertritt auf eine kurhessische Pfründe von Kassel aus lebhaft bestritten, weil er als Ausländer kein Beneficium in Kurhessen besitzen könne. Und dies geschieht viele Jahre nach Steubs Zorn über die Tiroler, weil sie die bayrischen Reformatoren weder politisch noch kirchlich gewähren lassen wollten, als unberechtigt im fremden Lande zu so umfassenden und gründlichen Geschäften. Die Tiroler waren wenigstens durch keinen Diöcesanvertrag gebunden, wie Kurhessen und Weimar. Der Regierung des letzteren Landes, welche in der Regel mit anerkennenswerther Billigkeit gegen die Katholiken verfährt, gelang es auch, die Freizügigkeit der Priester in der Diöcese durchzusetzen. Gleichwohl hat man von Kassel aus zur Zeit des

Bonifaciusfestes in Fulda die Jesuiten, sämmtlich Staatsbürger deutscher Bundeslande, nicht predigen lassen wollen, weil sie als Ausländer keine landesfürstliche Berechtigung dazu hatten. Dieser Ausdruck „Ausländer" für Deutsche eines anderen Bundeslandes wird sogar in der kleinsten freien Stadt festgehalten für Nachbarn angränzender Gebiete, wenn sie auch nur eine halbe Stunde vor den Thoren wohnen. Im Vergleiche mit diesem mitteldeutschen Ausländerthum erscheinen die Tiroler vollkommen berechtigt, die Nichtösterreicher Ausländer zu nennen, so lange im Gebiete der Vollblutsdeutschen die kleinlichste Absperrung gegen deutsche Mitbürgerschaft obwaltet.

Eine fast ähnliche Freizügigkeit der Geistlichen besteht auch zwischen Frankfurt und Nassau in eben so beschränkter Form. Die Pfarrer, Directoren und Kapläne zu Frankfurt am Main, fast sämmtlich Nassauer oder andere Staatsangehörige, sind nicht bloß von allen bürgerlichen Rechten ausgeschlossen, obgleich im Besitze einer unabhängigen Pfründe, sondern gelten durchweg als Fremde oder „Ausländer", dergestalt, daß sie von der Frankfurter Staatsbehörde nicht einmal einen Paß bekommen ohne legalen Heimathsschein, welcher ihr Fremdenthum auf eine feste Basis stellt. Nur mit Mühe und aus besonderen Gnaden erhalten der Pfarrer und die Directoren einen Frankfurter Paß in Folge ernstlicher Vorstellungen an's Polizeiamt, während die nassauischen Kapläne ohne Heimathsschein noch immer von dieser Gnade ausgeschlossen sind, ungeachtet sie, von der Staatsbehörde eidlich in Pflicht genommen, nach dem Diöcesangrundvertrage zwischen Nassau und Frankfurt von der letzteren Stadt im Falle eintretender Dienstuntauglichkeit lebenslänglich unterhalten werden müssen. Hier tritt nun der ganz abnorme Fall ein, daß die Frankfurter Geistlichen mit fremden Pässen reisen können, ohne daß die Staatsbehörde auch nur das Mindeste davon weiß. Mißbräuche treten bei der Ehrlichkeit dieser fremden Paßinhaber allerdings nicht ein, aber möglich sind sie doch, und deßhalb sollte die Staatsgewalt diesen Widersinn der „Ausländerei" an ihren beeideten Geistlichen in solchen Punkten einmal fahren lassen. Indeß scheint dieser Fortschritt unseres gesellschaftlichen Lebens noch weit entfernt zu sein, da der hiesige „Volksfreund", ein demokratisches Sudelblatt, noch im vorigen Jahre (1855) die Frankfurter Geistlichen als „Ausländer, Eindringlinge und Bauern aus Nassau und Tirol" ungestraft beschimpfen konnte.

In Betracht dieser mitteldeutschen Zustände hat ein geistreicher Mann die priesterliche Thätigkeit im Bilde einer Eidechse auffassen zu müssen geglaubt, welche bald da, bald dort getreten, in manchen Fällen um ganze Gliedmaßen verstümmelt, von bübischen Steinwürfen gequetscht und verfolgt, durch die kleinen Ländchen schlüpfen muß und an mancher Stelle gar nicht geduldet wird.

Der Bischof von Limburg berief aus Priestermangel einen Geistlichen aus Coblenz, um eine Lücke in der Seelsorge auszufüllen, aber er wurde als Ausländer ohne Staatsprüfung und Siegelaufdruck sogar von der provisorischen Stelle entfernt und ausgewiesen. Zu Frankfurt am Main lebte längere Zeit mit bischöflicher Genehmigung ein ausländischer Priester, aber aus den deutschen Bundesstaaten gebürtig, und that um freiwillige Beiträge zu seinem Unterhalte Aushülfsdienste in der Seelsorge für einen kranken Priester. Als solcher gab er auch den festgesetzten Religionsunterricht in einer Klasse der Mädchenvolksschule. Aber die katholische Kirchen- und Schulcommission beseitigte ihn als „Ausländer". Ja sie bestritt sogar die Erlaubtheit priesterlicher Verrichtungen von Seiten dieses Gastes, welcher von der Polizei als sogenannter Permissionist laut seines Passes die Erlaubniß zum Aufenthalte in der freien Stadt erhalten hatte; letzteres freilich ohne Erfolg, da die geistliche Ortsbehörde das Recht priesterlicher Handlungen für ihn behauptete. Dieses Verfahren, wovon man in Staaten, wie in Oesterreich, Bayern und Preußen keinen Begriff hat, weil Umfang und Größe des Reiches einen solchen Kleinlichkeitsgeist geradezu ausschließt, gründete sich in Frankfurt auf den Grundsatz der Staatsgewalt, daß nur ein Nassauer oder speciell aus anderen Staaten berufener Priester mit Genehmigung der vorgesetzten weltlichen Behörde und nach eidlicher Verpflichtung desselben von Seiten des Senates die Seelsorge in der freien Stadt ausüben dürfe. Daraus ist zu ersehen, daß der Zollverein und die nächste beste Versicherungsanstalt in ihrer Thätigkeit weit freier sind, als die Ausübung der katholischen Seelsorge in mitteldeutschen Staaten. Dadurch wird, nebst unsäglicher Verdrießlichkeit für die betreffenden Geistlichen, der Leib Christi an wichtigen Gliedern dergestalt unterbunden, daß eine zeitgemäße und allgemein verlangte Entwickelung desselben in Deutschland nach dem universellen Geiste des Katholicismus wo nicht unmöglich gemacht,

doch sehr behindert wird, weil man das protestantische Territorialkirchenrecht troß der Paritätsverpflichtungen durch Staatsverträge nicht fahren lassen will.

Diesen gesellschaftlichen und amtlichen Mißständen gegenüber übt die sogenannte öffentliche Meinung des protestantischen Lebens einen sehr ungünstigen Einfluß auf den katholischen Priester. Sie ist, wie bereits angedeutet worden, ihm nur so lange gewogen, als er falsch oder zweideutig ist. Steht einmal die Thatsache fest, daß er eidestreu für seine Kirche zu leben und zu sterben bereit ist, und nicht geradezu anzugreifen, so begleitet doch ein gänzliches Mißtrauen alle seine Schritte. Man beschweigt mit der ängstlichsten Genauigkeit alles Keimen und Blühen des katholischen Lebens, und hat er selbst in seiner priesterlichen Thätigkeit einigen Erfolg, so muß er wo möglich todtgeschwiegen werden. Dieses ist noch der leidlichste Zustand, ungeachtet im redeseligen Deutschland mitunter das Gedeihen einer Anstalt und das Interesse der ganzen Gemeinde an derselben von dieser öffentlichen Erinnerung und Anerkennung abhängt. Wovon Niemand spricht, das ist todt oder nicht vorhanden, gerade deßhalb, weil der protestantische Geist vorherrscht, dessen Leben größtentheils durch dieses Besprochenwerden seiner Angelegenheiten pulsirt. Heimlich fehlt es nicht an Fallen und Schlingen aller Art. Nichtkatholiken legen in der Kirche vor dem Priester eine Scheinbeichte mit eigens ersonnenen Sündenfällen ab, um denselben auszuhohlen und durch sichere Lügen über seine Aeußerungen empfindlichen Schaden zu stiften, gedeckt durch das katholische Beichtgeheimniß, welches der katholische Geistliche selbst in diesem Falle zu berücksichtigen hat. Scheinbar Bekehrungseifrige heucheln Neigung zur Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche, um das Verfahren des Geistlichen genau zu beobachten und zu denunciren. Besonders versuchen ihn katholische Ehefrauen aus gemischten Ehen, deren Kinder protestantisch sind. Dieser Umstand nagt selbst der Leichtfertigsten bisweilen am mütterlichen Herzen, das nicht im Stande war, das katholische Gewissen ganz auszurotten. Thut der katholische Geistliche bei solchen Gelegenheiten seine Pflicht, so wird er seinen heimlichen und offenen Feinden als Verächter der protestantischen Landesgesetze und Störer des confessionellen Friedens angeschwärzt und verlogen. Mit der letzteren Phrase, daß der katholische Priester den

confessionellen Frieden störe, wird überhaupt ein schwunghaftes Geschäft betrieben. Wer die Deutschkatholischen nicht als rechtgläubig anerkennt, wer das Freimaurerwesen verwirft, wer den römischen Papst Vater der Christenheit nennt, wer behauptet, die katholische Kirche lehre Wahrheit, wer Maria Stuart gegen die blutdürstige Elisabeth in Schutz nimmt, wer das Frankfurter Journal nicht in allen katholischen Angelegenheiten für unfehlbar gelten lassen will, der stört den confessionellen Frieden, den soll man ächten und austreiben, der erfüllt das Hauptgebot des Evangeliums nicht, welches befiehlt, daß man Gott aus allen Kräften und den Nächsten wie sich selbst lieben soll. Kurz, jede entschiedene Aeußerung des katholischen Priesters stört den confessionellen Frieden.

In katholische Predigten geht man eigens, um den Prediger in seiner Rede zu fangen. Journalisten, Gotteslängner, Ungläubige und Irrgläubige aller Art belauern jedes Wort, verdrehen es nach bestem Vermögen und lügen noch einen beträchtlichen Theil ungehörigen Zeuges hinzu. Daraus wird ein Artikel gegen die katholische Kirche fabricirt, ein literarischer Angriff auf die katholische Geistlichkeit, eine Schmähung auf den Papst und seine römische Mißregierung. Diese fliegen in alle Welt, wie ein aufgelöster Bienenschwarm, so daß auf einmal alle jüdelnden, revolutionären, materialistischen Blätter zusammenheulen über die Missethaten der ultramontanen Priesterschaft und die gräulichste Katzenmusik verführen. Anekdötchen, Geschichtlein, Gassenwitze ohne Wahrheit, ohne Anstand, ohne Duldung für fremde Ansichten bringen schwarz auf weiß in's Leben ein, lediglich in der Absicht, den unerschrockenen Prediger, das überlegene katholische Talent, die unbefleckte Eidestreue des Bekenners in Mißachtung zu bringen, was um so leichter geht, je ausschließlicher die schmutzigen Blätter und Lotterbroschüren den deutschen Markt beherrschen, weil der gemachte und wirkliche Fanatismus der gegnerischen Mehrzahl die gewissenlosen Feuerwerker deckt. So wird der Priester mit festem katholischen Sinne gewissermaßen vogelfrei in deutschen Landen, und die Lumpen, Gassenbuben und Revolutionäre rechnen es sich zur Ehre und Amtspflicht, ihn auf der Gasse, in öffentlichen Versammlungen, ja selbst in der Kirche zu verspotten, ohne daß er wirksame Abhülfsmittel zur Hand hätte. Die Polizei ist in solchen Dingen beim Volke nie populär und es kommt auch

wenig dabei heraus, weil die Stellung des katholischen Geistlichen es nicht erlaubt, die Beweise mit juridischer Schärfe zu führen. Im Gegentheile, wer sich als Katholik dagegen wehrt, stört abermals den confessionellen Frieden, er geht zu schroff vor, er vergißt, daß er Kaplan oder Pfarrer in Hamburg oder Karlsruhe oder Frankfurt ist. Er hat bloß das unbestrittene Recht, verhöhnt zu werden und sich Alles in silentio absoluto gefallen zu lassen. Diese Erfahrung macht viele mundtodt, denn den meisten fehlt das Zeug, dagegen mit überlegenem Geiste zu wirken und alle Streiche der Gegner zu vereiteln. Selbst der Sieger hat noch keineswegs gewonnen, denn er wird officiös und officiell, oft von weltlicher und geistlicher Seite zugleich, als Lord Feuerbrand perhorrescirt, von Niemanden gedeckt, wenn er sich nicht selbst decken kann, unter katholischem und protestantischem Beileide neidlosen Seelen ein unauslöschlicher Schmerz, weil ihm angeblich der Tact fehlt. Ja man hat Fälle erlebt, wo man solche Persönlichkeiten, welche unsere Gegner allein fürchten, als Entgelt für angebliche Kirchenvortheile bereitwillig geopfert hat. Und hierin liegt das Geheimniß des rechten Gebrauches der Kirchenfreiheit, welche Alle wünschen, aber nicht Alle mit ausschließlicher Liebe für die heilige Kirche aufzufassen wissen. Soll die letztere dienen, willkürlich zu Amt und Würden oder davon zu bringen und alle Mitwirkung katholischer Gemeindebitten bei solchen Besetzungen zu beseitigen, so steht zu fürchten, daß das Heil der Kirche in Deutschland noch sehr ernsten Gefahren entgegen geht.

Ein anderes, ebenfalls officielles Mittel, die genannten Feuerbrände für die katholische Kirche zu dämpfen und abzuschwächen, liegt selbst durch päpstliche Zulassung in den Händen der betreffenden Regierungen, welche bei allen Besetzungen der Bisthümer, der Domcapitularstellen und der Domvicariate das Recht haben, aus den ihnen von der Kirchenbehörde vorgeschlagenen vier Candidaten mißliebige zu streichen. Von diesem Rechte wurde oft dergestalt ausgedehnter Gebrauch gemacht, daß keine Wahl mehr übrig blieb. Wenigstens ward davon öfters die Hälfte mißbilligt. Die Gestrichenen kamen dadurch in eine Art öffentlichen Verrufes, welchen sie vor der factischen Gewalt nicht mehr gutmachen konnten.

Man müßte mit den Schwächen der menschlichen Natur ganz unbekannt sein, um nicht einzusehen, daß für strebende Geister

dieser amtliche Ostracismus seine eigenthümlichen Schrecken hatte. Tiefgelehrte und fromme Männer mit warmer Anhänglichkeit an die Kirche bewiesen oft in brennenden Kirchenfragen eine ungewöhnliche Zahmheit, welche, mit ihrem inneren Denken und Empfinden im Widerspruche, deutlich genug sagte: „Ich will nicht unmöglich werden!“ Und wer auf diesem Wege zum Horazischen Nektarsafte gekommen, hatte leider die beste Kraft zur Wirksamkeit im Ganzen und Großen für das Recht der Kirche und zukünftige Prüfungsmomente eingebüßt. Der Auferstehungsversuch zur kirchlichen Entschiedenheit im Mißverhältnisse zum früheren Geducktsein macht keinen Charakter ehrwürdiger, weil dieser nur durch makellose Consequenz Herzen gewinnen kann. Der peinliche Eindruck plötzlicher Strenge nach erlangter Würde, im grellen Widerspruche mit vieljähriger Geschmeidigkeit, wurde im ganzen Volke, selbst bei den gläubigsten Katholiken mit tiefem Schmerze empfunden. Die Windfahne, seit Jahren mit der warmen Region und dem Sonnenschein vertraut, auf einmal und stätig dem Sturme zugewandt, warf einen düstern Wiederschein auf ein ganzes Leben. Die edelsten Naturen sind auf diesem Wege für die Kirche und ihren eigenen Ruhm jämmerlich zu Grunde gegangen.

Die Pfründenverleihung aus weltlichem Hoheitsrechte, welche bisher in unseren Gegenden fast durchweg üblich war, erweiterte das geschilderte Uebel ungemein. Der Bischof schlug in diesen Fällen allerdings die Candidaten vor, aber die Landesregierung genehmigte den Vorschlag und ernannte einen Beliebigen von der bischöflichen Liste. Hätte der Landesfürst selbst dieses Recht geübt, so könnte man zur Billigkeit desselben, welche auch bei uns nicht fehlt, das feste Vertrauen haben, daß der Absicht des Bischofs schuldige Rechnung getragen werde. So aber wurde es zwar im Namen des Fürsten, aber eigentlich von seinen protestantischen Beamten ausgeübt, und in solcher Handhabung nur allzu leicht von beschränkten Ansichten, Vorurtheilen und vorgefaßter Freundschaft, ja in vielen Fällen von der Willkür einer Coterie oder wohl gar von der Gnade eines untergeordneten Schreibers abhängig gemacht. Dienstbare Zeitungen verfehlen nicht, besonders junge Geistliche auf diese Quelle aller Gunst für eine glückliche Zukunft aufmerksam zu machen, und die Folgen dieser Einwirkung zu Gunsten gegenkirchlicher Zwecke haben wir in noch zu frischem

Andenken, als daß wir die Tragweite derselben unterschätzen sollten. In solchen Verhältnissen ist es natürlich, daß pflichteifrige Bischöfe an Knabenseminare und freie Pfründenverleihung besonders in vorherrschend protestantischen Gegenden denken. Es sind dies Lebensfragen der katholischen Kirche, welche ihr Sein oder Nichtsein entscheiden.

Der von vielen Seiten aus entgegengesetzten Lagern vorgebrachte Einwurf lautet allerdings dahin, daß auf diese Weise nur die Quelle der Bevorzugung gewechselt werde; die Gunst der Staatsgewalt gehe in ausschließlich bischöfliche Gunst über und es stehe dahin, ob die letztere heilsamer sein werde. Zunächst ist sie wenigstens kirchenrechtlicher und naturgemäßer, als jede andere. Der Kirchenvorstand entscheidet über kirchliche Personen zu kirchlichen Zwecken, also unstreitig aus der Fülle seiner Amtsmacht und mit der bestmöglichen Kenntniß aller Zustände von Erheblichkeit für solche Wahlen. Sodann kann er als Einzelwesen allerdings auch hierin irren, wie die Erfahrung aller Jahrhunderte beweist, aber gefährlich nur dann, wenn er sich über die Kirchengebräuche hinwegsetzen wollte, was in unserem Zeitalter wohl als eine Unmöglichkeit zu betrachten sein wird. Der Bischof steht nämlich nicht allein, sondern entweder persönlich oder in der Person seines Generalvicars an der Spitze eines Ordinariates, wozu die Domcapitularen und andere Geistliche Räthe gehören, Männer von Geist, Erfahrung und gutem Willen in allen Kirchenangelegenheiten, mit welchen sie stehen und fallen müssen, nach hergebrachten unumstößlichen Regeln. Dadurch gehen alle bischöflichen Ernennungen zwar unmittelbar aus amtlich apostolischer Vollmacht des Bischofs hervor, aber im Einverständnisse mit seinen kirchengesetzlichen Räthen, deren förmliche Beseitigung im Kirchenregimente nach päpstlichen Anordnungen ganz unzulässig ist. Wo es den letzteren Schein hat, da ist eben aus Schuld der weltlichen Auctorität entweder kein Collegium von bischöflichen Räthen vorhanden oder ein unbrauchbares in Folge unaussprechlicher Gründe, welche die wohlgesinnte Staatsgewalt allein hinwegräumen kann. Endlich haben die Gemeinden bei Pfründenbesetzung, außer in Fällen des geschichtlichen Patronates, zwar kein Ernennungsrecht ihrer Geistlichen, aber ein unverlierbares Recht der freien Bitte bei der bischöflichen Behörde, welche bei dem Zustande katholischer Angelegenheiten nur äußerst selten ganz unberücksichtigt bleiben kann.

Sollte bei dieser Bewandtniß der Sache Jemand einwenden, daß die Ernennungsweise des Landesfürsten mit Ausschluß der unangenehmen Personen theilweise sogar vom päpstlichen Stuhle gutgeheißen worden sei, und Niemand katholischer sein solle, als der Papst, so bestärkt uns diese vorgefaßte Meinung redlicher Männer nur im Urtheile völliger Unzweckmäßigkeit dieser Ernennungsart für die protestantischen Fürsten selbst, welche hier auf ihrem confessionellen Standpunkte die redlichste Meinung von der Welt haben, aber das Schicksal ihres Standpunktes nie von sich ganz entfernen können, weil eine andere völlig berechtigte Auffassungsweise nothwendiger Weise maßgebend ist. Das Allerbeste von dieser Seite kann gleichwohl dem katholischen Bekenntnisse widerstrebend und für die Kirche unangemessen sein, wie es von Seiten der Katholiken eben so bestimmt zu Mißständen für das protestantische Leben führen müßte, wenn sie den Willen und vom Papste die Vollmacht hätten, nach der angedeuteten Form die protestantischen Geistlichen zu ernennen. Das liegt im unvermeidlichen Gegensatze der beiderseitigen Standpunkte. Als Rom diese Art der Ernennung zu geistlichen Pfründen in bestimmten Fällen zugestand, wendete dasselbe ein in katholischen Ländern unverfängliches Wahlverfahren auf unsere gemischten Zustände in guter Meinung für protestantische Landesfürsten, ohne genaue Erwägung ganz veränderter Umstände auf die Berichte von Agenten, welche hierin des weltmännischen Scharfblickes entbehrten oder nicht am uneigennützigsten die Geschäfte der Kirche führten. Hier ist das berühmte a male informato ad melius informandum appellare in der Ordnung, und wir wiederholen es noch einmal im Interesse der protestantischen Fürsten selbst zur Beschwichtigung von Besorgnissen und Abwendung von Mißgriffen, die sonst mit jeder neuen Wahl wahrscheinlicher Weise wiederkehren werden. Ueberhaupt steht zu wünschen, daß von redlichen Berichterstattern die wahre Ursache und Wirkung dieser bedauerlichen Conflicte mit unerbittlicher Gerechtigkeitsliebe für alle Partheien blosgelegt werden, weil nur auf diese Weise Abhülfe erzielt werden kann, welche für Staat und Kirche gleich nothwendig ist. Ein Vortheil wenigstens geht daraus hervor, daß Fernerstehende, welche in diesen deutschen Kirchenconflicten bisher bei allem guten Willen keine klare Anschauung hatten, zur Einsicht kommen, daß hierbei nicht hierarchische Uebergriffe der Bischöfe

und Priester im Spiele sind, sondern lediglich das Zucken des gesunden katholischen Lebens gegen das künstliche Unterbinden und Schmerzbeschmeicheln der wichtigsten Organe für die unerläßliche freie Bewegung des wesentlichen Kirchenthums. Zum Beweise, wie viel Ursache die Kirche zur Einrede dagegen hat, dürfen wir bloß anführen, daß neben dieser geregelten und amtsmäßigen, wenn auch auf protestantischer Seite oft unbewußten Befehdung der Hauptbedingungen des katholischen Lebens Dinge herlaufen, welche überhaupt auf unserer Seite einigen Grund zu Besorgniß und Vorsicht legen müssen.

Wenn der katholische Priester am Sonntagmorgen in die Kirche geht, begegnen ihm gewöhnlich die nächtlichen Brausegäste, welche gegen fünf bis sechs Uhr früh von Samstagskränzchen, Bällen und Reunionen aller Art heimkehren, oft unter schwerem Gewichte von Hochgenüssen der durchgejagten Nacht, so stimmen sie, des katholischen Priesters ansichtig geworden, mit bacchantischem Lallen und Evoebacche katholische Kirchenlieder an und johlen voll Grimasse in Ton und Haltung grausenhaft auf unsere Kirche und unser Kirchengehen, ohne daß irgend eine Hülfe dagegen möglich ist. Oder man zieht um Mitternacht am Schellenzuge des Pfarrhauses und lockt mit weinerlichen Phrasen den Priester in eine enge schmutzige Gasse zu einem Tödtlichkranken. Der Pflichtgetreue eilt, aber auf einmal verschwindet das Licht, das Haus ist entweder gar nicht zu finden oder versperrt, jedenfalls umsonst aufgeschreckt und ohne Kranken. In der heiligsten Angelegenheit geäfft muß er abziehen und das wüste Gelächter lauernder Gesellen mit Lästerung auf Gott, das heiligste Sacrament und die katholische Kirche gibt ihm das Geleit nach Hause. Ich glaube, der Leser hat an zwei Beispielen genug, um zu begreifen, daß bei diesem teuflischen Ingrimm, welcher zu den alltäglichen Erscheinungen gehört, die seidenen Handschuhe der Frankfurter Kirchenpragmatik eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten der katholischen Kirche verdienen. Das Eine findet im Anderen seine Erklärung, und wobei die größte Aufrichtigkeit vorausgesetzt werden darf, da hat man am wenigsten zu fürchten.

Diese Schwierigkeiten der äußeren Lage werden für den Priester in unseren Gegenden noch unendlich vermehrt durch den Stand der praktischen Seelsorge selbst, welche mitunter auf

einer Culturstufe steht, welche leider nur allzusehr an „die Blume der Mitte" und ihre conservativen Einrichtungen erinnert. Daß sich unsere mitteldeutschen Universitätslehrer zur praktischen Einübung in's Predigtamt nicht hergaben, lag in der deutschen Gründlichkeit, welche mit ihrer Doctrin viel zu hoch steht, als daß sie sich zur plumpen Praxis seelsorgerlicher Vorübungen hätte herablassen können. Die Kluft zwischen doctrinärer Professorenweisheit und praktischer Amtstüchtigkeit war in einzelnen Gegenden so weit gediehen, daß man sich im Schatten der Hochschule unter den Lorbeeren eingebildeter Lehrübermacht nicht einmal im Traume einfallen ließ, auf die „Landtapper" einen gnädigen Blick zu werfen. Das Wort „Wissenschaften," von denen gilt, was Heine sagt:

„Die blühen und blühen noch immerfort,
Und nur das Herzchen ist verdorrt,"

hat an unseren Strömen einen so gewaltigen Zauberklang, daß die Anwendung wissenschaftlicher Resultate wo nicht ganz überflüssig, doch meistens als ein Fehler erschien, als kläglicher Verlust der ersten Unschuld im Paradiese zu Marburg, Gießen, und Heidelberg. Auf diese Eigenthümlichkeit des abgründlichen deutschen Geistes gründet sich auch mit Recht der Unterschied zwischen „Fuchs" und „Philister", welche sich ewig befehden müssen. Somit fiel alle Vorübung im Predigen den sogenannten bischöflichen Seminarien anheim, worin so viel zu thun ist, daß auch im günstigsten Falle aus Mangel an gehöriger Zeit oft sehr Wichtiges unterbleiben muß. Man entbehrt darüber hinaus oft eines tüchtigen und gutbezahlten Seminarvorstandes oder Lehrers, welcher das Predigtamt aus eigener vieljähriger Erfahrung kennt und sich durch alle bitteren Bemerkungen seiner Pfarrer, durch die Nadelstiche amtsbrüderlichen Neides und durch die wechselnden Launen andächtiger Weiber hierin eine bewährte Meisterschaft errungen hat. Ein solcher allein kann die Vorübungen in der Predigt mit Erfolg leiten, die Geister aus ihrer Gebundenheit zur freien Bewegung lösen und jede einzelne Naturanlage nach ihrer Eigenthümlichkeit heranbilden. Es ist ein Mann des Lebens, ein Kind vieljähriger Leiden, welcher alle Schlammwege der ausgedehnten Seelsorge durchgemacht, mit den Schneestürmen des Westerwaldes gekämpft, die Hohlwege des Odenwaldes und der Rhön durchstrauchelt und durch-

litten hat, ein Mann mit Narben als rechter Gegensatz zur niedlichen Glätte und Spitzfindigkeit in Uniform, vor Allem ein Mann von Herz, ohne welches keine frische Rede grünen kann, der sein Pensum an erklecklicher Freude und tiefem Schmerz als Kapital angelegt und mit tausend Lustigen gejubelt, mit tausend Betrübten sich gegrämt hat. Ein solcher ist der rechte Prediger von Haus aus, in Form und Stoff, und der eindringlichste Lehrer für offene Jugendseelen. Bei ihm macht sich der Anstand des Redners von selbst, weil sich seine Natur durch alle Lüge und Heuchelei der Welt hindurch gearbeitet hat. Sein Wort, des lebendigen Beispiels ebenmäßiger Ausdruck, mit der eindringenden Spitze vielseitiger Erfahrung, schlägt befruchtend ein, weil nothwendiges Ergebniß aus tiefer Kenntniß eigener und fremder Zustände. Er vor allen Anderen erweckt Vertrauen bei jungen Leuten, ohne welches nichts Gutes für's Leben zu erreichen ist.

Statt solcher Kernmänner, deren jede Diöcese einen oder den anderen aufzuweisen hat, kostbarer als Gold und Edelsteine, finden sich in deutschen Landen auf diesem wichtigen Posten nicht selten unweltläufige Naturen, bei denen die Schärfe mißverstandener und übertriebener Lehrsätze den Mangel an Erfahrung, thatsächlichem Verdienst und gesetztem Alter vertreten muß, ohne alle persönliche Befähigung zum Predigtamte, dafür desto unerschöpflicher an sterilen Doctrinen über die Art und Weise, wie man predigen soll, höchst bewandert im Wuste herkömmlicher mechanischer Handgriffe, fern von Geist und Frische, welche allein Jugendherzen erobern, einzig bemüht, eine allgemeine Uniform, wenn es auch die von Mecklenburg, dem Lande der frommen Pastoren und duftseligsten Kneipen, wäre, über alle Predigten zu verhängen, wo nothwendiger Weise die Versandung der Geister und die Verknöcherung der Herzen eintreten müssen. Da ist im Predigen keine individualisirte Trefflichkeit zu finden, sondern generalisirte Mittelmäßigkeit und banale Langweile, welche jeden gesunden Sinn abschrecken, selbst im besten Falle nur ein bemoostes Haupt „umschwebt von Wetterwolken und von Adlern", wie Hölderlin so schön vom Scheitel ewigen Schnee's sagt. Hat der junge Mann einmal ein Jahr unter einem solchen Zuchtmeister das Seminar oder das theologische Studium durchlitten, so muß er eine unverwüstliche Natur sein, wenn er zum Prediger nicht ganz verdorben ist.

Die gequetschte Natur verwindet in der Regel den unnatürlichen Druck des Machthabers eben so wenig als die junge Thurmschwalbe, welche, aus dem hohen Neste gefallen, ihren Flügel zerbrochen hat. Dazu kommt, daß solche Lehrer nicht selten, vielleicht unbewußt, ihr werthes Selbst als Ausgang aller Predigtbildung nehmen und danach ihren Vortrag einrichten, dessen paradiesische Unschuld dem eigenen Herzen mehr schmeichelt als den Zuhörern, welche den Verdacht menschlicher Eitelkeit und den Anschein fühlbaren Neides gegen überlegene Talente nicht leiden können. Die letzteren, wenn auch tausend Mal verpönt, wandeln naturfest und regelsicher ihren Pfad, des Eindrucks auf die Herzen gewiß, welche dem Kenner der Seelenzustände nicht widerstehen und von Haus aus alle überfeine Heuchelei im Leben wie in der Predigt hassen. Nur der Schwächling an Leib und Seele läßt sich von ihren Gegnern todtschwätzen, freilich in vielen Exemplaren vorhanden und stets weit mehr geneigt zur Ziererei und gemachten Rührung, zum falschen Pathos und zur Grimasse als zur Wahrheit und Aufrichtigkeit des gemessenen Ausdruckes, zur beredten Sprache und tiefer Lebenserfahrung. Die klapperdürre Form, in die man sich verrannt hat, kann den Mangel an Geist und Beweglichkeit nicht ersetzen, sie rasselt ewig das alte Lied nach eingelernter Melodie ohne belebten Klang, geistlos, langweilig und gedankenlahm. Selbst die deutsche Sprache will diesen geborenen Deutschen nicht vom Flecke, wie eine eigensinnige Mähre mit der Holzlast alle Augenblicke im Lehmpfade stecken bleibt. Man denkt gar nicht an eine wirksame Stylbildung, an's Bewältigen des ungeheueren Sprachmateriales alter und neuer deutscher Literatur, an die unerläßlichen Studien, welche den Menschen zum Meister des Ausdruckes und zum Beherrscher des Sprachgeistes machen. Der Sprachgewaltige wird wohl gar Humanist und Schöngeist gescholten, und damit glaubt man diese Lücke am besten ausgefüllt zu haben. Wie soll auf diesem Wege allseitige Gewandtheit und stofflicher Reichthum zum Vorschein kommen? Das Mannigfaltige, das Lebendige, das Interessante treibt seine Wellen nur dann an die Oberfläche, wenn das Herz spricht, wenn die reiche Bildung und Lebenserfahrung im mächtigen Geiste sich wiederspiegeln, wenn die Natur sich redlich ausweinen und ungestraft frohlocken kann. Da hat die Komödie ein Ende, das bessere Selbst ist zur vollständigen Entwickelung gekommen und

der Mensch kann menschlich sein Inneres gewähren lassen, welches auch am naturgemäßesten sein Aeußeres beherrscht. In sofern hat Dahlmann bei Gelegenheit einer Charakterschilderung des Redners Mirabeau auch vollkommen Recht zu sagen: „Die Phantasie ist es, welche den Redner macht!" Das Vermögen nämlich, den unverfälschten Naturlaut des Herzens in geistvoller Reproduction des menschlichen Denkens und Empfindens sprechen zu lassen. Dieser Schrei des Menschenherzens wird um so voller und siegreicher tönen, je mehr in demselben das treu eingelebte christliche Element in die Erscheinung blüht. Und gerade darin liegt die zauberhafte Kraft der Jesuitenmissionäre, weil sie Geist genug haben, Natur, Kunst und Leben in der persönlichen Einheit christlicher Weltanschauung als Ganzes auszuprägen. Deßhalb haben sie aus innerer Fülle mit Kühnheit und Glück den Zaun herkömmlicher Musterpredigten durchbrochen, um ohne viele Umstände das christliche Menschengefühl in die Welt klingen zu lassen wie Chrysostomus, Athanasius, Basilius, Ambrosius, Leo und Augustinus, wobei der Verstand als treuer Eckart die Feuerpferde mit kluger Besonnenheit leitete. Die christliche Natur, natürlich laut geworden, ist es, welche hier die Welt entzückt und besiegt. Ein solcher Prediger nimmt die Weihe seines Stoffes aus den Errungenschaften seiner Patristik, welche er nicht bloß studirt, sondern durchlebt und sich im Mitleben organisch angeeignet hat. Sein Gang durch die Weltgeschichte war vorzugsweise dogmatischer und kirchenrechtlicher Natur, kein Haschen nach grauen Theorien, sondern zartfühlendes Durchwandern aller christlichen Jahrhunderte vom ersten Ursprunge bis auf unsere Zeit, alle Kämpfe und Triumphe katholischer Wahrheit hindurch, in geschickter Anwendung erklärter Dogmen auf Welt und Leben. In diesen ehrwürdigen Hallen fühlt er sich heimisch, wo die Schatzkammer steht der reichsten und gediegensten Weltliteratur, der Ahnensaal der größten und mächtigsten Geister, welche für Gotteswort und christliche Menschenbildung gestritten, die berühmte Stätte, wo die heldenhaften Naturen, Männer und Frauen, zahllos für die Mysterien der Gottmenschwerdung und der allzeit unbefleckten Jungfrau Maria geblutet haben. Deßhalb ist der Ausdruck des Predigers bloß das plastische Bild dieser geistigen Wunderwelt, welche in ihm lebt und athmet, mit ihren Lehrsätzen und Uebungen, mit ihren Beispielen und Spruchgewalten, mit ihren Got-

tesurtheilen und Sacramentarien, und er selbst lediglich das Organ, durch welches sie vor den Zuhörern zur Anschauung kommt. Da ist Lernen und Wissen ab; nur Leben und Sein gilt. Dieses reiche christliche Gemüthsleben ist die wahre Predigt für die Welt, bereits That in der Seele des Redners, um als solche Gemeingut alles Volkes zu werden, oder mit anderen Worten unser Glaube, sprachlich gesinnbildet, in Liebe thätig, um die laue Welt zu beschämen. Hier ist keine Kluft zwischen dem Worte und der Person des Predigers, zwischen Wort und Leben, das Eine ist im Anderen aufgegangen.

Das christliche Geschichtsbewußtsein der Völker und Nationen geht durch die Predigt in einzelnen Menschen als eigenthümlich persönliches Spiegelbild auf und bildet trotz der geschlossenen Einheit der katholischen Kirche jene erstaunliche Mannigfaltigkeit persönlicher Erscheinungen, welche unser Kirchenleben so lebendig und farbenreich machen. Daraus erhellt auch die Wichtigkeit der katholischen Predigt, weil sie die Aufgabe hat, die kirchliche Gesammtheit nach Zeit und Raum, nach Inhalt und Form mit dem Einzelwesen lebenskräftig zu vermitteln. Diese Predigt hat daher die Kraft der Muttersprache, die nie veraltet und allzeit herzerquicklich tönt, im Rauschen heimathlicher Lüfte, mit Schmeichellauten, die mit unserer Freude, mit unseren Schmerzen spielen. Sie ist wahrhaft populär und gießt den frischen Quell in's Leben. Da rührt das Wort, da beseligt die That, ohne Mißlaut von tönendem Erz und von der klingenden Schelle! Aber wo ist eine solche Patristik und ein solches Predigerleben bei uns zu finden, der getreue Ausdruck christlicher Weltgeschichte, das Evangelium der That und des Lebens, Theorie und Praxis gesammelt im Brennpunkte des Redeblitzes, welcher in die Herzen einschlägt? Haben unsere Hochschulen dafür ihre Weisheit, ihre Liebe, ihre Weltläufigkeit eingesetzt? Ist der moderne Roman diesen christlichen Regionen fern geblieben?

„Ach! Sennora, Ahnung sagt mir:
Einst wird man mich relegiren
Und auf Salamanca's Wällen
Geh'n wir nimmermehr spaziren.“

An die Stelle der Relegirten ist eine schauderhafte Patristik in die moderne Predigt gefahren, aufgelesene Bruchstücke aus Werken, die man nicht kennt, ohne Rücksicht auf deren Geist und

Zusammenhang, je nach Lust und Unlust eingefügt, zugestutzt und ausgelegt, ein kunterbuntes Flickwerk von Zeugen aller Farben und Fäden auf dem Rocke des Betteljungen. Und dies soll ein Beweis der Katholicität für die Predigt sein! Das Unglück dieser patristischen Mosaik wächst ungemein durch die Buchhändlerspeculation mit gedruckten Predigtwerken. Es war dabei weder von Seiten der Compilatoren, noch der Verleger auf etwas Anderes abgesehen, als für gemeinen Gelderwerb die Faulheit und den Blödsinn der Kleriker auszubeuten. Diese buchmacherische Aneignung fremden Eigenthums trug seinen Fluch in die geistige Aneignung des Stoffes von Seiten angehender Prediger. Das Sündengeld der Industrie erzeugte die Sündenschuld der Persönlichkeit, welche für beide büßen muß. Was die Compilatoren und Drucker an Geld gewinnen, verliert der fahrende Waarenverschleißer auf der Kanzel an Wahrheit, Eigenthümlichkeit und Natur. Die eigene Person wird dabei auf die Seite gestellt und dafür eine fremde zur Anschauung und Aeußerung gebracht, ein Nachspiel der alten Komödie, wo die Larve eine so große Rolle spielte. Der Hausgarten bleibt bei diesem Mummenschanz unangebaut liegen und verwildert ganz, während die Kunst der Heuchelei, mit fremder Waare um Menschenbeifall zu angeln, das Herz öde und leer läßt. Auf diesem Holzwege, um nicht Bretter der Bühne zu sagen, sind viele hoffnungsreiche Talente zu Schanden gegangen. Der schwunghafte Waarenverschleiß deutet einen ungeheueren Bankerott der Geister an. Der Prediger, wie wir ihn uns denken, verdankt nach dem bereits Gesagten seine beste Kraft der emsigen und pflichtgetreuen Seelsorge, welche ihn beredt und erfahrungsreich macht in allen Nöthen des menschlichen Herzens, im täglichen Kampfe mit der Gedankenlosigkeit, der Thorheit und dem Undanke der „verruchten Welt,“ wie Göthe sich in seinen „Wahlverwandtschaften“ zart und menschlich ausdrückt. Prediger ohne Seelsorge sind Soldaten ohne Krieg und Pulvergeruch, geschult zur Parade und zum Einhauen auf schuldlose Zuschauer mit flachem Säbel, aber nicht zum Sturm in die Schlacht, blutscheu zum Entsetzen. Daher so viel Geschrei ohne Wolle, so viel Bravour im Scheinangriffe des Manövers, so viel Knallschüsse ohne Ziel, wie in den Frankfurter Herbsttagen mit den Schrottkörnern der Unvorsicht für's eigene Gesicht und Augenlicht.

Als ich einst in der Residenz eines deutschen Kleinstaates

durch eine abgelegene Gasse schlenderte, nescio quid meditans nugarum et totus in illis, sprang auf einmal ein sauber gekleideter Soldat, schlank und blühend wie das gesunde Leben, heulend aus einem Bürgerhause hervor, wie ein Verzweifelnder, weil er sich den Finger gequetscht hatte. Auf sein Geschrei wurde die ganze Gasse laut, voll Theilnahme, häufig bis zu Thränen, für den gequetschten Finger. Kameraden eilten herbei, ihren Collegen zu trösten. Aber dieser wies allen Trost zurück und heulte in einem fort: „Mein Finger! mein Finger! ach, mein guter Finger!" Und alles Volk athmete tief auf wie in einer Litanei: „Der Finger, der Finger, ach! der gute Finger!" Der Soldat heulte immer lauter, der Zusammenlauf wuchs mit jedem Augenblick, die ganze Stadt gerieth in Gährung und Aufruhr über den gequetschten Finger. Und als der Mann die Caserne erreichte, so war die Bevölkerung angeschwollen zu einem Strome, wie im Jahre 1848 mit dem Vorsatze des Sturmes auf die Burg. Es wäre für den gequetschten Finger weit heilsamer gewesen, wenn er anstatt beheult, verbunden worden wäre. Mir fiel dabei unwillkürlich Sebastopol ein, um welches damals die edelsten Helden aus Frankreich und England kämpften. Wäre der gequetschte Finger dabei gewesen, so würde es gewiß zu keiner unpraktischen Volksaufregung gekommen sein. Das wiederholt sich eben so oft im Kriege als im Leben. Der erfahrene Prediger sagt und thut nur so viel, als bei seiner genauen Kenntniß des menschlichen Herzens zur nächsten Erreichung des besonderen Zweckes nöthig ist. Er haßt „das viele Lärmen um nichts", eben so gründlich als die Zeisiglieder der „lustigen Weiber von Windsor." Schon beim Religionslehrer finden wir diese Wahrheit auffallend bestätigt. Je weniger Seelsorgsschule derselbe hat, desto weniger fruchtet sein dürres Wort, desto mehr verabsäumt er, was für die Noth des Lebens nothwendig ist, desto langweiliger erscheint er den Kindern, weil diese das frische Grün lieber haben, als die merkwürdigsten getrockneten Pflanzen aus dem botanischen Portefeuille. Dieser Verfall des Predigtamtes in trostlosen Mechanismus erklärt auf der einen Seite den ungeheueren Erfolg der Missionen in Deutschland, denen der Socialpolitiker Riehl ein so richtiges Horoscop gestellt hat, deutet aber auf der anderen Seite auch die große Gefahr für die Kirche an, welche daraus entspringt.

Man kann den Deutschen nur durch die rechte Predigt gründ-

lich zukommen, und deßhalb hat auch die Reformation in vielen Gegenden ihr Glück gemacht, weil die rechte Predigt fehlte. Viele katholische Prediger meinen diesen Schaden der deutschen Predigt dadurch gut zu machen, daß sie in ihren Vorträgen gegen Andersdenkende zu polemisiren anfangen. Und in der That ist Anlaß genug vorhanden, in diesen folgereichen Fehler zu verfallen. Die akatholischen Prädicanten haben nnn einmal ihre Kanzel zum Kampfplatze gegen die Katholiken gemacht, so weit sie diesen Namen mit Recht führen, und treiben ihre diesfällige Polemik auf so schneidende und ungerechte Weise, daß auch der längste Faden menschlicher Geduld am Ende reißen muß. Ihr Lebensverkehr beweist in Uebereinstimmung mit diesen Kirchenvorträgen nur allzu deutlich, daß die Worte ernst gemeint und die darauf folgenden Handlungen nur ihr consequenter äußerlicher Ausdruck sind. Ich halte daher die Polemik besonders junger katholischer Prediger, in Bezug auf Muth und Kraft der Personen, für eine verzeihliche Ausschreitung, aber stets für einen großen Nachtheil unserer katholischen Sache. So wenig wir die Irrlehren fremder Religionsparteiungen annehmen, eben so wenig dürfen wir von den Protestanten die Art der Predigt lernen. Das Schlimmste, was einem Religionssysteme begegnen kann, besteht in der Nothwendigkeit des Angriffskrieges gegen Uneinverstandene, sogar bei gottesdienstlichen Versammlungen, wo das eigene Herz allein Befriedigung sucht und dieselbe unmöglich, wie das Rossegespann des Achilles, im Nektar und in der Ambrosia des Hasses und der Leidenschaft finden kann. Die klare, unverfälschte Lehre des Katholicismus mit aller Schärfe und Bestimmtheit ihres dogmatischen Inhaltes, aber ohne Hereinziehung fremder Widersprüche, ziemt allein der katholischen Kanzel. Die unter solchen Umständen nöthige, confessionelle Polemik mag mit aller Ueberlegung und Ruhe in der Schrift von Kampfberechtigten ausgefochten werden, aber vor dem allerheiligsten Sacramente des Leibes und Blutes Christi soll der Katholik nur im Gebete seiner irrenden Brüder gedenken. Auf der Kanzel wird man viel zu leicht vom lebhaften Gefühle fortgerissen; man sagt mehr, als ursprünglich die Absicht war. Von Seiten der Zuhörer begegnet solchen regellosen Ergüssen das Mißverständniß, welches durch falsche Auffassung derselben großes Unheil in die Häuser, besonders in gemischte Ehen, bringt. Der Prediger verliert durch dieses Herab-

steigen in's Gebiet zänkerischer Erörterung vor dem reinen unbefangenen Volkssinn das Siegel der Ehrwürdigkeit, so zu sagen die Weihe seiner priesterlichen Amtsvollmacht und die Unschuld seines jungfräulichen Urtheils für zarte Gewissen. Die schlechten Zeitungen hacken sich wie Lämmergeier in's Eingeweide seiner Predigt und schmausen sich daran wie Vielfraße voll von Schimpf und Galle gegen den katholischen Seelsorger und seine heilige Kirche. Und selten ist er zugleich der Mann, daß er ihnen mit dem geschriebenen Worte die Höhle zeigen kann, wohin solcher Nachtisch gehört. Die Kneipen jubeln die scheinbare Niederlage nach und die Gassenbuben legen sich als Rächerschaar in's Mittel gegen Katholisches, dem das Recht der Selbstvertheidigung überhaupt nicht zukommt. Viele Seelsorger sind dadurch in sehr mißliche Lagen gekommen, ohne irgend denkbaren Gewinn für die Sache der Gemeinde und der Kirche. Die letztere bedarf dieser Predigerhülfe auch gar nicht. Hätten die heterodoxen Künste hingereicht, sie auf deutschem Boden zu vernichten, so wäre ihr Untergang längst schon besiegelt. Aber der heilige Geist vernichtet mit einem leichten Hauche, was vieljährige Gigantenkraft gegen den Himmel aufgethürmt hat. Und darin ist die Kraft der katholischen Kirche in Deutschland besiegelt. Die praktische Seelsorge hat überhaupt der Klippen so viele, daß eine besondere Gnade Gottes dazu gehört, an ihnen mit leidlicher Sicherheit vorüber zu kommen.

Dazu gehört in gemischten Religionszuständen namentlich die Beichte, welche zwar ein überaus wohlthätiges und trostreiches Sacrament für die Gläubigen, aber mit namenloser Mühsal für den Priester verbunden ist in Bezug auf mögliche Mißverhältnisse, die für den letzteren daraus zu entspringen pflegen. Rastlos geht durch alle Zeitungen, Broschüren und Bücher die furchtbare Anklage, daß der Beichtstuhl zur geheimen Vehme dient, um in alle Lebensverhältnisse einzugreifen, die zartesten Herzensangelegenheiten zu beschädigen und eine blinde Tyrannei gegen Andersdenkende zu entfalten, vor der keine Ehe, keine Liebe, keine Confession, kein Vermögen, kein Verstand sicher ist, unerreichbar, grausenerregend wie Cholera und Pest, deren Hauch weder zu fassen noch zu bändigen ist. Die Anklage tritt auf mit der Zuversicht eines Tieferfahrenen, mit dem Abscheu der Schriftgelehrten und Pharisäer vor weltbekannten Missethaten, als Nothschrei der angegriffenen und heillos bedrohten und ge=

schädigten Menschenrace, welche die fanatischen ultramontanen Pfaffen in's zeitliche und ewige Verderben stürzen wollen. Die Anklage wird sogar in officiösen und officiellen Blättern unaufhörlich mit obligater Orchesterbegleitung wiederholt als eine ausgemachte Sache, als odium generis humani nach Art der heidnischen Imperatoren und Weltweisen gegen die erste Christenheit, ohne alle Beweise, ja ohne die Möglichkeit eines Beweises, ohne die leiseste Beachtung der Einreden von der Gegenseite, eine öffentliche Verdammung der vermeintlichen Verbrechen ohne Zulaß irgend einer Vertheidigung, eine literarische Rache an den Unthaten, welche von allen Gesetzbüchern, von jedem Menschengefühl verurtheilt, sich nur durch ihr Schleichen im Finstern decken können. Man sollte meinen, die Gerichte, der Staatsanwalt, die Polizei würden, durch die in ihren eigenen Blättern tagtäglich aufgetischten Anschuldigungen erschüttert und aufgeschreckt, ernstlich einschreiten, Untersuchung pflegen und der richterlichen Thätigkeit ihren Lauf lassen. Mit nichten! Bezahlte Zeitungen können die unerhörte, ehrenmörderische, katholikenfeindliche Anklage Jahr aus Jahr ein wiederholen: kein Gewaltiger rührt sich, und die ganze Wucht dieser Haßaufhetzung drückt mit unausgesetztem Nachdrucke auf die Beichtpfaffen, die „Vergifter" der menschlichen Gesellschaft. Wir gestehen, das ist ein seltsamer Zustand der deutschen Gerechtigkeit und Toleranz! Eines jeden Köhlers Gewicht zieht schwerer als die Ehre und das Recht von dreiundzwanzig Millionen Katholiken im Bereiche des deutschen Bundes. Hier liegt nur die Alternative vor euch: Entweder haltet ihr die Anklage für unwahr; dann seid ihr schuldig, die schriftliche Verläumdung der deutschen Katholiken und ihrer Priester zu strafen und für die Zukunft unmöglich zu machen. Die Zeitungen sind ja abhängig und dienstwillig; sie horchen ja mit Andacht auf eure Inspirationen; sie sind trotz ihrer Armuth noch immer reicher an Geld als an Selbstständigkeit. Oder ihr haltet sie für wahr; dann steht entrüstet auf und zieht die Verbrecher nach gehörigem Gerichtsverfahren zur wohlverdienten Strafe. Wir stehen dem Untersuchungsrichter bereit, unserer Beichtkinder sind für jeden Tausende, an Zeugen zur Belastung kann es nicht fehlen. Das allein ist des gemeinsamen Vaterlandes, der christlichen Religion würdig. Ihr habt dabei den unermeßlichen Vortheil, wie ihn die Feigheit und Schadenfreude nur wünschen können, daß die Angeklagten sich gegen keine Anklage

vertheidigen können; ihr Mund ist auf ewig dergestalt gebunden, daß sie in die Beichte nichts hineintragen und nichts heraustragen dürfen; man kann sie viertheilen oder in die Moldau werfen, von ihnen habt ihr keine Widerlegung zu fürchten. Und dieses mächtige, wunderbare Schweigen und Sichverurtheilen lassen ohne Klage, ohne leisen Seufzer fließt nicht so fast aus dem unauflöslichen Siegel ihres Mundes, nicht so fast aus der unerbittlichen Strenge des Kirchengesetzes, nicht so fast aus der verpfändeten Treue eines festen Männerherzens, so stark auch diese Beweggründe wirken mögen, sondern einfach aus der Unmöglichkeit, welche in der Sache selbst gegründet und von unseren blinden Gegnern nie gehörig erwogen worden ist. Der Beichtvater ist allerdings mit göttlicher Obmacht zur Sündenvergebung ausgerüstet, das sagt unstreitig die heilige Schrift nach dem Verstande derselben in apostolischer Zeit. Aber er ist mit seinem Wissen als Mensch in der Beichte lediglich auf das Bekenntniß der Büßer angewiesen. Was dieses nicht enthält, kann weder ein Gegenstand seiner Neugierde noch ein Anlaß zum Eingehen in weltliche Verhältnisse sein, welche nicht, streng genommen, zum engen Kreise des Eingeständnisses gehören. Jede Frage nach Namen ist ihm von den Kirchengesetzen strengstens verboten und kein Beichtender gehalten, sie ihm zu offenbaren. Der Gegenstand der Beichtgeheimnisse ist nicht das Haus, die Familie, Geld und Gut, sondern lediglich die Unart des menschlichen Herzens, für welche auch das Sacrament der Beichte einzig und allein eingesetzt ist. Da kommt, wenn ich mich so ausdrücken darf, nichts Gegenständliches im Sinne weltlicher Auffassung vor, sondern die wenig interessanten Geheimnisse des „ewigen Kindes“ mit seiner Schwäche und Unbehülflichkeit, mit seinen Launen und Bosheiten, mit seinen Bedenken und Unerheblichkeiten, welche in der Regel weit abliegen vom Kreise materieller Interessen. Und dieses altjunge ewige Kind ist in jedem Menschen das Gleiche mit dem ärgsten Schlendrian von der Welt, so daß die eigentlichen Merkmale des Unterschiedes an den Trägern desselben ganz in einander fließen und jene furchtbare Last des Einerlei erzeugen, welches den Beichtstuhl geistig und leiblich so schwer macht. Behält der Priester so viel Charakteristisches im Gedächtnisse, um angemessene Antwort auf den Vortrag zu geben, so hat das letztere das Menschenmögliche geleistet. Weiter reicht gewöhnlich weder die Kraft noch die Lust in uns, weil

wir nicht dasitzen zu behalten, sondern anzuhören und zu erledigen. Dieses unkenntlich in einander Geflossene und Verallgemeinte steigt noch weit mehr durch den Umstand, daß wir das Herz des Menschen gewissermaßen in abstracto zu hören bekommen, fern von allen Anhaltspunkten der Wirklichkeit, wodurch allein Unterschiede und Merkzeichen möglich werden. Der Beichtende hat leichtbegreiflich keinen Trieb, dieselben herein zu ziehen und sich zur Beschämung ohne hinlänglichen Grund kenntlicher zu machen, und der Beichtvater fühlt recht gut, wie peinlich überhaupt eine solche Fixirung für's Leben wäre. Rechnet man dazu, daß der Letztere in großen Gemeinden die wenigsten Menschen nach ihrer außerkirchlichen Stellung kennt und bei größerem Andrange von hundert und hundert Seelen in gemessener Abfertigung unmöglich unterscheiden kann, daß die unabweisbare Macht der Gewohnheit gar vielerlei oft Gehörtes und längst Bekanntes unmerklich an sich vorüber gehen läßt und die unvermeidliche Abstumpfung alle Schärfe des Behaltens ausschließt, so werden es Vernünftige begreiflich finden, daß der Priester außerhalb des Beichtstuhles specielle Seelenzustände nicht wohl gegenwärtig haben kann. Das ist auch der einzige Trost für vielbeschäftigte Beichtväter, daß sie das Gehörte nicht bloß nicht im Gedächtnisse zu behalten brauchen, sondern auch nicht einmal mit Willen und Anstrengung behalten können. Es ist für solche schon viel zu wissen, daß diese oder jene Person ihr Beichtkind ist.

Die Blindheit unserer Ankläger hat überhaupt vom katholischen Sacramente der Beichte gar keinen Begriff, und das, was sie sich darunter denken, ist nur ein schnödes Afterbild ihrer Gehässigkeit und Einbildung ohne Grund und Richtigkeit. Sie sind fast sämmtlich Protestanten, Juden, Deutschkatholiken und andere glaubenslose Schreier, welche nie gebeichtet und nicht einmal die Ehrlichkeit gehabt haben, sich wenigstens theoretisch zu unterrichten, was die Katholiken im Sacramente der Beichte üben. Sie benützen den Abhub dreihundertjähriger Vorurtheile, um die katholische Kirche zu verleumden und ihr mißfälliges Thun in die von ihnen selbst ausgedachte Schablone der Beichte einzuhüllen. Sie haben für ihr löbliches Werk nicht bloß die Gänsekiele der Zeitungsschreiber, sondern die modernen Bearbeiter der Romanliteratur, der Theaterfarçen, der Memoiren und Reisebeschreibungen, namentlich aus den schändlichen Kloaken

von Paris, wo die stereotype Lüge über die katholische Beichte mit ihren gemachten Schrecken und Geheimnissen als gemeine Brodverdienerin auf katholische Kosten thätig ist. Aus diesem Grunde haben ihre Diatriben stets einen Inhalt als Verhandlung der katholischen Beichte, welche nach unseren kirchlichen Grundsätzen gar kein Gegenstand der Beichtverhandlung sein können. Namentlich streuen sie leichtentzündlichen Gemüthern stets in die Seele, daß die Verhältnisse der gemischten Ehen von der Beichtgewalt aus in Behandlung genommen und in dieser geheimen Schmiede im ultramontanen Sinne erledigt würden. Eine Verläumdung oder schmähliche Unkenntniß, wie tausend andere dieses Gelichters.

Die katholischen Ansichten über diese Ehezustände sind weltbekannt. Sie werden nicht in der Beichte, sondern von der Kirchen- und Pfarrverwaltung nach bekannten Grundsätzen abgemacht und haben deßhalb weder Ursache noch Mittel des Bezugs auf das Sacrament, welches mit dem Sündenzustande der Selbstankläger allein beschäftigt, die Ordnung der gemischten Ehen der Kirchenobmacht überläßt und voraussetzt. Die Kirche hält in Bezug auf die Beichte den schon von hochverehrten Kirchenvätern ausgesprochenen Satz fest: „Scientia ex confessione est nulla", und dafür hat jeder Beichtvater mit Leib und Leben einzustehen. Es können daher Amtshandlungen der äußeren Pfarrgewalt von der Beichte aus gar nicht behandelt werden, insofern dieselben in der Außenwelt gesetzliche Feststellungen zur Folge haben sollen. Katholiken bringen daher diese Angelegenheiten nicht zur Entscheidung des Beichtvaters, sondern in's äußere Forum vor die ordentliche Gewalt der Kirchenbehörde, welche dafür allein maßgebend sein kann. Der Beichtvater darf ohne schwere Sünde mit den Beichtkindern über das, was in der Beichte vorgefallen oder mitgetheilt worden ist, gar nicht einmal reden. Es ist ihm scharf verboten, an Mittheilungen in der Beichte außerhalb dieses Actes auch nur freiwillig zu denken, was aus den oben angedeuteten Gründen allerdings um so natürlicher ist, je weniger das Gedächtniß Pflicht und Kraft haben kann, in der Beichte Gehörtes zu behalten. Wo der Beichtvater auf ihn selbst Bezügliches in der Beichte vernimmt, kann er es auch bei entschiedener Gefahr außerhalb des Beichtactes nicht benützen, um sich mit Aufwand von äußerlichen Mitteln davor sicher zu stellen. Die Beichte ist und bleibt eine durchaus innerliche

Verhandlung, welche ihrer Natur nach nicht nach außen gezogen und in die Hand genommen werden darf. Zudem ist es doch eigen, daß alljährlich Millionen Menschen dem Gebote der Beichte willig und mit größter Gewissenhaftigkeit nachkommen und daß diese Millionen aus allen Ständen und Bildungsgraden sich in ihren empfindlichsten Interessen vom Beichtvater mißhandeln, verrathen und um ihr Lebensglück bringen lassen sollten, ohne je eine öffentliche Klage zu erheben. Im Gegentheile beharren sie regelmäßig auf der pflichtgemäßen Uebung der Beichte als ihrem großen und oft einzigen Trost in den Nöthen und Wirrsalen dieses Lebens.

Diejenigen, welche nach dem Inhalte der öffentlichen Ankläger verletzt worden sein sollen, welche die Beichte allein aus Erfahrung kennen und aus Ueberzeugung üben, welche sich an dieses Institut als Quelle unversieglicher Gnade anschließen, verlauten kein Wort zu Gunsten der öffentlichen Hetzer und Ankläger; dagegen rumoren die letzteren über furchtbaren Beichtdruck, obgleich sie niemals gedrückt worden sind, niemals gebeichtet haben und die Anstalt selbst nur aus ihrer eigenen bösen Einbildung kennen. Das ist doch wohl der beste Beweis für ihre Unkenntniß oder Böswilligkeit, eine Art feierlicher Verdammung der vorgebrachten Verläumdungen, eine Freisprechung der mit Unrecht angeschuldigten katholischen Priester und der einzige große Trost für die unaufhörlichen Leiden, welche aus dieser Quelle fließen, um ihren Beruf sauer zu machen. Man kann den Muth der Geduld nur aus der Ueberzeugung schöpfen, daß es einer von Christus eingesetzten Anstalt gilt, welche aller Drangsale wohl werth ist.

Das katholische Bedürfniß nach Klöstern.

Non ignorat sancta synodus, quantum ex monasteriis pie institutis, et recte administratis in ecclesia Dei splendoris atque utilitatis oriatur.

Concilium Tridentinum.

Wer die Geschichte der katholischen Kirche gründlich kennt, weiß sehr wohl, daß die ascetischen Richtungen, in der Gestalt geistlicher Vereine an's Licht tretend, so alt sind als die katholische Kirche selbst, aus deren Leben sie so nothwendig und folgerecht fließen, daß das Princip der katholischen Kirchlichkeit ohne dieses Vereinsrecht ernstlich in Frage gestellt wird. Man will protestantischerseits durch Verwerfung des letzteren offenbar der katholischen Kirche die eigenthümliche Kraft nehmen oder wenigstens beschränken, sich lebendig zu entfalten und für ihre Anhänger auf ihre Weise praktisch zu werden. Wer uns das Klosterwesen als unzulässig bestreitet, befeindet mit unverantwortlicher Intoleranz den freien Athemzug des kirchlichen Lebens. Die Kirchenfeinde aller Jahrhunderte haben mit mehr oder minder Ingrimm gegen dieses Recht unserer Kirche gearbeitet und oft mit den Mitteln schnödester Grausamkeit die Klosteransiedelungen zerstört, wobei es zweifelhaft bleibt, ob der Katholikenhaß oder die Habsucht größeren Antheil daran gehabt, oder beide vereint das Zerstörungswerk vollbracht haben. Die klösterlichen Vereine kehren aber stets wieder mit scharfer Entschiedenheit zurück, weil sie vom katholischen Wesen unzertrennlich sind, ja selbst einen wichtigen Theil der Wesenheit kirchlicher Lebensentfaltung und Religionsübung ausmachen. Und

was das Merkwürdigste an dieser Beharrlichkeit der Klosteridee ist, das Volk in weitester Bedeutung, die Schichte, aus denen die Demokraten und Communisten ihr dienstbares Proletariat erziehen, die Andacht des katholischen Landvolkes in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit ruft am meisten danach und vertraut derselben am liebsten seine heiligsten Interessen an. Fürst Wallerstein, den Niemand für einen Jesuiten und Ultramontanen halten wird, hat sogar in der bayerischen Kammer mit der ihm eigenthümlichen Unpartheilichkeit und Volkskenntniß den Orden der Kapuziner in Schutz genommen, weil er, naturwüchsig aus der Kirche hervorgesproßt, vorzüglich geeignet ist, den gemeinen Ständen durch ihr populäres Eingehen in ihre Bedürfnisse und den Vornehmen durch ihre Demuth und Abtödtung Achtung und Liebe einzuflößen. Zu dieser innerlichen Nothwendigkeit und Berechtigung erhielten die Klöster in Deutschland auch noch den äußerlichen Beruf zur Christianisirung und Civilisation des deutschen Volkes.

Was vom Christenthum in deutschen Landen vorhanden ist, Mönche und Nonnen haben es ursprünglich eingepflanzt. Und nicht bloß die uranfängliche Bekehrung der heidnischen Germanen, sondern auch die Seelsorge der bekehrten Bevölkerung wurde lange Zeit hindurch fast ausschließlich von geistlichen Corporationen besorgt. Unser deutscher Episcopat hat aus den klösterlichen Ansiedelungen nicht bloß seine beste Kraft gezogen, sondern in denselben auch das einzige verläßliche Mittel zu seiner festen Begründung gefunden. Karls des Großen und seiner geistvollsten Nachfolger Kirchen- und Unterrichtsplan für deutsche Einheit und Menschenbildung fußte vorzugsweise auf den klösterlichen Missionen, welche mit ächtdeutscher Pünktlichkeit den Vorpostendienst und die Besatzungspflicht des bewaffneten Kaiserthums versahen und mit christlicher Milde die Maßregeln der Reichsregierung wurzelhaft in's Volk leiteten. Ihnen verdankt Deutschland die ersten Schulen und Seminarien für die Volks- und Priesterbildung, die Aufschürfung des Bodens für Künste und Wissenschaften, größere Musterwirthschaften zum vortheilhaften Anbau des Landes. Eine Unzahl von Ortschaften, in denen wir heutzutage ein blühendes Leben bewundern, ist lediglich durch den sittigenden Einfluß der Mönche entstanden, und man kann noch urkundlich die einzelnen Stellen und Fortschritte ihrer ackerbautreibenden Thätig-

keit oft bis zur Angabe der Umrodung einzelner Waldbezirke nachweisen, welche ihre emsige Hand fruchtbar gemacht hat. Durch diese weltgeschichtliche Wirksamkeit verwuchsen die Klöster dergestalt mit dem deutschen Leben, mit der deutschen Wissenschaft, mit der deutschen Seelsorge, daß sie ohne unermeßlichen Schaden für die katholische Kirche davon nie mehr abzulösen waren. Diese Bedeutung und Wichtigkeit der katholischen Klöster wurde auch von Protestanten und Katholiken gleichmäßig anerkannt, von den einen, um dieselben als Grundströmungen des katholischen Lebens anzufeinden und wo möglich zu zerstören, von den anderen, um einen wesenhaften Theil ihres kirchenrechtlichen Daseins und Bestandes zu retten und fortzubilden. Die langathmige Säcularisation der Klöster, welche mit der Reformation begonnen und auf mannigfaltigen Wegen bis in unsere Tage fortgesetzt worden ist, schlägt also offenbar zum fortlaufenden Triumphe der Protestanten aus, während die Katholiken lebhaft beklagen müssen, daß die Intoleranz durch die gewaltsame und widerrechtliche Unterdrückung katholischer Klöster einen wesentlichen Antheil der katholischen Corporationsrechte zu vernichten strebt. Die unrechtmäßige Gewalt auf Kosten gesetzlich festgestellter Parität entgeht aber ihrem eigenen Verhängniß nicht. Man glaubt, die Burgen der katholischen Kirche zerstört und dadurch den Wurzeln der Confession selbst einen entschiedenen Abbruch gethan zu haben. Mit nichten! Der Schaden kann und muß ersetzt werden, da man es hier mit einem Lebendigen zu thun hat, dessen Wurzeln aus der sichtbaren Erscheinung tief in die geistige, jeder Willkür entrückten Welt hineinreichen. Die aus dem tiefsten Kerne des christlichen Lebens geflossene Idee der Klöster lebt im unzerstörlichen Principe der Kirche fort und versucht unaufhörlich, trotz aller Gegnerschaft, ihre siegreichen Keime in's katholische Leben zu treiben.

Auf diesem zarten Punkte begegnet uns in Deutschland fortwährend der protestantische und katholische Geist im Widerstreite mit so auffallenden Erscheinungen, daß wir über die Meinungen in beiden Lagern nicht zweifelhaft sein können. Die Protestanten rühmen das rauhe Haus zu Hamburg, die Anstalten der Diaconissen an verschiedenen Orten Deutschlands und die Wiederherstellung des Johanniterordens in Preußen für Zwecke socialer Besserung unserer Volksverhältnisse. Die protestanti-

schen Waisen- und Versorgungshäuser werden an vielen Punkten lediglich von Corporationen, deren freie Bewegung oft weit größer ist, als die der Klöster, nach eigenen Hausregeln verwaltet und regiert, und bilden nicht selten mit Recht den Stolz freier Bürger, welche ihr Armengut ohne erhebliche Controle des Staates verwalten. Man hegt mit Vorliebe Stifter für Conventualinnen, welche, zusammenwohnend, so frei ihr Eigenthum verwalten, wie jeder Staatsbürger sein Familiengut, theils von wohlwollenden Protestanten in neuerer Zeit gestiftet, theils aus katholischer Zeit für protestantische Zwecke in Besitz genommen. Stände ein Katholik auf und thäte Einrede gegen den Bestand dieser Stiftungen, und wollte ihre Auflösung durch unerlaubte Mittel der Gewalt beantragen, oder die Errichtung ähnlicher Institute für die Zukunft den deutschen Protestanten verbieten, so würde der gegnerische Lärm mit Recht noch weit größer sein, als über das österreichische Concordat. Denn das letztere, für Katholiken abgeschlossen, kann Andersgläubige nur als Gespenst schrecken, während ein Angehen gegen das Vereinsrecht der Protestanten tief in's Fleisch dringen würde. Ist dies so klar, daß darüber kein Zweifel oder Mißverständniß auftauchen kann, so klingen aus dem Lager duldsamer Protestanten, wo so viele Neigung zu unverkürzten Paritätsrechten für alle christlichen Confessionen herrscht, die unaufhörlichen Verdächtigungen und Befeindungen der geistlichen Vereine, besonders der barmherzigen Schwestern in der katholischen Kirche wirklich befremdlich, weil sich dafür kein anderer Grund ausmitteln läßt, als ihr katholischer Charakter, dessen volle Berechtigung wohl von Niemand in Zweifel gezogen werden kann.

Die Thätigkeit dieser frommen Genossenschaften wird eben so wenig bestritten, als ihre Zweckmäßigkeit für unsere Volkszustände, sondern geradezu ihr katholischer Ausdruck, die Quelle katholischer Lebens- und Erziehungsgrundsätze, aus welcher diese harmlosen, dem Wohle des Volkes hingegebenen Institute fließen. Man kann in officiösen Zeitungen und Broschüren die Freude über den Klostersturm in Sardinien, Spanien und in der Schweiz nicht verhehlen, und diesem Jubel lautdenkender Geister ist das herzinnige Vergnügen über den Schaden, welcher dadurch der katholischen Kirche zugeht, wohl anzusehen, während

alle redlich gesinnten und conservativen Freunde der menschlichen Gesellschaft diesen Schmaus des Polyphemus und seiner modernen Affiliirten tief verabscheuen. Es wäre sehr beklagenswerth, wenn der Protestantismus sich nach seinem unveränderlichen Principe eine solche Denkweise zur Pflicht und Lebensregel machen müßte. Wir können dies um so weniger voraussetzen, als wir rings um uns viele Protestanten von anerkanntem Scharfsinn und Billigkeitsgefühl diesen Jubel über die gewaltsame Ausrottung der katholischen Klöster keineswegs theilen sehen. Sie wissen recht gut, daß diese Institute viel zu wesentlich mit dem Geiste des katholischen Lebens und Kirchenthums zusammenhängen, als daß die Befeindung derselben nicht als böswillige und ungerechte Verfolgung der gleichberechtigten katholischen Confession gelten müßte, welche in Kirchenangelegenheiten allein das Recht hat zu beurtheilen, was ihrer kirchlichen Entwickelung naturgemäß und nothwendig ist. Sie fühlen es tief, daß für Deutschland kein Heil in politischer und socialer Rücksicht zu erwarten ist, ohne redliches und unpartheiisches Gewährenlassen aller Confessionen nach ihren besonderen Rechten, Grundsätzen und Bedürfnissen. Es leuchtet Allen klar ein, daß die gewaltsamsten Revolutionen im Staate und in der Kirche nicht im Stande gewesen sind, den Bau und das Leben der katholischen Gesammtheit zu erdrücken, daß im Gegentheile sogar die blutigsten Kriege gegen dieselbe zu den größten Nachtheilen für die Macht und Integrität Deutschlands geführt haben. Was sie also mit ihrer Religionsansicht weniger vereinigen können, das dulden sie als politische Nothwendigkeit und halten fest an jenen Staatsverträgen, welche nach langem blutigen Streite das confessionelle Leben in Deutschland geordnet haben. Nach den letzteren ist Deutschland nicht vorherrschend protestantisch, sondern paritätisch mit gleichen Rechten und Pflichten in allen christlichen Confessionen. Eine andere Auffassung und Behandlung dieser Controverse würde den Protestanten nicht nur keinen Vortheil bringen, sondern die bittersten Folgen für die Selbstständigkeit und den Frieden des deutschen Volkes herbeiführen.

Leider sind die Männer dieser gerechten und maßvollen Auffassung confessioneller Gegensätze fast überall die Stillen im Lande, und ihr politisches Zartgefühl, welches in einer frommgläubigen Gesinnung wurzelt, erlaubt ihnen nur äußerst selten,

ihre Herzensmeinung von den Dächern zu predigen und sich in den lauten Markt des literarischen Pöbels zu mischen. Dagegen werfen sich alle Schiffbrüchigen am Glauben zu Propheten und Doctoren des Protestantismus auf und kämpfen mit schnöder Ungeberde für das Alleinrecht der Protestanten in der Beurtheilung religiöser und kirchlicher Angelegenheiten der deutschen Nation mit Ausschluß des katholischen Einflusses, wenn sich derselbe auch nur in eigener Sache, wie im vorliegenden Falle in Betreff der Klöster, geltend machen will. An der Aufrechthaltung der ursprünglichen protestantischen Lehrsätze liegt ihnen so wenig, daß sie fast immer die ersten sind, gegen Dogmen, Kirchendisciplin und Consistorialerlasse zu protestiren. Dagegen eifern sie gegen die Grundverträge des deutschen Staatsrechtes für ein protestantisches Deutschland in politischer Auffassung, und suchen das letztere durch einseitigen Fanatismus zu begründen und zu stützen.

Daß die katholischen Christen für die Träume einer solchen Politik nicht begeistert werden können, liegt im tiefinnerlichen Wesen ihrer katholischen Weltansicht, welche mit unerschütterlicher Liebe am Rechte hängt und um keinen Preis einen Riß in die Geschichte ertragen kann. Diese widerstrebt eben so sehr jeder zerstörenden und widerrechtlichen Zeitströmung, als dem Aufgeben ihrer apostolischen Lehre. Ihre Bekenner sind für alle Mitarbeit an Eroberungen auf Kosten des Rechts und der Wahrheit so wenig zu gebrauchen, als zur Verwässerung der Evangelien im Sinne der Freigemeindlichen. Das fühlen die Vertreter der protestantischen Politik in Deutschland nur allzusehr und schließen sich aus Instinct jenen Namenkatholiken an, welche außer ihrer Taufe nichts Katholisches aufzuweisen haben. Die letzteren werden unabläßig und mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit als Meilenzeiger der neudeutschen Kirchenbewegung und ächtkatholischer Musterwirthschaft befingerzeigt, und man trägt kein Bedenken, ihren Meinungsausdruck als öffentliche Meinung der Katholiken in Deutschland zu proclamiren. Mit Hülfe dieser Braven soll eine katholische Kirche gegründet werden, worin es keine Ultramontane, keine katholischen Dogmen, keinen Papst, keine freien Bischöfe, keine Klöster, keine allein gültige und zuläßige Bibelauslegung gibt, sondern nur eine deutsche Nationalkirche ohne Inhalt, ohne apostolischen Ursprung, ohne freies Leben der Gemeinde auf katholischer Basis.

Aus diesem Grunde dulden sie die Katholiken nur dann willig, wenn sie ihren charakteristischen Zusammenhang mit der apostolischen Einheit in Rom aufgeben und auf alle daraus fließenden Institutionen feigherzig verzichten, um eine andersgläubige Allgewalt selbst im Innern der Kirche walten zu lassen. Sie nennen uns in den gelesensten Blättern „Fremde,“ weil wir in Rom unser geistliches Oberhaupt anerkennen und dadurch die Makel der Treulosigkeit gegen unsere angestammten Herrscher auf unsere arme Seele geladen haben. Nach dieser unschuldigen Ansicht und Abschätzung katholischer Glaubenssätze soll die deutsche Polizei vorgehen, die stereotype Kanzlei handeln und die protestantische Politik am Staatsbaue fortarbeiten. Man sieht, es ist im Grunde weit mehr politischer Unverstand in diesen Chorführern thätig, als erleuchteter Religionseifer, der ihnen nie sonderlich bange gemacht hat. Jeder nächste Beste, welcher diesem Aberwitze beipflichtet, ist ein auserlesenes Rüstzeug für die germanische Wiedergeburt der deutschen Nation, mit achtzehn Jahren Patriot, mit fünfundzwanzig Jahren Vater des Vaterlandes, die ehrlichste und gesinnungstüchtigste Haut von der Welt. Seine Schriften, wenn auch das langweiligste Geschwätz und größtentheils Seeraub der ekelsten Sorte, sind ein nie genug zu schätzendes Gemeingut der Deutschen, das in keiner Familie fehlen darf, Wiederspiegelung einer schönen Seele, welche den Franzosen Unfreiheit der Presse vorwirft, während sie selbst um fünfzig Thaler monatlich für eine fremde Meinung verkauft ist.

Für die Anhänger dieser Zeitrichtung tritt ein jüdisches Jubeljahr ein, wo alle früheren Schulden des honorirten Meinungswechsels, alle unsaubere Wäsche galanter Abentheuer, alle Bankerotte des Charakters vergessen sind. Und wenn man die Meute mustert, so erstaunt man billig über die Verdauungskraft der Besteller und über die Niedertracht der Bestellten, welche nach gegebenem Commando johlen und heulen wie das Echo am ragenden Felsen der Lorelei, leider kein Lied aus alten Tagen, das die Herzen rührt, sondern ein nagelneues von deutscher Ehre, die längst verkauft ist, von deutscher Selbstständigkeit, die nicht auf eigenen Füßen gehen kann, vom deutschen Kirchenthum, das keinen Priester hat und keinen Segen, lediglich als Beweis vom Dasein ohnmächtiger Lüste und Begierden, welche dem Großvater Tantalus Ehre machen würden.

Distelköpfe aus allen Confessionen, oft mit erklärter Ablehnung jeder Confession, dienen unter dieser Fahne und pflanzen sie keck als protestantisches Princip in Deutschland auf. So wenig furchtbar das letztere in seiner eigentlichen Natur ist, sind wir Katholiken doch genöthiget, dasselbe als Ausdruck der gegenwärtigen Zeitströmung zu betonen, weil es nach einem wohlangelegten Plane uns das nicht lassen will, was wir als eigenthümliche und wesenhafte Entfaltung des katholischen Dogma's festhalten müssen.

Der Grundsatz, daß wir in der Glaubensnorm und im Kirchenleben nur so viel als wesentlich und rechtsgültig annehmen, als uns die Repräsentanten des protestantischen Princips lassen wollen, widerstreitet nicht allein dem historischen Rechtsbewußtsein der deutschen Nation, sondern den Fundamentalgesetzen der katholischen Kirche, für deren Aufrechterhaltung alle katholischen Kräfte einstehen werden, weil es sich für unsere kirchliche Gesammtheit um Sein oder Nichtsein handelt, und die tapfern Eroberer, welche nur ein protestantisches Deutschland kennen, wie einst Ferdinand Cortez ihre Schiffe verbrannt haben. Kann also die protestantische Anschauung der klösterlichen Institute für uns nie maßgebend sein, so bleibt für unbefangene deutsche Männer kein anderer Ausweg, als die katholischen Grundsätze über dieselben als berechtigt anzuerkennen und darnach ihre politische Ansicht auszubilden. Wir haben dies in Bezug auf protestantische Corporationen von jeher gethan; daher sind uns die Protestanten die gleiche Gerechtigkeit für die unseren schuldig.

Die Idee der katholischen Klöster stammt aus der tiefsinnigsten Idee des Christenthums, dessen erste Forderung es ist, den sinnlichen Menschenantheil dem Geiste und diesen dem Erlöser Jesus Christus zu unterwerfen. Um zu dieser harmonischen Unterordnung zu gelangen, braucht es eine langwierige Uebung, welche die katholische Kirche stets dringend empfohlen und als höchste Aufgabe des christlichen Lebens in Schutz genommen hat. Aus diesem Grunde gab es schon in den apostolischen Zeiten Menschen, welche sich diese Aufgabe zur ausschließlichen Angelegenheit wählten, um als lebendige Vorbilder die in Sorge und Noth allzuvergeßliche Welt auf das unerläßlich Nothwendige aufmerksam zu machen. Das Wort Gottes von der Grundbedingung aller Christlichkeit fand in diesen Bekennern seinen

bestimmten Ausdruck, welcher für die sichtbare Kirche eben so nothwendig, als nützlich ist. Was sich in katholischen Herzen auswirkt, strebt unwiderstehlich zur äußeren Gestaltung, und diese äußeren Gestaltungen herzlicher Gottseligkeit fließen naturgemäß in einen sichtbaren Verein zusammen, welcher sich von selbst zur Corporation gestaltet. Das ist das Charakteristische der katholischen Kirche, daß sie, auf sichtbarer Grundlage auferbaut, nothwendiger Weise massenhaft erscheint, weil von einem Geiste getrieben und ausgebildet, während das unsichtbare Gemüthsleben der Protestanten, der Einzelmeinung preisgegeben, von Natur aus der Vereinigung widerstreitet. Von diesem unbezweifelbaren Standpunkte aus kann selbst der unbefangenste Protestant gegen die Klöster eingenommen sein, weil sie seinem Glauben widersprechen; nur muß dieser Widerspruch auf sein eigenes Kirchengebiet beschränkt bleiben, da der Katholik aus dem nämlichen Grunde genöthigt ist, den Klöstern als naturwüchsigen Erscheinungen aus der Wurzel des Katholicismus seine Zustimmung zu geben.

Diese Gegensätze kann nur aufrichtige Gegenseitigkeit im Gewährenlassen der unveräußerlichen Gewissens- und Kirchenrechte zwischen Katholiken und Protestanten ausgleichen. Dem Einwurfe, daß ja nach dieser Ansicht über die Klöster der Katholicismus selbst ohne dieselben unmöglich sei, ist von unserer Seite leicht zu begegnen, da wir unsere Behauptung nur auf die Sache, nicht auf die Form gründen. Wir halten die christliche Grundidee der Klöster allerdings für wesentlich im Katholicismus. Alles Wesentliche unserer Confession hat in Deutschland ein Recht zu sein und kann die Anerkennung der Form von der Staatsgewalt fordern. Die Unterdrückung der letzteren durch Verletzung der Gewissensfreiheit kann die Grundidee eben so wenig tödten, als sie ihr Sichtbarwerden auf die Länge verhindern kann. Die gesunde lebenskräftige Wurzel wird ihre Keime forttreiben, unbekümmert um die thörichten Hoffnungen ihres baldigen Aussterbens, und nöthigenfalls die lästige Ueberdachung der Intoleranz mit ihren eigenen jugendlichen Sprossen hinwegheben, wie die Agave, welche lange in verschämter Niedrigkeit des Gartenhauses gehegt, endlich mit dem hochaufstrebenden Blüthenschaft die Decke abwirft und in voller Pracht die Freiheit und das Licht des Himmels grüßt.

Eine andere Nöthigung zur Aufrechterhaltung der Klosteridee erwächst der Kirche durch ihre Pflicht, die Freiheit und Lebensgestaltung ihrer Kinder in Schutz zu nehmen, besonders wenn ungerechte Gewalt sie beschränken will. Nach katholischen Grundsätzen hat jeder vernünftige Mensch das entschiedene Recht, seinen Stand zu wählen oder sich einen eigenthümlichen zu gründen ohne Verletzung der Rechte eines Dritten. Willkür in diesem Punkte bleibt unserer Begriffsweise stets ein Gräuel. Will nun eine fromme Seele mit Gleichgesinnten sich in ein Hauswesen auf eigene Kosten und Verantwortung in ein familienhaftes Verhältniß zusammenthun und in demselben der christlichen Gottseligkeit obliegen, so hat sie stets auf die Billigung und Unterstützung der heiligen Kirche zu rechnen, während der Staat nur staatsrechtliche Bedingungen an diese geistliche Familie überhaupt stellen kann, ebenmäßig denen, welche Bürger und Beisassen dem Staate gegenüber zu erfüllen haben. Jedes andere Verfahren ist nicht bloß Gewalt in Religions- und Gewissenssachen, sondern eine durchaus unberechtigte Beschränkung der Freiheit deutscher Staatsbürger und internationaler Verträge und Gewohnheiten, nichts zu sagen vom grellen Widerspruche, in welchen eine Regierung verfällt, welche gottseliges Zusammenwohnen nicht gestattet, während sie in vielen Fällen das ruchlose gestatten muß. Selbst das Urtheil, ob die Zusammenwohnenden der Welt von Nutzen sind, steht der Rechtsbehörde nicht zu, da ja Millionen unbehelligt im Staate leben, welche der Gesammtheit nicht nur keinen Nutzen, sondern erklärten Schaden bringen. Die Theorie vom Vereinsrechte, wie sie in neuerer Zeit ausgebildet und betont worden ist, hat für den Fall der Zulassung von Seiten des Staates nur das Gute, daß die Regierung der Gottseligkeit von Rechtswegen so viel einräumen muß, als sie jedem anderen Vereine gewährt, für den Fall der Ablehnung nicht die mindeste Anwendung auf die klösterlichen Genossenschaften. Denn der größte Verein ist die katholische Gemeinde selbst, und diese steht unter dem Schutze der Gleichberechtigung. Eben so wenig, als dieser gleichberechtigte Bestand im Allgemeinen angezweifelt werden kann, dürfen die einzelnen Grundsätze, welche die Gemeinde zur kirchlichen Einheit gestalten, eine Anfechtung erleiden. Denn die Verträge, welche die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen aussprachen, verfochten

keine verschwommene Allgemeinheit, sondern lediglich diese Grundsätze selbst, ohne deren aufrichtige Anerkennung ein katholisches Leben nie möglich wäre. Die Kirche ist also auch hier für die heiligsten Menschen- und Familienrechte thätig, indem sie der Person als solcher das Recht der Selbstverfügung innerhalb der gezogenen Staatsgränzen zuerkennt und mit Wärme beschützt.

Noch weit anschaulicher stellen sich die katholischen Rechte des Klosterstandes von der praktischen Seite dar. Die Klöster waren nämlich von jeher die Hülfsstätten der Seelsorger und mit unentgeltlichen Arbeitskräften in's katholische Leben tief verflochten. Durch ihre Unterdrückung ist diese Aushülfe in der Seelsorge auf einmal gänzlich versiegt und daher das Landvolk an unzähligen Orten nicht bloß um den uneigennützigen Seelsorgedienst, sondern überhaupt um stets bereite Mittel für kirchliche Zwecke ärmer geworden. Was bei uns aus dem Klostervermögen zum Ersatze abhanden gekommener Arbeiter für die Seelsorge gestiftet worden ist, verdient bei näherer Erwägung kaum den Namen eines Ersatzes im Vergleiche mit den früheren Leistungen der Klöster für Cult und Seelsorge. Dadurch erlitt die katholische Kirche in Deutschland einen unermeßlichen Schaden, welcher gerade das arme Volk auf dem Lande und das feinste Geäder der sittlichen Menschenbildung am meisten trifft. Zunächst sind in dieser mißlichen Lage viele Weltgeistliche über Gebühr und leibliches Vermögen angestrengt und oft kaum im Stande, den äußeren Mechanismus der Verwaltung im Gange zu erhalten. Dadurch geht das tiefere Eingehen in die sittlichen Verhältnisse der Pflegempfohlenen, somit der eigentliche Nachdruck gedeihlicher Seelsorge nur zu oft verloren. Wer unsere Gegend am Main und Rhein des Näheren mustert, erstaunt billig über die vielen Seelsorgsposten, wo ein Priester an Sonn- und Festtagen zweimal Messe lesen und predigen muß, da er für mehrere Gemeinden angestellt ist. Vom Mißverhältnisse der Arbeit zu den leiblichen Kräften gar nicht zu reden, geht in solchen Verhältnissen der oftmalige Empfang der heiligen Sacramente, von dem alles warme kirchliche Leben und alle Blüthe der Sittlichkeit im Volke abhängt, leider nur allzuleicht verloren. Es hat sich daher die Uebung ausgebildet, daß der Priester an Sonntagen dem Beichtstuhle entweder gar nicht oder nur oberflächlich sich

widmen kann. In der einen Kirche muß er zu früh fort und in der anderen kommt er zu spät an. Die unnatürliche Doppelseelsorge gewinnt unmöglich jene Gediegenheit und Eindringlichkeit, welche zur Wirksamkeit auf die Gemüther nothwendig sind. Sieht man in diese verödeten Zustände tiefer hinein, so findet man, daß in früheren Zeiten, wo noch Klöster bestanden, diese Mißverhältnisse gar nicht vorhanden waren. Einerseits leisteten die Mönche in den entblößten Nachbarorten bereitwillige Aushülfe; andererseits fanden die Umwohner in den Ordensmitgliedern stets entgegenkommende Beichtväter, welche, ihrer Natur und Einrichtung nach den geistlichen Bedürfnissen des Volkes auf's Beste genügen konnten. Das Verschwinden dieser gemeinnützigen Anstalten riß so empfindliche Lücken in die katholische Seelsorge, daß die Ausartung und Verwilderung vieler Gemeinden, denen man ihre beste kirchliche Stütze entzogen hat, uns nicht Wunder nehmen darf. An dieser Beeinträchtigung des katholischen Lebens tragen wohlwollende Fürsten, welchen die religiöse Bildung ihres Volkes am Herzen liegen mußte, weit weniger Schuld, als man auf den ersten Augenblick glauben möchte. Zunächst konnte man von ihnen als Protestanten keine eingängliche Kenntniß katholischer Seelsorgszustände fordern. Gewohnt, den Maßstab protestantischer Prediger auch auf das katholische Gebiet anzuwenden, übersahen sie freilich öfter den eigentlichen Kern unserer Priesterthätigkeit, welche einen weit größeren Umfang und viel bedeutendere Kräfte zu entfalten hat, als die protestantische Seelsorge. Sodann mußte sich selbst der edelste Fürst bei der katholischen Kirchenausstattung von seiner Seite in sehr vielen untergeordneten Punkten auf das Urtheil und die Meinung seiner protestantischen Räthe verlassen, bei denen weder ein Ueberfluß an zuvorkommendem guten Willen, noch ein Unmaß katholischer Staatskunde vorauszusetzen war. Sie konnten für ihre Ansichten einen weiteren Halt in der Zustimmung und Genügsamkeit der Katholiken, ja sogar mancher Bischöfe suchen, welche mit unbegreiflicher Blindheit diesen wunden Fleck der Kirche entweder nicht sahen, oder, vom Zeitgeiste verblendet, nicht heilen wollten.

Ein weiterer Nachtheil für das katholische Kirchenwesen bei der Klosteraufhebung floß aus dem plötzlichen Versiegen mate-

rieller Unterstützungen, welche durch die Klöster dem armen Volke zugingen, und dem Worte der Gnade und Barmherzigkeit vom Kreuze Christi gehörigen Nachdruck verliehen. Die Klöster waren nämlich nicht bloß Aushülfsstätten der katholischen Seelsorge, sondern ganz besonders sociale Zufluchten für das menschliche Elend mit so wesentlichen Vortheilen für die Gesellschaft, wie es bisher keine andere moderne Anstalt leisten konnte. Die selbst von Katholiken öfter vorgebrachte Besorgniß der Eifersucht zwischen der pfarrlichen und klösterlichen Seelsorge verdient nicht die mindeste Beachtung. In katholischen Herzen, welche der Kirche unbedingt ergeben sind, kann sie nie aufkommen, weil sie dem Geiste ihrer Kirche mit wärmster Seele huldigen, welcher keine Zwietracht zwischen beiden Seelsorgen kennt. Jeder Geistliche, welcher sich einer solchen Verirrung von der gesunden Lehre schuldig machte, verdient wohl am wenigsten, als Auctorität in der Klosterfrage zu gelten, da er in dieser Eigenschaft zum unvermeidlichen Anstoß gegen die allgemeine Auctorität der Kirche kommen müßte.

Es lag von jeher im Einheitsgefühle der Katholiken, daß die Weltgeistlichen von ächt gläubiger Gesinnung mit den seelsorgenden Mönchen im besten Einvernehmen standen und in den Instituten der letzteren ihre naturgemäße Hinterlage und den Quell ihrer geistigen Auffrischung erblickten. Der eifersüchtige Tick gewisser Köpfe gegen die Seelsorge der Klostergeistlichen erwachte in einigen Gliedern des Curatklerus erst dann, als sie selbst des kirchlichen Geistes im Schlaftrunke febronianischer Aufklärung ledig geworden waren. Die Seelsorge der Klostergeistlichen erregt um so weniger Bedenken, als sie im Allgemeinen nie irgend ein eigentliches Pfarrrecht ausübten, außer in Fällen, wo ihnen dasselbe von der Kirchenbehörde ausdrücklich zu einem bestimmten Zwecke übertragen worden war. Wenn der Blick des Priesters einzig nur auf das Seelenheil des Volkes gerichtet und dieser von Jugend auf gewöhnt ist, alle Regungen seines Herzens den Interessen seiner Kirche in edler Aufopferung dienstbar zu machen, so verschwindet aller Unterschied zwischen den beiderlei Seelsorgen, jede nimmt die ihr gebührende Stelle in der Kirche ein, und eifersüchtige Empfindelei findet keinen Platz an geweihter Stätte. Ueberhaupt ist diese vermeintliche Kluft in der katholischen Kirche grundsätzlich gar nicht vorhanden, sondern nur das Resultat der außerhalb der Kirche im unkatholischen Sinne ange-

regten Agitationen gegen den kirchlichen Organismus in katholischen Staaten. Wiklef säete den Unfrieden zuerst in England und fand an den Hussiten in Böhmen unter Hus und Hieronymus von Prag auf deutschem Boden eifrige Nachbeter, welche ihre Herzensmeinung nöthigenfalls mit Raub, Brand und Zerstörung geltend zu machen wußten. Später trug die lutherische Reformation den stereotypen Haß gegen die Klöster in die deutsche Politik und fand an der modernen Aufklärung und Erdgeistigkeit eine Bundesgenossin, welche im Dienste der Revolution heimlich und öffentlich auf die Vernichtung aller socialen Grundfesten, namentlich der Klöster, lossteuerte. Die Säcularisation, von deutschen Churfürsten in kleinerem Maßstabe leider schon frühzeitig geübt, krönte das Zerstörungswerk im weitesten Umfange und lieferte dem kleindeutschen Kirchenthume die Mittel des consequenten Hasses gegen katholische Klosterstiftungen. Das Beste an diesem Hasse bleibt jedoch der Umstand, daß er vorzugsweise der kleinlichen Politik anklebt, um uns mit naiver Einfalt auf eine besonders werthvolle Errungenschaft des katholischen Lebens aufmerksam zu machen. Die Katholiken können ihr Recht auf klösterliche Institute nie aufgeben, ohne sich selbst und ihre Kirche aufzugeben, und zur gründlichen Ausrottung dieses katholischen Wesens gehört weit mehr Macht und Verstockung, als man in den meisten Fällen aufbringen kann. Materielle Interessen kann man todt machen, aber auf kirchlichem Gebiete kehrt unaufhörlich die alte Sybilla mit ihren Büchern wieder und trotzt der Gewalt, den Prozessen und dem Kerker. Wer nicht so klug ist, frühzeitig beim ersten Aufgebot alle neun Bücher zu kaufen, wird das allerletzte allein sehr theuer erwerben müssen, um das Wohl und die Zufriedenheit der Völker vor inneren und äußeren Gefahren sicher zu stellen, welche oft zur Unzeit und gegen alle Berechnung hereinbrechen.

Ein anderer Schaden, durch die Unterdrückung der Klöster für das katholische Wesen herbeigeführt, besteht in dem wichtigen Umstande, daß die Bildung der Priester und Laien dadurch besonders auf dem Lande sehr erschwert worden ist. Die Pfarrgehalte sind in der ersten Diensthälfte durchgängig, und seit der gewaltsamen Zehentablösung selbst später zum Theil so unbedeutend geworden, daß für Anschaffung von Büchern im größeren Maßstabe, wie es erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit

nothwendig verlangt, kaum eine Möglichkeit übrig bleibt. Kapläne, welche in dieser Eigenschaft in der Regel wenigstens zehn Jahre bleiben müssen, erhalten außer der Verpflegung gewöhnlich nur hundert Gulden Honorar, und kommt zu dieser Summe auch ein Zusatz von Meßstipendien und Stolgebühren, was, beiläufig gesagt, in gemischten Gegenden Deutschlands entweder ganz verschwunden oder in's Unbedeutende gefallen ist, so steht der Kaplan doch selbst im günstigsten Falle kaum so gut, daß er sich anständig kleiden und den übrigen zeitlichen Bedürfnissen genügen kann. Auf den ersten, gering dotirten Pfarreien geht es nicht besser. Dadurch ist er auf dem Lande von allen literarischen Hülfsmitteln, oft sogar von einer guten Zeitung abgeschnitten und läuft Gefahr, aus Noth zu „verbauern", wie man sich ländlich auszudrücken beliebt. Für solche Fälle leisten die Klöster der Nachbarschaft eine eben so willkommene als vielseitige Aushülfe. Jedes derselben hat im Laufe der Zeit eine ansehnliche Bibliothek angelegt und in der Regel auch andere Studienmittel gesammelt, welche es bereitwillig den Weltgeistlichen seines Bezirkes zur Benutzung mittheilt. Das Neueste in der kirchlichen Literatur, gute katholische Zeitungen, die Blüthe der Andachts- und Erbauungsbücher sind hier meistentheils zur Einsicht und zum leichten Bezuge vorhanden. Jedes Kloster hat unter seinen Mitgliedern hervorragende Männer von gründlicher Durchbildung in fast allen Zweigen der Wissenschaft, welche Lernbegierigen Rath ertheilen, ihre Zweifel lösen und Fingerzeige für den Betrieb berufsmäßiger Studien geben können. Die Seelsorger finden überdieß in diesen Ansiedelungen der Klöster willkommene Gelegenheit zur Anregung des religiösen Gefühls, zur Sammlung des Geistes und Erfrischung des Willens in aller Gottseligkeit. Und diese Vortheile werden eben so freigebig als unbeschwerend für das Pfarrvermögen gewährt. Die Zerstörung der Klöster hat sie sämmtlich vernichtet. Auf diesem Wege ist die katholische Kirche in Süd- und Mitteldeutschland auf das Empfindlichste beschädigt worden, und man kann ihr's unmöglich verdenken, wenn sie diese in ihrer Art einzigen Bildungsmittel für den Klerus und die Landbewohner wieder herzustellen bemüht ist. Die unentgeltlichen Klosterschulen sind ferner so bekannt und haben in ihrer Zeit so Vortreffliches geleistet, daß wir hier über dieselben nicht weitläufig sein wollen. Nur eines sei uns erlaubt

zu bemerken, daß die protestantischen Klagen über die Schlechtigkeit derselben kaum aus einer anderen Quelle, als aus dem Hasse ihrer Nützlichkeit und Wohlfeilheit stammen können. Denn wo sie in katholischen Ländern noch bestehen, gehören sie zu den blühendsten Anstalten dieser Art, und die verhältnißmäßige Unvollkommenheit derselben vor dreihundert Jahren hatte ihren Grund in der damaligen Weltlage, wo ohne Buchdruckerei eine umfangreiche Entwickelung des Schulunterrichtes unmöglich war. Die Volks- und Bürgerschule im weiteren Sinne des Wortes ist überhaupt ein Kind der neueren Zeit, wo erst die Mittel zur zweckmäßigen Allgemeinheit derselben gegeben waren. Die ältere Klosterschule umfaßte das gesammte gelehrte Wissen ihrer Zeit. Derselben sind nicht bloß die berühmten Denker Thomas von Aquino, Bonaventura und Anselm von Canterbury mit ihren Schülern entstammt, sondern auch die gefeiertsten Helden des Reformationszeitalters, Erasmus, Luther, Reuchlin und Andere, nur mit dem Unterschiede, daß die Einen ihr aus der Klosterschule geschöpftes Wissen für die katholische Kirche, die Anderen heimlich oder öffentlich gegen dieselbe angewendet haben. Der rohe Schimpf gegen die Klosterschulen im Munde der Letzteren ist ein Widerspruch gegen ihre eigene Jugendbildung, und was ihr Mund ausspricht, verdammt ihre eigene Lebenserfahrung. Ohne die Klosterschule wären alle deutschen Gelehrten von heute Bettler im Reiche der Wissenschaft.

Auch die kirchlichen Frauengenossenschaften verdienen in dieser Beziehung unsere besondere Aufmerksamkeit, weil sie mehr oder minder alle den wesentlichsten Einfluß auf die Erziehung des Volkes geübt haben. Alles, was bisher der weiblichen Jugendbildung durch Klosterschulen weltlicherseits substituirt worden ist, erweist sich als durchaus machtlos, wenn es gilt, mit den nöthigen Fertigkeiten für's Leben auch die fromme Gesinnung und die Anhänglichkeit an die Kirche durch das Erziehungsgeschäft erfolgreich einzupflanzen. Je emsiger man bemüht war, in einseitig weltlicher Richtung ein buntes Allerlei der weiblichen Jugend einzubilden, desto mehr verlor sich fast im gleichen Maße die weibliche Sitte, die häusliche Zucht und das ächt weibliche Zartgefühl. Die Familie empfand den Schaden dieser verkehrten Halbbildung leider nur allzusehr, und an die Stelle des tugendhaften Haussinnes trat im Weibe die Emancipationslust des Fleisches. Besonders übel befanden sich bei dieser ab-

klärenden Wirthschaft die weiblichen Volksschulen, welche nur von enge geschlossenen Vereinen der christlichen Liebe vor Rohheit und Unsittlichkeit gewahrt und dem seligmachenden Kirchenleben erhalten werden können. Aus diesem Grunde hat selbst die ungläubigste Revolution nicht ganz vermocht, diese klösterlichen Institute für Schule und Krankenpflege zu vernichten, und in allen Ländern, wo sie zerstört worden sind, keimten sie immer wieder nach zum Unterrichte und zur Erziehung der weiblichen Jugend, oft unter unaufhörlichen Anfechtungen, weil sich ein unabweisliches Bedürfniß nach denselben im katholischen Volke offenbarte. Die Feinde der Katholiken gehen natürlich auch gegen diese wehrlosen Frauengenossenschaften an, wie gegen alle positiven Kräfte der katholischen Kirche, weil sie auf den Sieg ihrer akatholischen Grundsätze nur dann rechnen zu können glauben, wenn die wesentlichen Grundlagen der katholischen Kindererziehung vernichtet sind.

In dem Maße also, wie sie dagegen eifern, wehrt sich die natürliche Widerstandskraft des katholischen Lebens für den segensreichen Besitz der klösterlichen Institute, in der festen Ueberzeugung, daß dadurch nicht bloß der Kirche, sondern auch der menschlichen Gesellschaft am besten geholfen ist. Der Fanatismus dagegen ist nicht einmal klug; er empfiehlt im eigentlichen Sinne den Katholiken Alles, was er anfeindet oder verweigert, weil er nach der Erfahrung nur Das anfeindet und verweigert, was uns besonders heilsam und nützlich ist. Riehl hat in seinen geschätzten social-politischen Werken unwiderlegbar gezeigt, daß die religiöse Menschenbildung vorzugsweise vom weiblichen Geschlechte getragen werde. Gelingt es, das letztere zur Gemeinheit herabzuziehen, so wird die menschliche Gesellschaft zu ihrem größten Schaden bald inne, daß sie ihre geistige Lebenswärme eingebüßt hat. Diese Wurzel der religiösen Frauenvereine treibt ihre Sprossen aus dem Grunde aller Sittlichkeit, welche im Paradiese offenbar geworden ist. Durch die Erbsünde ist bekanntlich nach den Lehren der christlichen Religion die Herabziehung der Menschennatur in's Sinnliche und Befleckte durch den ersten Adam vollbracht worden. Christus hat als zweiter Adam, wie Paulus lehrt, somit als Gegensatz des alten, die Reinheit und Unbeflecktheit unserer Natur und Wesenheit wieder hergestellt, selbst sündenlos vermittelnd zwischen Gott und Menschen. Seine Mut-

ter auf Erden war eine unbefleckte Jungfrau und glänzt bei dieser Restauration der Menschennatur als Symbol der christlichen Reinheit, welche der höchste Adel eines frommen Christen ist. Auf der einen Seite begegnet uns der ursprüngliche Verfall des Menschen, auf der anderen Seite die makellose Heiligkeit als Princip des neuen Lebens. Wir haben also nur die Wahl zwischen dem Heiden- und Christenthum. Aus diesem Grunde hat es in allen Jahrhunderten Seelen gegeben, welche diesem Principe der Reinheit in besonderer Weise nachstrebten und die Keuschheit himmlisch gesinnter Geister in jungfräulicher Klarheit äußerlich zur Anschauung brachten. Diesen Beruf in der Kirche erfüllten die kirchlichen Frauenvereine, welche gerade in dieser Eigenschaft zur Erziehung des weiblichen Geschlechtes in fleckenloser Unversehrtheit naturgemäß wirkten. Ihre Anfeindung geht daher von allen Denen aus, welchen alles höhere Streben im Sinne der geistigen Wiedergeburt durch Christus zur sittlichen Reinheit und Vollkommenheit ein Gräuel ist, die unter der vielgerühmten „Humanität" nur das Gewährenlassen der sinnlichen Triebe verstehen und dieses letztere aller Menschenerziehung als erste und letzte Grundlage geben wollen. Die Katholiken verbinden also mit den religiösen Frauenvereinen den Ausdruck und die Einschärfung der Abtödtung des alten Adam, wie sie die Schrift lehrt, während ihre Gegner das unchristliche Princip der Erdgeistigkeit und Gemeinheit zur Geltung bringen wollen. Deßhalb hat die Kirche nach der Lehre des heiligen Paulus stets das jungfräuliche Leben als einen besonders bevorzugten Stand vor allen anderen Ständen, namentlich in Frauenvereinen, gepriesen und in Schutz genommen. Der Katholik kann von diesem Kirchenglauben eben so wenig abweichen als seine Gegner ein Recht haben, ihm denselben zu schmälern und dessen praktische Ausführung unmöglich zu machen. Die Nonnenklöster waren überdieß sociale Anstalten von unermeßlicher Bedeutung für die damalige Zeit und bleiben es auch für die unsern, so lange die Verhältnisse der Menschen nicht eine gänzliche Veränderung erleiden, was wir trotz der anerkennenswerthen Bemühungen des Frankfurter Journals und des thätigen Herrn Ernst Mahner noch nicht sobald zu erwarten haben. Die weibliche Bildung hatte sich aus dem ruhelosen Mittelalter in die klösterliche Einsamkeit geflüchtet und dadurch die Adelsschulen für die weibliche Jugend gegründet.

Die Edelfrauen, welche nicht in den Ehestand treten wollten oder konnten, wie es Tausende zu allen Zeiten gab und geben wird, zogen sich im späteren Alter als Nonnen an die Stätte ihrer Jugendbildung unter dem Schutze der Kirche zurück, welche in unruhigen Zeiten allein Kraft und Muth besitzt, wehrlose Jungfrauen mit der Uebermacht des heiligen Geistes zu vertheidigen. Der durch Gelübde abgeschlossene Frauenkreis wirkte mit seiner Anziehungskraft in's freie Lebensgebiet hinüber. Wittwen, denen die Welt durch den Tod der Vielgeliebten öde geworden, traten ebenfalls aus der unfühlenden Welt in die Zurückgezogenheit des Klosters, an die Barmherzigkeit des Altars, wie es schon der ehrliche Protestant J. Möser als musterhaften Zug des katholischen Lebens anerkannt und gepriesen hat. Die Besitzungen dieser Frauenklöster waren von jeher größtentheils an kleine Leute um mäßigen Zins verpachtet, mit besonderer Nachsicht der Leistungen in Mißjahren und somit gute Gelegenheit zur Arbeitsamkeit und zum Erwerbe gegeben. Die Geistlichen, welche die Seelsorge der Klosterfrauen versahen, waren zugleich die Tröster und Pfarrherren der Umgegend, welche dadurch für die daselbst angesiedelten Zinsleute unentgeltliche Seelsorgsdienste erhielt. Musik, Gesang, Gelehrsamkeit, Schriftstellerei flüchteten nicht selten aus dem ungünstigen Boden der Zeit in's jungfräuliche Asyl. Dieses bezeugen Mechtildis, Hildegard, Elisabeth von Schönau, die berühmte Roswitha und tausend andere Frauen, welche eben so sehr durch Gelehrsamkeit und Schöpfergeist glänzten, als durch makellose Reinheit und Tugend. Ein solches Kloster bildete ein geweihtes Gebiet, ein Land der Religion und Menschenveredelung, wie Sonnenschein die Mailandschaft in einen Garten umwandelt. Wer in diesem Kreise athmet, kann sich den sittlichen Einflüssen des religiösen Mittelpunktes nicht entziehen; er muß denselben, wenn auch anfangs mit einigem Widerstreben, früher oder später zerknirscht huldigen.

Jener schlichte Landmann, welcher einst auf die vorwitzige Frage: „Was denn das Frauenkloster dort auf dem Hügel für Nutzen bringe?" zur Antwort gab: „Ich, für meinen Theil, bekomme täglich, so oft ich es anschaue, Reue und Leid über die Sünden meiner Jugend!" ließ einen eben so tiefen Blick in's Menschenherz fallen, als der Frager in dieser Antwort die ungeschickten Gründe seines Klosterhasses nur allzudeutlich

herauslesen konnte. Man haßt doch eigentlich nur das Richtige als lästiges Gegentheil und verurtheilt sich dadurch selbst. Für letztere Ansicht in Bezug auf Frauenklöster empfehlen wir dem Leser eine Predigt des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Limburg auf „die Gedächtnißfeier der heiligen Hildegardis," gehalten zu Eibingen am 17. September 1857; Mainz, gedruckt bei Eberhard Schröder.

Die Jesuitenmission zu Frankfurt am Main.

Frate, di me dirò in prima,
Se m' intendi ben per rima,
Che dal piè 'nsino a la cima
Sempre 'l mondo m' ha odiato.

Jacopone da Todi.

Zur Zeit der deutschen Nationalversammlung, wo man auf Jesuiten und Redemptoristen Jagd machte, wie auf Wölfe und Bären, und stets auf das bestochene arbeitsscheue Gesindel zur Ausführung jedes Bubenstückes rechnen konnte, zogen einzelne versprengte Jesuiten durch Deutschland in wundersamer Tracht mit möglichster Vorsicht, um den fanatisch aufgeregten Pöbel, die Prätorianerwache des deutschen Hauses, nicht gegen sich aufzureizen. Wir Römlinge, als Verschwörer und Verräther Deutschlands, konnten der verbotenen Lust nicht widerstehen, mit den Flüchtigen zu verkehren, mit ihnen aus einer Schüssel zu essen und dadurch die mögliche Anklage auf Hochverrath „souveräner" Parlamentsmitglieder zur Schande des deutschen Namens in's Leben zu rufen. Unvergeßliche Stunden! Pater Minoux, mit dem breitkrämpigen Hute, in dessen ausgiebigem Schatten die klugen Augensterne leuchteten wie zwei Johannisfeuer von den Königsteiner Berghöhen, im stattlichen Leibrocke von zweideutiger Farbe, als Lederhändler vom Schwarzwalde oder als Knoppernverkäufer aus Klagenfurt, für uns der geistvollste Gesellschafter voll Muth, Witz und Jugend, welche nie alt wird; Pater Roh als Käsehändler aus der Schweiz oder sinnvolle Bambocciate von Amsterdam, ein unübertreffliches Bild, wie das Jahr 1848 nur wenige aufzuweisen hat, mit seinen wanderseligen Augen,

den jungen Stoßgeiern in den Lüften unerhörter Freiheit, natürlich wie ein ungeschmeicheltes Porträt, für uns nur schade, daß sein auserlesener Käse fingirt war, somit nur zu den „Grundrechten" des deutschen Volkes gehörte; Pater Haslacher, der schlanke Buchhändlergehülfe, commis voyageur der lieblichsten Art, leicht wie die Prophetin bei Virgil, die über die Waizenähren hinwandelte und durch ihren luftigen Auftritt keine verletzte, mit einer weichen Stimme wie Duft einer warmen Heilquelle, die aus dem Feuer seines Herzens hervorquoll, eine Rose mit leiser Mißfarbe ohne Dornen an ihrem Stamm; Pottgeißer in schwellender Jugendkraft, mit trutzigem Haargelocke als Nationalökonom, welcher die Natur des Kleebaues und des Düngers gründlich verstand, der beste Rechner an der Börse, ohne Geld Papiere zu kaufen, schalkhaft wie ein Mitglied der französischen Akademie, und wieder ernst wie der fischblutige Newton.

Ich kann diese herrlichen Arabesken der Jesuitenschule, diesen bedeutsamen Humor conservativer Volkskraft um die Revolutions- und Barricadenweisheit des deutschen Parlamentes nie vergessen. Wenn der Sturm des See's in leisem Gekräusel anwogt an's Schilf, so flattern die Wasservögel kreischend aus dem Rohr in's dunkle Gebüsch am Ufer und betrachten still die Nationalversammlung der aufgeregten Wogen zu ihren Füßen. Ist das Getöse vorüber, lächelt das Licht der Sonne aus den beruhigten Wassern, so eilen die Flüchtlinge wieder in die bekannte Schilfwaldung und singen Triumphlieder auf die strahlende Heiterkeit des Himmels und der Erde. Solche Gleichnisse ließen sich schon damals nicht beseitigen, ungeachtet die Menschenbildung in Deutschland, würdig vertreten durch die äußerste Linke, den Ruf: „Keine Jesuiten mehr!" an jede Hausthüre schrieb. Kaum war das Rumpfparlament in Stuttgart durch den untreuen Jesuiten Römer und die jesuitische Spitze des Preußenheeres von Mannheim bis Karlsruhe zum Schrecken der Volksplünderer gesprengt, so tauchten die verschwundenen Jesuiten aus den Büschen christlicher Zuflucht wieder hervor, ihr ewig altes Lied vom süßen Heilande, der Gott und Mensch zugleich ist, zu singen, nach bornirt protestantischer Ansicht die schwarze Heerschaar mit der Inquisition, mit den Scheiterhaufen und eingemauerten Klosterjungfrauen, zur Berückung und Verdummung des Menschengeschlechtes, zur Entthronung erst der protestantischen,

sodann der katholischen Fürsten, zur Gründung einer päpstlichen Universalmonarchie mit katholischem Russenthum, durch Gift und Mordstahl, ach! leider nicht mehr die im Finstern schleichende Parthei des Herrn Consistorialrathes F., sondern keck in's Licht des Tages hervordringend! Unter solchen Posaunenstößen des angeerbten Hasses zitterten natürlich Millionen Herzen beim unerhörten Phänomen von achtzehn Jesuitenmissionären in deutschen Landen, welchen nach dem emsig verbreiteten Urtheile der protestantischen Prediger die große Aufgabe oblag, den Protestantismus kurzweg von der Erde zu vertilgen. Achtzehn Ordensleute gegen vierzehn Millionen Protestanten in Deutschland! Also Grund genug zum allgemeinen Entsetzen, welches selbst uns anstecken müßte, wenn es nicht gemacht wäre. Die heimlichen Brutvögel der Finsterniß, die Söhne des blutdürstigen Loyola, kurz die Jesuiten (horribile dictu) standen auf einmal leibhaftig in voller Mannslänge vor dem deutschen Michel, welcher bedeutend gutmüthiger ist, als die wahrheitsliebenden Meister vom Stuhl, welche sich so uneigennützig seiner annehmen. Er entdeckte, nachdem der erste Schrecken über den Anblick der „Löwen" vorüber war, an den Jesuiten nichts von alle Dem, wovon alle Bücher, alle Zeitungen, alle Prädicantenpulte, alle constitutionellen Schwätzinstitute gefaselt und gepoltert hatten. Sie waren verwundersamer Weise Leute ohne Pferdefuß, was bei uns schon viel sagen will, dabei manierlich, lebensfroh, welche so natürlich essen und trinken, wie die herzigsten „Närrche" im Main- und Rheingau, Feinde alles finsteren Wesens, aller nutzlosen Religionsgrübelei, duldsam im Umgange mit Andersdenkenden. In ihrer Seele konnten freilich, wie Gevatter Eduard und Base Georgine unermüdlich ausgerufen hatten, der schlechte Zweck und die bösen Mittel als ruchloser Bodensatz stecken, um als heillose Ansteckung eines Tages in die deutsche Bevölkerung einzubrechen.

Ein ehrwürdiger Bornheimer, der keinen andern Fehler hat, als daß er nicht in die Predigt des Pfarrers G. geht, bemerkte jedoch schalkhaft lächelnd: „So lange nichts Anrüchiges aufsteigt, können sie nicht viel auf dem Herzen haben, was man nicht auch bei anderen Menschenkindern antrifft. Sie sehen zu gesund aus, ihr Gesicht, ohne diplomatische und pfarrherrliche Fraktur, glatt und leuchtend auseinander gelegt, weiß

wenig von Magensäure, Mundfäulniß und Bandwürmern, ihre Stimme klingt wie das Lied im Maienhain, welches kein Heulen kennt im Bewußtsein böser Schuld. Gepredigt haben sie's uns genug, gelesen habe ich's auch öfters, es stecke ein furchtbarer Gräuel dahinter. Nun, weil sie einmal da sind, lasse man sie einmal reden, da muß es doch herauskommen!" Ging man in der Prüfung näher auf sie ein, so fand man bei ihnen viel Gelehrsamkeit ohne Pedanterei, tiefe Kenntniß des kirchlichen Alterthums ohne den Geruch halbverfaulter Acten, aufrichtige Demuth und Frömmigkeit ohne Grimasse und Kopfhängerei, Geschmeidigkeit im Weltverkehr ohne das Klappern hohler Formen, gründliche Einsicht in alle Geschäfte des Lebens ohne das Beigewicht philisterhafter Dummheit, das bei uns unverdienter Weise in so hohen Ehren steht. Sie fingen in Deutschland zu predigen und Missionen zu halten an, und siehe! es ging ihnen besser von Statten, als den meisten Verkündigern des „reinen Evangeliums." Ja selbst die Gewiegtesten von dieser Seite, deren ausschließliche Aufgabe das Predigen ist, können den Jesuiten hierin kein Wasser reichen, wie mich ein deutscher Staatsminister selbst versichert hat, eine Auctorität, welche alle anderen in Deutschland überflüssig macht. Die Jesuiten wenden sich nicht an's Gefühl der Erregbaren im Sturm einer kecken Phantasie ohne Grund und Beweis. Ihr Vortrag ist ein Muster von ruhiger Darstellung, wo zuerst der Verstand, sodann das Herz für das Christenthum gewonnen wird. Kein Mensch bekommt bei ihren Predigten Anfälle von Ohnmacht, Niemand wird aus Höllenfurcht wahnsinnig, Keiner untauglich für's irdische Geschäftsleben. Keine Spur von Methodistenunfug, wie ihn Touristen in Genf und Nordamerika schildern, der alle Quellen gesunder Andacht vertrocknet. Sie predigen die alten längst bekannten Lehren des katholischen Kirchenlebens, und diese allein ohne Aufruf zur Sonderandacht und zum Winkelkapellenthum; ja nicht einmal die Art des Vortrages und Ausdruckes ist ganz neu. Der unermeßliche Reichthum des katholischen Kirchenschatzes in Lehre und Praxis heiliger Seelen, die Schriften der lateinischen und griechischen Kirchenväter, die Gedankenblüthen berühmter katholischer Prediger, und besonders die gefeierten Geistesübungen ihres frommen Stifters Ignatius bilden die Grundlage ihrer Missonsvorträge. Das ist auch der eigenthümliche Reiz derselben für christlich gesinnte Gemüther.

Man will nicht wissen, was Halms, Reinhard und Veit in unseren Tagen gepredigt haben, so achtbar die Arbeiten dieser Männer auch immer sind. Von den Missionären erwartet man den Weltton der allgemeinen katholischen Kirche aus allen Völkern und Zeiten, den Gesammtausdruck katholischer Ueberzeugungen vom Apostel Petrus bis auf Pius den Neunten, die unbeschreiblich erschütternde Schlacht des heiligen Geistes gegen Irrthum und Lüge seit achtzehnhundert Jahren, die nicht verwechselt werden kann mit der Schlacht von Victoria im Tongemälde des weltberühmten Meisters. Sie sind in dieser Eigenschaft die Repräsentanten der katholischen Tradition, die aus dem Leben von Millionen herausgewachsen ist als einzig richtige Auslegung der Bibel durch unbestrittene Thatsachen der Geschichte, die Verfechter des „reinen Evangeliums," das zu keinem Menschen in die Schule geht und von den Launen des thörichten Herzens unabhängig ist, die markirten Träger der katholischen Einheit, die als lebendiger Zaun aus dem Mittelpunkte zu Rom hinausgrünt und ihre frischen Zweige um alle gläubigen Seelen des Erdkreises schlingt. Man sieht keinen gesticulirenden Dramaturgen, keinen schöngeistigen Feuerwerker, keinen entflammten Spiritusfabrikanten, sondern einfache Männer in der unscheinbarsten Kleidung, um trotz der modernen Unnatur, trotz des Geschreies gegen Mittelalter und mittelalterliche Versteinerung im Gesammtgeiste der Kirche ganz Das zu sein, was ein katholischer Missionär sein soll, Wahrheit und Leben!

Es ist ganz richtig, was mir ein Pfarrer von den Vorhügeln des Taunus bei dieser Gelegenheit gesagt hat: „Wenn wir auch besser predigten, als die Jesuiten, eines wird uns in den Augen des Volkes allzeit fehlen, die Kraft und Weihe der besonderen Mission aus dem Herzen der Kirche!" Weil sie von innen heraus und nie von außen hinein predigen, so werden sie in ihren Vorträgen auch nie polemisch zum Aergernisse Andersgläubiger. Juden und Christen ohne Unterschied der Confession hören ihnen mit größter Theilnahme zu, und selbst eingerostete Vorurtheile redlicher Menschen halten nicht lange gegen ihre herzbewältigende Beredsamkeit aus. Diese Weise der Mission hatten sie bereits in Mainz, in Wiesbaden, in Heidelberg und Worms rühmlich geltend gemacht ungeachtet der hartnäckigen Katzenmusik unchristlicher Journale, die, von Haus aus revolu-

tionärer Natur, das arme Volk nicht sicher weiß in den Händen der Jesuiten, welche nach einem spezifisch protestantischen Ausspruche in der Kammer zu Berlin nur von „Demokraten und Socialisten" gehaßt werden. Das Volk schlug sich in seiner unermeßlichen Mehrheit ganz auf ihre Seite, und die widerwärtigen Schreier dagegen trugen durch ihre Lügen und Uebertreibungen wesentlich bei, die Missionäre interessant zu machen.

Die freie Stadt Frankfurt lag im Missionsringe der Jesuitenpredigten im Jahre 1852 noch unberührt und jungfräulich auf dem Römer- und Liebfrauenberge. Unzählige Katholiken wünschten eine Mission in Frankfurt zu haben, einerseits die große Erbauung solcher Geistesübungen für's eigene Herz zu benützen, andererseits dadurch ein öffentliches Bekenntniß ihrer Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche abzulegen, welche von jeher in gewissen städtischen Zeitblättern und Schriften am grimmigsten angefochten worden war. Mit ihnen vereinten sich viele Protestanten, einmal ehrenhaft wißbegierige, um das überall vertrödelte Conterfei eines jesuitischen Schwarzkünstlers mit dem Original zu vergleichen und daraus fortschrittmäßige Belehrung zu schöpfen, sodann frommgläubige auf dem positiven Boden des Christenthums, welche gern annehmen, was ihnen zur Belebung ihres Glaubens geboten wird, gleichviel woher es kommt. Die Geistlichen der katholischen Gemeinde konnten an sich nicht anders als für die Mission sein, weil sie katholisch waren und den Ungrund aller Einwürfe dagegen genügend kannten. Indessen hatte die Jesuitenmission bei der gemischten Bevölkerung der Stadt, worunter nur 12,000 Katholiken wohnen, selbst bei den frömmsten und gläubigsten Mitgliedern der katholischen Gemeinde ihre ernsten Bedenken, welche selbst der Jesuitenprovincial Faller, ein eben so redlicher als gebildeter Mann, seinerseits vollkommen theilte, weil sich gegebene Zustände selten ignoriren lassen, wenn man das Ziel glücklich erreichen will. Die katholischen Frankfurter, gewiß die rücksichtsvollsten Leute von der Welt, namentlich im Verkehre mit ihren protestantischen Mitbrüdern, wie nicht minder zähe Anhänger der gesellschaftlichen Ruhe und Ordnung im kleinen Staatswesen, beschlossen, einverständlich mit ihren Geistlichen, unbeirrt durch Anklagen thörichter Eiferer, vor der Hand auf einen günstigen Zeitpunkt für die Mission zu warten, wenigstens so lange, als die Frankfurter Zustände wirklich das Bild des confessionellen Friedens

gewährten, auf den unsere Gegner so großes Gewicht zu legen schienen. Man hat diesen wohlüberlegten Beschluß getadelt. Wir haben den unverdienten Tadel ohne leises Wort der Vertheidigung eingesteckt. Man hat gegen uns in die Allgemeine Augsburger Zeitung, in die Frankfurter Postzeitung und in untergeordnete Blätter geschrieben. Wir fanden uns nicht bewogen, dagegen Einrede zu thun. Ein Blatt aus Bayern hat durch eine staatsmännische Feder von Frankfurt ein allerliebstes Artikelchen gebracht, worin die Katholiken Frankfurts im offenen Zerfalle mit ihren Geistlichen wegen Vorenthaltung der Jesuitenmission und selbst viele Protestanten als deßhalb übelgelaunt dargestellt wurden. Das katholische Volk und die katholische Geistlichkeit hat über diese Entdeckung im Gefühle ihrer Einheit und Kraft sittsamlich gelächelt. Als jedoch zwei lutherische Predigten über den „endlichen Sieg des Protestantismus" und über den „Passauer Religionsvertrag" theilweise mit dem Intelligenzblatte der freien Stadt Frankfurt in alle Häuser geworfen wurden, voll giftiger Schmähungen gegen Rom und die Katholiken, ohne daß Jemand den mindesten Grund zu einem solchen Ueberfall entdecken konnte; als die Zeitungen des Platzes immer feindseliger gegen die gleichberechtigte Confession der Katholiken auftraten und eine ungemeine Erbitterung in öffentlichen und Familienkreisen aufregten; als die Gothaer in ihrem Wahlprogramme zum gesetzgebenden Körper offen aufforderten, die Katholiken nicht zu wählen, oder, nach ihrem Ausdrucke den gefahrdrohenden „Ultramontanismus" auszuschließen, so hörten für uns alle Rücksichten auf, welche wir bisher beobachtet hatten. Die Jesuitenmissionäre wurden berufen, um von unserer Seite ihren erbitterten Gegnern wenigstens Gelegenheit zu geben, die Wirklichkeit mit ihrem Conterfei im Frankfurter Journal zu vergleichen.

Am 20. November 1852 erschienen die Jesuitenmissionäre Roh, Haßlacher und Pottgeißer, die vorzüglichsten Prediger der Gesellschaft Jesu in Deutschland. Roh, ein geborener Walliser aus der westlichen Schweiz, aus dem Sonderbundskriege bekannt als Mann von Geist und Muth, ist eine beleibte, starkuntersetzte Gestalt, als Gränzer in französischer, italiänischer und deutscher Sprache gleich fertig, im geselligen Leben überaus liebenswürdig und trotz seiner dogmatischen Schärfe und Präcision die kindlichste Seele von der Welt. Man kann diesem

Feinde des menschlichen Geschlechtes nie in die schalkhaften Augen blicken, ohne gerührt und erbaut zu werden durch die frische und unbefangene Jugendlichkeit dieses redegewaltigen Geistes. Es liegt in seiner ganzen Physiognomie eine innige Verschmelzung des Italiäners und des Franzosen, die sich leiblich und geistig wechselseitig ergänzen und jene interessanten Contraste zu Tage fördern, welche, wie Glaukos und Diomedes bei Homer, nach gewaltigem Streite die Waffen freundlich mit einander austauschen. Feuer und Ruhe, Ernst und Heiterkeit, logische Schärfe und kühn aufschwellende südliche Phantasie, durchdringender Strahl des Blickes und süßestes Kindeslächeln, fröhliche Lust und empfindsamstes Schmerzgefühl und tausend andere Widersprüche gehen natürlich und aus innerster Seele in diesem merkwürdigen Menschenbilde aus und ein, essen an einem Tische, schlafen in einem Bette und bewirken erst die harmonische Kraftfülle, welche den Mann charakterisirt in der Rede wie im Leben, in der Bauernhütte wie im Salon des Fürsten. Man kann sagen: es ist ein Glück, daß die Religion die vulcanischen Kräfte des Pater Roh in früher Jugend gezügelt und unterthan gemacht hat. Sie hätten sonst auch, wie die Ergüsse des Vesuv, ihre glühenden Wogen gegen das Eremitenhaus und in die Fruchtgärten menschlicher Pflanzer treiben können.

Sohn wohlhabender Eltern, von einem treuen Vater unendlich geliebt und beschützt, machte er seine Studien größtentheils an den Jesuitenanstalten zu Freiburg und Sitten, als Talent mit entschiedenem Erfolge, als unbändiger Junge vielseitig gemaßregelt, mit unversieglichem Mutterwitze, doch stets auf der Oberfläche des Stromes, studentenhaftem Leichtsinne zugänglich, aber nie der bösen That. Er fühlte sich unter der gemessenen Zucht seiner Lehrer aus dem Jesuitenorden zurückgesetzt und mißhandelt, und dies Gefühl wuchs in jugendlicher Empfindlichkeit zu einer Art von Abneigung, wie sich oft am schönsten Baume die verzehrende Mistel in die gesunden Saftgefäße einnistet. In einem Anfalle dieser Mißstimmung ging er so weit, daß er seinen Lehrern eine Katzenmusik um Mitternacht veranstaltete und über das Glück der gelungenen Ausführung sich nicht wenig zu Gute that. Er hörte nicht ungern Reden gegen den Jesuitenorden und ließ seine Tropfen auch dazu fallen. Da kam ihm eines Tages eine jener zahllosen Lug- und Schmähschriften gegen die Jesuiten in die Hände, die er hastig aufschlug und darin

Zusagendes für sein Herz zu finden hoffte. Die Jesuiten waren in derselben nach gewöhnlicher Art als die größten Schurken der Welt dargestellt, voll heimlicher Ränke und Missethaten gegen das Menschengeschlecht, mit ruchlosen Grundsätzen für die unglückselige Jugend, welche ihrer Obsorge anvertraut wurde, in unaufhörlicher Wühlerei gegen die rechtmäßige Obrigkeit, befleckt mit den gemeinsten Lastern. Roh hatte auf einmal das Gefühl, als wenn ihm ein Reif, der ihn bisher eingepreßt hatte, von der Seele spränge und rief entrüstet aus: „Das ist zu viel! Meine Feinde sind sie, aber von allen diesen Lehren haben sie uns keine gelehrt, von diesen Sünden keine begangen, sondern in Allem das Gegentheil!" Im längeren Nachdenken fand er es wie ein Wunder des Herrn, daß dieser, solchergestalt angegriffene und verlästerte Orden seit dreihundert Jahren noch immer bestände, daß die Mitglieder trotz aller Schmach und alles Undankes noch immer besonnen und demüthig ohne Lohn von dieser Welt arbeiteten, daß ihnen eine heilige Heiterkeit, ein gesundes Geistesleben, eine kindliche Menschenliebe geblieben war. Ihr Betragen gegen ihn, das er bisher so schwer empfunden hatte, erschien ihm plötzlich in einem ganz anderen Lichte. Er wurde ein inniger Verehrer des verfolgten und geschmähten Ordens und beschloß ein Mitglied desselben zu werden.

Dieser einsame Gedankenproceß auf den schönen Traubenhügeln des Walliserlandes hat dem deutschen Volke unseren vorzüglichsten Missionär gebracht. Roh ist die lebendige Dogmatik der katholischen Kirche, welche es trefflich versteht, aus ihren schwindelnden Höhen herabzusteigen und praktisch in die Menschenseele sich einzuleben gegen den Unglauben und die Gebrechen der Zeit. Er treibt an diesem unbezwinglichen Felsen die Gemse hinaus an die äußerste Kante mit dem unerbittlichen Jagdrufe: „Ergib dich oder stirb!" Männern, die nie weinen, tritt die stürzende Thräne in's Auge bei dieser furchtbaren Consequenz der Wahrheit, die alle Grundfesten des Lebens erschüttert. Die Logik ist es nicht, die das thut, sondern der geniale Geist, welcher mit der Wahrheit im Wissen und Leben eins ist und die überwältigende Feuersäule aus der tiefen Ueberzeugung der Seele steigen läßt. Und diese Ruhe, welche sich nie übereilt, diese Unverfänglichkeit, welche sich nie verwickelt, dieses Auge, das, wie ein Aar, über dem majestätischen Redestrom hinschwebt, diese letzte Steigerung, welche ausfährt wie die Spitze eines

Uhlanenregimentes zum Entscheide der Schlacht, dieser allerletzte Ton der Stimme mit dem „Amen," der in tausend Herzen wiederklingt als Sieg, alle die tausend Einzelheiten, welche den Redner machen, sind nichts Anderes als die Züge des plastischen Bildes der katholischen Dogmatik, welches in Roh persönlich zur Erscheinung gekommen ist, des Eindruckes auf die Gemüther der Menschen gewiß. An ihm bewährt sich wieder die unumstößliche Wahrheit, daß die Predigt nie von entscheidendem Erfolge sein kann, so lange der Prediger und sein Stoff verschiedene Dinge sind. Nur was einheitlich lebt und lebend wirkt, ist der Sieg, welcher im Predigtfache die Welt überwindet, wie es die bewältigende Kraft der Apostel gewesen ist. Die Dogmatik des Pater Roh ist daher keine getrocknete Traube in der Dachkammer des Hauses, sondern frischduftige Frucht am Baum der Kirchen- und Religionsgeschichte, die er ganz durchlebt und sich angeeignet hat. Er hörte das zarte Pflänzchen wachsen zu Jerusalem und Nazareth, und küßte jeden neuen Keim der Thatsachen und jedes Schwanken der jungen Zweige, welche ihn gastlich in ihr Laubdach nahmen. So ist er organisch mit ihnen fortgewachsen und saß unvermerkt in der höchsten Krone des vollendeten Stammes, wo im Strahl des Sonnenlichtes die köstlichsten Früchte duften. Da kann er sich wiegen und schmiegen nach allen Seiten, und spielen mit den Jungen der Nachtigall, und trinken den reinsten Strom der Luft. Und wenn es wettert und braust, ist der Donner sein Zeltgenosse und der Blitz sein Hausfreund. Deßhalb trägt sein Erscheinen unter uns ein so gesundes unverblaßtes Aussehen, deßhalb ist er so furchtlos und eingreifend; in der Geschichte ein Berghirte, der seine Schafe nicht zählen kann, so zahlreich sind sie; eine Art wandernder Feldbibliothek mit allem Apparat für die Bedürfnisse des Augenblickes, keines Stillstandes fähig, fleißig wie ein Candidat zur Amtsprüfung, demüthig sammelnd wie das Kind auf der Wiesenflur.

Nach der Unterjochung des Schweizerrechtes zu Luzern durch die brutale Soldateska der Revolution mußte auch Roh, welcher längere Zeit hier als Prediger und Lehrer gearbeitet hatte, mit vielen ehrlichen und unbeugsamen Männern fliehen. Er entkam über die Grimsel und erreichte, den Simplon hinabsteigend, unter namenlosen Leiden, ohne Geld und Proviant, endlich das Jesuitenhaus zu Novara in Piemont. Von der italiänischen

Revolution wieder aus diesem Asyl vertrieben, zog er in die Thürme von Linz, wo der Erzherzog Maximilian den Jesuiten eine Freistätte eingeräumt hatte. Die Barricadenherrschaft der Wiener Aula dachte sich des Mannes und seiner Genossen kurzweg zu entledigen. Eine Schaar der übermüthigen Knäblein erschien, das Feld rein zu machen. Roh, durch vertraute Freunde gewarnt, entschlüpfte nach Innsbruck, fast gleichzeitig mit dem flüchtigen Kaiser Ferdinand, bald nach der Unterdrückung des Jesuitenhauses daselbst unter Pillersdorfs Regiment. Auch zu Grieß bei Botzen in Südtirol weilte er einige Zeit bei den befreundeten Benedictinern von Muri, welchen Oesterreich hier eine Zuflucht angewiesen hatte. Nach längerem Aufenthalte bei Siegwart Müller im Elsaß bei kärglicher Kartoffelkost, aber stark durch die Ursache seiner Leiden, trat er als Lehrer der Dogmatik in's Jesuitenhaus nach Löwen über, wo ihn der Ruf zur Mission in Deutschland nach einjähriger Wirksamkeit erreichte mit dem Standpunkt der Zwischenruhe zu Freiburg im Breisgau.

Sein Missionsgenosse Haßlacher ist ein Mann von mittlerer Größe, schlank gebaut, mit feinen Zügen, stets freundlich und liebevoll, mit dem Eindrucke von Wehrlosigkeit und Schüchternheit bei fühlbar kränklichem Gesundheitszustande. Seine Rede fließt stets correct, in unverwickelten Perioden, die seinem Vortrage eine ungemein fesselnde Klarheit und Lieblichkeit geben, weich wie ein jungfräulicher Hauch aus einer Ueberzeugungstiefe, die jedem Zuhörer in's Herz dringt, und von besonderem Reize in allen kindlichen, älterlichen, häuslichen Alltagsverhältnissen. Von Koblenz am Rhein gebürtig, ward er als junger Student in die damals grassirende Ueberstrenge gegen die germanisirende Burschenschaft verwickelt und zur Festungsstrafe verurtheilt Anfangs in Berlin, später in Magdeburg, zuletzt in Ehrenbreitstein, seiner Vaterstadt gegenüber. Er benützte diese Zeit von sieben vollen Jahren zu umfassenden Studien, wozu ihm nach der hartherzigen Behandlung zu Berlin und Magdeburg durch die Menschenfreundlichkeit des Festungscommandanten in Ehrenbreitstein aus den Bücherschätzen von Koblenz die beste Gelegenheit geboten war. Seine harmlos jugendliche Gesinnung, ohne alle staatsgefährliche Conspiration an den burschenschaftlichen Formen hangend, erstarkte in Leiden und Trübsal zu einem Ernst, der ihn auszeichnet und für jedes Gemüth ein-

drucksvoll macht. Aus der Festung erlöst, bildete er sich in Frankreich zum Jesuiten aus, und zog, kaum fertig nach der Ordensregel, in die deutschen Missionen ein. Von der Demuth und Gewissenhaftigkeit dieses Mannes kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er zu Frankfurt am Main vor seiner Predigt „über das fremde Gut" und dessen schuldige Achtung von einem Rechtsgelehrten in der Stadt Savigny's berühmtes Buch über „den Besitz" lieh und es seiner Predigt zu Grunde legte. Während Roh in der Regel für die widerspenstigen, verkommenen, zweifelhaften Geister predigt, ist Haßlacher der Prediger des Mittelstandes, der gläubigen Andacht, der süßen Anhänglichkeit an die heilige Kirche. Roh schlägt die Schale der Verstockung und des Unglaubens von der verbildeten, frivol ausgezehrten Weltseele; Haßlacher zündet die Flamme des heiligen Lebens in den Bekehrten an, und besorgt dieselbe als emsiger Altardiener mit kindlicher Liebe und wundersamer Anschmiegsamkeit. Roh ist Donner und Blitz auf die verdumpfte Schwüle der lasterhaften Gesinnung; Haßlacher milder Regen, der auf den Sturm folgt und alle Keime süß erquickt. Roh verschmäht den Humor, ja den Sarkasmus nicht, weil er die Menschennatur mit allen möglichen Mitteln aus der Höhle des Zweifels locken will, und thut es der Schrei des Löwen nicht, so kräht der Hahn, fabulirt der Staar und hackt der Baumspecht; bei Haßlacher geht ein tiefernster Zug durch die sanfteste Rede, die eindringlich und spitz werden kann, wie die Stimme des Mannes am Mast des untergehenden Schiffes; er lächelt nur im Kreise seiner Freunde. Als Mensch lockt Haßlacher das Zutrauen aller Herzen, im Hause weckt er bei Allen das Vertrauen auf die unsichtbare Gnade des Herrn, er macht die Gemüther sicher, die Begierden ruhig, den Himmel klar. Er ist ein Schatz, wohin er kommt, auch stumm die schönste Predigt vom Kreuze des Erlösers.

Pater Pottgeißer stammt ebenfalls aus Koblenz, Kaufmannssohn, eine schöne, hochragende Mannesgestalt mit einnehmenden Zügen, die im Erblassen einen geisterhaften Zauber üben, mit Augen, von denen es zweifelhaft ist, ob sie offen oder geschlossen den größeren Eindruck machen, mit einer Stimme, die wie gebrochen anklingt, aber allmählig rieselt wie der Quell am Felsenhang und zuletzt aufjauchzt wie das Hüfthorn des Jägers am Bergeskamm. Von Jugend auf vorzugsweise der

Mathematik zugewendet und darin ein vollkommener Meister, daher Professor dieses Faches am Jesuitenconvict zu Freiburg, wanderte er nach dem Siege des Sonderbundskrieges nach Nordamerika, wo er in New-York im nämlichen Wirkungskreise thätig war. Er gewann dabei die vollkommene Fertigkeit in der englischen Sprache. Als Redner verzichtet er in der Regel auf allen rhetorischen Schmuck und führt bloß die Kettenschlüsse seiner Rechenkunst in's Herz des Menschen, bis es davon umstrickt und gefangen ist. Wir hatten bei seinen Vorträgen Anfangs oft das Gefühl vom Anrücken eines gut eingeschulten Geisterheeres ohne Fleisch und Blut, dessen Anrasseln mit den unwiderstehlich dürren Massen jede Empfindung der Seele aufschreckte. War das Feld, ohne Ton und Musik, im grellen Mondscheine erobert, da regten sich auf denselben die Morgenkeime empor in's Licht der aufgehenden Sonne, enteiste Quellen rieselten in's grüne Flurgeheg und die Lerche sang über dem Opferdufte der jungen Blüthen. Der Prediger wurde warm, die Stimme weicher, die Sprache geschmeidiger. Allgemeine Rührung krönte das Ende der Predigt. Es liegt im Manne ein Fragment von Roh und ein Fragment von Haßlacher; er hat diese Fragmente mit den Eisenklammern der mathematischen Unerbittlichkeit zusammen gefügt und daraus ein schönes Stück Memnonssäule geschaffen, die im Strahl der Morgensonne melodisch anklingt. Deshalb steht er als Mittler zwischen beiden. Im Privatverkehre ist er eine Knospe, die sich bei sanfter Berührung liebevoll erschließt mit reichem Duft edler Menschlichkeit, theilnehmend, witzig, der liebenswürdigste Necker vom ganzen Rheinland, mitunter in der fröhlichsten Stimmung gestreift vom Nachleuchten der bittersten Lebenserfahrungen.

Als Professor in Freiburg machte er nach Jesuitenschulart stets Reisen mit seinen Zöglingen, die wie Bienen an den Blüthen dieser schönen Seele hingen. Ihn von solchen Ausflügen erzählen zu hören, ist ein Genuß wie das Strahlengezitter des Tiefwaldes mit seinen Farben und Tönen, mit seinen Mährchen und Unkenrufen. Zu Köln in der heiligen Stadt wollten sie ihn einmal nicht Messe lesen lassen, weil er zu wenig gesetzmäßig bekleidet war, statt guter Papiere nur einen Rudel luftiger Buben bei sich hatte und das eigenthümliche Lächeln über die menschliche Narrheit nicht unterdrücken konnte. Die gelesensten Bücher würden überhaupt diejenigen

werden, worin die Jesuiten ihre persönlichen Schicksale, ihre erlittenen Unbilden, ihre Fluchten, ihre Hungerleiden erzählten. Mit Walter Scott und Cooper ist es jetzt aus wie mit dem Fladen, welchem die Sonnenhitze den Honig ausgeschmelzt hat. Die Mosaikcharaktere von Spindler, aus Leben, Sage und Geschichte gebacken wie Lehmziegel der Haide, erregen keine lebendige Theilnahme mehr. Gutzkow's „Ritter vom Geiste" haben durch Verduftung von ihrem Geiste zu viel verloren, seitdem der Jubel in befreundeten Blättern und von treuliebenden Herzen verhallt ist. Jesuitenromane müssen wir haben, die kein Roman sind, wo der Hunger wirklich gebrannt, der Geißelstreich in der That das Lebendige getroffen und der leibhaftige Gamin von Paris auf deutschen Gassen den Kothwurf geballt hat. Je einfacher, desto besser! Unsere Verdauungsfähigkeit ist sehr herabgekommen durch den starken Genuß von Schwämmen aus deutschen Wäldern, französischen Champignonssteppen und englischen Abteigärten, es kann ihr nur willkommen sein, auszurasten am Tische der Natur und der Wirklichkeit!

Roh, Haßlacher und Pottgeißer bilden einen Ring deutscher Kanzelberedsamkeit, wie er kein zweites Mal so leicht zu Tage tritt, collectiv genommen, erst die volle runde Kraft auf das Gemüth des Volkes, in schneller Abwickelung des wohlgeordneten Stoffes, der unter diesen Umständen einen unwiderstehlichen Eindruck machen muß. Ihre Predigten waren vom ersten Augenblick an eben so stark von Katholiken als Protestanten besucht, und diese zahlreiche Anwesenheit der verschiedenartigsten Zuhörer stellte abermals die ergreifende Wahrheit heraus, daß unser Volk nie lau erscheint, wenn demselben in würdiger Form die uralten apostolischen Wahrheiten des Christenthums vorgeführt und an's Herz gelegt werden. Anderwärts bei sehr gemischter Bevölkerung war die Polizei für äußere Ordnung thätig. Bei uns unterblieb geflissentlich solcherlei Vorsicht; wir stellten die Mission lediglich unter die Obhut der öffentlichen Sitte, welche der geborene Frankfurter nicht leicht verletzt. Und in der That, wir verrechneten uns auch nicht. Keine leise Störung fiel vor, ungeachtet die Domkirche fast immer dergestalt überfüllt war, daß erst nach dem Gottesdienste bei allmähliger Entleerung an's Herauskommen zu denken war. Alles blieb wie angewurzelt auf seinem Platze und die tiefste Stille war nur von

leisen Seufzern unterbrochen, etwas ungemein Ergreifendes bei einer Masse von 6000 bis 8000 Menschen von Stadt und Land. Der mächtige Eindruck der Missionspredigten war an unzweideutigen Zeichen nach verschiedenen Richtungen zu merken. Die Katholiken konnten den Jubel ihres Herzens nicht verheimlichen, daß die Wahrheiten ihrer heiligen Kirche so siegreich dargelegt und verfochten wurden. Ihr Lied nach der Predigt erwuchs daher zu einem Sturm der Freude, des Einklanges, der Seligkeit, daß selbst die fühllosesten Herzen gerührt und erschüttert wurden. Die Protestanten staunten über die Innigkeit des katholischen Kirchenlebens, wie es in diesen Tagen vor ihre Seele trat, über die Macht der katholischen Lehre, die man ihnen so lange entstellt und verdächtigt hatte, über den Geist der Missionäre, die ihnen als Schwarzkünstler und Königsmörder geschildert worden waren. Es geschah öfter vor meinen Augen, daß sich Katholiken und Protestanten nach der Predigt in der Kirche umarmten und in tiefer Ergriffenheit ausriefen: „Ja, das ist wahr; davon bin ich jetzt vollkommen überzeugt!" Was am meisten Eindruck machte auf Nichtkatholiken, war, daß die Jesuiten stets am Lichte der Vernunft vorgingen und vom Menschen nur verlangten, daß er seine Vernunft gebrauche und ihre unerläßlichen Folgerungen annehme, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu kommen.

Es war seit Jahrhunderten so viel von jesuitischen Kunstgriffen, von unheimlichen Zauberstücklein und verruchten Schlangenwindungen gesalbadert worden, daß die Enttäuschung beim Anhören der wirklichen Jesuiten in der That eine große war. Unter den Zuhörern aller Stände und Confessionen waren die wegen ihrer kernhaften Denkweise und ungefärbten Aufrichtigkeit berühmten Sachsenhäuser zahlreich vertreten, deren viele seit Jahren keine Kirche mehr besucht und besonders durch die Demokratenmission 1848 viel gelitten hatten. Sie kannten daher weder uns Pfarrgeistliche, noch die Jesuiten, und brachten nichts mit als den gesunden Menschenverstand, der unbedingt zu Gunsten der Jesuiten entschied. Bei Roh's Predigt über die Gottheit Jesu sagte einer heimkehrend: „Heute hat der Pfarrer grausam schön gepredigt. So was lass' ich mir auch gefallen!" Ein Anderer meinte, eine solche Mission sei doch eine köstliche Sache, und als Abendunterhaltung ohne Geldverlust einzig in ihrer Art. „Also das sind die Jesuiten!" flüsterte

ein Dritter, „ganz adäquate Leute, das muß ich sagen.“ Es stand unter Protestanten, Juden und Katholiken unzweifelhaft fest, daß eine solche Jesuitenmission eine höchst ehrwürdige Sache sei.

Gegen diese allgemeine Meinung der gesammten Bevölkerung standen nur ein oder der andere der „evangelischen“ Geistlichen ohne die mindeste Veranlassung auf. Ihre Lehre, ihre gute Versorgung, ihre bevorzugte Stellung war mit keinem Worte, nicht einmal mit einer leisen Anspielung angegriffen worden. Die Gründe dieser Anfechtung waren indeß nicht schwer aufzufinden. Den Jesuiten strömten die Zuhörer haufenweise zu, während in Süddeutschland durch Stadt und Land leere Bänke in evangelischen Kirchen nichts Seltenes sind. Das thut weh. Die Arbeit und Lüge von Jahrhunderten gegen die Jesuiten schien auf einmal verloren; sie waren die Männer des Tages, die beliebten Prediger des Evangeliums, übermächtig an Geist, Arbeitskraft, Muth, Wissen. Die banale Entstellung katholischer Glaubenswahrheiten, welche, in Ermanglung geistiger Gegenkräfte, dem Platze Frankfurt seit der Reformation so gute Dienste geleistet hatte, hielt vor der massenhaften Entfaltung des Katholicismus nicht mehr Stich. Es ließ sich nicht läugnen, die Verläumdung unserer Kirche hat einen schweren Stand gegen die in den Missionen, Schlag auf Schlag, in's Treffen geführte fleckenlose Einheit und Heiligkeit unseres Glaubens. Selbst die befangensten Gemüther ernüchtern und begreifen das Lügenspiel, mit dem sie bisher genarrt worden sind. Tausende durchdringt das Gefühl: „Wir hatten Unrecht, Wahrheiten zu verwerfen, welche auf so vernunftgemäßer unerschütterlicher Grundlage ruhen!“ Freilich, ist solche Gefahr aus dem Gebiete des Geistes einer Lehre fürchterlich, so hat sie überhaupt kaum ein Recht zu leben. Gegner, welche diese Gefahr scharf betonen, offenbaren das Mißtrauen auf die Güte und Wahrheit ihrer Sache. Es ist daher charakteristisch, daß die protestantischen Geistlichen zuerst ohne alle Herausforderung die Unterdrückung der Jesuitenmissionen forderten. Man fürchtet die Jesuiten nicht als Giftmischer, Königsmörder, laxe Moralisten, sondern lediglich als Prediger und Darsteller der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Mit Beweisgründen kommt man gegen sie nicht auf; man muß sie verbannen und geistlich und leiblich todt machen, so gut es gehen mag. Alle Mittel sind erlaubt, Ablaß nach Herzenslust für alle Sünden, wenn sie nur gegen

die Jesuiten angehen. Ihr Dasein, ihre sittliche Reinheit, ihre Natürlichkeit, ihr beredter Mund, ihre Geistesüberlegenheit, ihre Unerschrockenheit sind für uns gefahrdrohend. Denn Verstand und Vernunft sind für die Jesuiten, Schrift und Alterthum sind für die Jesuiten, die Bedürfnisse des Menschenherzen, welche nach wahrem Troste schreien, sind für die Jesuiten. Das kann nicht so fortgehen. Man muß sie ausrotten und ersticken auf deutscher Erde! In dieser Wurzel liegt der Keim des Angriffes auf die Mission der Jesuiten in Frankfurt und anderwärts.

Die Protestanten haben ihrerseits ebenfalls zu Missionen, Reisepredigten, Kirchenvisitationen und Kirchentagen gegriffen. Keine Seele auf unserer Seite hat darin eine Kränkung der katholischen Kirche gesehen. In Frankfurt traten Hundeshagen und Schenkel mit außerordentlichen Vorträgen über Religionsgegenstände auf, der eine in der deutsch-reformirten Kirche, der andere in der Sokratesloge. Den Katholiken fiel es nicht im Traume ein, diese Berufung übel zu nehmen, obgleich die Berufenen, namentlich Herr Schenkel, keineswegs als Katholikenfreunde gelten und ihre Thätigkeit nach der Natur ihrer Ansichten stets mehr oder minder auf die Herabwürdigung katholischer Religionsüberzeugungen hinauslaufen, wie aus ihren Schriften unzweifelhaft nachgewiesen werden kann. Man ermangelt nicht, diese Schriften und Bücher, deren Inhalt offenbar nichts Anderes beweisen soll, als daß die Lehre der katholischen Kirche eitles Menschenwerk sei, bei jeder für uns schmerzlichen Gelegenheit, bei allen katholischen Festfeiern, in mancherlei Formen und Lobhudeleien anzuzeigen und als reines Gotteswort zu rühmen. Die Katholiken haben dagegen kein Wort verlautet. Diese Bücher und Broschüren werden umsonst ausgetheilt, in die katholischen Kirchen wie Heckeneier gelegt, in Gasthäusern zum Imbiß eingebrockt, auf Eisenbahnen verzettelt und namentlich gemischten Ehen aufgedrungen. Es wurde deßhalb von unserer Seite kein besonderer Anlauf genommen gegen diese evangelischen Neckereien.

Ein reformirter Prediger, einst katholischer Priester der Kölner Diöcese, hielt Vorlesungen über Kirchengeschichte. Weß Geistes sie sein würden, kann kein denkender Mensch bezweifeln, da der Vorleser sogar in seiner „Trösteinsamkeit,“ einer mißglückten Gedichtesammlung, seinen Groll gegen die katholische Lehre in den beigefügten Anmerkungen nicht unterdrücken kann.

Die Katholiken ließen diese Vorlesungen in der französisch-reformirten Kirche ruhig gewähren. Hiesige Blätter, welche unsere Jesuitenmission nach Herzenslust verunglimpft haben, können die geschilderten Vorträge und Vorlesungen nicht genug rühmen, und sind erstaunt über die außerordentlich große Theilnahme des Frankfurter Publikums an denselben im, früher nie erlebten, Heißhunger nach dem „Worte Gottes." Die Katholiken bestreiten diesen Lobpreis nicht, obgleich Einreden möglich wären. Man hätte glauben sollen, diese Maßhaltung würde die eifrigen Herren auf den billigen Satz bringen: „Wie sie uns in der kirchlichen Erbauung nach unserem Geschmacke nicht stören, so wollen auch wir ihnen die Jesuitenmissionen in ihren Kirchen für ihre Glaubensgenossen lassen." Mit Nichten! Je mehr Freiheit sie für sich in Anspruch nehmen, desto weniger wollen sie den Katholischen gönnen. Die gesetzlich ausgesprochene Gleichberechtigung für alle christlichen Confessionen zuckt am „corpus Evangelicorum" wie ein heillos ziehendes Pflaster, wenn sie nicht den Sinn haben soll, den man liebevoll hineinlegt, die Katholiken nach protestantischen Gesetzen, Rechten und Gewohnheiten als Unebenbürtige zu mißhandeln, namentlich ihren Verband mit dem nothwendigen Einheitspunkte in Rom aufzulösen und dadurch „den Ultramontanismus und Jesuitismus" auszuschmelzen. Ueberdies bleibt es unausstehlich, daß die Jesuiten so viele Tausende von Zuhörern haben, als andere Vorträge, wenn auch noch so zahlreich besucht, Dutzende aufweisen können. Und selbst gedruckt, wollen sie nicht ziehen, wie mißmuthige Verleger sagen. Und selbst in zweiter Auflage mit neuem Titel wollen die verstockten Gemüther nicht daran. Hinc illae lacrymae! Das Phrasenthum ist todt, die Polemik ist todt, die innere Mission ist todt! Die Jesuitenmission zu Frankfurt dauerte vierzehn Tage. An jedem Tage wurden drei Predigten gehalten, im Ganzen sechsundvierzig, einen Vortrag des Pater Roh an die Soldaten der Garnison eingerechnet. Während derselben empfingen gegen sechstausend Menschen die Sacramente der Beicht und Communion. Viel fremdes Gut wurde zurückgestellt und manche Seele, die schon lange der Kirche entfremdet war, wieder gewonnen. Die Mission fiel als ein nachhaltiger Gottessegen in die Gemeinde, welcher noch jetzt tausend Herzen tröstet und zum Besserwerden anspornt.

Die Sonntagsfeier des deutschen Volkes.

Lui ceder, c'est ta gloire;
et le vaincre ta honte.
Corneille.

Wenn es nach der Bemerkung eines verständigen Mannes mit der Erfahrung seine Richtigkeit hat, daß die Sittlichkeit eines Volkes am besten nach der Sonntagsfeier beurtheilt werden kann, die es einhält, so begreift man leicht, daß in unseren Tagen die Aufmerksamkeit geistlicher und weltlicher Volksfreunde so ernstlich auf die Heiligung des Sonntags gerichtet ist, und Maßregeln in Betracht genommen werden, welche zu dieser Restauration des sittlichen Gemeingefühls in Christus und seiner Kirche beitragen können. Wer, wie ein Kritiker in der Didaskalia, das Dasein eines außerweltlichen persönlichen Gottes frech läugnet und in einer christlichen Stadt den persönlichen Gott, wie ihn die Bibel lehrt, die Vernunft fordert, die christliche Welt glaubt, mit cynischer Unverschämtheit einen Götzen außer der Welt und Menschlichkeit nennt; wer, wie der nämliche Kritiker, die Beherrschung der sinnlichen Lüste ein Opfer nennt, das eigentlich nur dem in Christus personificirten höheren Selbst des Menschen dargebracht wird; wer auf diese Weise das Götzenthum der Natur und des Fleisches als einzige Religionsweisheit proclamirt, folglich mit Christus als Gott und Menschen, und dem göttlichen Urgrunde aller Dinge im Schöpfer des Weltalls längst fertig geworden ist, für den gibt es keinen Sonntag, kein Gebet, keine Andacht, keine Kirche. Der eine Tag hat für ihn so viel Bedeutung als der andere, und was die sinnliche Begierde nicht genießen kann, hat für ihn kein Dasein und keine Wirklichkeit. In diesem gräßlichen Unglauben, der nicht mehr bloß in den

Büchern verrückter Philosophen und bankerotter Wüstlinge spukt, sondern in Deutschland von allen Dächern gepredigt wird und unser Landvolk theilweise schon vergiftet hat, liegt die erste Ursache, warum unsere Sonntage ohne viele Rücksicht und Umstände entheiligt werden. Alle Anläufe, welche in unseren Tagen gemacht werden zur Heilighaltung des Sonntags, gehen an diesen ungläubigen Seelen rein verloren, ja sie bewirken das Gegentheil. Denn wenn es der Polizei und der Gesetzgebung auch gelingen sollte, die äußere Sonntagsfeier durch Einstellung aller knechtlichen Arbeit und alles Geschäftsbetriebes herzustellen, so gewinnt das ungläubige Gemüth nur desto mehr Zeit zum rohen Genusse sinnlicher Freuden. Der Sonntag wird für dasselbe ein willkommener Freiplatz, den unbändigen Begierden die Zügel schießen zu lassen und der Sünde Thür und Thor zu öffnen. Was die anstrengende Arbeit der Woche vielleicht zurückgehalten hat, das sproßt desto üppiger in's Licht des Sonntags, der keinen anderen Sinn und Zweck hat, als die sinnliche Unterhaltung so wirksam als möglich zu machen. Wer diese Behauptung für eine Uebertreibung ansieht, dem rathen wir, die Studien des Blauenmontags aufmerksamer zu betreiben, als es bisher geschehen ist.

Die verstörte Montagsphysiognomie in jenem Hause hat keinen anderen Grund, als den Uebergenuß der Sonntagsfreuden. Die ganze Familie ist mit dem ersten Sonntagseisenbahnzuge auf's Land gegangen. Das hat mehr gekostet, als der gesammte Verdienst der abgelaufenen Woche ausmachte. Das Pfandhaus soll Vorschüsse leisten und der Pfänder werden immer weniger. Die Kinder haben die Montagsschule versäumt, das Frühstück war zu spät eingeschenkt worden. Der Hausvater trippelt nachdenklich am Hermannsbrunnen vorbei, es prickelt ihm in allen Fingerspitzen, kein Witz will über die geldlose Woche hinüberhelfen. So verdrießlich ist die ungläubige Sonntagsfeier ausgefallen. In jener Handwerksstube sieht es noch trauriger aus. Am Sonntag kann möglicher Weise anstatt des Gottesdienstes noch ein gut Theil gearbeitet werden, und in der That klopft der Schuster die Sohlen, braut der Knecht die Bierhefe und jätet der Gärtner die Kohläcker. Man sieht in gewissen Landkreisen gerade am Sonntage eine so rührige Thätigkeit im Grundstücke um's Haus, als wenn diese Arbeit von geistlicher und weltlicher Obrigkeit bei hoher Geldstrafe geboten worden wäre. Aber

am Montag sind alle Kräfte des Leibes und der Seele erschöpft. So öde die Flur und die Werkstätte ist, so wüst hängen die Köpfe, und es gibt Arbeiter, die in Folge der Sonntagsfeier erst am Mittwoch wieder arbeitsfähig zu werden anfangen. Bilder dieser Art gibt es zu Tausenden; Jeder von uns kann sich selbst nach Lust und Belieben am Ueberflusse derselben belehren. Wo also der Glaube an Gott, an ein ewiges Leben, an die Unsterblichkeit der Seele fehlt, da ist keine Sonntagsfeier zur Veredelung des Menschen möglich; der Sonntag wird nach den Grundsätzen dieser unglücklichen Menschen nur der Thierheit förderlich sein. Die nachhelfende Gesetzgebung selbst erscheint dabei als eine Dienerin der sinnlichen Menschennatur, welche durch solche Sonntagsfeiern allein gewinnen kann. Ja wir haben es in Deutschland erlebt, daß sogenannte Volksfreunde es geradezu für Dummheit erklärt haben, wenn ein Mensch am Sonntage nicht knechtlich arbeiten wollte, falls ein irdischer Vortheil zu erzielen sei.

Treten wir von diesem traurigen Boden des Unglaubens und der Entwürdigung des Menschen auf das Gebiet des Christenthums, so begegnet uns gleich beim Eintritt ein Meinungszwiespalt, welcher seit dreihundert Jahren der christlichen Sonntagsfeier einen unberechenbaren Schaden gebracht hat. Die Idee des apostolischen Christenthums beruht unstreitig auf dem Begriff der Einigung aller Bekenner zu einer großen Weltfamilie, die Gott als Vater und den Heiland Jesus Christus als Gottmenschen und Bruder anerkennt und im heiligen Geiste liebevoll zusammen wirkt. Diese Einigung als Grundton des christlichen Lebens erfordert vom einzelnen Menschen nothwendig die Beschränkung der eigenen Ansicht, der eigenen Neigung, der eigenen Lust, um durch solche Selbstentäußerung Christo sich einzuverleiben und aus allen Bekennern den Leib der heiligen Kirche auf gemeinsamer Grundlage zu bilden. Diese Einigung wird erst dann ihre wahre Gestalt, ihre innige Festigkeit, ihre Kirchlichkeit erhalten, wenn sie das, was sie innerlich ist, äußerlich als Versammlung darstellt. Die Innerlichkeit allein, von der man sich überhaupt keine Klarheit und Bestimmtheit verschaffen kann, einigt nicht; im Gegentheil sie trennt und individualisirt, und kann als Einigungselement nie einen vernünftigen Sinn haben. Eine Gesellschaft, eine Kirche, eine gemeinsame Religion ist nur möglich, wo das Innere nach außen Gestalt gewinnt. Diese äußere Gestaltung der inneren christlichen

Einigung aller Glieder mit ihrem Oberhaupte macht den christlichen Sonntag in seiner apostolischen Bedeutung aus. Deßhalb haben die ersten Christen die Feier des Sonntags mit der größten Gefahr ihres Lebens festgehalten und geübt, und ein Schriftsteller der ersten Jahrhunderte erzählt, daß man sich nichts Eindringlicheres denken konnte, als das einmüthige Lied der verfolgten Kirchgänger, welches aus unterirdischen Grüften, aus den Höhlen der Gebirge, aus den Ruinen verfallener Gebäude übermächtig hervorklang, und den christlichen Sonntag mit seiner Herzenseinigkeit von tausend und tausend Seelen verkündete. Wer sich diesem Sonntagsgottesdienste eigenwillig entzog, ließ an sich die Einigung aller Herzen in Christo nicht zum Ausdrucke kommen, er betrat einen heimlichen Sonderweg, der nothwendig zur Einseitigkeit, zur Gefühlsverirrung, zur Vernichtung des christlichen Einklanges führen mußte.

Die Seele dieses Sonntags war das allerheiligste Sacrament des Altars im reinen unbefleckten Opfer der Messe. Von allen reuigen Seelen mit Andacht genossen und in seiner lebengebenden Kraft für Millionen gleichmäßig wirksam als himmlische Speise, durch die wir der göttlichen Natur theilhaftig werden, und die christliche Einigkeit im Leibe und Blute des Erlösers nähren und erhalten. Der Sonntag wurzelte also nicht bloß in einer Idee oder in einem Symbol, sondern in der wahrhaften und wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in der Kirche. Wer diese Sonntagsspeise vernachlässigte, nahm dem Sonntage seine heiligste Wirkung, der Sonntagsfeier das gemeinsame Interesse, der christlichen Einheit den Kitt, der allein den Stürmen der Versuchung, dem Gifte der auflösenden Doctrinen trotzt und dem Untroste des menschlichen Herzens steuert. Wer diese Speise zur bloßen Erinnerung und Bedeutung herabwürdigt, der bricht das köstlichste Edelgestein nicht bloß aus dem Sonntage, sondern aus dem Christenthume selbst heraus, und es ist nach dieser Ausscheidung kein genügender Grund vorhanden, die Kirche zu besuchen und den Sonntag zu feiern, welcher dadurch seinen Inhalt, seine Würde, seine Kraft verloren hat. Selbst das sogenannte Wort Gottes, vom Menschen verkündet, hat bald ausgeredet, wenn das fleischgewordene Wort Gottes, Jesus Christus in wesenhafter Gegenwart, aus der Kirche und aus dem Herzen der Menschen verschwunden ist. In solcher Lösung von der apostolischen Ueberlieferung

gehen die Herzen der Menschen auch in der Andacht auseinander. Die Triebe nach der kirchlichen Einigung des Sonntags sterben allmählig aus; Jeder wählt sich sein eigenes Stündchen und sein eigenes Winkelchen für die häuslichen Andachtsgefühle, wo er den klugen Lehren seines Herzens allein aufhorcht und das Wort Gottes sich eigenliebig anpaßt und vermenschlicht. Er feiert in dieser trostlosen Isolirung die Abende des Weinens und die Morgen der Freude, wie er sie selber braut und einschenkt, er macht sich immer mehr zum Mittelpunkt seiner Andacht und seines Gebetes, und gewinnt eine unbeschreibliche Hochachtung vor sich selbst, die in der Form von Demuth nichts als Eitelkeit ist und dem Heilande keine Einkehr in's Herz gestattet. Und diese pietistische Verwässerung im selbstgewählten Sonderzustande ist noch das Beste, was herauskommt. In der Regel endet die Langweile der Besonderung in offener Gleichgültigkeit gegen alle geoffenbarte Wahrheiten.

So werden die Kräfte des religiösen Lebens heillos auseinander gesplittert, Idee und Kraft der Einigung in Christus und mit ihr der Sonntag gehen verloren, und das Meisterstück der Menschenerlösung, welche die zerfahrene Welt zur Einheit innerlich und äußerlich gesammelt hat, löst sich in Sondergelüste auf, die durch Agenden, Kirchentage und Consistorialordnungen nicht beherrscht werden können. Nichts ist kläglicher, als die Ohnmacht dieser menschlichen Behelfe zur Handhabung der Sonntagsfeier, welche den menschgewordenen Gott im Sacramente verloren hat. Sectirer, Freimaurer, Actionäre, Vereinsmitglieder sammeln sich aus Interesse, Lust und Verschworensein im erlesenen Winkelchen; es kommen leidliche Conventikel zusammen; aber eine Kirche kann nur vom lebendigen Gott im Abendmahle tugendkräftig versammelt werden. Wer trotz der Zerfahrenheit aus dem angedeuteten Grunde das Evangelium allein zu besitzen meint, ist in seiner Anmaßlichkeit selbst der beste Beweis, wie blind die Menschen werden, wenn sie sich selbst mehr als dem Evangelium folgen und die evangelische Einigkeit gedankenlos zerbröckeln. Wenn in unseren Gegenden die katholischen Kirchen fast allein regelmäßig und zahlreich besucht werden, und die heiligen Sonn- und Feiertage unter allgemeiner Betheiligung der Gläubigen würdig zur Anschauung kommen, so liegt der Grund dieser Erscheinung nicht im Besitze vortrefflicher Prediger, welche Menschen aus allen Ständen und Bildungsstufen anziehen, nicht im

Glanze der Ceremonien, welche die Sinnlichkeit hinreißen, nicht in der Kraft des Liedes, welches die Herzen begeistert, sondern im Dogma der katholischen Kirche vom allerheiligsten Sacramente des Altars, das in der Messe gefeiert und als heilkräftige Arznei in der Kirche aufbewahrt wird, in der tief gefühlten Unfehlbarkeit der kirchlichen Auctorität, welche alle Gläubigen an Christus bindet, welcher sich alle Herzen willig und gänzlich unterwerfen, in der empfundenen Nothwendigkeit der äußerlichen Einigung, um die Herzenseinigung zu beweisen, zu läutern und zu stärken, im gemeinschaftlichen Streben Aller, nicht bloß eine Kirche zu heißen, sondern zu sein, wie es Christus vom Anfange an gewollt und gestiftet hat. Da hören alle Sondermeinungen auf, da verstummen alle Einreden des Dünkels und der Eitelkeit, da demüthigt sich die Lust der Sünde zur Reue und Buße. Die Uebermacht einer göttlichen Auctorität in der Kirche hat alle Besonderheiten und Individualitäten in kirchlicher Allgemeinheit verschlungen. Wo diese Ueberzeugung von einer göttlichen Auctorität in der Kirche fehlt, ist keine Einigung von Menschen auf die Dauer möglich, kein Sonntag im apostolischen Sinne umschlingt und verschmelzt die Gemüther. Jeder hat sich seinen eigenen Sonntag gebildet, und da ist es kein Wunder, daß dieses Menschenwerk früher oder später alle Kraft für das christliche Leben verliert. Wie wenig die Polizei bei solchen Zuständen zur Heiligung des Sonntags beitragen kann, liegt auf der flachen Hand. Aeußere Schule ist nicht im Stande, das verlorene Dogma zu ersetzen.

Wenn wir uns aus diesem tausendstimmigen Tumult der Erwachsenen zur christlichen Jugend wenden, so finden wir auch hier auseinandergehende Uebungen, deren Einfluß auf die Sonntagsfeier von wesentlicher Bedeutung ist. Die Protestanten, welche das Verdienst der guten Werke verwerfen und den ganzen Ausbau des inneren Menschen in christlicher Gesinnung durch die Gnade Gottes allein vollenden lassen, haben gleichwohl einen Weg in der religiösen Jugendbildung eingeschlagen, welcher die Gnade Gottes zur Heiligung der jugendlichen Seele kaum in Anschlag bringt. Es wird nämlich angenommen, daß der Mensch bis in's sechszehnte Jahr das christliche Wesen nicht versteht und daher auch nicht damit geplagt werden darf. Man hält ihn aus diesem Grunde nicht bloß von der Kirche, sondern von jedem gründlichen Religionsunterrichte überhaupt fern. Daher begegnen uns Knaben und Mädchen von zwölf Jahren, die

in Bezug auf die christliche Religion und Kirche von schauderhafter Unwissenheit befangen sind. Sie haben bereits Geographie und Geschichte gelernt, sie klimpern recht anständig auf dem Piano und haben im Tanze unwiderstehlichen Reiz für ihre Persönlichkeit gewonnen, aber Religion und Kirche begreifen sie nicht. Man muß ihnen diese schrecklichen Dinge von der harmlosen Seele wie den Flug unheimlicher Eulen und Fledermäuse hinwegtreiben, so lange es nur immer möglich ist, um ihre kindliche Unbefangenheit nicht allzumächtig zu überschatten. Seltsamer Weise haben diese für Religion und Kirche Unfähigen eine ungemeine Einsicht und Geschicklichkeit in allen weltlichen Sünden und Unarten, und eine so reich gebildete Phantasie, daß in ihrem Zauberglanze bereits Hoffnungen aufgehen, wie Vergißmeinnicht unter einem schattenreichen Apfelbaume. Sie schreiben so herzige Briefchen, daß man vor Freude über diese Frühreife das schönste Familienfest feiern könnte. Man hat ihnen auf die angenehmste Manier von der Welt die Bibel des alten Bundes erklärt, aber dabei die Rippe, aus welcher die Eva gebildet worden ist, und alles wunderbare Walten eines heiligen Gottes vorsorglich verschwiegen, um ihre zeitgemäße Entwickelung nicht zu stören.

Der „liebe Gott," den sie bisweilen genannt und wiederholt bekommen, ist ein freundlicher morgenländischer Emir, aus dessen Barte beständig die Thränen der Rührung träufeln, mit einem Schäferstock von grünem Schilfrohr, damit er ja Niemanden wehe thun kann. Er begnügt sich im Mantel des vollendeten Rationalismus mit den „schönen Kinderchen" am Rhein, Neckar und Main die lieben Christschäfchen zu hüten, damit sie nicht vom strahlenfunkelnden Baume laufen und den geschickten Knaben und Mädchen den Spaß verderben. Mitunter haben die „zärtlichen" auch Moral gehabt. Es war eine überaus süße Kost zum Schlürfen wie Thee, ohne Grundsätze, welche als Fischgräthe leicht im Hohl der Lungenröhre stecken bleiben könnten. Dadurch haben sie eine feine Tornüre bekommen, sie können sich auf einem Absatze ihrer Stiefelchen umdrehen wie ein Rädchen, und schlagen mit ihren kurzen „Gewänderchen" allerliebste Scheiben, so daß Bas' und Amme, Väterchen und Mütterchen vor Entzücken weinen. So sind sie allmählig herangereift zur Confirmation, oder, wie wieder Andere sagen, zur Aufnahme unter die Zahl der Erwachsenen,

oder, wie wieder Andere wollen, zum Gebete. Sie sollen die übernatürlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens lernen, die sie bereits als entbehrlichen Ballast hinter sich haben. Sie sollen aufgeben, was sie bisher mit ganzer Seele geliebt und geübt haben. Sie sollen die Unschuld bewahren, die vielleicht schon längst verloren ist. Sie sollen als Glieder der Kirche den Gottesdienst liebgewinnen, den sie gar nicht kennen und dessen Entbehrlichkeit ihr bisheriges Leben nachweist. Sie sollen mit plötzlicher Tugendkraft die Macht der jugendlichen Eindrücke und Angewöhnungen, welche eine ganz unkirchliche Richtung haben, verwischen und noch einmal tabula rasa machen, damit ernste, daher für Kinder dieser Art oft langweilige Lehrer ihre Weisheit darauf schreiben können. Wir zweifeln am Erfolg. Der nächste beste Weltverkehr wird in den unvermeidlichen Reibungen des Lebens die künstliche Nachschrift auslöschen, und die Charaktere der Jugend mit ihrer unzerstörlichen Kraft zur Erscheinung und Geltung bringen. Der Knabe, welcher bisher keine Christenlehre, keinen Gottesdienst, kein Sacrament der Kirche besucht hat, wird es erfahrungsgemäß nach der Confirmation in der Regel eben so wenig thun und sich nach der Festfeier den Schweiß wie einer unserer Bekannten mit den Worten von der Stirne wischen: „Gottlob! jetzt bin ich frei.“ Diese Erscheinungen, die Niemand läugnen kann, wird keine Polizei auch beim besten Willen von ihrer Seite zu Gunsten besserer Sonntagsfeier rückgängig machen. Das Leben ist stärker als alle Sonntagspolizei, und der Feldberg im Morgensonnenglanz erbaut solche Zöglinge jedenfalls besser, als der monotone Gottesdienst in der Kirche. Hänschen und Hans gleichen sich auf ein Haar, weil der Mensch in diesem Sinne allerdings ewig jung bleibt.

Unzählige sind mir begegnet, welche bereits auf der Mittelhöhe des Lebens angelangt, ohne Umstände einbekannten, daß sie seit der Confirmation nie mehr oder nur äußerst selten die Kirche besucht, wo ein besonderer Anlaß aus Anstandsrücksichten es nothwendig gemacht habe. Selbst Solche waren und sind nicht selten, welche ihr ganzes Leben von der Kirche sich fern hielten als einer für sie nutzlosen oder unziemlichen Auflage. Diese „Wildlinge“ machen auf jedes gläubige Gemüth einen niederschlagenden Eindruck, während sie eine gewisse protestantische Auffassung für die Krone der Gewissensfreiheit erklärt.

Die katholische Kirche hat dem Ursprunge dieser religiösen Menschenerziehung stets entgegengewirkt und konnte sich dabei wieder fest auf die katholische Ueberlieferung stützen. Sie kennt keine Confirmation in dieser einseitigen Auffassung. Nach ihr werden die Kinder zum christlichen Leben nicht so fast unterrichtet als erzogen. Durch die Taufe tritt das Menschenkind unwiderruflich in den Bereich der Kirche und der Gnade ein. Das Sacrament wirkt geheimnißvoll am Kinde fort als Verdienst Christi, welches der Menschenhülfe wohl entbehren kann. Das sinnliche Leben wird dadurch von Jugend auf geweiht, das geistige geweckt, und die Entwickelung der Menschenpflanze zur Blüthe und Frucht in Christus stufenweise begründet. Wie sich die Sinne auch nur halbbewußt für die irdische Welt aufthun, so fühlt sich das Kind bereits mitten im Hauche der göttlichen Gnade, die als Gotteskraft unsere heilige Kirche durchdringt, einem schönen Baume vergleichbar, der sein zartes Grün, seine weißrothe Blüthe und die duftige Frucht nicht auf einmal, sondern allmählig im wohlthätigen Schein der Sonne entfaltet und vollendet. Der Gärtner, der die Jugend des Baumes in den Keller setzt, wird sich schwerlich tadelloser Früchte erfreuen. So ist unser Kind selig im geheimnißvollen Strahl der Kirche von seiner zartesten Kindheit an. Es lebt sich in unsere Gebräuche, in unseren Gottesdienst, in unser Gebet ein, wenn auch erst die nachfolgende Kraft des Verstandes das Mitdurchlebte zur vollen Klarheit und Deutlichkeit bringt. Die Christenlehre tönt zuerst wie fernes Glockengeläute in's schuldlose Herz, bis sie allmählig Funken von Lichtgedanken wirft und zuletzt als eindringliche Herzenssprache alle Keime des religiösen Lebens aufweckt. Die Sacramente der Beichte, der Firmung, des Altars treten frühzeitig an das Kind heran, nicht als etwas Neues und Abschließendes, nicht als eine Stärke, die wir selbst machen, nicht als sogenannte Unterscheidungslehren mit ihrem Hasse und ihrer Zwietracht, sondern als natürliche Entwickelungen der göttlichen Gnade im inneren Menschen zur vollkommenen Mannheit und Gediegenheit in Christus. Sie bilden keine Gränzscheide zwischen Kindern und Erwachsenen, weil sich Jung und Alt bereits kennen, weil sie sich in der Kirche in einander eingelebt und den unbeschreiblichen Segen der kirchlichen Gemeinschaft im Gottesdienste und besonders im Opfer der heiligen Messe von jeher genossen haben. Solchen Leuten ist der Kirchen-

besuch zu allen Zeiten ein Bedürfniß und der Sonntag der willkommene Ausdruck des innerlichen geistigen Sonntags, den sie aus der Quelle himmlischer Gnade und Seligkeit gewonnen haben. Ein Sonntag ohne Kirche, ohne das Opfer der Messe, ohne heilige Communion ist ihnen ein Tag ohne Licht, ein Leib ohne Auge, ein Herz ohne Athem, der geistige Tod der Seele, die Fruchtlosigkeit des Tagewerkes, welches Jesus Christus am Kreuze vollbracht hat. In dieser kirchlichen Jugenderziehung liegt sonach eine besondere Weihe des Sonntags, welche kein polizeiliches Einschreiten je erzwingen kann, weil es seiner Natur nach nicht bloß vom Dogma, sondern sogar vom Leben verlassen ist.

Ein jetzt eingegangenes evangelisches Kirchenblatt zu Frankfurt am Main hat vor einigen Jahren wieder den längst verbrauchten Versuch gemacht, die Katholiken von Katholiken zu trennen und sich einen Katholicismus zu construiren, der von Bissen zehrt, welche als Gnadenbrod für Verräther und Ueberläufer, für Kurzsichtige und Betrogene vom protestantischen Tische fallen. Diesem letzteren vindicirt es die Ehre, mit der Parthei des evangelischen Kirchenblattes in wurzelhafter Verbindung gegen die heilige allgemeine katholische Kirche zu stehen. Diesen erkennt es den Mitgenuß des Evangeliums zu, das, wie jede andere Materialwaare, lediglich aus seiner Bude den Menschen mitgetheilt wird. Diesen bietet es die Abtödtung an, seine Langweile und Geistlosigkeit, die alle Partheien anerkennen, freundnachbarlich zu theilen, und den katholischen Sonntag mit seinem Dogma und Gnadenreichthum als Miethe für den Höckerplatz zu zahlen. Solche Katholiken sind Bäume, die der Herbst entblättert hat, für die kein Frühling anweht, verlorene Strünke des abgeholzten Waldes. Ein allgemeines Merkmal kennzeichnet Alle. Sie haben keinen Sonntag in der Jugend genossen, keine Christenlehre, keine Schulmesse, keine wesenhafte Wurzel in der Versammlung der Gläubigen beim Abendmahl des menschgewordenen Heilandes. Die katholische Kirche kann an ihnen nichts verlieren. Wir können nur Sonntagskinder brauchen und stehen neidlos beim Glücke des evangelischen Kirchenblattes. Was seine Mission vom Baume schüttelt, mag das evangelische Friedensmahl schmücken. Wir haben keine Vorliebe für den Wurmstich und verachten den Frieden, der auf dem Verrath unserer heiligsten Interessen beruht.

Wenn Ronge und seine Genossen Vorbilder sein sollen, dann ist für Katholiken und Protestanten alle Staatsweisheit überflüssig zur Heilighaltung des Sonntags, und es steht christlichen Blättern schlecht, zum Hohn der ältesten christlichen Kirche an die Mithülfe von Verräthern zu appelliren. Freilich darf diese Appellation an den Verrath nicht befremden, da selbst die evangelische Alliance in Berlin 1857 die katholischen Priester zum Abfalle vom Glauben gereizt und denselben ein Versorgungshaus mit englischen Hülfsgeldern in Aussicht gestellt hat. Man steht wirklich im Zweifel, wer mehr zu bedauern ist, die Pfleger oder Pfründner einer solchen Anstalt, wozu man unsererseits gratuliren könnte, wenn die Ironie bei so beispiellosem Schmutze erlaubt wäre.

Was bei Katholiken ferner zur würdigen Sonntagsfeier beiträgt, ist die feste Ueberzeugung von der göttlichen Stiftung des Priesterthums, welchem die Macht von Christus bis an's Ende der Zeit übertragen wurde, in der Messe den Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi zu consecriren, die Sünden aus göttlicher Vollmacht nachzulassen und die Fülle des Segens aus dem Schatze der heiligen Kirche für alle Gläubige zu verwalten. Der Priester erscheint als Stellvertreter Jesu Christi durch die Kraft des Sacramentes der Priesterweihe, als bevollmächtigter Mittler zwischen dem Erlöser und dem Volke, nicht in Kraft seiner Person, sondern des heiligen Geistes, der ihm durch die Priesterweihe mitgetheilt worden ist. Die menschliche Besonderheit tritt in den Hintergrund vor der höheren Beglaubigung, die ihn zum Boten Gottes macht. Die menschliche Schwachheit dient nur dazu, die göttliche Kraft, welche im schwachen Werkzeuge mächtig ist, als allein wirksam hervorzuheben und dadurch die Starken zu beschämen. Die menschliche Sündhaftigkeit, welcher sich auf Erden keine Seele entziehen kann, bringt im Priester die Barmherzigkeit Christi zur schönsten Blüthe der Liebe und Nachsicht gegen Alle, die unwissend irren. Der Katholik ehrt den Priester zunächst nicht als Menschen, sondern als Nachfolger Christi, der Apostel und Priester im Dienste der Seelsorge als lebendig sichtbaren Zeugen, daß es eine sichtbare Kirche Gottes auf Erden gibt; denn wo kein sichtbarer Priester an Christi Stelle arbeitet, da ist überhaupt keine Kirche vorhanden. Dadurch gewinnt die Arbeit des Priesters einen höheren Charakter als Thätigkeit, die aus

der Apostelzeit in ununterbrochener Reihenfolge durch die Kirche geht und die Gnade des heiligen Geistes in den Herzen der Erlösten hütet. Wer diese apostolische Auffassung des Priesterthums verwirft, hat zum Schaden des Abfalles von der uralten kirchlichen Ueberlieferung die menschliche Misère als unvermeidliche Genossin im Kirchenwesen. Der Geistliche ohne höhere Weihe reicht mit seinem Einflusse nur so weit, als sein Geist und Geschick reicht. Die Predigt theilt sich mit dem Schauspiel in den Beifall des Publikums, und florirt nur so lange, als sie interessant ist. Fließt Schwachheit oder Ungeschick ein, so werden die Bänke von Zuhörern leer, weil im Geistlichen außer dem Menschen nichts weiter zu finden ist. Und wie bald die blasirte Welt nach ihrer plumpen Art mit dem schönsten Talente fertig ist und das Kind mit dem Bade ausschüttet, können wir alle Tage ohne viele Anstrengung sehen. Wehe dem Evangelium, wenn es der menschliche Prediger ohne höhere Vollmacht zu tragen berufen ist! Wehe dem christlichen Sonntage, wenn er seine Kraft und Geltung dem irdischen Maulheldenthum verdanken soll! Wehe jeder kirchlichen Einrichtung, welche ohne den heiligen Geist bloß durch menschliche Uebereinkunft in die Blüthe quellen soll! Nur die Wurzel göttlicher Macht im Priester imponirt den Menschen! Allerdings kann der Priester sein Amt entweihen, weil er schwach ist wie jeder Andere. Die Priestersünde setzt auch in Deutschland alle radicalen Herzen in lebhaftes Entzücken, alle Journalisten, Gottesläugner und Cassendefraudanten jubeln und werfen die Schmach auf unsere Kirche. Ihr lieben Leute! vergeßt doch die Tugenden auf eurer Seite nicht, und laßt uns auch zu, wenn es an eine wechselseitige Ausgleichung geht. Wir fürchten die Bilance nicht. Lautete sie auch Null gegen Null, so bleibt uns doch wenigstens ein schwaches Werkzeug in Gottes Händen übrig; was aber euch?

Zu diesen inneren Mängeln des Systems, welche keine Sonntagsfeier aufkommen lassen, kommt die Richtung der Zeit, welche immer mehr Menschen vom Genusse des Sonntags gewaltsam ausschließt. In wenigen Jahren ist Europa mit Eisenbahnen durchzogen. Tausende und Tausende müssen sich ihrem Dienste widmen, und sind gerade an Sonntagen und Festen ganz dafür in Anspruch genommen, weil nach der Erfahrung die Sonntagszüge am meisten Geld eintragen. Auf

Strömen und Seeen fliegen die Dampfschiffe auf und ab, und nehmen ihren unglücklichen Heloten alle Sonntagsheiterkeit, allen Trost der Kirche und des Evangeliums. Die fieberhafte Reisemanie, welche auf Eisenbahnen und Dampfschiffen massenhafte Befriedigung findet, speit mit jedem Tage die gehetzten Passagiere wie Rollkiesel in die Gasthäuser, Caffee's und Restaurationen, so daß die müde gejagten Mädchen und Garçons in der unaufhörlichen Ebbe und Fluth am allerwenigsten den Besuch der Sonntagskirche wagen dürfen. Die meisten Beamten des Postwesens, der Telegraphen, der Zeitungsredactionen, der Presse, der Polizei sind bei diesem geflügelten Verkehre trotz ihrer Neigung zur Andacht und Gottesfurcht außer Stande, sich um die Sonntagsfeier zu bekümmern. Der Handwerker, der Kaufmann, der Güterbesitzer könnte wohl in die Kirche gehen, aber kann nicht, weil ihn der rasche Pulsschlag der europäischen Welt im Uebermaß irdischer Interessen an den Mauern der Sonntagskirche vorüberschleift, wie Achilles den untadlichen Leib des Hektors. Erst wenn der gute Mann todt ist und kein Geld mehr verdienen kann, findet der Geistliche Zutritt, um in der Gestalt des Priamus sich die Leiche zum Begräbnisse auszubitten. Es liegt in diesen Erscheinungen weit weniger böser Wille der Menschen, als Allmacht des besonnenen Fortschrittes, der bei uns mit Recht in so großer Achtung steht. Die Menschen werden in unseren Tagen nicht von der Justiz, sondern von dem Ueberschwang unserer unvergleichlichen Civilisation gerädert. Wie sich die Bibel nach der Auffassung ungläubiger Theologen den Vorurtheilen und Thorheiten der Menschen accommodirt hat, so müssen sich in unseren Tagen die Weltleute der Materie accommodiren und darin mit Leib und Seele verloren gehen. Auf diesem Wege allein kann es gelingen, mit Fleiß und Ausdauer aus der europäischen Gesellschaft eine große Spinnmaschine zu bilden, wo der Sonntag überflüssig ist und die Verzweiflung allein das Recht behält, ihre unseligen Opfer unter dem Schwung der Speichen zu zerquetschen — eine der vielen Quellen des Selbstmordes, des Wahnsinnes und des frühzeitigen Abblühens aller Lebenskräfte.

Das Heerwesen nimmt einen großen Theil unserer Jugend dergestalt in Anspruch, daß sie an vielen Sonntagen vor lauter Dienst und Parade dem Gottesdienste nicht anwohnen kann, ungeachtet kein Erbfeind des Germanenthums zu besiegen ist.

Viele Fabriken, besonders solche, welche in Ermangelung ausgiebigen Mondscheines der Aufklärung dienen, müssen auch an Sonntagen, wenigstens theilweise, in Thätigkeit sein. Die frische Waare der Bäcker und Milchmädchen, das Festgeschmeide der Schneider und Schuster für das Sonntagsabendsconcert, die unvermeidlichen Erschöpfungen auf dem Sonntagsball, die Spansau und der Gänsebraten lassen viele arme Seelen nicht zur gehörigen Freiheit und Ernüchterung kommen für den Sonntagsgottesdienst, und wer die Bêtise hätte, gegen diese anerkannten Vorzüge unseres gesitteten Lebens Einwendungen zu machen, müßte als Menschenfreund, Mucker und Jesuit gebranntmarkt oder von Unionsfreunden auf dem Boden der evangelischen Sanftmuth als Altlutheraner wie ein Wild gehetzt werden. Vollends unantastbar sind die meisten Aerzte, welche für ihre Patienten, die keinen Arzt brauchen, die Ofenwärme und Zimmerluft als Revalenta Arabica nicht genug empfehlen können zur Auffrischung der kostbaren Gesundheit, und schauderhafte Beschreibungen machen vom gesundheitsgefährlichen Kirchengehen. Dagegen halten die zarten Seelen, die ihrer Sorgfalt anvertraut sind, allenfalls einen fliegenden Eisgang am Rechneigraben oder auf dem zugefrorenen Main recht gut aus, Tanz und Ballkleid bringt keinen Schaden, der mitternächtliche Heimgang vom Familiendiner gilt sogar als eine Art Lebensversicherung, aber die Kirche, die Kirche!

Angesichts dieser Lebensbildung, welche ächt germanisch den Glauben und das Wissen vermitteln soll, wird es zur Heiligung des Sonntags blutwenig beitragen, wenn die Polizei an Sonntagen eine oder die andere Cigarrenbude sperrt. Was sich nicht lebendig aus der religiösen Ueberzeugung herausgebildet hat, ist ohne Wurzel im Leben. Ohne diese Innerlichkeit, die den Sonntag allein zu Ehren bringen kann, flickt man durch Einflüsse der Gewalt nur einen neuen Lappen auf ein altes Kleid, wodurch, nach dem Ausspruche Christi, der Riß größer wird. Alle, die den christlichen Sonntag behalten wollen, müssen zur apostolischen Ueberlieferung, zum Dogma, das ihn geschaffen hat, demüthig gläubig zurückkehren. Das allein steuert der Entchristlichung des deutschen Volkes! Für dieses deutsche Volk muß man aber nach dem ehemaligen evangelischen Kirchenblatte zu Frankfurt am Main „ein Herz haben." Das scheint uns um so nöthiger, da das Herz des evangelischen Kirchenblattes nur alle vierzehn

Tage einen obligaten Athemzug thut, was zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist. Nichts scheint uns frevelhafter und frivoler, als diese Nachlässigkeit gegen das deutsche Volk und den christlichen Sonntag!

An die Betrachtungen über die Sonntagsfeier im Allgemeinen dürfen wir wohl auch einige Bemerkungen über den Sonntag für die Dienstleute in unseren mitteldeutschen Zuständen anschließen. Bei den hochgehenden Wogen der germanischen Bildung und Menschenliebe schiene es Sünde, an der Theilnahme für solche, Protestanten wie Katholiken interessante, Volksfreunden der arbeitenden Klassen zu zweifeln. Gewiß verabscheuen alle gefühlvollen Herzen die schändliche Barbarei, welche den Dienstleuten den Sonntag nimmt und die glückliche Sonntagsruhe vieler Lastthiere beneidenswerth erscheinen läßt. Wenn wir unser Auge zunächst auf unsere nächste Umgebung richten, so begegnet uns Frankfurt mit einer Bevölkerung von 80,000 Menschen, im Mittelpunkte der wichtigsten Verkehrslinien, welche das Herz Deutschlands durchziehen und auf kürzestem Wege mit den wichtigsten Plätzen des Auslandes verbinden, in der fruchtbarsten Gegend des mittleren Deutschlands, reich und mächtig genug, Dienstleute aus allen Gauen anzuziehen und ihre Arbeit besser zu bezahlen, als es weitumher der Fall ist. Die große Armuth, welche im weiten Umkreise des Landes am Rhein und am Main, am Neckar und an der Fulda, an der Lahn und der Kinzig, im Odenwald und im Spessart, im Taunus, Vogelsberge und an der Rhön herrscht, fällt auch bedeutend in's Gewicht, stets geneigt, die strebsamen Arbeitskräfte, welche daheim zu wenig Beschäftigung finden, nach Frankfurt abzulagern. So wandern alljährlich Mädchen und Knaben zu Tausenden in den Dienst unserer Stadt, nachdem sie so eben nach der ersten heiligen Communion oder Confirmation aus der Schule entlassen worden sind, in jener bildungsweichen Jugend, wo gute und böse Eindrücke so leicht und so siegreich das Glück eines ganzen Menschenlebens begründen oder zerstören können. Sie sind in Bezug auf ihre Nahrung und Verdienst fast durchweg gut versorgt, und es gereicht der Stadt Frankfurt zu nicht geringer Ehre, daß die menschenfeindliche Unterdrückung der Dienstleute durch Vernachlässigung ihrer körperlichen Bedürfnisse, wie sie sonst in großen Städten zu beklagen ist, nur als Ausnahme hier und da vorkommen mag.

Mit dieser leiblichen Versorgung sollte die Bildung des Herzens bei Dienstleuten um so mehr gleichen Schritt halten, je reizbarer das jugendliche Gemüth, je mannigfaltiger die sündhafte Lockung, je hülfsbedürftiger die Ausbildung des inneren Menschen zum festen Charakter in unseren Stadtverhältnissen gewöhnlich zu sein pflegen. Dafür bleibt aber den Dienstleuten fast nur der Sonntag übrig, welcher ihnen vom Stifter der christlichen Religion angewiesen zu sein scheint, um sich mittelst desselben sittliche Reinheit, Wahrheit, Treue, Arbeitsamkeit und Maßhaltung in allen Dingen anzuleben, und aus der Lebensverbindung mit der heiligen Kirche die nothwendige Kraft zu schöpfen für die Geduld, die in ihrem schweren Stande so unerläßlich ist, für die Fröhlichkeit der Seele, die alle Arbeiten leicht macht, für das Festhalten des gegenwärtigen Gottes, ohne den keine Wahrheit und Treue auf Erden möglich ist. Es liegt, wie uns wenigstens dünkt, in allen gesunden Geistern der unabweisbare Trieb, dieses Sonntagsbedürfniß der arbeitenden Volksklassen und namentlich der Dienstleute anzuerkennen und nach Kräften zu befördern, mögen sie auch sonst für ihre eigene Person keine Neigung zum Gottesdienste und keine Andachtswärme in sich spüren. Die Gesundheit der socialen Zustände scheint es gebieterisch zu fordern, damit die Keime des Staatslebens nicht in ihrer ersten Bildungsperiode der Rohheit und Zuchtlosigkeit verfallen und die Fäulniß anhäufen, an welcher früher oder später alles Glück der Völker scheitern müßte. Aber bei aufmerksamer Betrachtung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse treten uns Erscheinungen vor's Auge, ernsthaft genug, christliche Bürger bedenklich zu stimmen. Zunächst liegen confessionelle Hindernisse vor, welche viele unserer Dienstleute um den Sonntagsgottesdienst bringen. Israeliten nehmen oft mit Vorliebe christliche Dienstboten an, da diese über den Samstag als freie Arbeitszeit verfügen können. Leider ist der folgende Sonntag für die Dienstherrschaft ein gewöhnlicher Wochentag, und der für Christen vorgeschriebene Gottesdienst, besonders bei offenen Geschäften des Hauses, zu Gunsten der dienenden Menschenklasse nur äußerst schwer zu ermöglichen. Wir kennen allerdings viele Beispiele gläubiger Israeliten, welche in der Gestattung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen für ihre Dienstleute selbst den Christen sehr lehrreich sein könnten, und unsererseits sind wir auch von Herzen bereit, diese Menschenfreundlichkeit und Duldung anzuerkennen.

Aber wo die Treue für das eigene Bekenntniß untergegangen und das Reformjudenthum wie eine böse Seuche eingerissen ist, suchen wir diese Rücksicht für den Gottesdienst christlicher Dienstleute fast überall vergebens, und die besonders auf dieser Seite scharf betonte „Humanität" läßt arme Menschen fern von Kirche und Gottesdienst Jahre lang in einsamer Seelenqual verschmachten.

Dagegen kennen wir Katholiken, welche mit emsiger Auswahl protestantische Dienstleute in's Haus nehmen aus dem offen erklärten Grunde, weil diese nicht nöthig hätten, an Sonntagen in die Kirche zu gehen. Wir müssen gestehen, auf diese katholische Andacht waren wir nicht gefaßt. Wir lebten stets des redlichen Glaubens, daß jeder Katholik die Verpflichtung hätte, nicht bloß die protestantischen Dienstleute in die Kirche gehen zu lassen, sondern sie nöthigenfalls auch in dieselbe zu schicken. Wer der Kirche nicht treu ist, wird es gegen die menschliche Herrschaft noch weit weniger sein. Die Erfahrung lehrt, daß Dienstleute, welche diese Entfremdung vom Sonntagsgottesdienst an sich vollziehen lassen, fast immer im Ruin ihrer sittlichen Würde und Unversehrtheit ein klägliches Ende finden. Dazu ladet der Katholik durch eine so zweideutige Handlung noch den schweren Verdacht auf sich, als fände er nach seiner katholischen Denk- und Empfindungsweise Vergnügen an der Abhaltung protestantischer Dienstboten vom Gottesdienste ihrer Confession. Die katholische Kirche weist diese Handlungsweise schon aus dem einfachen Grunde von sich, weil sie ihr eigenes Recht nur durch Rechtsgewährung für Andersdenkende in solchen Fällen wirksam schützen kann. Sodann liegt bei der Freiheit, welche die Protestanten in diesem Punkte ohne strenges Gebot des Kirchenbesuches genießen, auch kein Grund vor, katholischerseits dem freien Willen protestantischer Dienstleute Gewalt anzuthun.

Treten Katholische bei Protestanten in Dienste, wie denn wirklich viele tausend Katholiken und Katholikinnen in protestantischen Familien dienen, so bilden sich nicht selten bei der Dienstherrschaft und den Dienstleuten in Bezug auf die Kirche Meinungen aus, denen wir mit Verwunderung begegnen. Auf der einen Seite nimmt man an, daß katholische Dienstleute nach protestantischen Grundsätzen und Uebungen in Bezug auf die Sonntagsfeier beurtheilt und behandelt werden könnten.

Daraus erwachsen für die Dienstboten wesentliche Nachtheile. Die Katholiken haben das bestimmte Gebot ihrer Kirche, unter schwerer Verpflichtung an allen Sonn- und Festtagen dem Vormittagsgottesdienste oder wenigstens einer heiligen Messe beizuwohnen, und davon kann sie nur ein dringender Nothfall, der nicht im ordentlichen Dienste liegen darf, lossprechen. Bei den Protestanten liegt kein solches Kirchengebot vor. Sodann ist nach protestantischer Anschauung der Nachmittagsgottesdienst zur Sonntagsfeier vollkommen genügend, da er ja mit dem vormittägigen der nämliche ist. Die Katholiken haben Nachmittags nur eine Betstunde, selten eine Predigt, nie eine Messe. Wird daher auch den katholischen Dienstleuten gestattet, Nachmittags der Betstunde beizuwohnen, so sind sie jedenfalls doch außer Stande, das Kirchengebot zu erfüllen, welches von ihnen das Anhören einer heiligen Messe und die dadurch begründete Theilnahme am heiligen Abendmahle unerläßlich fordert. Zudem sind die Ausgänge an Sonntagen nicht ohne Gefahr für viele junge Leute. Unter dem Vorwande des Kirchenbesuches verfolgen sie oft ganz andere Wege, welche der Treue des Dienstes und den guten Sitten sehr nachtheilig werden können. Das wird Nachmittags der Natur der Sache nach weit gefährlicher, als es Vormittags aus einleuchtenden Gründen sein kann. Endlich haben die Katholiken einige Festtage, welche die Protestanten nicht kennen, und daher den Katholiken an solchen Tagen keinerlei Kirchenbesuch gestatten. Auf Seiten der Dienstleute entsteht durch die angedeuteten Hindernisse der seltsame Glaube, daß sie vom Besuche des Gottesdienstes befreit seien, weil sie bei Protestanten im Dienste ständen. Diese Meinung wird von verkommenen Leuten selbst dann ausgebeutet, wenn sie dieselbe als einen Deckmantel ihrer sträflichen Lauigkeit und Gleichgültigkeit brauchen, um die Schuld ihres eigenen Herzens auf protestantische Verhältnisse abzuwälzen. Ueberdies fehlt es nicht an thörichten Zudringlichkeiten, Katholiken in den protestantischen Gottesdienst zu locken oder zu pressen. Es gibt eigene fanatische Weiblein, welche dieses Verführungsgeschäft mit Eifer und List schwunghaft betreiben.

Diese, aus den verschiedenen Ansichten und Gebräuchen der Confessionen fließenden Beeinträchtigungen der Sonntagsfeier für Dienstleute können nach dem gewöhnlichen Weltlaufe und bei der auffallenden Dünnleibigkeit menschlicher Großmuth in

Religionssachen eben so wenig ganz beseitigt werden, als die Zustände selbst, aus denen sie entspringen. Dessen ungeachtet müssen wir uns immer auf den gesunden Menschenverstand der Billigen in allen Confessionen berufen, damit die wechselseitigen Grundsätze der Duldung und Gleichberechtigung für die Heilighaltung des Sonntags der Dienstleute durchdringen, und für Israeliten israelitische, für Protestanten protestantische, für Katholiken katholische Glaubens- und Kirchenlehren das Maß des öffentlichen Gottesdienstes bestimmen. Nur auf diesem Wege kann die Ehre der eigenen Confession gerettet, die Aechtheit des menschlichen Fortschrittes bewiesen, die Wärme der individuellen Glaubenstreue bemessen werden. Da es glücklicher Weise in allen Confessionen einsichtsvolle Männer gibt, die unsere Grundsätze in diesem Punkte vollkommen theilen, so steht auch mit der Zeit zu hoffen, daß die geschilderten Mißverhältnisse immer mehr verschwinden werden.

Schwieriger dürfte die Bewältigung zuchtloser Begierden sein, welchen sich selbst zarte Herzen hingeben, um den Dienstleuten alle Sonntagsfreude und Andachtslust zu verderben. Wir hätten nie geglaubt, daß weibliche Gemüther einer solchen Barbarei fähig wären, wie sie uns nicht vereinzelt, nicht als Ausnahme, sondern mit der kecken Stirne der Berechtigung entgegentritt. „Ich habe meine Dienstleute nicht zum Kirchengehen, sondern zur Arbeit!" herrscht uns die böse Sieben an Sonntagen zu, und verlegt die Reinigung der Wäsche, das Ausspülen der Zimmer und Treppen und ähnlichen Frohn schadenfreudig auf die Tage des Gottesdienstes. Wir wollen einem griechischen Dichter nicht nacherzählen, aus welchem Thierherzen diese weibliche Anmuth und Lieblichkeit strömt; aber den Ursachen, warum sich das schwache Geschlecht so berserkermäßig ausspricht, nachzuspüren, muß doch erlaubt sein. Frau Chloe, schäfermäßigen Andenkens, ist leider ganz auf- und abgeklärt. Von eigentlicher Religion kann bei ihr so wenig die Rede sein, als von unüberwindlichen Reizen. Sie hat sich im allseitigen Andrange romanhafter Weltweisheit emancipirt, grollt mit Gott und der Welt, und fühlt ein unmenschliches Vergnügen, wenn sie dem Hausmädchen alle Sonntagslust verderben kann. Ihre Nebenbuhlerin, Frau Ermengarde, die überaus andächtige Pietistin vom reinsten Wasser, kann allen Gottesdienst auf Erden vertragen, nur den katholischen nicht, worauf sie freilich von ihrem

gestrengen Beichtherrn noch unlängst durch Handschlag verpflichtet worden ist. Ganz ist es also nicht ihre Schuld, und der Schreiber dieser Zeilen fühlt die Verpflichtung zartesten Ausdruckes für die Handlungsweise dieser Sylphide des ächtchristlichen Bewußtseins und für den dienstfertigen Geist, der ihr das Schemelchen zurecht gemacht hat. Die Mädchen dürfen in die Kirche gehen, wenn sie von der katholischen abstrahiren. „Wir glauben ja Alle an Einen Gott," das sollten die Gänschen von der Fulda doch wissen. Und welcher Reichthum von evangelischer Weisheit im christlichen Hause! Da gibt es Alles zu lesen, was nicht katholisch ist, die saftigsten Tractätchen von Basel und Hamburg, die klassischen Meisterstücke, welche ohne Veranlassung von unserer Seite seit anderthalb Jahren bei uns in ächtem Toleranzgefühle gegen die katholische Kirche erschienen sind, und dickleibige Sammlungen frommer Lieder, welche selbst die Todten auferwecken könnten. Gewiß, das kann den katholischen Sonntag vollauf ersetzen. Und eine einzige Seele vom katholischen Sonntagsbesuche abwendig gemacht zu haben, welches Verdienst vor Gott, welche Empfehlung vor den Menschen!

Es gibt über diese Porträts hinaus in unseren gesellschaftlichen Kreisen noch viele andere Menschen beiderlei Geschlechts, die ihr christliches Wesen nicht bloß völlig abgethan, sondern einen beharrlichen rohen Haß gegen jede christliche Aeußerung angezogen haben, welcher so weit geht, daß sie ihre eigenen Kinder nicht einmal beten sehen können. Da sie der Qual ihres verödeten Herzens nirgends los werden, weil jeder Blick auf christliche Erscheinungen ihre Gottlosigkeit aufstachelt, so finden sie ein Labsal im Gedanken, daß sie Macht haben, ihre Hausgenossen von der Kirche und vom Sonntagsgottesdienste abzuhalten. Jedes Widerstreben der Dienstleute gegen diese ungerechte Unterdrückung weckt die Gotteslästerung und den Schimpf auf die katholische Kirche. Sie treten dem Vereine gegen die Thierquälerei mit Freuden bei, während sie mit höllischer Lust christliche Seelen foltern, die aus Armuth und Unbehülflichkeit um dreißig Gulden ihrem Dienste verfallen sind. Sie schreien mit Macht gegen die Sklaverei in den nordamerikanischen Freistaaten, während die von ihnen über ihre armen Mitmenschen verhängte Gewissensqual alle Schärfe der Negerpeitsche übertrifft. Noch sind die jungen Leute naß von den Abschiedsthränen aus den Bergen und Auen ihrer Heimath, noch ist ihr Herz warm vom

Gefühl heiliger Andacht beim Empfang des ersten heiligen Abendmahls, noch lebt in ihnen die Freude des Sonntags als einziger Trost nach tagelanger Arbeit und Hungersnoth. Das fühlloseste Gefühl sollte sich über diese wehrlosen Menschenblüthen erbarmen. Aber in gebildeten Städten, in christlichen Familien finden sie Herzen von Stein! Wir wundern uns nicht über diese Erscheinungen, sie sind vielleicht ein nothwendiges Ergebniß derjenigen Zeitrichtung, welche den christlichen Gott „einen Götzen außer der Natur und Menschlichkeit" genannt hat. Aber unbegreiflich erscheint uns die unaufhörliche Berufung dieser Vorgeschrittenen in der Menschenbildung auf die „Menschenliebe" und die Religion der „Humanität," deren sie allein theilhaftig sein wollen, auf die Toleranz und Versöhnlichkeit, in deren Schmucke sie allein zu prangen vorgeben, auf die Gleichheit und Verbrüderung aller Menschen, denen sie tyrannisch allen Sonntag und allen Gottesdienst rauben. Wir wissen wohl, was sie in dieser Enge uns antworten. „Ich zwinge Niemanden, bei mir zu dienen. Wer sich meinem Willen in Bezug auf den Sonntag nicht fügen will, kann gehen, wohin er will." Dieser Liebeshauch duftet ja von Humanität, daß man darin ersticken könnte; es heißt deutlich: „Vogel friß oder stirb!" Um diese Menschenliebe ist Niemand zu beneiden.

Aber nicht überall tritt diese Knechtung der religiösen Menschenbedürfnisse so kurzweg mit despotischer Stirne zu Tage. Noch weit öfter fegt dämonische List so lange am gläubigen Gemüthe mit Spott, Lästerung und Trugschlüssen, bis alle Anhänglichkeit an Kirche und Gottesdienst aus demselben hinweggeräumt ist. Dann keimt die Wonne des Sieges von selbst aus dem mit Glück bearbeiteten Boden, und man kann sich mit der Phrase trösten: „Sie wollen selber nicht!" Ja freilich, sie wollen selber nicht, nachdem das Wollen und Vollbringen untergegangen ist unter den weltumfassenden Liebkosungen der „thätigen Menschenliebe!" Nichts zu sagen von den ruchlosen Wüstlingen, welche mit allen Künsten der Verführung arbeiten und in langer Abreibung des sittlichen Gefühls den unglücklichen Opfern alle Sonntagslust mit Gewalt austreiben!

Im weiteren Verfolge dieser Beschränkungen der Sonntagsfeier für Dienstleute sehen wir viele Dienstmädchen, welchen die Pflege kleiner Kinder anvertraut ist, oder die abseit in entlegenen Gartenhäusern wohnen, oder die als sogenannte Hausmädchen

allein angestellt sind, bei denen es vielfach als Regel gilt, daß sie nur selten, oft nur einmal im Jahre zum Gottesdienste entlassen werden können. Man nimmt ohne viele Umstände an, daß sich der Nichtbesuch des Sonntagsgottesdienstes unter solchen Umständen von selbst verstehe. Daß man auf diese Weise am besten für seine häuslichen Angelegenheiten sorge, scheint für die Betheiligten ebenfalls eine ausgemachte Sache zu sein. Wir können nur unser tiefes Bedauern ausdrücken über diese Leichtigkeit, mit welcher in bevölkerten Städten ein großer Theil unserer arbeitsfähigen Jugend dem Gottesdienste und der Kirchlichkeit entzogen und allen Mißfällen eines rathlosen Herzens in religiösen Dingen ausgesetzt wird. In eben dem Maße, als die kirchliche Fortbildung dieser noch weichen Gemüther gehindert und oft unmöglich gemacht wird, muß sich in den unglücklichen, von der ursprünglichen Heimath losgerissenen Geschöpfen zuerst der Gewissensbiß, und nachdem dieser durch Gewohnheit überwunden ist, die Gewissenlosigkeit geltend machen, welche mit zweischneidiger Schärfe die Treue gegen Gott eben so sehr als die Redlichkeit des Dienstes anficht. Nie möchte ich einem Wesen, das sich aus Hungersnoth eine solche Knechtschaft gegen alle gottesdienstlichen Pflichten gefallen läßt, die Unschuld der Kinder anvertrauen, nie die Heiligkeit des Hauses und der häuslichen Einsamkeit, nie den Segen von tausend zufälligen Umständen, den nur der reine Mensch für eine christliche Familie nutzbar machen kann. Man sollte doch einmal zur Einsicht kommen, daß nur derjenige Herr des Hauses ist, welcher das Gewissen und die Andacht der Dienstleute zu Genossen seines häuslichen Glückes hat! Es ist uns keineswegs unerwartet, wenn man uns einwendet, daß zur Heiligung des Menschen der kirchliche Gottesdienst nicht so nothwendig sei, als er von uns gemacht werde. Indeß gegen theoretische Gründe kann man verstockt bleiben, aber gegen Thatsachen sträubt sich nur der unverständige Mensch. An Tausenden, die in's Unglück sittenloser Lüderlichkeit gefallen sind, kann man die Erfahrung machen, daß ihr Verfall mit der Vernachlässigung des sonntäglichen Gottesdienstes gleichen Schritt gehalten hat. Selbst aus der Statistik gemeiner Verbrecher geht die unumstößliche Erfahrung hervor, daß der Entscheid zur Niederträchtigkeit mit der Untreue gegen die Kirche und insbesondere gegen die Heiligung des Sonntags den Grundsätzen der betreffenden Confession zuwider, zum Durchbruch

gekommen ist. Darüber darf man sich auch nicht wundern. Die meisten Knaben und Mädchen bringen vom Lande, welches uns die meisten Dienstleute schickt, nur ihre Schulbildung und darin vorzüglich ihren ersten Religionsunterricht mit. Der letztere bedarf nicht bloß der Fortbildung zur festen männlichen Ueberzeugung, sondern auch der oft wiederholten kirchlichen Uebung, damit der innere Mensch im Glauben und Gewissen stark werde. Ungewohnte Dienstverhältnisse, schwere Arbeiten oft bis tief in die Nacht, nicht allzeit freundliche Behandlung nehmen sie dergestalt in Anspruch, daß sie an Wochentagen wenig oder gar nicht an ihre persönliche Ausbildung denken können. Ist ihnen dazu noch der Sonntag ganz genommen, so unterbleibt alles ernstere Denken und Empfinden, alle Anflüge von Himmelslehren aus der Schule und Jugendzeit verflüchtigen sich, und die sinnlichen Triebe erwachen um so übermächtiger, je weniger die Kirche ihre Mittel zur Beherrschung derselben in heilsamer Zucht geltend machen kann. Aus diesem unseligen Zustande entwickeln sich Untreue, Lüge, Eigensinn, List, Verstellung, Haß und Gleichgiltigkeit. In diese Untugenden mischt sich die Welt mit ihren Reizen, mit ihren Illusionen, mit ihren tückischen Hoffnungen, um so lebhafter empfunden, je heißer der Blutstrom durch die Adern rollt, um so gründlicher geschlürft, je unersättlicher die Begierde aufwallt. Die Furcht Gottes, die Achtung vor der Kirche ist verschwunden; wie sollte die Liebe zu den Menschen allein noch grünen? Auf die Frage des Priesters an die Schiffbrüchigen, wie sie in den Abgrund gekommen, tönt uns stets die nämliche Antwort entgegen: „Mit der Vernachlässigung des Sonntags und der Kirche hat's begonnen, und ist ohne Rath schnell zum bösen Ende gediehen."

Mit Recht sagt die Didaskalia zum Frankfurter Journal vom 15. November 1855 in einer Parallele der Sklaven auf den westindischen Inseln und den Arbeitern des gebildeten Europa: „Die Beschränkung der persönlichen Freiheit erscheint ein minder entsetzlicher Umstand, wenn wir bedenken, daß fast die ganze dienende Klasse Europa's sich mehr oder minder in derselben Lage befindet. Die philanthropische Manie für Sklaven jenseits des Oceans vergaß des Elendes vor der eigenen Thüre — der Sklaven Europa's." Ist hier vorzugsweise das leibliche Elend der Dienstleute in's Auge gefaßt, so tritt die Sklaverei erst in ihr grauenvollstes Licht, wenn die Verwilderung des

Menschen durch Entzug aller geistigen Erhebung ihre grellen Farben aufträgt. Wir kennen nichts Unseligeres auf Erden, als den Menschen ohne Sonntag, ohne Gottesdienst, ohne Kirche, und die Armuth in solchem Bunde kann kaum ein gutes Bindemittel zwischen Herren und Dienstleuten für zukünftige Generationen zum Frieden der Menschen untereinander sein. Die katholische Kirche hat es sich daher von jeher angelegen sein lassen, den Gottesdienst für die arbeitenden Klassen so einzurichten, daß einerseits die nöthigen Hausgeschäfte so wenig als möglich verlieren, andererseits die Arbeitsleute selbst alles Vorwandes ermangeln, sich davon aus Arbeitsnoth zu entschuldigen. Wer also seinen Leuten nicht einmal eine halbe Stunde für eine stille Messe an Sonntagen gestattet, verwirkt alle Ansprüche auf den göttlichen Segen für sein häusliches Glück, und scheint es ihm dessen ungeachtet zu blühen, so beneiden wir es nicht, weil es den heiligsten Menschenrechten widerstrebt, die früher oder später ihr Recht behaupten werden. Es ist um kein Haar besser, als der üppige Reichthum des Sklavenzüchters. Kein Menschenfreund wird gleichgültig auf die Opfer blicken, die alljährlich in unserer Mitte auf die geschilderte Weise dem Unglauben, der Unsitte, der Verzweiflung anheim fallen. Keine Confession kann dabei gewinnen, man bildet Ungläubige, aber keine Anhänger. Selbst Diejenigen, welche mit aller Religion fertig geworden sind, werden sich unangenehm berührt fühlen von der gräßlichen Vervielfältigung ihres eigenen Porträts. Wir verweisen auf die öffentlichen Gerichtsverhandlungen in Deutschland, wo die Dienstleute eine so belastete und ekelhafte Rolle spielen müssen. Diese Verbrecher und Verbrecherinnen zeigen hinlänglich, wohin die Entfremdung von der Kirche und dem Gottesdienste nothwendig führen müssen; denn sämmtlich weisen ihre Thaten auf diese erste Quelle der Gottlosigkeit und Unbotmäßigkeit hin.

Die Klagen der Protestanten über den Mangel an Theilnahme des Volkes bei den Predigten können indeß nicht aus den angeführten Ursachen herrühren. Der Grund liegt viel tiefer. Es ist in Süddeutschland durch Stadt- und Land kein Geheimniß mehr, daß nur auserwählte Seelen dem Prediger ihre Aufmerksamkeit schenken und selbst diese in der Regel nur den niederen Ständen angehören, während die haute volée sich selbst im Boudoir oder am Theetische zu erbauen pflegt. Die Ausnahme in katholischen Kirchen in diesem Punkte dient nur

dazu, die allgemeine Flucht aus dem Bereiche der Predigten in ein desto helleres Licht zu setzen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, den Ursachen nachzuspüren, aus welchen diese auffallende Erscheinung fließt. So lange dieselben nicht beseitigt sind, arbeitet man umsonst, dem anerkannten Uebel abzuhelfen. Ein protestantischer Pfarrer, mit dem wir über diesen Gegenstand zu reden kamen, erklärte das Jahr 1848 mit seinen ruchlosen Doctrinen und verführerischen Beispielen für die Hauptquelle der herrschenden Verachtung des göttlichen Wortes. Und in der That hat die Impietät jener revolutionären Zeit wesentlich beigetragen, die Gemüther vom Worte Gottes abwendig zu machen und sie zu Werkzeugen des Unglaubens und der Zerstörung abzuschleifen. In einer Zeit, wo die Matadore der Revolution nicht müde werden, vor Jung und Alt das Christenthum als das Unglück der Welt zu schildern und die Zuchtlosigkeit als den normalen Zustand menschlicher Freiheit zu empfehlen, muß die Ehrfurcht vor der Kirche und ihrer Predigt immer mehr schwinden, weil sie keine andere Aufgabe haben, als diesen weltzerstörenden Grundsätzen entgegen zu wirken. Wer die Sünde als Herrin in seiner Seele anerkennt und liebkost, hat keine Lust, sich über seinen wüsten Zustand Vorwürfe in der Kirche machen zu lassen, die ihn nur in seiner liebgewonnenen Weltlust stören könnten. Ungeachtet wir also das Gewicht des vorgetragenen Grundes der Unlust an den Kirchenvorträgen vollkommen anerkennen, will es uns doch bedünken, daß das Uebel nicht aus diesem Grunde allein geflossen ist, da ja Alle wissen, daß es nicht auf einmal gekommen und theilweise schon vor dem Jahrr 1848 nach unverwerflichen Zeugnissen dagewesen ist. Es liegt also weit tiefer, als die Meisten glauben, und irren wir uns nicht ganz, viel unabhängiger von äußeren Einflüssen, als man es gewöhnlich darzustellen pflegt. Nach unserer Erfahrung gelingt es selbst dem besten Redner nicht, die Gemüther für die Dauer an seine Vorträge zu fesseln, wenn er der christlichen Anziehungskräfte, welche allein den Ausschlag geben, unglücklicher Weise entbehrt.

Zu diesen christlichen Anziehungskräften gehört zuvörderst, daß der Redner das heilige Wort selbst von Jugend auf durchlebt habe, welches er dem Volke predigt. Nur das Erlebte und Durchlebte, welches aus der inneren Ueberzeugung strömt, hat die Kraft, in die Herzen einzuschlagen und sie bleibend anzuziehen. Das Wort

Gottes nimmt dadurch im Redner Gestalt an, es ist nicht mehr bloß kahle Theorie, sondern Leben und Wirklichkeit, die um so mächtiger einwirken, je individueller sie im Prediger sich ausgeprägt und den persönlichen Bedürfnissen angepaßt haben. Wo dieser innere Ueberzeugungsquell im Prediger versandet ist, da mag er in Ermangelung innerer Fülle und Begeisterung Bibelsprüche auf Bibelsprüche häufen, Citate aus allen Dichtern Deutschlands anführen, selbst auf die Aussprüche der Kirchenväter sich berufen, kein nur einiger Maßen gesunder Mensch wird Lust in sich fühlen, für den Nachtisch des Riesen Polyphemos in der sicilischen Grotte zu schwärmen. Nur das Verdaute, das zur anderen Natur Gewordene, dadurch organisch aus der Ueberzeugung des wahrhaften Menschen Hervorgewachsene überzeugt die Geister und gewinnt die Herzen. Wo diese in Christus durch lange Uebung erstarkte Innerlichkeit fehlt, verdorrt jede Redeblume, stirbt alle Poesie aus, wird jeder Nachdruck Caricatur und die ganze Erscheinung des Predigers hölzern und geschmacklos. Den Mangel an Wärme und Tiefe der Empfindung sucht man unter solchen Umständen durch ein comödiantenhaftes Außenwesen in Geberde, Stimme, Haltung und Bewegung zu ersetzen. Es tritt ein lächerliches Pathos in's Leben, wie wir es an tragischen Schauspielern ohne Geist und Geschick erfahren müssen, die Jahre lang gepoltert, sich Jahre lang am Ende der Vorstellung erstochen und zum Schmerz aller Gebildeten noch immer wieder zum Vorschein gekommen sind, um die Zuschauer zu vertreiben oder zu langweilen. Auf solchem Wege wird jede Predigt unerträglich; nur unverbesserliche Geschmacklosigkeit kann daran Behagen finden und trägt leider oft wesentlich bei, den unglückseligen Kirchenredner in seiner angelernten Rolle zu verstocken.

Ein anderer eben so großer Mißstand ist der in solchen Verhältnissen unvermeidliche Schwall allgemeiner Phrasen. Der Mensch geht als Individuum in nichts lebhaft ein, was seiner Natur nicht eigenthümlich angepaßt und so zu sagen ein Stück von seinem eigenen Leben ist. Das allgemein Verschwimmende, welches nie eine Regel für die Besonderheiten des individuellen Herzens werden kann, zieht über ihn spurlos hinweg wie Morgennebel, und bleibt auch Einiges davon sitzen, bald sind die sparsamen Tropfen abgeschüttelt und aufgesogen von Welt und Leben, denen man nur durch Praktisches, der Persönlichkeit genau

Angemessenes imponiren kann. Der Redner muß also nicht bloß das Leben in seinen geheimnißvollen Tiefen, das Herz in seinen tausend Regungen und Tücken, die Phantasie in ihren namenlosen Freuden und Schmerzen durch und durch kennen, er muß auch als vernünftiger, theilnehmender Beichtvater alle Falten des Gewissens durchforscht, allen Jammer der Leidenschaft mitgelitten, alles Mühsal der Besserung und Buße mit seinen eigenen Thränen genetzt und fruchtbar gemacht haben. Dadurch allein wird er mannigfaltig, tief einschneidend, auf einmal zutreffend für Tausende, weil Jeder in der Predigt sein eigenes Leben abgewickelt, seine persönlichen Bedürfnisse befriedigt, das Geheimniß seines Herzens getroffen fühlt. Die allgemeine Phrase ist der Tod aller irdischen Theilnahme an der Predigt, und wenn sie ohne Unterlaß über Tugend, über Moral und Ehrlichkeit ihre Dachrinnen plätschern läßt, so kann sie die wahre christliche Tugend, die innige Andacht, die heilige Gottesfurcht, den Kern aller Ehrlichkeit selbst gründlich in Verruf bringen. Hengstenberg hatte daher ganz Recht, die Predigt ohne Beichte eine mißliche Aufgabe zu nennen, da ihr das Eindringen in die Besonderheiten des Menschen nachgerade versagt sei, und nur einer Art endemischer Blindheit ist es zuzuschreiben, daß seine Glaubensgenossen diese Wahrheit nicht besser beherzigen.

Wo diese Ausästung der Predigt in die tausenderlei Menschenbedürfnisse fehlt, muß die begabteste Natur mit der einförmigen Rede in unendlich kurzer Zeit arm werden, und diese Armuth wird um so fühlbarer, je reicher das Leben, je mannigfaltiger das Menschenherz, je wundervoller sich der Ausbau der sichtbaren Schöpfung ankündet. Da sind lauter Besonderheiten bis in's Kleinste ausgeprägt, welche sich gerade durch die Vollendung der Einzelheit zur Allgemeinheit, d. h. zum kunstreichen Ganzen verschlingen. Wer die ersteren nicht kennt, für den gibt es auch keine Allgemeinheit, kein Ganzes, und die allgemeine Phrase der Predigt ist das schlaftrunkene Lied des Nachtwächters oder noch öfter sein Schatten im Mondschein. Geht diese Aeußerlichkeit oft noch so weit, daß der Redner ein dickes Predigtheft auf das Kirchenpult bringt und vor der ganzen Gemeinde selbst bezeugt, daß sein Vortrag etwas Fremdes, seiner Natur Aufgenöthigtes, nicht einmal im Gedächtnisse, geschweige im Herzen Fixirtes ist, so erstirbt nicht bloß alle Theilnahme für den Vortrag, sondern es regt sich in vielen Gemüthern die

Mißempfindung gegen die Faulheit und Bequemlichkeit des Predigers. Das lebendige Wort mit seinen wundervollen Wirkungen auf's Menschenherz, mit seinen Blitzen und Einschlägen in die Tiefe und Heimlichkeit des Gewissens ist gänzlich vernichtet. Mit Recht fragt man bei einem solchen Zustande der Predigt: „Wenn das Salz schal geworden ist, womit soll man salzen? Es dient zu weiter nichts, als daß es hinausgeworfen und von den Menschen zertreten werde.“ Damit ist die gegenwärtige Lage in vielen Kirchen Mitteldeutschlands haarscharf gezeichnet, und das Wort der heiligen Schrift leider nur allzuwörtlich in Erfüllung gegangen. Was diesem Verfalle der Predigt aus Mangel an persönlicher Anwendbarkeit und Herzenskunde nach der Meinung Vieler aufhelfen sollte, hat zum Leidwesen aller Freunde der evangelischen Lehre auch nicht anschlagen wollen. Man trat nämlich vom Boden allgemeiner Lehrsätze in's Leben hinaus, angeblich um dasselbe mit Christi Geist zu durchdringen. Anstatt aber das Leben in seiner Besonderheit der Bedürfnisse des menschlichen Herzens aufzufassen, wendete sich der Predigergeist, durch das unausstehliche Gefühl der Verdumpfung gedrängt, nach der Allgemeinheit äußerer Erscheinungen, welche menschlicher Erfindung ihren Ursprung verdanken. Es entstanden Reformationsfeste, Lutherfeste, Missionsfeste, Augsburger Confessionsfeste, Passauer Vertragsfeste, Gustav-Adolphs-Vereinsfeste, Luthers Todestagsfeste und wie die Versuche alle lauten, menschliche Geschichten als evangelische Grundlage zu benützen.

Dadurch war die Predigt vom Inhalt der biblischen und kirchlichen Wahrheit auf ein ganz irdisches Terrain abgeleitet worden, wobei das wahrheitsbegierige Gemüth entweder leer ausgeht oder dem fanatischen Hasse überliefert wird. Und da der letztere als leidenschaftliche Aufregung nur kurze Zeit in natürlicher Gluth beharrt und das unter solchen Umständen unbefriedigte Herz stets wieder von neuem nach übernatürlichem Trost schreit, so ziehen alle diese Versuche der Wiederbelebung des Eifers für die Predigt aus den rein menschlichen Festmotiven zu wenig Nahrung, um die Geister auf die Länge festzuhalten. Je weiter die Predigt in dieser Richtung geht, desto mehr entfernt sie sich von ihrem apostolischen Ursprunge und fällt allen Folgen weltlicher Sprechübungen anheim, so daß sie am Ende nur als Beweis für die Wahrheit der katholischen Feste dasteht, welche aus dem Wesen des Christenthums und seiner Heils-

geheimnisse als sichtbare Aeußerung der christlichen Gemüthswelt geflossen sind und durch menschliche Erfindungen aus dem Gebiete der Profangeschichte nicht ersetzt werden können. Neben diesen, aus geschichtlichen Anlässen entsprungenen Predigten läuft eine verwandte hausbackene Art von Predigten einher, welche sich bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen ausläßt, leider noch viel tiefer im Ungeräthe, meistens eine Dienerin menschlicher Eitelkeit mit allen tausend Zöpfen sentimentaler Lobhudelei, die Alles beschönigt, Allen schmeichelt, und auf die Thränendrüsen der Zuhörer speculirt ohne besondere Rücksicht auf Geschmack und Evangelium, die in der Regel beide übel dabei wegkommen. Die katholische Kirche hat daher schon längst in ihrem Bereiche damit gründlich aufgeräumt, und wo hie und da noch Ueberbleibsel davon vorkommen, müssen sie sich streng im Kreise sittlichen Ernstes und fast nur als Ausnahmen bewegen, um ewige Wahrheiten durch hervorstechende Erlebnisse schärfer zu betonen, aber nicht den faulen Stoffen dieser eitlen Welt dienstbar zu werden. Kommt diese salbadernde Manier zu predigen vollends zum Durchbruche, so nimmt der selbstgefällige Dämon menschlicher Wortmacherei nicht einmal Rücksicht, den Ziegenfuß mit langhinschwebendem Talare zu bedecken. Seine Freunde loben ihn öffentlich in der Zeitung und rühmen die Rührung der Volksmenge, welche der Predigt beigewohnt haben soll. Der Prediger wird aufgefordert, seine ganz vortreffliche Predigt zum Heile des sehnsüchtigen Volkes dem Drucke zu übergeben. Diesem lauten Aussprechen seines Herzenswunsches kann der ruhmgekrönte Redner nicht widerstehen, die Predigt erscheint gedruckt, das Exemplar schön gefalzt und im günstigen Falle sogar im Umschlage von rosenfarbigem Papier um zwölf Kreuzer. Die süßen Freunde ehren das Gedruckte mit einer lobenden Anzeige und hausiren nöthigenfalls auch bei andächtigen Seelen, um die Druckkosten zu decken und wo möglich ein Honorar für den geistlichen Herrn Verfasser herauszuschlagen. Aber o curas hominum! o quantum est in rebus inane! Kaum die Kosten der Auflage kommen heraus, das berühmte Redestück wandert in das Stollengebäude der Maculatur, wo die Weisheit so dicht aufeinander liegt, daß alle zwei Jahre die Centnerwage aufräumen muß, damit die artigen Buchjungen und Verleger darin nicht ersticken. Da weiß ich nur einen Trost, den ein unbekannter Correspondent unseres deutschen Journals uns armen Abonnenten

täglich einschenkt — das Germanenthum. Denn wenn Alles verloren ist, bleibt dem Prediger doch das Bewußtsein, daß er das heilige Evangelium ächt germanisirt und durch dasselbe alle vernünftigen Wesen, die „Parthei des Auslandes" (Katholiken, welche Verrath und Meineid für Hecker und Genossen hassen) so gut als die eigentlichen „Germanen" (Protestanten, welche diesen Namen ausschließlich usurpiren) aus der Kirche vertrieben hat. Der Hauptgrund jedoch, warum der Protestant so gern der Predigt in der Kirche den Rücken kehrt, besteht im Mangel eines wahrhaft apostolischen Priesterthums, welches die Predigt allein ehrwürdig machen kann. Wo alle Priester, d. h. sämmtliche Gläubige Laien sind, da ist überhaupt keine apostolische Predigt, wie wir anderwärts zur Genüge gesehen haben.

Eindrücke während des Kirchenstreites 1855.

> Dieu vous a revelé ses sublimes conseils;
> Et du mond expliqué les visibles mystères
> Eclatent à vos yeux, en brillants caractères,
> Sur le front des soleils!
> Cormenin.

Wenn ich die Eindrücke schildere, welche die Maßregeln gegen die katholische Kirche und deren Vertreter, den Erzbischof von Freiburg und den Bischof von Limburg, am Maine auf die Gemüther gemacht haben, so treten von meiner Seite einfache Wahrnehmungen vor die Seele des Lesers ohne partheiliche Ereiferung für den einen oder anderen Theil, zur Würdigung ausgebreitet vor den Augen süddeutscher Staatsmänner, deren Weisheit die deutsche Zukunft gegen die Gränzen Frankreichs bauen soll. Der kunstreich genährte Demokratenhaß gegen das gläubige Priester- und Kirchenthum vom Jahre 1848 her war allmählig vor der Macht conservativer Thatsachen gesunken, das nie ganz zu beschwichtigende Bedürfniß der menschlichen Natur nach übernatürlichem Trost in der Kirche brach durch alle Künste der Verführung siegreich durch und die öden Hallen des christlichen Gottesdienstes fingen sich wieder mit reuevollen Betern zu füllen an. Die dadurch bewirkte Eintracht gläubiger Seelen, welche für die Revolution verloren gingen, tönte den deutschen und wälschen Wühlern, um mit Fritz Stolberg zu reden, „wie der Geige Klang dem Hunde!" Diesen kam die nackte Gewalt deutscher Regierungen gegen die katholische Kirche wie ein Act der Erlösung vom schweren Alpdruck der wiederkehrenden Ordnung und Kirchlichkeit, welche so widerlich auf ihre Nerven eingewirkt hatten. Zu Frankfurt am Main, wo

die liebe Gassenjugend durch ihre frühreife Bravour sogar das besondere Wohlgefallen des Verfassers der „physiologischen Briefe“ erworben hatte und durch geschickte Behandlung leicht zum Exceß gegen katholische Priester gebracht werden kann, fing es in vielen Gesichtern, die bisher leidlich geregelt waren, wunderlich zu leuchten an von wirklicher Freude über die Schritte der Staatsregierung gegen den Freiburger Erzbischof und von falscher Theilnahme für die Staatsgewalt, welche mit eigenthümlichem Ernste an die Zerstörung ihres einzigen Bollwerkes ging. Gerieth ein Kaplan oder der Herr Director von St. Leonhard in eine ausströmende Woge von Weißfrauenschülern, so regnete es wieder von Schimpfwörtern des Jahres 1848, „Jesuite, Pfaffe, Dickkopf, Fallab fallum,“ und ähnliche Tropfen humaner Volkserziehung prasselten auf die wehrlosen Priester, wie Schlossen des Wettersturmes auf das Kirchendach.

Die Toleranz trieb auf einmal so ergiebige Sprossen in's Jugendleben, daß die beweglichen Gliedmaßen Ironie und Sarkasmus in den seltsamsten Bildern gegen uns zur plastischen Anschaulichkeit sich ausbildeten und eine zweite Carricaturensammlung von der Paulskirche hätten begründen können. Kärcher und Gassenkehrer, Wasserarbeiter und Packträger, Fleischer und Karrenschieber, seit langem friedliche Leute, schenkten jetzt den katholischen Priestern eine überraschend zärtliche Aufmerksamkeit, rannten sie muthwillig auf der Gasse mit ausgestemmten Armen an, um Händel anzufangen, und selbst die Geistlichen des Doms, wenn sie in ihrer Amtstracht in die Kirchen gingen, waren von dieser Ellbogenhöflichkeit nicht verschont. Die revolutionäre Lava in Kirche und Staat war durch die Vorgänge in Karlsruhe wieder flüssig geworden. Man vernahm die unumwundene Aeußerung aus dem Munde der demokratischen Proletarier, „es sei jetzt durch besondere Schickung, auf die Niemand gerechnet habe, wieder die Zeit gekommen, mit den Pfaffen fertig zu werden, was im Jahre 1848 leider übersehen worden wäre zum großen Nachtheile des Volksregimentes, von dem man allein Heil für Deutschland erwarten könne.“ Nichts ließ sich mit der Seligkeit dieser Leute vergleichen beim tröstlichen Gedanken „um einen Kopf kürzer“ für ihre Gegner auf dem runden Gange von der Kirche durch den Staat. Sogar wohlgesittete Höckerfrauen meinten, ein Stück „blutigen Regimentes“ könne weder dem menschlichen Leben noch den hohen Brodpreisen etwas

schaden. Verlaufene Gesellen kamen wieder auf den Gassen, besonders an Markttagen und Festen, zum Vorschein, leibhaftige Ebenbilder jener revolutionären Gazellen, welche im Jahre 1848 den Empörern im Parlamente Beifall gestampft, die Barricaden der Schlimmauer gebaut und um den deutschen Hof geheult hatten. Aus ihren gebräunten Zügen sprach deutlich der erhabene Gedanke: „Gott Lob! jetzt geht es gegen die Pfaffen los; sind diese einmal weg, alles Andere kommt von selbst.“ Sogar in die Frühkirchenandacht drängten sich wieder Nachtschwärmer, Betrunkene und Vagabunden mit schauderhaftem Hohn auf den katholischen Gottesdienst. Nur mit Mühe und nicht ohne Widersetzlichkeit von ihrer Seite konnten sie aus der Kirche geschafft werden. Aehnliches fiel Abends in der Domkirche vor, wenn die Priester zur Beichte saßen. An Scheinbeichtversuchen Unkatholischer zur Verspottung des heiligen Sacramentes hat es nicht gefehlt. Darüber darf man sich auch nicht verwundern. Ist der Unterricht gut eingerichtet, so bleiben die Erfolge lernbegieriger Schüler nicht aus. Die tagtägliche Theorie in Frankfurter Blättern und Broschüren, durch die populäre Anwendung in Baden und Nassau zur wirklichen Thatsache umgeschaffen, konnte des Eindruckes auf empfängliche Gemüther nicht verfehlen.

Die hetzerischen Artikel des deutschen Frankfurter Journals, in allen Kneipen, Buden und Clubbs ausgelegt, mit der cynischen Verachtung gegen den katholischen Glauben, mit der heuchlerischen Lobhudelei der gewaltsamen Regierungsmaßregeln wurden von vielen „Stromern“ und „Denkgläubigen“ wie Zigeunersprüche ruminirt und vorübergehenden Katholiken auf die gemeinste Weise zugejohlt. Anständiger vielleicht saßen die Meister und Gesellen des ehrsamen Handwerkes, Kaufherren und Ladenjungen in den Gasthäusern, aber ihre Sprache über die katholische Kirche duftete bisweilen kaum weniger würzig. Manche erhitzten sich im Kirchenstreite dergestalt, daß sie, heimgekehrt, den häuslichen Frieden unsanft berührten und arge Dissonanzen zum Verdrusse schläfriger „Nachbarvölker“ erklingen ließen. „Wie froh wäre ich,“ seufzte eine vielgeplagte Frau, „wenn die Kreuzigung des Erzbischofs in Freiburg bald vorüber wäre; sonst bekomme ich keine Nachtruhe in's Haus. Die Gesundheit meines guten Mannes ist gerade so angegriffen, wie im Jahre 1848, als die Oesterreicher und Preußen mit ihren Kanonen in die Barricaden pfiffen.“ Einen besonders kläglichen Eindruck

machten einige Damen aus gemischten Ehen mit protestantischer Kindererziehung, welche sich nicht genug verwundern konnten, daß der Erzbischof von Freiburg nicht die „allgemeine Menschenliebe" des lieben Herrn Jesu nachahmte und die Zöllner und Publicanen von allen „Vergewaltigungen" gegen die katholische Kirche ohne Buße und Genugthuung losspräche. Ein Dienstmädchen, wie es deren in Frankfurt viele gibt, zufällig bei einem solchen Ergusse „allgemeiner Menschenliebe" gegenwärtig, sagte schalkhaft lächelnd: „Ich will Ihnen einmal was sage, Madame! An der Nachahmung unseres Herrn Jesu Christi wird es der Erzbischof Hermann von Vicari kaum fehlen lassen. So weit es Christus im Judenlande gebracht hat, kann er's wohl auch noch bringen. Schwört er vor Annas und Kaiphas aus „allgemeiner Menschenliebe" seinen katholischen Glauben nicht ab, so wird's für ihn so gut einen Calvarienberg geben, als für Christus. Da könnt' er freilich noch abfallen, aber, Madame, er thut's nicht, das will ich Ihnen sage, der Hirtenbrief spricht es klärlich aus. Man hat freilich gemeint, er werde so leicht abschwören, wie Andere zu Hecker und Struve geschworen haben, um statt des Erzbisthums ein untergeordnetes Aemtchen zu erhalten. Aber die Markgräfler Natur ist selten meineidig; darum steht auch Zähringen so wurzelfest im Lande. Ihre „allgemeine Menschenliebe" hätt's schon längst treulos verwischt. Ich bin auch eine Markgräflerin, Madame, katholisch wie der Erzbischof, und weiß, was ich sage." Ergrimmt über diese herzhafte Sprache, stieß die fraubasliche Matrone das Dienstmädchen zur Thüre hinaus, um die „allgemeine Menschenliebe" zeitgemäß in Ausübung zu bringen, und sendete ihr eine Fluth schöner Titel aus dem Toleranzedicte vom Jahre 1803 nach. Dieses, nichts weniger als betroffen, legte mit größter Seelenruhe Holz auf den Herd und sang in's auflodernde Feuer: „Jesus! wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du denn herfür." Auf den Thee sank bald die heiße Fluth, und das Mädchen betete still: „Herr! mache doch den Thee recht gut, und segne ihn meiner lieben Frau. Der Erzbischof betet gewiß auch für sie."

Solcher Erscheinungen könnten wir noch mehr anführen, wenn wir den Vorwurf der „Trivialität" von Seiten der Frankfurter Didaskalia nicht fürchteten, welche ihren vielbewunderten Anstand allerdings in sehr honetten Kreisen gelernt hat,

die nicht allen ehrlichen Leuten offen stehen. Nach einer anderen Seite hin ist uns der Kirchenstreit nicht minder lehrreich gewesen.

Als das Gerücht möglicher Excommunicationen gegen untreue Katholiken als willige Werkzeuge der Gewalt in unseren Kreisen auftauchte, so zogen die Correspondenten des Frankfurter Journals sogleich den Prophetenmantel an, welchen sie nöthigenfalls in Ermangelung eines eigenen aus der Garderobe der deutschen Comödie liehen, und wußten nicht genug zu erzählen, wie verächtlich eine solche Kirchenwaffe aus dem stockfinsteren Mittelalter im Lichtstrome der reinen Menschlichkeit wäre, wie wirkungslos in der aufgeklärten Denkweise des gebildeten deutschen Volkes, wie heillos für die katholische Kirche selbst, welche sich dadurch als abgelebt brandmarken würde. Man merkte den prophetischen Schwärmern deutlich an, daß sie keineswegs an die Möglichkeit solcher Excommunicationen glaubten, und sie verarbeiteten froher Dinge den Begeisterungsextrakt des rauschen Aepfelweines vom Sachsenhäuser Berge zur journalistischen Nahrung für den Heißhunger des Lesepöbels. Wir hatten unsere wahre Herzensfreude an dieser schäferlichen Sorglosigkeit vielgeplagter Journalisten, denen man eine gramlose Stunde wohl gönnen kann für die Danaidenarbeit, wozu sie verdammt sind. Aber auf einmal zückte der unverhoffte Strahl aus der Wolke. Die Oberkirchenräthe in Karlsruhe mit der Beamtenspitze in Freiburg waren vom Erzbischofe durch das Gericht des heiligen Geistes excommunicirt, d. h. von der Zahl der Gläubigen ausgeschieden. Alle vergaßen im ersten Augenblick das Lächeln des Leichtsinns, Gläubige wie Ungläubige, der Prophetenanzug fiel den verblüfften Correspondenten vom Leibe, selbst beredte Männer empfanden die Macht der heiligen Kirche so tief, daß ihr Redestrom versiegte und ihre Fassung verloren ging. Das Gerücht meldete fälschlich, auch der Bischof von Limburg werde nächstens die Diener der Kirchenknechtung excommuniciren. Der Schrecken vor dieser Kirchenstrafe leuchtete aus Gesichtern, hinter denen wir kein so weiches Herz gesucht hätten. Nirgends gewahrte man Gleichgültigkeit gegen den Bannstrahl. Von einem weltlich-machtlosen, verhöhnten, mißhandelten Erzbischofe nach langer, stets fruchtlos angewandter Mahnung auf die schuldigen Häupter geschleudert, erschien er als verdientes Mahl vor Gott und der Welt. Selbst der Ungläubigste hatte keine Lust, sich mit diesem Gottesurtheil zeichnen zu lassen. Die Correspondenten aus

Karlsruhe im hiesigen Journal redeten auf einmal wie irre von einem Attentat der Priester auf „gute" Katholiken, ganz im Widerspruch mit dem früheren Spotte, den sie über diese Kirchenstrafe ausgegossen hatten. Ihre Busenfreunde athmeten schwer unter der Last, welche der greise Erzbischof auf die Ungehorsamen gelegt, und arbeiteten mit allen möglichen Mitteln der Krankentröstung, den „Gezeichneten" ihre Herzenspein zu erleichtern.

Die Katholiken fühlten schaudernd die Schande dieser Tröstung, die als Hefe noch übrig war vom weltberühmten Honige, den das Journal 1849 den Rebellen in Baden eingeflößt hatte, um ihre Flucht vor preußischen Bajonetten genießbar zu machen. Zwei Trostgründe aus dieser Mixtur werden mir unvergeßlich bleiben. Zuerst die Vorstellung, daß die Getroffenen nicht lange die einzigen Excommunicirten sein, sondern bald auch Minister und Fürsten zu Genossen haben würden, als wenn protestantische Machthaber von der katholischen Kirche erst auszuschließen wären; sodann das beruhigende Pulver, daß, wenn auch alle Gläubigen die Excommunication als Gottesurtheil ansehen würden, sie, die Freunde des Journals, ihren deutschen Leidensgenossen, den Excommunicirten, die Hand reichten, die Hand noch warm vom Drucke Hecker's und Brentano's! Selbst nach dem Urtheile der Demokraten konnte sich die Parthei des Journals nicht lächerlicher machen, als es hier geschah. Gott im Himmel! die Freunde des Journals, als Münzwardeine des wahren Katholicismus, mit der Trüffelnase zur Ergründung katholischer Gewissen, als Schneefluchten für Excommunicirte im ultramontanen Wintersturm, als eine Art deutschkatholischen Papstthums zur Hut katholischer Lehre gegen die Anmaßungen der Hierarchie! Die Comödie war vollständig. Und auf Seite der Excommunicirten die erniedrigende Stellung, sich die Schmach eines solchen Trostes gefallen lassen zu müssen, des einzigen, welcher nicht im eigenen Lande von Amtswegen gewachsen war, ein schärferes Verdammungsurtheil für katholische Herzen, als selbst die Excommunication, welche noch den Willen zur Besserung voraussetzt, während die Tröstung vom Main unumwunden ausspricht: „Nun seid ihr als Katholiken gründlich ruinirt!" Ich finde es daher ganz begreiflich, was mir unlängst ein einsichtsvoller Mann über die Excommunication gesagt hat: „So oft ich die Unterschrift des Namens lese, habe ich ein unheimliches Gefühl in der Seele, das gewiß Tausende mit mir theilen.

Ich ließe mir lieber die Hand erstarren, als daß ich eine solche Unterschrift machte auf Kosten der Kirche, aus deren Gemeinschaft ich ausgeschlossen bin!" Das Frankfurter Journal, welches die Excommunication von vornherein mehr als irgend ein anderes verhöhnt hatte, theilt diese Gesinnung, es wird allzeit ernsthaft, wenn davon die Rede ist, es kommt beständig darauf zurück, es bemüht sich unaufhörlich, den Erzbischof zu überzeugen, daß er sie unverzüglich aufheben müsse. Es erinnert in diesem Bestreben an die Last eines Todtkranken, welcher beständig aus dem Bette heraus will, um dem Unerträglichen zu entgehen. Damit steht die scheinbar lustige Stimmung der Betroffenen nicht einmal im Widerspruch; sie ist die Kehrseite der journalistischen Angst, die gemachte Ruhe, um die Noth des Herzens zu verstecken und den Bissen Brod aus dem Kirchensäckel genießbar zu machen.

Auf diese Weise hat sich in der katholischen Kirche die Scheu gläubiger Seelen vor der Excommunication scheinbar Trotziger diesen selbst und ihren Freunden mitgetheilt, es findet eine Uebereinstimmung Aller statt in der Anerkennung eines Urtheils, das die Kirche über untreue Söhne fällt, und liefert den Beweis, daß Excommunicationen Gottesurtheile sind, denen sich Niemand entziehen kann. Die Guten werden dadurch gewarnt und zum Gebete aufgefordert; die Bösen fühlen die Züchtigung des heiligen Geistes als ärgste Pein des unbußfertigen Herzens. Und wo die Excommunication einschlug, armes Haus! Der Mann kann aus angeborener Herzenshärte über Vieles hinaus, aber die Natur des Weibes, das zarte Alter des Kindes vermögen dem heiligen Geiste nicht zu widerstehen. Armes Haus! Unsere Zeitungsblätter, selbst die besseren nicht ausgenommen, stellten uns mit emsiger Sorgfalt das Volk als eine compacte Einheit dar gegen das angedrohte Vorgehen der Oberhäupter der Kirche, Geistliche und Weltliche für diesen Fall im engsten Bunde zum Aufruhr gegen die Kirche. Viele achtbare Männer, selbst fromme Katholiken, ließen sich von diesen oft wiederholten Versicherungen beschwätzen, weil die wenigsten Menschen im Stande sind, die menschliche Kurzsicht ganz abzustreifen, und hielten aus diesem Grunde den wirklichen Ausbruch des Kampfes nicht für möglich. Welche Enttäuschung! Der Erzbischof beginnt seine von Gott ihm anvertraute Mission mit der Kraft eines Jünglings der apostolischen Welt, für die Kirche zu leben und

zu sterben bereit. Das gesammte Domcapitel, der berühmte Domdecan Hirscher an seiner Spitze, erklärte sich unumwunden für den Erzbischof und das unbestreitbare Recht der Kirche. Die später auftauchende Meinungsverschiedenheit eines Domcapitulars dient nur dazu, die Schwäche der Parthei gegen den Erzbischof aufzudecken, und die Erbärmlichkeit der Mittel auf dieser Seite zu strafen. Dem Domcapitel gesellt sich die gesammte Geistlichkeit mit geringer Ausnahme bei, eine Schaar muthiger Capläne zur Vorhut. Die Furchtsamen werden beherzt im Gefühl der unermeßlichen Mehrheit. Das Volk steht fest wie Ein Mann; selbst die Beamten halten nicht überall Stand als Werkzeuge ungerechter Verfolgung.

Es bleibt für die protestantischen Grundsätze in Behandlung katholischer Kirchenangelegenheiten nichts übrig, als einige Beamte, Kaffeetrinker, Billiardspieler in größeren Städten, und der deutsch-katholische Bodensatz aus süddeutschen Revolutionen gegen Stadt und Kirche, eines der merkwürdigsten Corps in der Weltgeschichte, das deutsche Frankfurter Journal und der Schwäbische Merkur als Staatstrompeter voraus. Umsonst trompeten diese Musterblätter von Frankfurt und Stuttgart, daß Adressen der Geistlichkeit, Adressen des Volkes, Adressen des Adels für die Regierung im Anzuge seien. Sie betrügen ihre eigenen Freunde, ihre eigenen Hoffnungen. Die Adressen kommen nicht, die Geistlichen wandern fröhlich in's Gefängniß, im Schwarzwalde und am Oberrhein wird das Bauerngemüth schwierig. Man muß einen Schritt zurückthun, Gefängnisse fruchten nichts, Viale Prelà hilft nicht, man steht am Berge.

Als unter solchen Umständen der Bischof von Limburg Betstunden für den Kirchenfrieden zu Frankfurt am Main anordnet, so sind trotz der täglichen Unterrichtsstunden des Frankfurter Journals alle Räume der Kirche mit Menschen besetzt, Alt und Jung, Hohe und Geringe finden sich ein. Der Gesang des Gottesdienstes schallt mit begeisterter Uebermacht hinaus in die Stille der Winternacht, die unverwüstliche Macht der Kirche macht sich in allen Herzen geltend. Die Freunde des Journals, aus den Täuschungen thörichter Correspondenzen erlöst, gesellen sich theilweise selbst zu den Betenden. Auf diese Erscheinung hat Niemand gerechnet; ihre schweigende Energie wirkt kräftig zur Bekehrung selbst der Verstockten. Dieser Wolke von Zeugen gegenüber nimmt sich das Füchslein in den Frankfurter Zeitungs-

spalten wundersam genug aus. Es macht die possierlichsten Geberden und bellt mit durchdringendem Tone: „Die katholische Kirche leidet ja nichts, ihr Bekenntniß ist frei. Es handelt sich um etwas ganz Anderes, um die Herrschaft Roms über Deutschland; von Baden und Nassau aus beginnt der ultramontane Kreuzzug zur Unterjochung der freien Geister am Main und am Rhein, an der Weser und Elbe." So bellt es alle Tage, und alle radicalen Blätter hallen es schneidend nach von Berlin, Elberfeld, Bern, Nürnberg, selbst von London und Paris. Alle Kneipen, Clubbs und Spielhöhlen öffnen sich zum ritterlichen Zuzug in das badische und nassauische Ländchen. Die große revolutionäre Katzenmusik aller Länder und Völker will zu Gericht sitzen über die Katholiken. Hätten diese Katzenmusikanten Gewalt, über die katholische Kirche zu bestimmen, ihre Rechte zu zeichnen, ihre Leiden zu prüfen, so wäre der Katholicismus bald weggefegt, und der gläubige Protestantismus mit ihm, und das gläubige Judenthum desgleichen, und die Fürsten dazu, und das Eigenthum, und die Ehre und das freie Volk. Man kennt das Miauen glücklicher Märztage zu gut, um sich davon täuschen zu lassen. Aus diesem Grunde empört sich unser Herz, daß die Diener der Macht, von Gott gesetzt, das Schwert der Gerechtigkeit zu führen, diese revolutionäre Katzenmusik in die Hofcapelle aufgenommen haben. Sie schmettert und brüllt, rasselt und prasselt ewig das alte Lied: «Hodie mihi, cras tibi,» ohne Rast und ohne Leid, bis die letzte Obrigkeit auf Erden begraben ist.

Der Meuchelmord in Paris, Rom und Parma ist das Finale dieser Bande! Dagegen laufen von allen Seiten Adressen für das Kirchenrecht ein, nicht bloß aus Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich, Belgien, England und Spanien, sondern selbst aus Amerika und den Inseln des indischen Oceans. Keine katholische Seele athmet auf der weiten Erde, welche nicht für die heilige Kirche stimmt, für den Erzbischof in Freiburg betet, über die ungerechte Gewalt seufzt, Bischöfe und Priester voran, Männer und Frauen aus allen Ständen ihnen nach, selbst wohldenkende Akatholiken, welche alle Rechtsverletzung, allen Kirchenzwang hassen, nicht mit irdischen Waffen, sondern mit Gebet, mit Gaben der Liebe, mit dem freien Bekenntnisse gläubiger Christen, welches keine Gewalt niederkämpfen kann, das nicht bezahlt und nicht honorirt ist, aus der freien Menschenseele,

und nicht aus der Schreibstube, mit den Blüthenkränzen und Blutzeugnissen von achtzehn Jahrhunderten des Kampfes für die Kirche Gottes auf Erden. Kein Wunder, daß diese einzige Erscheinung von ächt conservativen Kräften wie ein ausfegender Wind durch das süddeutsche Volk gegangen ist. Tausend gleichgültige Herzen, seit Jahren mit dem Namen, daß sie leben, aber todt in ihren Werken, durch das Ereigniß des Tages aufgerüttelt und ausgenüchtert, eilen gläubig zur alten Kirche zurück mit Thränen der Reue, mit dem schönen Eifer rechtzeitiger Buße. Die ausgedorrten Blätter und das faule Astwerk des grünen Baumes, welcher sein unzerstörliches Leben durch die Jahrhunderte siegreich forttreibt, fallen ab als entbehrliche Last, die mit ihrer Fäulniß auf die gesunden Säfte drückt. Der Kirchenstreit ist ein Gottesgericht, die Kirche zu läutern und in neuer Schöne aufblühen zu lassen. Ronge hat der katholischen Kirche diesen Dienst mit protestantischer Schützenhülfe geleistet als meineidiger Priester, für den Niemand Achtung fühlt. Jetzt, da seine Irrwische vor dem Lichte des Tages und der Erfahrung zerrinnen, erhebt die süddeutsche Kirchenpragmatik aus bekannten Rüstkammern das klägliche Solo des Herrn Johannes Ronge in colossalem Maßstabe als Unisono gegen uns Katholiken. Wir zittern vor keinem Erfolge; der persönliche Ronge wird sein Unglück auf den collectiven Staatsronge forterben und das Ende des Spectakels ist unser Sieg.

Eine andere lehrreiche Seite des Kirchenstreites hat nicht weniger unser Interesse auf sich gezogen. Das Frankfurter Journal mit seinen Freunden hatte von jeher gründlichen Abscheu gegen die katholischen Zeitungen von Köln, Mainz und Stuttgart an den Tag gelegt, nicht weil diese auf Grundsätzen beruhen, die den seinigen widersprechen. Was kümmert sich das Journal um Grundsätze? Es verschluckt die widersprechendsten, wie Strauße der afrikanischen Wüste die Rollkiesel, um den revolutionären Sauerteig desto leichter zu verdauen und vor den Männern mit rother Kappe nicht aus der Rolle zu fallen. Aber die „Volkshalle,“ das „Mainzer Journal“ und „das Deutsche Volksblatt“ sind gefährliche Nebenbuhler auf dem Gebiete, wo die Sumpf- und Stinkpflanzen dieser Presse wachsen. Einerseits bedrohen sie die bisherige Abonnentenzahl, welche lange Zeit wehrlos der Revolution, dem Unglauben und der Philisterhaftigkeit bloßgestellt war. Das Gegentheil darf auch

gedruckt werden, o weh! es kommt in Kreise, wo der Verstand noch nicht alle ist, die Augen gehen Vielen auf über die letzten Zwecke der Radicalen. Man ist beinebens der frevelhaften Zanksucht, des ewigen Haders müde. Das ist wenig geeignet, die Abonnenten zusammen zu halten. Der Frankfurter Zeitungsstempel für inländische Zeitungen thut das Seine, die Mißstimmung vielbekümmerter Redactionen zu vermehren. Die ultramontanen Blätter rücken auf die Kasse los und man darf die Wurzel aller Wahrheitsliebe nicht einmal verlauten. Das ist zum Ersticken! Andererseits ist die demokratische und unchristliche Volksstimmung im Abnehmen. Das Volk hat an den bisherigen Lügen und Wühlereien der Parthei genug, und flüchtet aus ihren dumpfen Tabakscollegien in die Hallen conservativer Zeitungen, um frische Luft zu athmen und das Blau des Himmels in die öde Seele fallen zu lassen. Das vermindert mehr als alles Andere die Abonnentenzahl, das geht in's Lebendige. Deßhalb sei tausend Mal gesegnet, o Kirchenstreit, Zeit der Gnade und Erlösung für die gesinnungstüchtige süddeutsche Presse! Da darf man doch nicht nothgedrungen fromm werden, man kann seine Interessen anders wahren, zwar nicht im Gewissen, wohl aber mit gutem Schein in den Augen der einfältigen Welt. Die Haltung der katholischen Zeitungen streitet für den alten Erzbischof, für das katholische Recht, für die Aufrechterhaltung der Staatsverträge. Das ist Felonie, Untreue, Frechheit ohne Gleichen! Sie erzählen die süddeutschen Vorgänge in der Kirchensache, wie sie geschehen sind. Das ist unerhörte Fälschung, Hetzerei gegen die Fürsten und Könige auf Erden, eine Schandthat, worüber der Himmel erröthen muß. Man bedroht sie um der Wahrheit ihrer Aussagen willen mit Preßprocessen, man verurtheilt sie, man verbietet ihnen das Land. Wie gerecht, wie längst gewünscht, wie überaus anmuthig ist diese Gerechtigkeit, welche einmal sogar das Journal, diesen treuen Eckart vor dem Venusberge der deutschen Zukunft, Angst gemacht hat! Da gilt es Hurrah! zu rufen, d'rauf und d'ran auf die katholischen Blätter, welche die Abonnentenzahl und das politische Wühlerthum anfeinden! Sind diese Todfeinde der Ordnung einmal unterdrückt, so kann man in Süddeutschland einen Pechkranz zur Nachtbeleuchtung anzünden, die schwarze Robert-Blums-Todesfahne auf der Sachsenhäuser Brücke und auf den Pappeln der Pfingstweide aufpflanzen und Gloria singen

vom Feldberg und Melibocus! Selige goldene Zeit, Busenfreundin des Journals, mit den zauberhaften Nächten, mit dem süßen Schlummer, mit dem Osterfeste der Zukunft! O Knaster, sorglos geraucht im Colleg, Sinnbild des deutschen Philisterthums, wo nur eine Meinung gilt, wo Niemand die Freiheit hat, eine vom Frankfurter Journal abweichende Denkweise sich anzueignen, wo keine positive Religion das Frühstück verdirbt, sei mir tausend Mal gegrüßt! Die Völker vom Rhein und Neckar, von der Lahn und Kinzig, von allen Schlammbächlein der Heimath Hermanns und Thusneldens müssen wieder als zerknirschte Abonnenten zum Brunnen Jacobs in der Schützenstraße zu Frankfurt am Main kommen, um ihren politischen und religiösen Durst zu stillen. Welch' ein herzerfreulicher Anblick, die einzige Prozession in der Welt, welche Anerkennung und Theilnahme verdient! Das Interesse der Weltordnung und der Fürstensouverainität kann dabei natürlich nur gewinnen, während es von den katholischen Blättern in Köln, Mainz und Stuttgart Alles zu fürchten hat. Und am Ende des Zuges Männer, eines besseren Looses werth, als executive Macht des Frankfurter Journals gegen katholische Zeitungen, lauter inalterable Cabinetsstücke, die nur einmal vorhanden sind und ihren Rang in der Reihenfolge herzhaft behaupten!

Als ich einmal im Tischgebete stecken blieb, tröstete mich die Mutter, ich würde es noch dahin bringen, daß ich's fertig wüßte, wenn ich fleißig wäre, und mich täglich mit guten Gedanken Gott aufopferte. Und in der That, es ist auch nicht übel gegangen, die Zunge erhielt ihre Geläufigkeit und das Gedächtniß seine nöthige Kraft. Ich habe den Versuch neuerdings angestellt, diese sonderbare Prozession zu begreifen; es ist mir aber leider mißlungen.

Noch etwas Anderes haben wir hier von den Kirchenwirren gelernt, das eigentliche Endziel der süddeutschen Kirchenpragmatik. Die Herren, welche den Faden dieses Kirchendrangsals kunstgerecht in der Hand haben, sind in ihrer Thätigkeit so eifrig und rücksichtslos, daß sie sich in ihrer politischen Unschuld gar nicht die Mühe nehmen, ihre Blöße mit einigen Feigenblättern zu bedecken. Sie sprechen es unumwunden aus, daß die Verfolgung der Kirche den Uebertritt katholischer Gemeinden zum Protestantismus bewirken und damit allen Kirchenstreit für immer beendigen soll. Das stimmt freilich mit der süßen

Behauptung, daß die katholische Kirche in Bezug auf ihr Bekenntniß vollkommen frei sei, keineswegs überein. Aber an Widersprüche muß man sich gewöhnen, wenn es einmal mit der Geradheit und Aufrichtigkeit für alle Fälle nicht gehen will. „Heute so, morgen anders, wenn das Wild nur fällt!" singt der calabresische Wildschütze. Die Aufklärung bringt uns diesmal wieder das Frankfurter Journal, welches das hohe Vertrauen so abgründlich zu verdienen weiß, daß es mit Recht als ministeriell oder wenigstens als oberkirchenräthlich gelten kann. Es schreibt nämlich aus Karlsruhe vom 24. October 1853: „Es sollen (in unserem Lande) gegenwärtig an fünfzig Pfarreien zu besetzen sein, da sich die Curie weigert, das landesherrliche Placet einzuholen. Die Curatgeistlichen sind sehr übel daran, zumal den Gemeinden hie und da von „angesehenen Männern" gerathen wird, der erzbischöflichen Curie zu erklären, daß sie in corpore zur evangelischen Kirche übertreten würden, wenn ihre Pfarrei binnen kurzer Frist nicht besetzt würde. Dies wäre vielleicht ein wirksames Mittel, wenn inzwischen unsere Regierung nicht einschreiten sollte."

Also die Alternative, entweder protestantisch zu werden, oder die bischöfliche Gewalt des Oberkirchenrathes anzuerkennen! Das eine ist nicht besser, als das andere. Der Oberkirchenrath mit seiner bischöflichen Machtvollkommenheit ist der collective protestantische Landesbischof, wie es protestantische Fürsten für ihre Glaubensgenossen zu sein pflegen. Wer sich als Katholik in Kirchensachen ein solches Regiment im Princip und bewußter Weise gefallen läßt, darf nicht mehr protestantisch werden, er ist es schon. Die katholischen Geistlichen, welche diese Lehre nicht anerkennen, sind nicht übler daran, als die Bekenner und Blutzeugen unserer Kirche in allen Jahrhunderten, aber die „angesehenen Männer," welche den Gemeinden den genannten Rath ertheilten, werden wenig Neider haben. Ihr einziges Verdienst besteht in der deutlichen Hinweisung auf das endliche Ziel der Kirchenpragmatiker, den Abfall der Katholiken vom katholischen Erzbischof, gleichviel ob die Gemeinden protestantisch werden, oder sich dem protestantischen Principe in Religions- und Kirchensachen unterwerfen.

So haben wir die süddeutsche Kirchenpragmatik auch allzeit verstanden und sagen unseren besten Dank für die Versicherung aus Karlsruhe, daß unsere Auffassungsweise die richtige war.

Wollte man uns einwenden, wie das Journal, die Oberkirchenräthe, welche die bischöfliche Macht factisch üben, seien katholisch, so sagen wir, sie sind, also gesinnt, durch ihre Eigenschaft als Oberkirchenräthe protestantisch, sobald sie Opposition gegen den Erzbischof machen, und aus diesem Grunde excommunicirt, und wer mit ihnen Gemeinschaft macht, ist ebenfalls thatsächlich excommunicirt. Das versäuert zwar weder Brod noch Wein. Aber unser einer hat keine Lust mitzuessen und mitzutrinken, und noch weniger Anlage, den Appetit an Anderen zu beneiden Das liegt im katholischen Wesen!

Die katholische Verdummung in Beispielen.

Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit vor Gott.
Denn es steht geschrieben: „Erhaschen will ich die Weisen in ihrer Arglist!“

Paulus der Apostel.

„Alle Sünden sind verzeihlich, nur die Dummheit nicht,“ hat Lenz irgendwo in seinen Schriften gesagt. Von dieser Wahrheit ausgehend behaupten unsere Gegner, daß die katholische Religion die Menschen verdumme. Dadurch hoffen sie auf dem kürzesten und sichersten Wege mit der katholischen Kirche fertig zu werden, denn die Lehre, auf welcher der Vorwurf der Verdummung lastet, und das Volk, welches sich das Brandmahl der Dummheit gefallen läßt, sind in der öffentlichen Meinung ohne Gnade und Barmherzigkeit gerichtet, da die letztere nur der Sünde, aber nie der Dummheit zu Statten kommen können. Man rechnet hiebei stets auf die Eitelkeit der Menschen, welche sich zwar mit jeder Sünde zahm vertragen, aber den Vorwurf der Dummheit nicht verdauen können. Solche Mittel, die freilich nicht schlechter sein könnten, sind unseren Widersachern gegen die katholische Kirche stets sehr willkommen, da ihr Grundsatz lautet: „Helfe, was helfen kann.“

Weltberühmte Zeitungsblätter und Broschüren wiederholen diesen Vorwurf der Volksverdummung durch die katholische Religion und Kirche jedes Jahr wenigstens zwölfmal zur Beschimpfung ihrer gleichberechtigten katholischen Mitbürger und setzen dieses Sykophantengeschäft noch im Augenblicke äußerst schwunghaft fort. Es dünkt uns deßhalb doch einmal Zeit, diese mitbrüderliche Christenliebe, diese ächtdeutsche Toleranz, welche mit

dem orthodoxen Russenthum parallel läuft, näher in's Auge zu fassen und zu untersuchen, ob der Vorwurf der katholischen Volksverdummung wirklich einigen Grund habe. Da begegnen wir zunächst der seltsamen Wahrnehmung, daß der Begriff der Dummheit im deutschen Religions- und Kirchenwesen noch nicht einmal feststeht. Wenn der bußfertige Katholik seine Sünden vor dem Priester beichtet und das in unglücklicher Stunde gestohlene Gut zurückstellt, so nennt man das bei uns Katholiken christliche Weisheit, Gerechtigkeit, Buße. Anders denken die Barricadenmänner, die Socialisten und Wildschützen des neunzehnten Jahrhunderts, die bekanntlich von der katholischen Kirche sich gründlich emancipirt haben. Sie nennen uns Einfaltspinsel, Feinde der unveräußerlichen Menschenrechte, nach denen jeder Mensch zum gleichen Genuß dieser Erdengüter berufen ist, folglich in den Mitteln, um diesen Genuß zu erringen, nicht allzu wählerisch sein darf. Die Zurückstellung des fremden Gutes erscheint ihnen als Dummheit, welche von listigen Pfaffen in's Geschlecht der Menschen gepflanzt worden ist. Und in der That dreht sich das öffentliche deutsche Leben mit Begeisterung um diese schöne Entknechtung der menschlichen Begierden, wie man aus allen Gerichtsverhandlungen mit Erstaunen wahrnehmen kann. Der Grundsatz hat eine weitere Ausdehnung als die Wurzel deutscher Aufklärung, die mitunter erst ermöglicht wird durch das Abthun verhaßter Schranken gegen jede persönliche Lust. Wenn der Katholik den Samstag als letzten Tag der Woche mit Andacht daheim bei den Seinigen beschließt, um am kommenden Sonntagsmorgen mit fröhlicher Seele dem Gottesdienste beizuwohnen, so können sich andere Leute, die der Katholicismus nie im mindesten beschwert hat, nicht genug über diese katholische Dummheit wundern, welche mit endemischer Wuth die honettesten Bürger um die Sauleberu, Gänsebraten und Hochheimer Schoppen zu bringen droht. Sie erscheint ihnen wahrhaft colossal, wenn sie bedenken, daß die Pfaffen im Hintergrunde stehen, und diese Dummheiten der Abtödtung und Sparsamkeit mit menschenfeindlichem Ingrimm predigen und sanctioniren. Wenn ein wohlehrsamer Bürger bei öffentlichen Wahlen seine Stimme nicht zu Gunsten eines Radicalen ohne Gewissen verkaufen und das Staatswohl auf solche Weise verrathen will, so gilt er bei verständigen und überlegenen Geistern einer zweckmäßigen Weltregierung allgemein als

Dummkopf, der seinen Vortheil nicht versteht und die Verachtung kluger Erwerbsleute vollauf verdient. So könnten wir noch unzählige andere Fälle anführen, wo die Feinde der katholischen Kirche Erscheinungen für Dummheiten ausschreien, die im Grunde Ergebnisse der höchsten christlichen Weisheit sind, ohne deren Dasein das Christenthum selbst Werth und Wirkung und die menschliche Gesellschaft allen Halt verlieren würde.

Treten wir jedoch ohne viele Umstände in den Garten der Geschichte! Da stehen Millionen Denksteine mit Buchstaben, die Jedermann lesen und den Vorwurf der katholischen Volksverdummung danach bemessen kann. Wer hat denn die Dome in Deutschland, in Belgien und in den Niederlanden, in Italien und Spanien gebaut? Katholiken! und zwar zu einer Zeit, wo nach den evangelischen Vorwürfen die tiefste Nacht, die krasseste Unwissenheit, die üppigste Maienblüthe des Aberglaubens und der Dummheit durch den Papismus des Mittelalters die europäische Menschheit bedeckten. Könnt ihr mir auch nur einen einzigen Dom von Bedeutung in Europa zeigen, den die Reformation, den eure evangelische Weisheit gebaut hat? Diese Riesenblumen himmlischer Weisheit haben also alle in Gemüthern gekeimt und sind aus Herzen zum ewigen Erstaunen der Welt in den Himmel gewachsen, die ihr als verdummt von der katholischen Kirche darzustellen seit drei Jahrhunderten eifrig bemüht seid. Und sie legen Zeugniß ab nicht bloß von der Kunst, die ihr nicht erreichen konntet und nie erreichen werdet, sondern noch weit mehr von der gemeinsamen Opferwilligkeit des katholischen Volkes, von seiner tiefen Andacht, die laut vor der Welt dem Heiland dient, vom schönsten Gemeinsinn, der Könige und Bettler im herrlichsten Palaste der Welt als gleichberechtigte Brüder ohne Ansehen der Person um den menschgewordenen Gott des Altares zur Heiligung und Erfrischung versammelt. Die Gallerien von Rom, Florenz, Mailand, Paris, Brüssel, München, Dresden, Wien und Madrid mit ihrem staunenswerthen Reichthum von Geist, Schönheit, Andacht und Heilslehre, nach denen noch jetzt alle Generationen ziehen, um sie zu bewundern und an ihnen sich menschlich auszubilden, ohne die das Leben leer, die Gelehrsamkeit schal und das Evangelium ohne geschichtlichen Commentar ist, verdanken ihre Meisterstücke fast ausschließlich der katholischen Kirche, welche vorzugsweise die Kraft hat, das Licht und die Klarheit himmlischer Wahrheiten

in die Gemüther der Menschen auszuströmen und dieselben wieder in Meisterbildern zur Bewunderung und Entdummung der Menschen hervorgehen zu lassen, daß sie unangefochten und siegreich dastehen, bis das letzte Menschenherz auf Erden ausgeathmet hat. Macht es den Katholiken einmal nach! Und wenn ihr wirklich den Sieg über dieselben errungen habet, ist es immer noch Zeit, mit der Alleinherrschaft eurer Weisheit zu prahlen.

Die Zeit, wo nach den protestantischen Geschichtschreibern der Druck katholischer Dummheit mit unerhörter Bosheit und Tyrannei als Weltplage über Verstand und Herz der Völker gekommen ist, und alles Große und Edle mit cimmerischer Finsterniß erstickt hat, die Zeit des Königs Philipp des Zweiten von Spanien, wo zeigt sie uns denn eigentlich die Beweise der Verdummung katholischer Nationen, dieses ausschließliche vielbeklagte Merkmal unserer Kirche? Auf dem Gebiete des christlichen Lebens begegnen uns die heilige Theresia von Jesus, welche als innigfromme, durch viele geistreiche Schriften ausgezeichnete Frau Männern aller Confessionen ehrwürdig ist; der heilige Petrus von Alcantara, welcher den ersten Beherrschern der Welt Rath ertheilt hat, ohne von seiner Demuth und strengen Abtödtung nachzulassen; Johannes vom Kreuze, der als Dichter die Mitlebenden für Christus entzückt und für die Idee der Reform im Haupte und in den Gliedern der Kirche gelebt und gelitten hat, dessen kühnstes Lied von der Liebe Christi uns noch jetzt von seinem Sterbebette aus erschütternd anweht. Hundert andere Seelen auf der nämlichen Bahn, in gleicher Klarheit des Geistes, mit gleicher Wärme des Herzens, rein wie geprüftes Gold, könnten wir zur heiligen Schaar anreihen, um den Tiefsinn glaubenstreuer Katholiken, irdischer Zerfahrenheit gegenüber, sonnenhell auszumalen.

Wer jedoch aus Liebe zur deutschen Gründlichkeit diese Helden und Heldinnen des katholischen Lebens, diese goldenen Bilder aus dem Evangelium in Wort und That, kurzweg unter das alte Eisen wirft, kommt in nicht geringe Verlegenheit, wenn er zu gleicher Zeit mit diesen begeisterten Seelen des katholischen Kirchenlebens die riesenhaften Dichtergestalten heraustreten sieht, deren eine einzige groß genug ist, einer Nation ewigen Ruhm zu verleihen: Cervantes von mehr Geist und Witz, als die deutschen Journalisten seit drei Jahrhunderten in's Feld gestellt haben; Calderon, der mit seinen Dramen im deutschen Volke, durch die romantische Dichterschule aufgeweckt, allgemeinen

Anklang gefunden und verdient hat, so daß noch in unseren Tagen die Nachlese in Eichendorfs neuester Uebersetzung mit Bewunderung gelesen wird; Camoens, der in seiner Lusiade das beste Heldengedicht geliefert, welches die Geschichte der neueren Zeit überhaupt kennt; alle drei welterfahren, aber selbst in ihren Dichterwerken streng katholische Geister voll Demuth dem Heiland ergeben, voll Begeisterung für das heilige Kreuz, das die Leidenschaft der alten und neuen Welt besiegt hat, voll zarter Rücksicht für Scham und Sitte als Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung auf Erden. Man sieht es diesen Männern nicht an, daß sie zur Zeit gelebt, wo nach den oratorischen Versuchen der deutschen Buchmacherei die grausenvolle Inquisition alle reinen Menschenblüthen unterdrückt hat. Die Männer blicken so frisch und unverkümmert in's Leben, ungeachtet das Wohlbehagen des Geldes und Besitzes nicht auf ihrer Seite war, sie entfalten eine so leichte, kindlich reine Seele, daß man ihnen keinerlei Dummheit und Stumpfheit anmerkt. Und die Riesenbauten aus jener Zeit, gegen die unsere Baue wie Maulwurfshügel sich ausnehmen, hat sie die katholische Dummheit oder der mächtige Riesengeist in's Leben gerufen, wie er in der katholischen Kirche leibt und lebt?

Noch mehr! das Volk, Hoch und Gering, Geistliche und Weltliche, die ganze Nation hängen an diesen hervorragenden Geistern, wie Bienenschwärme an der Honigblüthe. Es kann nicht verdummt gewesen sein, weil es die weisesten und geistvollsten Führer sich zur Bildung und Lust auserlesen hat. Und mitten unter diesen Dichterfürsten malt Murillo, der Göttliche, seine Heiligen und Bettelknaben, seine Madonnen und seinen Johannes Baptista, seine Meloneneſſer und Traubennäscher mit einer Wahrheit und Natürlichkeit, die uns noch jetzt, nach dreihundert Jahren, die Seele erfrischen. Diese Ultramontanen der Poesie und Kunst, diese Jesuiten der Freude und Andacht in Spanien und Portugal leben noch, trotz der englischen Uneigennützigkeit, trotz der französischen Revolution, trotz der Freimaurer und Bibelschwärzer. Das Volk hat noch die alte Kraft in seinem Innersten bewahrt. Laßt es nur katholisch, laßt es ultramontan sein, dann färbt es den Ebro und die Berge von Asturien mit Blut für seine Freiheit und Unabhängigkeit, wie zu Rolands Zeit, wie unter dem Cid, el campeador, wie unter den Mauern von Saragossa! Todt ist es nur dann, wenn es

durch eure Bibeln und Baumwollenballen, durch eure Zeitungen und Emissäre, durch eure Fabrik- und Judenwirthschaft seinen Katholicismus verlöre. Das macht dumm, unaussprechlich dumm!

Dringt unsere Betrachtung von der spanischen Halbinsel hinüber nach Italien, so finden wir um die nämliche Zeit Papst Leo den Zehnten auf dem Throne der Apostelfürsten sitzen, dem man alle möglichen Vorwürfe machen kann, nur den der Volksverdummung nicht. Raphael von Urbino, Michel Angelo Buonarotti, Benvenuti Cellini und viele andere geistesmächtige Künstler standen unter seinem Schutze und verdanken zum Theil ihre Größe seiner Freigebigkeit und Kunstliebe. Die Gelehrten aller Völker fanden an ihm stets einen warmen Vertreter und Freund, wie es vielleicht nur einmal im deutschen Leben und im verjüngten Maßstab zu Weimar da gewesen ist. Die berühmtesten Dichter der Italiener, Torquato Tasso und Ariosto, gehören der Hauptsache nach seinem Zeitalter an und erhielten ihren Dichterwerth, anerkannt und verherrlicht vom Lorbeer der ewigen Roma, um sie den christlichen Völkern als Meister der Sprache und Poesie desto eindringlicher zu empfehlen.

Wir gestehen, wenn das der Weg zur Volksverdummung durch katholische Schleichwege ist, so muß man sich um so mehr wundern über die emsigen Begründer dieses Vorwurfes gegen die Katholiken, da sie doch vom Morgen bis zum Abend in einem Athem, so weit er in dieser Zone reicht, von Aufklärung und Abklärung, von zeitgemäßer Bildung durch Kunst und Wissenschaft, von Intelligenz und Germanenthum dergestalt reden, daß sogar Rau in seiner Religion der Zukunft diese Kunst- und Wissenschaftsgenüsse als einzige Religionsbestandtheile für's Glück der Menschen darstellt. „Aber das ist ja wälsch," schreien sie uns barsch entgegen. Ich frage: „Was war denn damals bei euch deutsch? Der Religionszank, welcher die deutschen Kirchen verstümmelt, die Heiligenbilder vermehrt, die Mönche und Nonnen aus ihrem Eigenthum vertrieben hat? Die Selbstsucht, welche sich auf irländische Weise unter dem Vorwande des „reinen Evangeliums" mit dem Kirchen- und Klostergute bereichert und die Religion als Domäne sich unterworfen hat? Die Menschenliebe, welche die Reformirten, weil sie von ihrem Auffassungsvermögen Gebrauch machten so gut wie ihr, als Sacramentirer aus der Stadt hinausgewiesen nach Hanau und Bockenheim,

und in Genf den Scheiterhaufen als letztes Bekehrungsmittel in Anwendung gebracht hat, ohne dem Kaiser Sigmund zu Constanz dasselbe Recht einzuräumen? Der Patriotismus, welcher die Schweden und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche annahm und in diesem sauberen Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte? Der rohe Schimpf, der in den Schriften der Vormänner jener antinationalen Bewegung keine Ahnung von Urbanität mehr übrig ließ, welche sonst dem deutschen Gemüthe selten ganz abhanden kommt? Daß in jener unseligen Zeit Kunst und Wissenschaft zu Grunde ging, daß beim sogenannten Wiedererwachen derselben der banale Zopf und die sittenlose Zote ihre Feste feierten, die Unnatur und Grimasse zur Herrschaft gelangten, darüber will ich nicht einmal ein Wort verlieren; es war die fluchwürdige Folge germanischer Bundesgenossenschaft mit Deutschlands Erbfeinden, wo Bildung, Religion und Wissenschaft in dreißigjähriger Verwilderung unterging. Ist das euer berühmtes Germanenthum, dann gebt Acht, daß nicht die nächsten Tage euer eigenes Herz vom dummen Kopfe abfällt und zum Wälschthum übergeht, weil es der einzige Weg zur Menschlichkeit und Tugend ist, nach denen alle vernünftigen Creaturen bewußt und unbewußt seufzen.

Freilich die deutsche Philosophie, welche berufen ist, die dumme Menschheit zu witzigen, ist nicht von der katholischen Kirche ausgegangen, sie hat vielmehr an ihr eine standhafte Gegnerin gefunden. Das hat man in Berlin, Jena und Königsberg übel vermerkt, und aus diesem Grund abermals den Vorwurf der Volksverdummung gegen sie ausgesprochen. Als aber das philosophische Germanenthum seine Aufgabe gründlich gelöst hatte, als der Gottmensch Jesus Christus, die Unsterblichkeit der Seele, der Unterschied zwischen Gut und Böse deutschwissenschaftlich beseitigt, als die Ewigkeit der Materie, die Emancipirung des Fleisches, die Alleinherrschaft des Sinnengenusses aus dem philosophischen Lebdei ausgekrochen waren und die Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts die Weisheit norddeutscher Professoren allherrschend machen wollten mit dem Blödsinn und der Stupidität des Lasters, das frech genug war, über die Tugend regieren zu wollen; da freilich war es die höchste Zeit, zu Frankfurt an dem Main drucken zu lassen, daß die katholische Kirche ihre Anhänger verdumme. Wir sind weit entfernt. diesen Ausbund von Volksaufklärung, wie sie in Süd-

deutschland sogar bei den Bauern auf dem Lande grassirt, wie sie die Schuljugend zum Theil schon anerkennt und übt, wie sie auf den deutschen Hochschulen theilweise von Amtswegen gelehrt wird, wie sie namentlich die Zeitungen der Herren Paulus, Moleschott und Kuno Fischer für Heidelberg annehmen, auf unsere Rechnung herüberzunehmen. So dumm sind wir nicht, der heilige Glaube unserer Kirche hat uns vorausprophezeit, daß es mit dieser deutschen Philosophie zu solchen Gräueln kommen werde; er ist uns jetzt um so lieber, weil er uns in Zeiten bitterer Noth unfehlbar warnend und siegreich zur Seite stand, und den Wahnsinn der Gotteslängnung unter jeder Form von den katholischen Gemeinden zurückwies.

Ist diese nichtkatholische Volksverdummung für jeden vernünftigen Menschen schon lehrreich genug, so erreichte die politische in unseren Tagen den höchsten Grad menschlicher Bornirtheit, deren wir uns um keinen Preis als aufrichtige Katholiken schuldig machen möchten. Wir meinen die Bramarbasiaden in den deutschen Landen über den Kirchenconflict, welcher kirchlicherseits ohne Grund und Nothrecht angefangen und fortgesetzt worden sei. Das soll ein vernünftiger Mensch glauben, bloß, weil die Correspondenten des deutschen Frankfurter Journals und die über allen Ausdruck geistvollen Artikel der Mittelrheinischen Zeitung in Wiesbaden es alle Tage zum Ekel und Ueberdruß wiederholen, während jede Gegenrede unterdrückt ist. Hält man die Welt wirklich für so stupid? Wir wenigstens wollen uns aus diesen Quellen und ihren Auctoritäten nicht um unseren gesunden Menschenverstand bringen lassen. Es klingt wie ein Mährchen aus „Tausend und eine Nacht," dieses unaussprechlich süße Journalistenlied, daß die Regierungen ganz ruhig ihren sogenannten gesetzlichen Weg gehen könnten, da ja alles Volk in Religionssachen mit denselben einig sei. Allerdings gerade so, wie im dreißigjährigen Kriege unter Mansfeld und Wallenstein, wo es sich keineswegs um Regierung und Volk handelte, sondern um Katholiken und Protestanten. So verstehen die Journalisten unter ihrem „Volk" die Protestanten, denen das Recht zustehen soll, die Katholiken auf dem kurzen Wege der Gewalt in ihren heiligsten Interessen mundtodt zu machen. Wenn es euch gelingt, durch diese Rechnung Anhänger zu gewinnen, so wollen wir wenigstens nicht unter den Dupirten sein. Solche Glaubensdummheit überlassen wir Anderen, weil wir wissen, daß das

katholische Volk unverbrüchlich zu den Bischöfen steht. Eure Schützenhülfe von sogenannten Katholiken müßt ihr mit schwerem Gelde besolden und werdet damit doch nicht weiter kommen, als so weit überhaupt in Revolutionszeiten der Meineid gegen geistliche und weltliche Macht reicht. Eure Helfer, die euch mit ihrer Kaffeehausüberzeugung so hohen Muth geben, imponiren uns eben so wenig, als die Helden vom Jahre 1848, wo wir sie theilweise auf einer Seite gesehen und in einem Tone gehört haben, daß nie ein Katholik vor solchen Bundesgenossen Ehrfurcht haben kann und darf. Von solchen zweideutigen Capacitäten und Herzen lassen wir uns nicht verdummen und blind machen.

Unsere Katholiken, auf die es allein ankommt, im badischen Oberland, in den Gründen von Ehrenbreitstein, Montabaur, Limburg, Camberg und auf den Steinkohlenlagern des Westerwaldes könnt ihr ausfragen, um klar zu werden, zu wem das katholische Volk in katholischen Angelegenheiten steht. Im Jahre 1848 konnten die Empörer und Wühler mit der Treue des Volkes gegen den Landesfürsten allein nicht fertig werden; dieses Volk ließ in Gewissenssachen mit sich nicht mäkeln. Jetzt wird es mit seiner Treue für die Bischöfe, welche der heilige Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, eben so wahr, so unbestechlich, so liebenswürdig sein. Das regt euer böses Gewissen auf, das verleitet euch zur täglich wiederholten Journallüge: „Das Volk, das Volk ist für uns gegen Christus und seine Kirche!" Mit euch ist Niemand, außer Ronge, Hecker und wer das traurige Loos hat, in aller Staatsweisheit und Menschenbildung dumm und gottlos zu sein.

Segeln wir aus diesen Binnenseeen deutscher Verwässerung und kleinstädtischer Kurzsicht in's Volksleben von heute über, um auch da näher zu untersuchen, ob wirklich die katholische Religion ihre Bekenner verdumme, so stellen wir nach dem Buche des berühmten Berliners Nicolai über Italien die italienische Nation als Beispiel katholischer Volksverdummung der norddeutschen intelligenten Bauernschaft gegenüber, um aus diesem Contraste am schnellsten über die Frage klar zu werden. War Nicolai vielleicht ein abgedankter Hofrath oder Gardecapitain, so begreifen wir seine Milzsucht im schönen italienischen Lande beim kindlichsten Volke der Welt. Solche Leute laboriren häufig an der Lungenröhrenschwindsucht oder am Rückenmark, das

seinen Lebensgeist verloren, oder am partiellen Wahnsinn und dergleichen Plagen des intelligenten Menschengeschlechtes. Da ist es kein Wunder, daß die Geduld bricht, der Verstand ausgeht, das Blut zur Galle wird. Wir haben keine Lust, ein gleiches Experiment durchzumachen und die Natur der Läuse in unserem eigenen Pelze zu studiren. Klar und gerecht, wie uns Gott erschaffen, schauen wir Land und Leute an. Der Italiener ist der lebendige Abdruck seines sonnenglühenden Landes, lebhaft und empfindlich für alles Gute und Schöne, namentlich ein geborener Kunstkenner, voll Einklang für alle harmonischen Töne des Liedes und der Musik, dabei fromm und kirchlich gesinnt, sparsam, thätig mit Umsicht und nach Maßgabe seiner natürlichen Anlagen, ausdauernd in Gefahr, Noth und Freundesliebe, voll innigen Sinnes für's Familienleben, mit höchst uneigennütziger Bruder- und Schwesterliebe, friedfertig und immer fröhlich, ein Sänger aus Natur- und Herzensdrang. Noch tausend andere Naturgaben der wälschen Volksstämme könnten wir anführen, und alle Einsichtsvollen würden uns Recht geben. Alle beweisen, daß man die Dummheit beim Italiener nicht suchen darf, daß sie auf ihn am allerwenigsten zutreffend ist. Und doch ist er katholisch, ultramontan im strengsten Sinne des Wortes, mit der innigsten Anhänglichkeit an die Institutionen der Kirche, die Mazzini und Genossen nicht ausmerzen können. Stellt nun den norddeutschen Bauer, den Arbeitsmann der Städtchen und Dörfer, den Matrosen und andere Musterbilder an der Nord- und Ostsee mehr mit ihrer Branntweinpest, mit ihrem Tabakskauen, mit ihrem stupiden Alltagswesen, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen Welt und Zeit dem muntern, aufgeweckten, liedervollen Italiener gegenüber, und laßt eueren eigenen Verstand, euere eigene bessere Einsicht wählen. Wir sind noch unergründlich gutmüthig, so voll Vertrauen auf eure deutsche Gerechtigkeit, daß wir euch das Endurtheil in die Hände geben. Es wird selbst im schlimmsten Falle dahin lauten: „Dumm ist der katholische Italiener nicht.“ Und nach diesem Urtheile hoffen wir in Zukunft eure Journalartikel abgefaßt zu lesen. Man kann dumm sein in allen Confessionen, und nur der Dummkopf wirft die Dummheit als Anklage auf den Katholicismus. So lange der Freitag bei euch ein Unglückstag ist, so lange die schwarze Farbe euern Trauungen bei zufälliger Begegnung böse Bedeutung hat, so

lange die Zahlen 11 und 13 bei Tische Todeswürfel in euren Kreis schleudern, so lange Tische prophezeien und euch erschrecken, klopfet auf Eure abergläubische Brust und thut Buße! Wir Katholiken lachen über solchen Aberglauben. Einer trage die Last des Anderen, dann hat keiner dem Anderen viel vorzuwerfen.

Ein einfacher Blick auf die Gegenwart sollte diese Feuerlärmer gegen die katholische Verdummung überzeugen, daß nach so unsinnigen Behauptungen auf einer ganz anderen Seite des deutschen Vaterlandes Grund zur Anklage auf Dummheit und Unverstand vorliegt. Leben nicht die berühmtesten Meister der Malerei: Overbeck, Veit, Steinle, Schraudolf und Führich noch vor unseren Augen, deren Ultramontanismus so entschieden als ihre Vortrefflichkeit in der Kunst weltbekannt sind? Sieht man diesen hervorragenden, kindlich-frommen Anhängern der katholischen Kirche Verdüsterung des Verstandes oder Abklärung des Herzens an? Wo sind die überlegenen Künstler unter den Protestanten, die sich ihnen mit Sicherheit vergleichen dürfen? War Canova nicht ein treuer Katholik und hat man nicht erst unlängst zu Posignano in der von ihm gestifteten prachtvollen Kirche seine Anhänglichkeit an den Glauben der Katholiken so gut als seine Meisterhaftigkeit im Gebiete genialer Kunstschöpfungen jubelnd gefeiert? Ich kann beim besten Willen unpartheiischer Wahrnehmung keine von Religionswegen eingerissene Verfinsterung und Verdummung geistiger Fähigkeiten in diesen Lichtkreisen erkennen; im Gegentheile, die liebevolle Treue für die kirchlichen Glaubenslehren hat mitunter wesentlich mitgewirkt, die glorreichsten Gedanken künstlerischer Conception blüthenfreudig zu entwickeln, welche der Bewunderung der Nachwelt sicher sind. Aber freilich in der eigentlichen Wissenschaft sind die Katholiken sehr zurückgeblieben! Man kann es nur ihrer Religion zuschreiben, daß sie mit dem Evangelium Jesu Christi noch nicht fertig geworden sind, daß sie noch an den Gottmenschen Jesus Christus, und was das schlimmste ist, an eine ewige Vergeltung nach dem Tode glauben, während alle wahrhaft wissenschaftlichen Geister über diese Verdummung längst hinaus, im freien Lichte des kritischen Radicalismus strahlen. Das ist in der That arg genug! Diesen Ruhm müssen wir den Männern der Wissenschaft in Deutschland lassen. Aber in anderen Zweigen wissenschaftlicher Tiefe und Gediegenheit können die Katholiken ohne große Schamröthe wohl in die Schranken treten. Uns dünkt,

daß Döllinger in München, Dieringer und Walter in Bonn, Alzog in Freiburg, Pius Zingerle in Meran, Hettinger in Würzburg, Philipps und Schrader in Wien, Höfler in Prag, Stülz in St. Florian, und hundert Andere mit gutem Fug als ebenbürtig gelten können mit den vielberühmten Colossen nordischer Weisheit. Diesen Männern ist nicht im Mindesten anzumerken, daß ihr ultramontaner Hang vom reinsten Wasser das Licht ihrer Seelen verdunkelt hat. Das lernen wir vom Ingrimme, welchen die Leichenmänner gegen ihre Gründlichkeit zwar nicht wissenschaftlich, aber mit leidenschaftlicher Erhabenheit, die sonst nur der Posse eigen ist, mühsamlich gerichtet haben. Dies ist offenbar ein Eingeständniß, daß sie durch die Kraft der katholischen Kirche nicht dumm sind, sondern vielmehr gediegen wie die Wahrheit, das Recht und der unbestechliche Charakter.

Gegen die Dummheit könnten wir uns die Anhäufung des unermeßlichen Kriegsmaterials und das dringliche Volksaufgebot nicht erklären, denn diese richtet und zerstört sich selbst. Allerdings liegt der Einwurf nahe: „Das ist ein Schlag in's Wasser; diese meinen wir nicht, sondern das dumme, von Pfaffen gegängelte und verfinsterte Volk!" Nun, diese Männer haben keineswegs so außerordentliche Abkunft und so weltberühmte Dynastien für ihren Ursprung aufzuweisen, wie die gewiegten Journalisten und Correspondenten des Frankfurter Journals und des Schwäbischen Merkurs; sie stammen eben nur vom deutschen Volke, aus dem Kern der germanischen Urart, welche noch keinen Unglauben, keine Unmanier, keine Niederträchtigkeit gelernt hat. Unter denselben haben sie bis zur Glorification ihrer zunftmäßigen Ausprägung gewandelt, und noch jetzt sehen wir die meisten derselben von der fröhlichsten deutschen Jugend umschwärmt. Ein Kern, welcher eine solche Gesundheit, eine solche Entwickelungsfähigkeit, eine solche Volksthümlichkeit besitzt, kann nur ein grundehrlicher, kenntnißfähiger, fruchtreicher sein. Die Dummheit sproßt aus ganz anderem Holze. Der Granatäpfelbaum rühmt sich seiner Blüthen und Früchte aus keinem anderen Grunde, als weil das eigentliche Sein desselben trotz der schroffen Auswüchse und Umkleidung von edelster Art ist; sonst könnte er unmöglich so duftige Aepfel zur Reife bringen. Die genannten Vormänner vom Volke zu trennen, ist so unstatthaft, daß ein solcher Versuch auf Mängel im Denkvermögen, somit auf den gegründeten Vorwurf dessen

schließen läßt, weß wir von unseren Gegnern von Religionswegen geziehen werden. Uns drängen sich überhaupt im deutschen Staatsleben Erscheinungen auf, welche wir nicht als Denk- und Ueberzeugungsfrüchte von Menschen betrachten können, welche gut bei Troste sind. Dazu rechnen wir insbesonders die unsinnigen Beschönigungskünste und Glorificationen des Selbstmordes, welcher in unserem armen Deutschland in den traurigsten Bildern auftritt. Wir sind in dieser Manie so weit gekommen, daß der Selbstmord als eine Art von Vorzug für hochherzige Seelen erscheint, als ein heroischer Act, welcher alle honetten Leute auffordert, die Leiche des unseligen Opfers durch besonderes Gepränge auszuzeichnen.

Dem gesunden Sinne ist es bisher durchaus natürlich gewesen, jeden Selbstmord mit Abscheu und Grausen zu betrachten, ohne vieles Grübeln über die Zurechnungsfähigkeit des Selbstmörders, welche so tief im inneren Wesen des Menschen liegt, daß unsere Urtheile darüber nie ganz in's Reine kommen werden. Ob der Selbstmord frei, halbfrei oder unfrei war, weiß bei den meisten Vorfällen dieser Art Gott allein, der die ersten Anfänge aller Thatsachen und die Zuflüsse der menschlichen Freiheit zu denselben sicher in Händen hat. Selbst allbekannte Mißverhältnisse im geistigen Vermögen oder in der Gesundheit des Selbstmörders sind nicht im Stande, den Abscheu gegen die ruchlose That des Selbstmordes zu mindern. Einerseits kann nämlich die Kraft und die Wirklichkeit dieser ungünstigen Einflüsse auf die persönliche Freiheit des Selbstmörders im Momente des Verbrechens nie in ein bestimmtes Gewicht gefaßt werden, dem entscheidenden Urtheile zur festen Grundlage. Andererseits behält der Psychologe bei jedem, selbst scheinbar unwillkürlichen Selbstmorde einen Stachel im Herzen, weil er nach langer tiefschmerzlicher Erfahrung das im letzten Moment Unwillkürliche fast immer auf einen ursprünglichen Mißbrauch der Menschenfreiheit im Dienste regelloser Triebe und Einbildungen zurückführen muß, so daß die Katastrophe des Selbstmordes nur als die Vollendung des Ringes erscheint, welchen der Mensch einst selbstthätig und bewußt begonnen und gepflegt hat, bis die Schlange des Verhängnisses über die Freiheit hinauswuchs und das eingeringelte Opfer erdrückte. Die neueste Zeit ist unendlich reich an Beweisen zur Erhärtung dieser Ansicht. Der leibliche Selbstmord hat sich in den gräß-

lichsten Formen aus den Höllen volkreicher Städte in's schuldlose Landleben der Dörfer und Einzelhöfe verzweigt, wie der Meineid als tödtliches Brandmahl der Seele in die Bauernstube. Selbstmord und Meineid wandern, Hand in Hand, durch die deutschen Gauen, als Zwillingsblüthe der modernen Staats- und Menschenbildung ohne Religion und Abtödtung, ohne Wahrheit und Treue. Wo man in hundert Jahren von keinem Selbstmorde gehört hat, weist in unseren Tagen jede Woche einen auf, nicht etwa die That unfreien Irrsinns, sondern die Teufelsfratze gottloser Verrottung des Menschengeistes, an deren Faden man sicher in's Labyrinth hinansteigen kann, worin das Leben sich uranfänglich verwickelt und zum ewigen Verderben gefangen hat. Die schmachvolle Weichlichkeit unserer Generation und die üppige Buhlschaft mit allen Todsünden unseres Zeitalters bringen es treuloser Weise mit sich, daß es solchen Selbstmördern an Apologeten und Liebkosungen nie fehlt, denn es gilt, den Unglückseligen öffentlich in Schutz zu nehmen, was man seinem eigenen Herzen ohne Furcht vor Beil, Dolch und Strick maßlos gestattet.

Das Christenthum lehrt uns, daß wir durch den Erlöser von der Sünde gerechtfertigt worden sind; unserer Zeit blieb es vorbehalten, den Selbstmord als rechtfertigende Kraft für jede Verirrung der menschlichen Freiheit hinzustellen. Wir verkennen nicht, daß es Krankheiten des Leibes und der Seele gebe, die zur verhängnißvollen Uebermacht über den Geist des Menschen heranwachsen können; aber wir wissen auch aus vielfältiger Erfahrung, daß die Kraft der religiösen Gesinnung und des mannhaften Charakters in den meisten Fällen vollkommen ausreichen, das Anschwellen des leiblichen Uebels zum Sieg über den Menschengeist zu verhindern und selbst die angeborene Mißstimmung der Natur durch „tugendhafte Spreitze" (Entgegenstemmen), wie Oswald von Wolkenstein im Jahre 1436 gesagt hat, allmählig zu überwinden. Wo diese Kraft der Tugend fehlt, da nimmt die Feigheit den öden Raum ein, da kann der krankhafte Ueberwitz unangefochten wie böses Schlinggewächse die Seele überwuchern und die Arznei des Thierarztes ohne Anflug von oben die mißhelligen Geister zur Verzweiflung bringen, deren Ende das abscheuliche Verbrechen des Selbstmordes ist. Alle wahren Meister der Arzneikunde werden uns hierin Recht geben. Rhabarbar, Chinin, Assafoetida und Chloroform

kann man in jeder Apotheke finden; das unbefleckte Gewissen, die Gottesfurcht, die Reinheit, der Friede, die Hoffnung, das Gottvertrauen, die Demuth und Selbstbeherrschung sind nicht überall zu haben, und wo sie mangeln, wird die beste Arznei wenig ausrichten. Man hat für den häufig wiederkehrenden Wahnsinn und Selbstmord unserer Tage voll Zärtlichkeit und Humanität reiche Quellen der Entschuldigung ausgemittelt. Schwermuth, Melancholie, Unterleibsbeschwerde, periodische Geistesabwesenheit, Tiefsinn, religiöse Schwärmerei, Monomanie, dämonische Gewalt und wie die Liebkosungen des Lasters alle heißen, treiben nach der Lehre der Philanthropen den schuldlosen Menschen zur Missethat. Wir widersprechen mit allem Nachdruck, weil wir die Quelle kennen, aus der alle diese Erscheinungen fließen: es ist der Mensch in seiner feigen Nachgiebigkeit gegen sich selbst, in seiner religiösen Sentimentalität ohne positive Grundlage, im unausstehlichen Gefühl der Vereinsamung ohne Gott und Tugend, im brennenden Bewußtsein heimlicher Schuld, die aus dem Neste fliegen will, gleichviel welcher von diesen Seelenzuständen vorherrschen mag. Selbst die Erfahrungen großer Physiologen stehen hier auf unserer Seite. In vielen Leibern der Todten finden sich bei verständiger und gewissenhafter Section Abnormitäten im Organismus vor, welche in regelmäßiger Wirkung alle Gesundheit des Leibes und des Geistes hätten stören müssen. Und doch sind die damit behafteten Menschen siebenzig bis achtzig Jahre alt geworden, ohne besonders merkliche Abirrung von der gewöhnlichen Denk- und Lebensregel. Es herrscht nämlich über uns der persönliche Gott und wahrt unsere Freiheit als Wurzel aller Sittlichkeit, selbst organischen Schwierigkeiten gegenüber, um sich als Herrn des Lebens und Todes in Erinnerung zu bringen und als unumschränkter Geist über die Materie zu herrschen. Die Unmacht der Materie, dem höchsten Geiste gegenüber, welcher sich in der menschlichen Freiheit offenbart, ist die Grundlage aller sittlichen Ordnung in der Welt. Und wer durch die Materie unzurechnungsfähig geworden ist, hat sie als Christ nicht bewältigt, und ist verschuldeter Maßen ihr Knecht geworden. Das ist unser Grundsatz, und deßhalb stehen wir mit innerem Grausen bei der Leiche eines Selbstmörders. Seine Seele ist Gott anheimgefallen, wir beten ihr sogar nach, daß der Allgerechte an ihr eine Entschuldigung finden möge für die gräßliche That. Aber

den dunkeln Prozeß des Lebens und Seins, welcher ein solches Resultat zu Tage gefördert hat, verabscheut alles Volk, jede lebendige Seele, die noch gesund ist; ihm eine Lobrede halten wollen, hieße die Freiheit des Menschen zu Grabe läuten, jede Missethat aus Mangel an Zurechnungsfähigkeit entschuldigen und der Moralität überhaupt den Nerv abschneiden. Und doch geschieht es vor unseren Augen nicht etwa alle Jahre, sondern fast jede Woche. Gerade diesen Selbstmördern werden die glänzendsten Leichenbegängnisse zu Theil, Ovationen, als wäre der Retter des Vaterlandes zu betrauern und zu ehren. Die sogenannten Leichenehren überschreiten alles billige Maß vernünftiger Rücksicht für Sittlichkeit und Würde des Menschen.

Ein Beamter, allerdings geachtet und verehrt von seinen Freunden, erschießt sich kaltblütig mit aller Vorberechnung in seiner Amtsstube, angeblich weil ihm von Amtsgenossen nicht nach seinem Verdienste begegnet worden sei. Da erhebt sich thörichtes Geschrei zu Gunsten des Todten, und ein äußerst prunkvolles Leichenbegängniß sucht eine lichte Glorie um das Andenken des Selbstmörders zu flechten. Wir halten das für dumm und rechnen es der katholischen Kirche für hoch an, daß sie sich einer solchen Dummheit nicht schuldig macht.

Zu Königstein im Taunus erhängt sich ein evangelischer Landpfarrer mit überwiegenden Zeichen besonnener Ausführung und Ueberlegung der verhängnißvollen That. Die guten Landleute lösen ihn vom Stricke und begraben ihn an einem anständigen Orte im katholischen Gottesacker ohne äußeres Gepränge, wie es die düstere That auf sittlicher Wagschale verdient hat. Nur eine protestantische Leichenrede blamirte sich dabei. Man trug auch dieses mit katholischer Selbstverläugnung. Aber Verwandte finden sich beleidigt, daß der Selbstmörder nicht in der gewöhnlichen Reihe unter den Katholiken des Ortes begraben worden sei, und fordern von der Regierung Hülfe, gegen diese angebliche Zurücksetzung. Commissäre erscheinen, graben den Todten aus und versetzen den Selbstmörder gewaltsam in die katholischen Grabesreihen. Der Festredner geht bei dieser Feierlichkeit so weit, daß er den „guten und getreuen Knecht“ Christo auf dem Calvarienberge an die Seite stellt. Das nennen wir dumm und ein schlimmes Zeugniß für den Verstand des deutschen Volkes auf der Seite unserer Gegner. Die katholische Kirche hat dagegen protestirt; der katholische

Pfarrer ist unseres Wissens deßwegen sogar gestraft worden. Das geschieht öffentlich vor Aller Augen zu Gunsten verrotteter Sittenzustände. Da gibt es noch viel aufzuräumen, ehe man zur Ausbesserung an die fremde Thüre rücken kann.

Noch höher steigt unsere Verwunderung über den Muth, den Katholiken Verdummung vorzuwerfen im Hinblick auf einen Vorgang in unserer Nachbarschaft. Ein Student war im Duell gefallen, und die geistliche Behörde beeilte sich nicht, dies Ereigniß durch ihre Theilnahme am Begräbnisse zu sanctioniren oder zu beschönigen. Ein Deutschkatholik ließ sich gern herbei, den Leichenführer und Redner zu machen. Der weitgepriesene süddeutsche Fortschritt hat bei dieser Gelegenheit in der That Erstaunliches geleistet. Bisher hat man den katholischen Glauben bloß finster, menschenfeindlich, kopfhängerisch, bornirt genannt. Kluge Leute meinten, man könne in diesen Phraseologien der confessionellen Bruderliebe gar nicht weiter gehen. Sie waren im Irrthum. Zu Heidelberg am Neckar, wo überhaupt großer Ueberfluß an Gelehrsamkeit und Rhetorik zu herrschen scheint, hat man's unerwartet noch weiter gebracht. Der deutschkatholische Prediger pries den Duellanten auf dem Grabe selig, „daß er seine Seele aus den Schlingen jenes schwarzen Glaubens gerettet habe, dessen ganzes Bestreben dahin gehe, die Wahrheit zu unterdrücken und die Menschen zu verdummen." Wie wir nämlich eine schwarze Race haben, so muß es ebenmäßig auch einen schwarzen Glauben auf Erden geben, der keine bessere Behandlung verdient, wie der Neger unter der Geißel des Sclavenzüchters. Derselbe ist natürlich kein anderer als der positive Offenbarungsglaube, auf dem alles Christenthum und alle christliche Gesittung ruht, insbesondere in der katholischen Kirche, welche an der übernatürlichen Religion, der Wurzel alles christlichen Lebens, mit Entschiedenheit festhält. Wir haben also nach dieser Heidelberger Entdeckung einen wundersamen Dualismus in Süddeutschland, den bisher noch kein Gelehrter gekannt hat; einerseits den weißen Glauben, die große tabula rasa, wo die ruchlose Empörung gegen Gott und Menschen Alles auswischt, was auf die übernatürlichen Wahrheiten des Christenthums Bezug hat, und freche Menschenwillkür in Religionssachen an deren Stelle setzt; andererseits den schwarzen Glauben der Katholiken und Aller, welche noch aufrichtig an der Lehre Christi als himmlischer Offenbarung

hängen, und somit eigentlich allein den Namen „Christen" verdienen. Es hat sich durch diese tolerante Uebung ein Verhältniß in's süddeutsche Leben gebildet, welches wieder nur in den ersten Zeiten nach der Eroberung von Amerika eine Analogie findet. Wie man dort der weißen Raçe alles Recht und alle Willkür gegen die schwarze und braune einräumte, so wird in einer Universitätsstadt des badischen Landes, welche alle ihre bedeutenden Stiftungen und Anstalten den Katholiken verdankt, die katholische Religion öffentlich als eine rechtlose Secte verhöhnt. Es findet sich kein einheimisches Organ, welches dieses Attentat auf die Katholiken verdammt, kein Obmann, welcher den Thäter bestraft, keine muthige Stimme, welche die öffentliche Meinung zum Abscheu gegen ein solches Verfahren anschwellt, kein Las Casas, welcher die Mißhandlung der schwarzen Raçe in Mitteldeutschland an die Stufen des Thrones bringt. Und die Kanzel zu diesen Injurien ist das kaum geschlossene Grab eines jungen Menschen, der im frevelhaften Duell, den Landesgesetzen zum Trutz, sich selbstmörderisch dem Tod überliefert hat, dessen That vom Leichengepränge, vom Geläute der Glocken und dem Schlusse der Abendunterhaltungen gewisser Maßen als eine ehrenwerthe Handlung in Schutz genommen wird. In der That fällt mir der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses im gebildeten Deutschland weit schwerer, als dem Frankfurter Journal der Glaube an die Restitution des Teufels in Sachsen, denn der letztere scheint mir doch noch natürlicher, als die Predigt von der schwarzen Raçe in Heidelberg. Freilich hätte ich mir bei einigem Aufwande von Phantasie Dinge dieser Art leicht vorstellen und somit allen Schmerz der Ueberraschung ersparen können, denn die weiße Raçe ist über die Maßen aufrichtig und vorgeschritten, so daß man auf Alles gefaßt sein muß. Stand doch unlängst in einer durch alle Zeitungen laufenden Ankündigung der Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft" von Karl Vogt, gedruckt zu Gießen 1855, der cordiale Passus: „Die Frage über die Natur der Seele behandelt der Verfasser mit tiefeindringendem Scharfsinn und aller Entschiedenheit, welche nur das Bewußtsein einer sichern wissenschaftlichen Basis und eine rücksichtslose Liebe zur Wahrheit geben können." Es wird also die Lehre des Karl Vogt, welcher gegen den muthigen Hofrath Rudolf Wagner in Göttingen das Dasein der Menschenseele

als eines selbstständigen Wesens läugnet und den krassesten Materialismus vertheidigt, in vielgelesenen Zeitblättern als Wahrheit dem deutschen Volke proclamirt. Ist das gegründet, dann räumt auf mit euern Bibeln und Liturgien, mit eurem Gott und eurem Teufel, mit eurer sittlichen Freiheit und Menschenwürde. Es gibt nach dieser Doctrin keinen Geist und keine drei Reiche der Natur, das hat man in den Zeiten des schwarzen Glaubens und des Zopfregimentes unwissenschaftlich gefaselt; ein einziges Naturreich ohne Geist, ohne Seele, ohne Freithätigkeit des Willens ist wissenschaftlich zulässig, dieses allein ist real und außer demselben nichts Wirklichseiendes zu finden. Darin regiert die ewige Materie nach den Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Da krabbelt Alles gleichberechtigt durcheinander, Mensch und Thier, Blumenduft und Naphthagestank, Horniß und Fuchsschwanz. Wo eine Art höheren Bewußtseins zum Vorschein kommt, hat es nur das traurige Privilegium, lasterhafter und ruchloser zu sein, als die tieferen Schichten des belebten Stoffes. Aus diesem Grunde fehlten kürzlich in einem freigemeindlichen Klubb bei der Abstimmung über das Dasein Gottes nur zwölf Stimmen, sonst wäre der liebe Herrgott bei der Ballotage durchgefallen. Das ist freilich eine sublime Basis für die nagelneue Wissenschaft der weißen Raçe, nicht genug anzupreißen, um die Gesellschaft gründlich zu verderben. Da thut es noth, den bankerotten Opfern dieses Unglaubens zu gratuliren, daß sie aus den Schlingen des Glaubens, der Tugend und der Gottesfurcht erlöst worden sind.

Der schwarze Glaube der Katholiken und aller Offenbarungsgläubigen bekommt durch diese Erscheinungen einen unerwarteten Zufluß von Licht und Klarheit, die nur zu seinem Vortheile ausschlagen können. Und in der That seine Devise für's Leben ist von jeher der Spruch des heil. Paulus gewesen: „Freuet euch allzeit!“ im Bewußtsein der göttlichen Kraft und Hülfe, welche uns durch den Erlöser Jesus Christus aufgegangen ist. Unser Glaube verdammt deßhalb die gottlose sogenannte Naturwissenschaft, die, mit dem Evangelium und mit Christus im Widerspruche, ihren Ursprung nur im Stolze und in der Unwissenheit der Menschen hat, welche meinen, die Welt existire nur in so weit, als sie dieselbe begreifen, und daher das Dasein unsterblicher Geister läugnen, weil sie dieselben nicht mit den Händen betasten können. Diese Ansicht haben wir nicht von

gestern und heute, sondern von jeher, weil wir das Evangelium als himmlische Wahrheit über alle irdische Wissenschaft setzen, welche letztere ihre Aechtheit nur durch aufrichtige Zustimmung zu den geoffenbarten Wahrheiten der heiligen Religion beweisen kann. Wenn uns daher ein Correspondent des Frankfurter Journals vor einiger Zeit Unfolgerichtigkeit Schuld gab, weil wir die Berufung des Pater Roh auf die Naturwissenschaften billigen, die des Journals auf ebendieselben für gottlos halten, so ist der Mann mit seiner Einsicht auf dem Holzwege. Pater Roh beweist aus den Ergebnissen der Naturwissenschaften die Wahrheit der Offenbarung, und zeigt sonnenklar, daß die Natur dem Schöpfer, aus dessen Hand sie hervorgegangen, nicht widersprechen kann. Die Berufung des genannten Correspondenten auf die Naturwissenschaften aber geschieht zum Zwecke, die christliche Weltanschauung umzustoßen und die himmlische Offenbarung zu vernichten; sie streitet gegen den persönlichen Geist in jeder Form, weil sie nur die Materie und ihre Eigenschaften kennt; sie untergräbt in solcher Weise nicht bloß alle Religion, sondern auch die Gesellschaft, welche ohne Gott, ohne sittliche Freiheit nicht bestehen kann. Die weltliche Strafgesetzgebung ist nach dieser gewaltigen Naturwissenschaft nicht nur überflüssig, sondern auch ungerecht, da keine Schuld contrahirt werden kann, wo die materielle Nothwendigkeit allein entscheidet. Zwischen der Naturwissenschaft des Pater Roh und der des Correspondenten des Frankfurter Journals ist also ein so tiefgehender Riß, daß man ohne alle logische Unrichtigkeit die erstere als wissenschaftlich billigen, die letztere als gottlos verwerfen kann. Das fordert die Consequenz unseres Glaubens und unserer Grundsätze.

Es ist jedoch noch sehr die Frage, ob die Farbentheorie dieser Herren auf richtigen Erfahrungssätzen beruht. Die trostlose Barbarei des Duells, der überhandnehmende Lebensüberdruß aus Schwermuth, Feigheit und Wahnsinn in allen dunkeln Schattirungen der Geistesschwäche und des gewohnheitlichen Lasters, alle grauenvollen Arten der Verzweiflung an sich selbst aus verschuldeten Uebergriffen gegen Recht, Gesetz und Staatsordnung sind Früchte der materiellen Lebensauffassung und der Abläugnung einer überirdischen Welt, Ausflüsse jenes trostlosen Zustandes, in welchem Wislicenus das gemeinsame Gebet für ein Unding erklärt und die Unterhaltung bei einem Glase Bier

jedem christlichen Gottesdienste vorzieht. Wir können darin keine Glanzparthien, keine Lebensheiterkeit, kein fröhliches Blühen und Gedeihen der Menschenpflanze wahrnehmen. Wer sie malen will, kann nur das Grau der Sorge, das Blaßgelb des Neides, die Schwärze unheimlicher Gewissensbisse brauchen, um ein treffendes Gemälde dieser Versunkenheit der Menschennatur zu sinnbilden.

Den Schwarzgläubigen begegnet solches Unglück nicht. Sie haben in tiefer Wurzelung auf dem Boden der Offenbarung Gottes von vornherein gegen diesen zweiten Sündenfall gestritten und die besten Waffen zum Siege in der Gnade des göttlichen Erlösers gefunden. Ihre Stimmung ist heitere Ergebung in den göttlichen Willen, ungetrübte Zuversicht auf den Zusammenhang der irdischen mit der himmlischen Welt, die selige Gewißheit einer ewigen Gerechtigkeit nach dem Tode, einer unzerstörlichen Fortdauer unserer vom Leibe abgelösten Seelen im Genusse Gottes, welcher alle erschaffenen Wesen als seine Kinder an seinem Herzen sammelt. Zu diesem gnadenreichen Gottesfrieden findet der Zweifel keinen Zutritt, wenigstens keine grundsätzliche Herberge darin; die Traurigkeit wandelt sich in Freude beim Gedanken an den Heiland, welcher die Sünde und den Tod vernichtet und uns die Hoffnung der Auferstehung von den Todten begründet hat; alles Leid dieser Welt erscheint als heilige Schule, den Menschengeist zu läutern und für die Wonne des ewigen Lebens zu befähigen. So gewinnt im höheren Lichte der Offenbarung Alles seine rechte Stelle, eine wundersame Harmonie und Rundung alles Erschaffenen um den Schöpfer und Erhalter der Welt. Da kann die moderne Zerrissenheit der Gemüther nicht Platz greifen, der Weltschmerz hat seinen Stachel verloren, die politische Europamüdigkeit beschleicht den Gläubigen nicht. Eben so wenig haben die staatlichen Grundlagen die Unbotmäßigkeit entfesselter Titanenkräfte und Zerstörungsgelüste zu fürchten. Alle Empörer sind zuerst mit sich selbst und dann erst mit der Gesellschaft zerfallen. Die Revolution gegen die Obrigkeit ist eigentlich nichts Anderes, als die aufgestachelte Unsicherheit des gottentfremdeten ruhelosen Herzens. Davon zeugen alle Blätter der Geschichte. Die sogenannten Schwarzgläubigen kennen diese dunkeln Regionen nicht, weil sie im Frieden mit sich selbst, mit Gott und Menschen leben. Schwarzkünstler von Haus aus werden freilich diese

Farbenheiterkeit, diese lichte Klarheit der Seele über alle irdischen Verhältnisse, diesen Himmel des guten Gewissens nicht anerkennen wollen. Das liegt im Sehwinkel ihres Auges, welches an das Schwarze gewöhnt ist, das stammt aus dem Drucke ihres Herzens, den sie selbst gemacht haben, und überall wieder sehen wie den Flecken ihrer Pupille. Anders können wir uns dieses Verhängniß der Schwarzmalerei bei den Tagesschreiern nicht erklären. Weil ihnen das Licht, die Fröhlichkeit, das Glück fehlt, ist nach ihrer Theorie auch die Nachbarschaft unglücklich.

Sie lästern das Mittelalter als die Zeit des Aberglaubens und der Menschenentwürdigung, weil sie nur dunkle Wolkenstreifen sehen, wo uns die Geschichte die größten Geistesthaten der Völker vor die Seele stellt. Die Riesenblume eines einzigen Domes des Mittelalters zeigt mehr Wahrheit und Humanität, mehr Kunstsinn und Gedankenreichthum, mehr Heiterkeit und Lebensklarheit, als die sämmtlichen Bauten der letzten Jahrhunderte, als alle Entdeckungen der norddeutschen Philosophie, als alle modernen Prahlhansereien von Humanität, Fortschritt und Aufklärung. Die Volkslieder und Volksspiele, die Zunftgebräuche, der Minnesang, das rege Leben der Familie, die innige Verschmelzung des Staates mit der Kirche liefern uns aus der mittleren Zeit ein Kernbild von Wahrheit, Gesundheit und Natürlichkeit des deutschen Volkes, welches den schärfsten Gegensatz bildet zu unserem bald rohen, bald verbildeten Geschlechte, das an der modernen Humanität erkrankt ist. Wir verweisen hier auf Professor Riehl's social-politische Werke, welche mit eben soviel Muth als Gründlichkeit hundert Beweise für einen liefern, daß unser Volk aus dem unnatürlichen Zustande der Verbildung wieder zurückkehren muß auf die naturgemäße Basis wahrer Volksthümlichkeit, ohne welche das Glück der Nationen nicht gedeihen kann. Ein einziges Lied Walthers von der Vogelweide hat nicht selten mehr Werth, als die vollständigste Sammlung aller Weltschmerzdichter in deutschen Landen, aus keinem anderen Grunde, als weil der mittelalterliche Dichter, im süßen Glauben an den Erlöser Jesus Christus wurzelnd, die Selbstqual der zerrissenen Geister des neunzehnten Jahrhunderts ohne Glauben, der Männer des Hasses und des Unfriedens nicht kannte. Das ist überhaupt nicht der kleinste Schaden des modernen Unglaubens, daß die unglücklichen Opfer

desselben allen Sinn für die Geschichte, alle Gerechtigkeit des Urtheils über fremde Zustände, alle Bescheidenheit bei der Würdigung ihrer eigenen Verdienste verlieren. Wie im Orlando furioso ein Ritter des irischen Zauberschlosses an den Spiegelwänden seines Zimmers immer nur sich selbst und seine Sünden erblickt, so ergeht es auch den lichtfreundlichen Nomarchen der Neuzeit: sie sehen ewig nur den schwarzen Grund ihres Herzens, mit dem einzigen Unterschiede, daß Ariosto's Held sich des dunkeln Grundes seiner Sünden schämt, während die letzteren ihre Schuld als Unrath an den Anderen sehen, bitter verfolgen, und nichts wissen wollen von Scham und Reue. Aus dieser Blindheit fließt der Sprudel ihrer Klagen und Beschwerden gegen den schwarzen Glauben christgläubiger Gemüther.

Unsere gelehrte Nachbarin Didaskalia hat davon in diesen Tagen wieder einen schlagenden Beweis geliefert durch den sinnlosen Aufsatz: „Welche Folgen würde die von den Bischöfen geforderte Kirchenfreiheit auf moralische und sociale Verhältnisse haben?“ Dem andächtigen Manne, welcher in demselben tausend Mal Gesagtes im schlechtesten Deutsch von der Welt kopflos in die Leserwelt schleudert, rathen wir, in Zukunft die gründlichste Ruhe des häuslichen Heerdes in der fashionabelsten Schlafmütze friedfertig zu genießen; unser Frankfurter Journal hat dann den Vortheil, sich selbst durch die Thorheit solcher bornirten Köpfe nicht zu blamiren und den ganzen ehrwürdigen Stand zu schonen, welchem dieser fromme Statthalter der Insel Barataria ausnahmsweise angehört. Derselbe meint in seiner Kindlichkeit, den Katholiken gehe nichts mehr ab, als das Lesen der lutherischen Bibel, das Sinnbild der Propaganda in Piemont, Spanien und anderwärts. Hat doch erst vor wenigen Tagen das Journal seinen gerechten Schauder darüber geäußert, daß der Hofprediger Langbein in Dresden nach der Bibel das Dasein eines persönlichen Teufels behauptet hat. Es steht hierin nicht allein; hundert andere Blättlein haben in gleichem Ton miaut und Entsetzen geblasen über die unerhörte Dresdener Restitutionsthat. Es ist somit klar wie der Tag, daß die ungeheure Mehrzahl der Meinungsgenossen des Journals und seines andächtigen Mitarbeiters an keinen persönlichen Teufel glaubt, und das unglückliche Unternehmen der Restitution desselben eben so beklagt, wie einst Reh öffentlich in der Kammer zu Darmstadt. Wozu also die Bibel? Ist eine Wahrheit deut-

licher, bestimmter, unumwundener ausgesprochen worden, als die biblische Lehre vom Dasein eines persönlichen Teufels? Hat das Dasein eines persönlichen Gottes in biblischer Auffassung eine bestimmtere Grundlage, als die eines persönlichen Teufels? Und wenn man das Dasein des letzteren aus der Bibel hinausraisonirt und wegklügelt, in welchem Lichte erscheint Jesus Christus, der emsige Lehrer dieser Thatsache? Was bleibt uns übrig, als mit diesem Glaubenssatze die Gottheit und Untrüglichkeit des Erlösers wegzuwerfen? So lange man die Bibel und ihre Fundamentalwahrheiten auf solche Weise mißhandelt, hat Niemand ein Recht, den Katholiken einen Vorwurf zu machen, daß sie nach ihren apostolischen Traditionen von Bibel und Gotteswort keine so schmähliche Bibelvernichtung dulden. Der andächtige Herr beruft sich auf den heiligen Geist, als alleingültigen Erklärer der Bibel, und diesem müsse man freien Lauf lassen. Den Lauf hat man allerdings gelassen, ut fabula docet, aber leider nicht dem heiligen und unfehlbaren Geiste Gottes, sondern dem menschlich zersetzenden des Unglaubens und der Hyperkritik, welcher die Gelüste des eigenen ruchlosen Herzens an die Bibel ansetzt, und sie darin durch menschliche Deutelei als unfehlbar beglaubigen will. Gäbe es nicht nach den unumstößlichen Worten der heiligen Schrift einen persönlichen Teufel, so könnten wir die schändliche Mißhandlung der Bibel kaum erklären. Sie ist unter seiner tapfern Leitung das Buch geworden zur Beseitigung aller Bibel und alles Christenthums. Dazu gehört ohne Frage mehr, als menschliche Bosheit leisten kann. Mit dem persönlichen Gott ist man eben so wie mit dem persönlichen Teufel fertig geworden. Die sittliche Freiheit hat in der Vergötterung der Materie ihre Kraft verloren, die ewige Vergeltung eines gerechten Gottes ist eine Pfaffenerfindung und die Abtödtung der Leidenschaft das dumme Geschäft finsterer Mönche. Alle diese Phrasen der antichristlichen Tagesgeschichte sind in hiesigen Blättern und Broschüren an uns seit Jahren vorübergezogen, man hat die Andersgläubigen als Ultramontane, Mandarine, Brahmanenkaste und Jesuiten gebrandmarkt. Wie soll hier nun auf einmal Recht und Schicklichkeit sein, den Katholiken die Bibel im unkatholischen Sinne zu empfehlen, welche man selbst längst als dogmatische Grundlage weggeworfen hat, da die Natur die einzige Offenbarung Gottes sein soll? Welche Dienste soll die Bibel als Wurzel alles christ-

lichen Lebens noch leisten, nachdem man erst vor Kurzem die neue protestantische Kirchenzeitung bloß deßhalb gelobt hat, weil sie aus dem dogmatisch-christlichen Grunde hinaussteuert in die sogenannte freie Forschung, bei welcher Gervinus, der den biblischen Standpunkt in allen Phasen bereits überwunden hat, freilich gut zu verwenden sein wird. Das einfache Schamgefühl hätte den andächtigen Herrn Mitarbeiter der Didaskalia abhalten sollen, die Bibel unter solchen Umständen überflüssiger Weise für uns Katholiken zu Markte zu bringen, die mit dem unfehlbaren Gottesworte längst versehen sind. Es sieht einem Abbruche ähnlicher, als dem Aufbaue christlicher Zucht und Sitte.

Wenn der gottselige Eheherr ferner einen höchst erbaulichen Schauder fühlt vor dem Cölibate katholischer Priester, welcher nach seiner häuslichen Erfahrung der Natur widerstrebt, und in tugendreicher Entrüstung mit seiner Ehehälfte auf die „ungeheuren Laster und Verbrechen" hinweist, welche aus dieser Naturwidrigkeit entstehen, so sind wir nicht gesonnen, seinen sittlichen Eifer zu stören. Die Beschuldigung der „schwersten Verbrechen," womit der katholische Klerus Deutschlands in einem der gelesensten Zeitungsblätter ohne Beweis, ja ohne Möglichkeit eines Beweises öffentlich belastet wird, gehört als gemeine Verläumdung und Ehrenkränkung vor das Polizeigericht, dem wir nicht vorgreifen wollen. Ein Bedauern können wir jedoch dem gottesfürchtigen Manne nicht verhehlen, daß ihm in seiner Entrüstung trotz der Märztage und Frühlingslüfte nicht so viel Verstand übrig geblieben ist, einzusehen, daß er sich mit solchen Beschuldigungen selbst in's Gesicht schlägt. Zu einer Zeit, wo viele deutsche Staaten, welche am katholischen Priestercölibate blutwenig zu leiden haben, mit ihren Ehescheidungsgesetzen in Verzweiflung und darüber mit den Sitten des Publikums im offenbaren Zwiespalte sind, wo die Statistik der Ehen in gewissen Gegenden Dinge zu Tage fördert, welche eine völlige Auflösung aller Bande der Sittlichkeit und der Scham constatiren, und die gesinnungstüchtige Presse diese ungeheuren Lockerungen der Gesellschaft gegen jede Schärfe der Gesetzgeber in Schutz nimmt; zu einer Zeit, wo fast keine Assisen in Deutschland in Verhandlung treten, ohne daß sie über Gatten- und Kindermord zu richten haben, wo der Vatermord oft in den gräßlichsten Gestalten sein Haupt erhebt, und unliebe Kinder aus erster Ehe in Jahre langer Todesqual hingemartert erscheinen;

zu einer Zeit, wo als köstliche Früchte zügelloser Fleischeslust betrügerische Bankerotte und schnöde Fluchten nach Amerika zur Tagesordnung gehören, da thut es freilich Noth, das andächtige Auge zu schließen und auf die Verbrechen der katholischen Priester hinzuweisen, weil sie um ihres Amtes willen unverheirathet bleiben! Da ist es freilich naturgemäß, die wilden Ehen durch Unterstützung aus dem Almosenfond zu ermöglichen und das Laster in's feinste Geäder des gesellschaftlichen Lebens endemisch einfressen zu lassen! Wenn unser uneigennütziger Gegner in der That für die Sittlichkeit des deutschen Volkes begeistert ist, so muß er zuerst das Aergerniß hinwegräumen, welches gehäuft vor seiner Nase liegt. Damit ist er vollkommen und dergestalt beschäftigt, daß ihm keine Zeit mehr übrig bleibt, die katholischen Priester um des Cölibates willen zu verläumden. Die Zeiten, wo abgefallene Pfaffen die Ehe um jeden Preis als Universalmittel gegen Sünde und Gebrechen anpriesen, ist in Deutschland längst vorüber. Wir haben jetzt andere Mittel zur Restauration des Leibes und der Seele; Goldberger'sche Rheumatismus-Ketten, Revalenta arabica und Pferdefleisch, welches nach der Didaskalia geschlachtet wird, um die „Menschen zu veredeln, Vorurtheile zu entfernen und nach Kräften mit zur Verbesserung der menschlichen Zustände beizutragen." An Cölibat und Ehe denkt keine Seele mehr.

Am lustigsten jedoch werden die Purzelbäume unseres Puritaners, wenn er auf das Feld der Geschichte tritt. Er beweist hier unaufhörlich, daß die Mäuse sämmtlich zu Grunde gingen, ungeachtet die Katzen zu ihrer Hut bestellt waren, und daß die Hirsche des Parks nicht mehr gedeihen konnten, obgleich das Jahr 1848 die Bauern bewaffnete und allgemeine Freiheit für Menschen und Vieh proclamirte. So findet er es zuerst in Frankreich! Wißt ihr, woher nach seiner Ansicht in Frankreich die Revolution gekommen ist, und das Laster, und die Grausamkeit? Von der Kirchenfreiheit der katholischen Bischöfe, sagt der gute Mann! Er weiß leider von französischen Zuständen gerade so viel, als vom Cölibat und von der Bibel. Die Kirchenfreiheit der französischen Bischöfe war vor der Revolution so gut als nicht vorhanden, Dank den gallicanischen Freiheiten, die man in Mitteldeutschland nicht hoch genug bewundern kann. Die Staatsgewalt hatte durch dieselben alle Kirchenrechte, namentlich die Ernennung der Bischöfe und höhern kirchlichen Würden-

träger, an sich gerissen, und die Jansenisten mit ihrer heuchlerischen Sittenstrenge, mit ihrer eigensinnigen Sondermeinung in Religionssachen, unterstützten, wie alle Dissidenten, auf alle mögliche Weise die Knechtung des Kirchenthums in den Händen weltlicher Machthaber. Die Abteien und Klöster hatten die Freiheit der Vorstandswahl und Hausverwaltung durch den Druck von oben gänzlich verloren. Der König betrachtete sie als Krongut und verlieh sie an die Invaliden seines Heeres, seines Hofes und seiner Maitressenwirthschaft, welche sämmtlich die größtmöglichen Vortheile aus dem Kirchengute ziehen wollten und dadurch alle Klosterzucht zu Grunde richteten. Diese Mißwirthschaft gegen das einfache Recht und die apostolische Satzung fraß das Capital und die Arbeitskräfte der Volks- und Domschulen auf, welche in allen christlichen Ländern mit der Kirche zusammenhingen, während die höheren Studienanstalten unter königlichem Schutze dem Unglauben und der falschen Kritik der Encyklopädisten preisgegeben wurden, ohne daß man irgend auf die Einsprache der katholischen Kirche Rücksicht genommen hätte. Die Sorbonne und die Parlamente wollten Glaubensartikel machen, wie am Kaiserstuhle. Das war die Kirchenfreiheit der katholischen Bischöfe in Frankreich vor der Revolution, weit eher der Säcularisation der wesentlichsten Episcopalrechte durch die politische Gewalt gleichzuachten. Die wenigsten Geschichtschreiber, wenn auch unkirchlich gesinnt, haben diese schreienden Mißstände verkannt. Und es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die französische Revolution wesentlich auch dadurch herbeigeführt und bedingt worden ist. Somit dürfte Hirscher in Freiburg Recht haben, wenn er sagt, die Kirche könne nur dann ihre sittigende und veredelnde Kraft auf die Menschen geltend machen, wenn sie sich nach der Idee ihres Stifters in geistlichen Dingen frei zu bewegen in der Lage sei. Unserem zartfühligen Moralisten bleibt unter diesen Umständen nichts Anderes übrig, als die Scherben seines Milchnapfes bescheiden aufzulesen und in den naturgemäßen Zustand eines gutwattirten Schlafrockes des mittleren Deutschlands zurückzutreten.

Hier sollten wir eigentlich aus Ehrfurcht vor dem Ohnesorgen-Stuhle des verunglückten Meisters Abschied nehmen, weil bei uns gegen jede Form der Thierquälerei mit scharfem Auge gefahndet wird; aber noch eine Belehrung können wir dem

witzigen Herrn nicht ersparen. Es betrifft die Stadt Rom, wo die gräßlichste Sittenlosigkeit herrscht, weil die Kirche und der oberste Bischof sich frei bewegen können. So meint der Repräsentant des deutschen Volksthums. Wir sind Wochen und Monate lang unter diesem Römervolke gesessen, und haben an allen seinen Leiden und Freuden Theil genommen. Seine Genügsamkeit, seine unverwüstliche gute Laune, die kernhafte Naturwüchsigkeit, die schöne Innigkeit des Glaubens und der Liebe zu Christus, der tiefsittliche Zug familienhafter Treue und Anhänglichkeit an diesem Volke haben uns stets erbaut und erfrischt. Die gemeinste Höckerfrau von Trastevere hat mehr Sinn für Wahrheit, mehr Witz im Vortrag, und mehr Gefühl für Maß und Bescheidenheit, als ein Dutzend deutscher Zeitungsschreiber, welche unserem zornigen Viellärmer auf ein Haar gleichen. Nur eine Gesellschaftsschichte am Oasenrande des römischen Volksthums habe ich nicht loben können, in welche von Allerweltsgästen fremde Laster und Gewohnheiten eingeschmuggelt worden sind, die das Volk in Masse kaum dem Namen nach kennt. Unsere Fabrikbevölkerung, unsere Branntweinschmecker und Kartoffelbauern halten keinen Vergleich aus mit der Gediegenheit dieser italienischen Naturmenschen. Darüber sind wohl alle Verständigen einig, mag man bei Künstlern oder Politikern anfragen, welche nicht Lust haben, mit unserem Publicisten das Gelächter der Welt zu verdienen. Freilich, seitdem die Bibel theilweise das Symbol der Emancipation von Glauben und Obrigkeit in Italien geworden ist, seitdem Banditen und Meuchelmörder sich zu Volksführern aufwarfen, kann auch das römische Volk im Rückgange zur Rohheit erkleckliche Fortschritte machen. Ich zweifle aber sehr, ob das grundehrliche italienische Volk auf diesem Wege zu überwinden sein wird. Die Erhebung der Nationalen ist an der Ruhe und Unthätigkeit des gemeinen Volkes gescheitert, und in gleicher Art werden noch viele ähnliche Versuche an der gesunden Natur desselben zu Schanden werden. Was soll man aber erst sagen, wenn unser Correspondent den schlechten Zustand der römischen Finanzen der Kirchenfreiheit der Bischöfe auf die Rechnung schreibt. Allerdings sind die römischen Finanzzustände kaum sehr ermuthigend. Die Folgerung aber, die der wackere Herr auf das Verderbniß der Kirchenfreiheit macht, wird am Main, an der Lahn, am Neckar und an der Kinzig wenig Beifall

finden. Roms Finanzen sind in vieler Hinsicht besser, als die des nächsten besten deutschen Kleinstaates, wo kein Bischof regiert, wo keine Kirchenfreiheit unfinanzhaft waltet, wo man aber so viel hunderttausend, als der Kirchenstaat Millionen Menschen zählt. Wir zum Beispiele zahlen höhere Steuern als die Römer, und als Durchgebildeter muß unser Gegner wissen, daß die Revolution, nicht bischöflichen Ursprunges, vorzugsweise die römischen Finanzen zerrüttet hat. Sie kommt von euch, ihr Anfechter der katholischen Hierarchie! Man muß endlich ein Philister par excellence sein, wenn man die Stadt Rom für den Sitz der gemeinsten Verbrechen erklärt, bloß weil kein Oberkirchenrath den Bischöfen auf dem Nacken sitzt. Die Stadt zählt ungefähr dreimal so viel Menschen als Frankfurt, und Jeder, der mit den römischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß daselbst in einem Jahre nicht soviel Einbrüche, Diebstähle, Schwindeleien, Lotterbuben- und Schelmenstücke vorfallen, als wir bei uns in der Maienblüthe deutscher Sittlichkeit oft im Laufe eines Monates zu beklagen haben. Das sind allerdings schlimme Aussichten für unseren Reformator!

Er mag selbst zusehen, wie er mit Ehren für seine hohe Bildung, für sein geniales Wissen davon kommt. Uns bangt vor der Belastung mit dem Prädicate „katholischer Verdummung" nicht unter den gegenwärtigen Umständen, wo es im entgegengesetzten Lager an diesem Artikel so grün steht. Noch mehr! Das Frankfurter Journal bringt unter dem 30. Juni des Jahres 1855 die Anklage, wahrscheinlich aus der nämlichen Feder, daß nach dem „Confedéré," einem Schweizerblatte, in Rom auf 100 eheliche Kinder 243 uneheliche kommen. Wo Zahlen sprechen, meint der drollige Mann, werden alle Lobeserhebungen auf Rom überflüssig. Es ist in der That erstaunlich, wie ehrlich und conservativ der hochweise Herr vorgeht. Er greift nämlich im bequemen Fauteuil zu Frankfurt am Main mit ganz unbefangener Miene nach dem Schweizerblatte „Confedéré," welches politisch den Radicalismus der Schweizerrevolution und Rechtsverhöhnung predigt, in kirchlichen Dingen den Katholicismus verläumdet und der schwarzgalligen Bibelpropaganda in Savoyen und Toscana das Wort redet. Es schäumt in französischer Sprache, in's Conventikel- und Missionswesen der Genfer Frommen verflochten, stets voll rohen Schimpfes über gegen die katholische Kirche und ihren Rückhalt, den Primat des heiligen Petrus in

der Person des römischen Papstes, ausgelernt in mühsamen Kunstgriffen und Aufreizungen zum Abfall vom alten Glauben in katholischen Ländern, besonders in Italien, wo die Vorspiegelungen und Handreichungen von Geld und Vortheil die Hauptrolle spielen.

Dieses unverschämte Hetzblatt „Confédéré" muß unserem conservativen Correspondenten die Beweise gegen Rom liefern. Und sobald er den Namen „Rom" hört, denkt er als verlorener Mann nicht an unseren geistig-kirchlichen Mittelpunkt in Rom, welcher für uns Katholiken allein Sinn und Bedeutung hat, sondern an den weltlichen Römerstaat, der uns von Haut und Haar gar nichts angeht. Da kann er nicht genug die schlechten römischen Staatszustände beschreiben und muß daraus den Schluß auf die Unhaltbarkeit des katholischen Glaubens ziehen. Die Occupation der Franzosen in Rom und Civita-vecchia, und der Oesterreicher in Ancona und Bologna erscheinen ihm als Sonnenflecken der katholischen Kirche, weil sie von Bajonetten gestützt werden müssen. Und heute kommen ihm sogar die Wehmütter und Säugammen Rom's zu Hülfe, um zu beweisen, daß Rom als Einheitspunkt der christlichen Welt nichts tauge. Es ist rührend, wie der edle Mann voll sittlicher Rührung die römische Moral als unverdaute Brocken auf seiner Seele liegen hat. Das ist offenbar zu viel. Die galanten Abentheuer von Berlin und anderen deutschen Städten wie Dörner im Fleische tief fühlen und noch die Todsünden Roms dazu, ist für einen conservativen Mann solchen Gelichters trotz seiner Opferwilligkeit offenbar eine unerträgliche Seelenqual, besonders für einen Germanen, welcher das ganze Gewicht der Erbsünde, dieses Grundverderbniß der menschlichen Natur, mit deutscher Umständlichkeit empfinden und durchleiden muß. Und gesetzt, es wäre Alles wahr, was das schlechte Schweizerblatt, zur politischen Wühlerei in Piemont und Sardinien bestimmt, über Rom's Staatsverwaltung schwätzt, was kann aus diesem mißlichen Staatszustande der Römer für ein Zusammenhang mit uns Katholiken, für ein Nachtheil unserer heiligen Religion, für eine Verantwortlichkeit der katholischen Kirche bei fremden Sünden erwachsen? Die römischen Finanzen berühren uns eben so wenig als die von China, und die Staatseinrichtungen des **stato pontificio** verpflichten uns nicht mehr, als die Constitution der Königin Pomare. Die katholische Kirche hat nicht mit dem

weltlichen Staate Roms und mit Gebieten desselben, sondern lediglich mit dem römischen Bischof in seiner geistigen Eigenschaft als Nachfolger des heiligen Petrus und Mittelpunkt der von Christus gestifteten Kirche Gottes auf Erden zu thun. Wäre überhaupt ein Zusammenhang zwischen weltlicher und geistlicher Macht für uns maßgebend, so könnten wir uns trösten, daß Rom trotz seiner politischen Schwächen noch immer so gut verwaltet ist, als der beste deutsche Kleinstaat, und trägt Jemand Verlangen danach, so wollen wir bei guter Gelegenheit mit einiger Ausführlichkeit darüber Antwort geben. An Stoff hüben und drüben fehlt es nicht. Es mag also Rom weltlich noch so sehr bedrängt sein von revolutionären Missethätern und Meuchelmördern, in deren Tone unser Correspondent über Rom spricht, den Primat des heiligen Petrus berührt das nicht im mindesten. Die Hohenstaufen, Kaiser Karl der Fünfte, Napoleon und Andere haben die weltliche Macht des Papstes angefeindet, besiegt und theilweise unterjocht; aber der Primat des Papstes verlor dadurch seine apostolische Macht und Berechtigung nicht. Zu Jerusalem, zu Antiochia, zu Rom, zu Avignon und Fontainebleau, ohne Land und mit Land, frei oder gebunden, blieb die geistige Macht der Päpste als oberster Hirten der Kirche überall und in jeder Lage die nämliche, heute so neu wie vor achtzehnhundert Jahren, und gerade deßhalb in ihrer geistlichen Wirksamkeit um so ehrwürdiger, je wehrloser und gefährdeter sie in weltlicher Beziehung von jeher gewesen ist. Unsere Loosung ist nicht der Kirchenstaat, sondern der Papst, der Statthalter Christi auf Erden. Das ist unser Glaube!

Wenn der Correspondent ferner folgert, daß unser katholischer Glaube mit dem päpstlichen Primate, ohne den keine katholische Kirche möglich ist, auf schlechten Grundlagen beruhe, weil die ehelichen Geburten in Rom zu den unehelichen im nachtheiligen Verhältnisse stehen, so ist das noch sonderbarer. Zunächst ist der „Confedéré" als schmähliches Partheiblatt keine Quelle, woraus ehrliche Leute ihre statistischen Notizen über Rom schöpfen. Und gesetzt die Angaben wären richtig, fühlt ihr nicht, daß sie gegen euch selbst gerichtet sind? Wer macht sich in Rom der Zuchtlosigkeit vorzugsweise schuldig? Sind es nicht die liederlichen Eleven eurer Kunstschulen, die Rom überschwemmen, und alle die fremden anmaßenden Leute, die sich dort Alles erlauben? Ich war einmal erstaunt über den Schmutz dieser Regionen. Den

Römern kann man daraus keinen Vorwurf machen. Die ewige Stadt ist der Sammelplatz von Reisenden aus allen Nationen, und wie wenig dieselben beitragen zur Aufrechthaltung der sittlichen Ordnung, lehrt der nächste beste Augenschein. Das römische Volk ist der Mehrzahl nach arbeitsam, ausdauernd in aller Noth und sittlicher als so manche Landbevölkerung in deutschen Gauen. Was in Rom faul ist, fällt zu zwei Dritttheilen ganz der Einwanderung und Misère zur Last, welche aus fremden Landen eingeschleppt und auf Kosten der guten Sitte Jahr ein Jahr aus unverschämt getrieben wird. Wir haben endlich Grund anzunehmen, daß der Correspondent des Frankfurter Journals die sittlichen und ehelichen Zustände in Deutschland und anderen germanischen Niederlassungen geflissentlich ignorirt hat. Sie könnten selbst die schlimmsten Erscheinungen in italiänischen Städten durch Vergleich milder erscheinen lassen. Wir erinnern ungern an diese Wunden unseres Volkes. Leute von guter Lebensart empfinden es übel, daß solche Vergleiche angestellt werden müssen, um die freche Anklage katholischer Zustände abzuweisen. Namentlich sollte der fragliche Correspondent einmal aufhören, über katholisches Wesen sinnlos in die Welt zu lästern. Er hat kein Verständniß desselben, und wer Rom aus dem „Confedéré“ studirt, muß sich als deutscher Ofensitzer demüthig bescheiden, von dem nicht zu reden, was er nie eingesehen und gelernt hat. Der blinde Fanatismus allein ist unvermögend, den Mangel an Verstand und Erfahrung zu ersetzen. Wir empfehlen dem Herrn Correspondenten zur Beschwichtigung seines tugendhaften Schauders über die römischen Gräuel gewisse Geschichten von Dr. Eduard Vehse, die bei uns nicht verboten sind, wie in den Musterstaaten. Wir legen auf dieselben wenig Gewicht; im Gegentheil wir verabscheuen diese aufregende Tendenz. Um so besser ist es, daß sie wenigstens dazu dienen, alle Lust zu Vergleichungen niederzuschlagen und demüthig sein eigen Haus rein zu halten.

Daran denkt man aber in unseren Zuständen so wenig, daß im Laufe deutscher Angelegenheiten die eine Thorheit die andere schlägt. Viele deutsche Zeitungen schleudern fast jede Woche gegen uns Katholiken den Vorwurf, daß wir durch unsere Anhänglichkeit an den Einheitspunkt in Rom einem auswärtigen Machthaber dienen und dadurch der Untreue gegen hiesige Regierungen verfallen seien. Wir wollen diese Anklage, die lammsfromm auftritt, aber die Schneidezähne hirtlicher Uneigennützigkeit

nicht verbergen kann, näher in's Auge fassen, nicht auf dogmatischem Boden; denn was würde das gegen unsere Gegner beweisen, welche das Recht katholischer Ueberzeugungen und Grundsätze nicht anerkennen, und die Befugniß für sich ansprechen, uns nach ihrer protestantischen Auffassung das Maß des Glaubens vorzuschreiben. Der gesunde Menschenverstand reicht vollkommen aus, die Absurdität der Anklage für Menschen aus allen Confessionen in natürlicher Entwickelung klar zu machen.

Der Papst ist allerdings weltlicher Fürst für die vier Millionen Einwohner des Kirchenstaates, welche von ihm als Regenten bürgerliche Gesetze erhalten, in dieser Eigenschaft unmaßgeblich für uns, da wir unsere eigene bürgerliche Regierung besitzen, die alle unsere weltlichen Angelegenheiten bestens besorgt. Der Verordnungen und Gesetze, der Einrichtungen und Herkommen sind auch so viele und ausreichende für unser gesellschaftliches Dasein, daß die Civilgesetze des Kirchenstaates für uns ganz überflüssig sind. Der Machthaber des weltlichen Regiments im Kirchenstaate steht uns in Frankfurt sogar ferner als Nassau, mit dem wir als Bisthumsangehörige zusammenhängen, ferner als Kurhessen, das uns die schmale Spitze seines Besitzthums vor's Bockenheimer Thor tief in unsere Leiden und Freuden hereingeschoben hat, ferner als Baierisch Franken, das im Besitze der Mainquellen uns bloß durch die Versagung seines Holzes zur Verzweiflung bringen könnte, ferner als Hessen-Darmstadt, welches durch sein junges Bankinstitut eine so überschwengliche Wallung in's gutmüthige Blut der Frankfurter gebracht hat. Unser kleines Stadtwesen ist von tausenderlei Fäden nachbarlichen Einflusses dergestalt umsponnen und wasserdicht geworden, daß uns der ferne Stachel weltlicher Regierungslust in Rom ganz ungefährlich ist.

Der Wahnsinn freilich, in welchem die deutsche Gründlichkeit ohne alle Beweise überall römische Einflüsse in unsere bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen erblickt, hat weder so viel Verstand noch so viele Zeit, die allernächste Nachbarschaft aufzufassen. Er verdiente sogar einiges Mitleid, wie jedes andere Siechthum schwächlicher Menschennaturen, wenn er fanatisch wäre als Sprudel aus der Tiefe des Herzens. So ist dieser

Wahnsinn aber bloß ein verstellter. Kein Mensch fürchtet den weltlichen Einfluß des Machthabers in Rom. Man schreit bloß, wie der lügenhafte Knabe in der Fabel: „Der Wolf kommt!" um die Anwohner aufzuregen zum confessionellen Hasse und die Unduldsamkeit gegen die Katholiken zu maskiren. Hat doch noch unlängst einer dieser Lärmschläger voll Andacht und Gottesfurcht, wie sich das bei unseren Gegnern von selbst versteht, nachgewiesen, daß Rom um so weniger seine Macht auf Deutschland auszudehnen suchen solle, da es ja nicht im Stande sei, seine eigenen Staaten zu schützen. Dabei vergaß er freilich, daß er und seine demokratischen Freunde die Heerschaar liefern, um die Unruhen in Italien zu verewigen, daß Mazzini, Garibaldi, Kossuth und Genossen, welche den Kirchenstaat befeinden, ihre größte Verklärung in süddeutschen Journalen erlebt haben, wenn man sich die Mühe nimmt, ein paar Jahre zurückzublättern.

Also Furcht vor der Macht des Papstes über unser Staatswesen ist es erklärter Maßen nicht, was die Geister der Journalisten veranlaßt, uns den Vorwurf der Felonie zu machen, weil wir im Papste die oberste Spitze der katholischen Kirche auf Erden anerkennen, sondern einzig der geistliche Einfluß des höchsten Bischofs, der von Rom aus die katholische Kirche regiert, nicht als conventioneller Vorstand auf menschlicher Grundlage, sondern als Nachfolger des Apostels Petrus nach göttlicher Einsetzung und Vollmacht. In dieser Eigenschaft ist sein geistlicher Einfluß nach den katholischen Dogmen scharf begränzt, aller zeitlichen Willkür entzogen und in jedem einzelnen Regierungsact unabänderlich fest und klar vor Aller Augen. Er kann keinen anderen Grund legen, als der schon durch apostolische Anordnung gelegt ist; er führt keine neuen Glaubenslehren ein, welche mit den alten apostolischen im Widerspruche stehen; er handhabt nur in der katholischen Kirche das lebendige Evangelium, welches im unveränderlichen Glanze durch alle Zeiten und Völker geschritten ist und mit unwiderstehlicher Kraft bestehen wird bis an's Ende der Zeiten. Dieser geistliche Einfluß umfaßt also nur das Gebiet des Geistes, und schlingt das Band der Einheit in Lehre, Sitte und Zucht um alle gläubige Seelen auf dem weiten Erdkreis, ohne neue staatsgefährliche Sätze als Gährungsstoff in die Welt zu schleudern, wie es die Revolution

zu allen Zeiten auf geistlichem und weltlichem Gebiete gethan hat, um die Völker zu entzweien und durch Zwietracht aufzureiben.

Diese geistige Macht ist ihrer innersten Natur nach conservativ, der einzige Gegensatz der Revolution, den keine Rohheit der Zeit, keine Intrigue der Politik, keine Schärfe des Schwertes je besiegen kann, weil er auf göttlicher Unterlage ruht und durch die Kraft des heiligen Geistes thätig ist. Die zeitlichen Interessen der Völker, welche dem Zuge dieser Macht folgen, können von diesen unzerstörlichen Gedanken der Einheit und Stetigkeit in der katholischen Kirche erst ihre Weihe und Festigkeit erhalten, welche in den trübsten Stunden der Geschichte allein unbestechlich sind. Als am Anfange dieses Jahrhunderts Völker und Könige in feiger Demuth vor dem Welteroberer mit souveräner Willkür über Staat und Kirche sich schmiegten, als die deutschen Literaten, welche jetzt mit wohlfeilen Phrasen Franzosenfresser sind, mit dem alten Dichterfürsten von Weimar an der Spitze den siegreichen Adlern von der Seine cynisch schmeichelten, hat ein einziger Mann, mit Ketten beladen, mit Drohungen heimgesucht, von allem Troste dieser Welt abgesperrt, seine Kniee nicht gebeugt. Und dieser Mann war ein alter Priester, ein katholischer Mönch, von Natur weich und schüchtern, aber als Träger der katholischen Einheit und Stetigkeit fest und unerbittlich wie der Felsen, auf den die Kirche Gottes gebaut ist.

Bei dieser festen Ueberzeugung macht sich der Schreiber dieser Zeilen keine Illusionen, er weiß recht gut die Gegner zu würdigen, welche ihm hier gegenüber stehen, ist aber auch keineswegs verlegen, auf ihre Einwürfe Antwort zu geben. Diese Herren triefen meistens dergestalt von den Glossen radicaler Literatur, daß sie dem Meergreis Proteus gleichen, wenn er aus den Fluthen auftaucht und die Seekälber in die Sonne treibt. Sie sind von aller Geschichte gänzlich abgeschnitten, weil die Doctrin ihres Lebens, revolutionär von Haus aus, der That, dem Gesetze und dem Rechte ausweicht, wie Isegrimm dem Jagdfeuer im Hochwald. Doch treibt sie ein unauslöschliches Jucken in Haut und Gebein, die Geschichte zu citiren, welche nicht so willig ist, wie der Geist im „Faust.“ Sie sagen: „Wenn die

päpstliche Macht eine abgeschlossene und geistige ist, welche den weltlichen Regierungsinteressen nicht nachtheilig werden kann, welchen Sinn hat das Mittelalter mit der Uebermacht des römischen Pontifex, an welcher die heldenhaften Hohenstaufen ihre deutsche Kraft gebrochen haben? Sehen wir die Päpste nicht allenthalben im weltlichen Gebiete zum Nachtheile unbeschränkter Fürstengewalt auftreten und den Völkern Vorschriften ertheilen? Hat Rom nicht, als höchster Schiedsrichter anerkannt, weltliche Angelegenheiten zur Entscheidung gebracht?"

Angenommen, daß die vorgebrachten Beschuldigungen in ihrem ganzen Umfange wahr seien, so weiß doch jeder vernünftige Mensch, welcher die Geschichte nur einiger Maßen kennt, daß hier ohne alle Gewissenhaftigkeit die Erfahrungen der Geschichte angerufen werden. Es gab ein heiliges römisches Reich, das seinen Namen nicht umsonst bekommen hat. Ein großer Papst hat es in's Leben gerufen, indem er in der Peterskirche zu Rom dem großen Karl der fränkischen Nation die Kaiserkrone auf das Haupt setzte. Der Papst hatte in demselben unbestreitbare Rechte und Pflichten als erster Träger der heiligen römischen Kaiseridee, welche der damals mächtigste Monarch in Europa anerkannte als nothwendige Grundlage eines christlichen Staatenvereines, der unbändigen Rohheit des Zeitalters gegenüber, welcher die Kirche allein ehrwürdig und unantastbar erschien. Papst und Kaiser waren zwei ergänzende Factoren des Kaiserreiches, das die moderne Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalt noch nicht so scharf ausgeprägt hatte, wie das Fieber die Adern und Muskeln am Leibe des Schwindsüchtigen. Das heilige römische Reich war ein gesunder Organismus, bestimmt durch die Nationen zu wachsen als thatsächliches Evangelium mit der Kraft des kirchlich-politischen Lebens.

Wenn also der Papst in dieser Stellung auch den weltlichen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwandte, so that er dies mit der vollsten Berechtigung, welche nicht aus dem Primate floß, der jetzt nach dem Untergange des römischen Reiches für uns Katholiken allein maßgebend ist, sondern aus den verfassungsmäßigen Rechten des Kaiserreiches, dessen wesentlicher Bestandtheil er selber war. Der Papst und der Kaiser standen auf einer Linie als demüthige, gesetzmäßig verbundene Diener des

christlichen Princips, das im Kaiserreiche mit der Macht einer unermeßlichen weltbeherrschenden Idee zum lebendigen Ausdruck gekommen war. Die großen Päpste der mittleren Zeit, welche mit geringer Ausnahme die Tiara trugen, waren nicht Schuld daran, daß Karl der Große keine ebenbürtige Nachfolger hatte, daß die barbarischen Brausestoffe als Bodensatz der Völkerwanderung bei der Schwäche der nachfolgenden Kaiser die Civilisation der Völker verschlangen. Man muß es ihnen Dank wissen, daß sie Geist und Muth genug behielten, die kaiserliche Unmacht zu ersetzen.

Sie haben mit ihrer geistigen Uebermacht als bewegendes Princip die Sarazenen von den Pyrenäen zurückgeworfen. Sie haben auf die Burg Zion die Fahne des Abendlandes gepflanzt und dem Könige von Jerusalem die beneidenswerthe Dornenkrone auf das Haupt gesetzt. Sie haben die Tartarenschwärme von den Ufern der Weichsel zurückgeworfen und verhindert, daß Europa keine mongolische Steppe geworden ist. Sie haben die klassische Literatur der Griechen unter den stürzenden Trümmern Konstantinopels nach Italien geholt und die geräuschvolle Macht des deutschen Faustrechtes mit dem Strahlenmeer südlicher Bildung erhellt. Sie haben den triumphirenden Halbmond zu Lepanto und mehr als einmal an den Wogen der Donau im Siegesfluge zur Entchristlichung der abendländischen Völker gehemmt. Das sind Verdienste, welche alle Welt anerkennt, welche Männer aus allen Confessionen bewundern, an denen die Hohenstaufen mit ihrem Plane, den Papst aus seinen wohlbegründeten Einflüssen im römischen Reiche zu verdrängen, gescheitert sind, durch den Untergang ihres Hauses Stoff deutscher Tragödien, weil ungesättigt von ihrem bescheidenen Machtantheil am heiligen römischen Reiche von Gottes Gnaden.

Noch minder kann es auf die Rechnung der Päpste geschrieben werden, daß dieses christliche Großreich durch die Reformation ein kleindeutsches in machtloser Zersplitterung und Kleinstaaterei geworden ist, daß die Erbmacht des deutschen Ordens, von der katholischen Kirche gegründet, ihm den Todesstoß gegeben, daß die laute Grida vom Jahre 1806 bloß die Krone „untadliger Germanen" ohne Macht und Bedeutung unter französischen Grabgesängen beigesetzt hat, nachdem die Kraft zu Mün-

ster und Osnabrück zwei Jahrhunderte früher schmachvoll untergegangen war. Es ist eine Selbstanklage, in unseren Tagen vom weltlichen Einflusse des Papstes zu reden, nachdem die Basis desselben im römischen Reiche deutscher Nation durch den Fluch unserer Zerrissenheit und Sonderlust zertrümmert liegt. Aber die Macht und der Einfluß des apostolischen Primates auf den Katholicismus der Welt ist geblieben, weil sie als geistiges Kirchengut von der Faust nicht zerrieben, von der Schmeichelei nicht verflüchtigt werden können, reich genug, um alles weltlichen Einflusses entbehren zu können. Wie der Papst als Mittler zwischen der Welt und Christus an der Wiege der ältesten Dynastengeschlechter in Europa gesessen, so hat er von jeher das göttliche Princip der Obrigkeit auf Erden verfochten und dadurch mit heiliger Unpartheilichkeit Katholiken und Protestanten gleichmäßig, wenn auch danklos, gedient.

Freilich fehlt es hier nicht an lautem Geschrei der Einrede. Stahl ruft es an der Spree und alle deutsche Wasser und Wässerlein plätschern es entenhaft nach: „Gerade die romanischen Staaten, die unter dem vielgepriesenen Primate des Papstes nach katholischen Grundsätzen leben, haben die Revolution gemacht!" Wirklich? Wer hat denn in Frankreich die Revolution gemacht? Die Angesteckten aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege mit dem unkatholischen Principe der Volkssouveränität, die ungläubigen Philosophen, welche das Christenthum infam genannt, die Jacobiner, welche eine Buhlerin als Vernunft auf den Trümmern der katholischen Altäre verehrt, ruinirte Lüstlinge und Hazardspieler, jüdische Banquiers und getaufte Taschenspieler, Journalisten und Pamphletisten, wie ihr seid. Vom Katholicismus war bei ihnen nichts zu finden, als das Kirchengut, das ihre Zeche bezahlen mußte.

Wer machte denn in Spanien die Revolution? John Bull und rule Britannia mit seinen Weinjuden und Baumwollspeculanten, mit seinen constitutionellen Partheigängern und Inhabern von Cortesbons, mit ehrgeizigen Ueberbleibseln napoleonischer Heerschaaren und andalusischer Räuberbanden. Vom Katholicismus haben wir bei ihnen nichts gefunden, als das Klostergebäude, in welchem ihre Wolle gesponnen und ihr Weingeist gebrannt wird, als den katholischen Meßkelch, aus dem

sie nach glücklichen Börsenmanövern ihren Freundinnen, wie einst zu Babylon, die Gesundheit trinken, als die gothische Kapelle in ihrem jungen Park, die in einen Tanzsaal verwandelt worden ist. Sie müssen mit euch bekannter sein, als mit uns.

Und wer macht gegenwärtig die Revolution in Italien? Carbonari und Freimaurer mit dem geschliffenen Mordstahl in's katholische Herz, Feinde des Papstes und Vagabunden aus allen Windrosen zur Verführung der Jugend, evangelische Munitionskarren, statt des theuern Brodes mit Londoner Bibeln bepackt, Lord Minto und seine Zugschwalben mit dem englischen Handelstraktat in spe, spärlich abgefallene Pfaffen und verbannte Hochverräther. Die katholische Kirche kennt sie nicht; ihre Herbergen, ihre Reisegelder, ihre Glaubenslehren sind auf unserer Seite nicht gesucht. Bürdet also dem Papste und der katholischen Kirche die Revolution nicht auf, die eure Freunde und Zeltgenossen gegen den Papst und gegen die Kirche gemacht haben!

Unter diesen Umständen können nur deutsche Journalisten von gestern ohne Sinn für den Gang der Weltgeschichte, ohne Willen für Wahrheit und Recht die geistliche Macht des Papstes über die Katholiken des Erdkreises als eine fremde darstellen und lästern. Ihre Absicht allein trifft die Makel des Fremdenthums, indem sie sich ohne alle Berechtigung an die Stelle der Geschichte setzen und das eingebürgerte Grundrecht der katholischen Kirche entwurzeln wollen. Sie gehen dabei ächtdeutsch, das heißt junghegelisch zu Werke, um mit Allem gründlich aufzuräumen, was den Stempel des Geistes trägt. Bereits haben die vielgerühmten „Thierstudien" des Karl Vogt die rohe Materie ohne Geist, Willen und Liebe allein für heimathberechtigt auf Erden erklärt. Der Geist, die Willensfreiheit, die Unsterblichkeit der Seele, die ewige Vergeltung vor dem Gerichte Gottes sind als Fremde ohne deutsche Paßkarte und gangbare Scheidemünze über die Gränzen zurückgewiesen worden, wie versprengte Zigeuner. Das Evangelium hat man als eingeschmuggelte Waare dem Nazarener aus Palästina in ein Ränzlein auf den Rücken gepackt und ihm zum Abschied über die Landesmarken hinaus vierzig Geißelhiebe durch die Doctoren der deutschen Theologie und Philosophie ertheilt, zur gerechten Strafe, daß

er es gewagt habe, seinen fremden Einfluß auf Deutschland auszudehnen und die Herzen der Unterthanen einem auswärtigen Fürsten zu unterwerfen. Die Didaskalia zu Frankfurt am Main hat am 2. März 1854 durch ihren Premier-Kritikus von Offenbach den Weltschöpfer als persönlichen Gott, welcher das All aus Nichts erschaffen und es durch seine Allmacht erhält und regiert, mit russischer Grazie die Pässe zustellen lassen zum Aufbruch in's Land „der müßigen Götter" und an die leergewordene Stelle „die göttliche Schöpfung von Ewigkeit zu Ewigkeit" das heißt mit schönen Worten den rohesten Materialismus zum Troste des deutschen Volkes eingesetzt. Somit ist das Fremdenthum aus Deutschland gründlich ausgefegt, die Materie allein hat Recht, das Laster seine volle Sicherheit vor fremden Einflüssen. Warum soll sich der Papst beklagen, wenn sein geistiger Einfluß auf die Katholiken das nämliche Schicksal hat? Er kann sich ja einem höchst ehrwürdigen Zuge von Verbannten anschließen, der sich noch besser ausnimmt, als die glänzende Christengruppe in Kaulbachs Jerusalem.

Und seine Ankläger und Denuncianten können immerhin in ihrem deutschen Bauernkriege gegen den Geist und seine Schöpfungen fortfahren. Sie haben ja Geschmeidigkeit genug, das Widersprechendste zu verdauen. Die Franzosen liefern den Abschaum ihrer Literatur, den Schmutz ihrer socialen Romane, die unnatürlichen Würzen der Unzucht und Geschmacklosigkeit in alle deutschen Leihbibliotheken, Klubbs und Lesezirkel. Diese fremden Einflüsse kann das zarte Herz nationaler Eisenfresser vertragen, sie sind der unentbehrliche haut goût unserer fashionablen Gesellschaften, die französische Sprache dominirt und man kann in einem Alter von achtzehn Jahren oft nicht einmal auf deutsch einen orthographisch-richtigen Brief schreiben.

Was die Liederlichkeit der fremden Literatur und Sprache nicht verdorben hat, ruinirt die Mode aus Paris, die Küche aus Paris, der Luxus aus Paris. Da ist es freilich Zeit, in den Ländern des ehemaligen Rheinbundes unter französischem Protectorate gegen den Einfluß des Papstes auf die Gemüther der Katholiken in die Kriegstrompete zu stoßen! Einmal, ich glaube im Jahre 1803, sind wir schon durch fremde Einflüsse von Westen, unter der lauten Mißbilligung des römischen Pap-

stes, bankerott geworden, das zweite Mal es zu werden, ist auf solchem Wege die beste Aussicht vorhanden. Wenn euch der fremde Einfluß gar zu sehr das Herz beengt, warum kauft ihr denn so viele fremde Papiere, warum baut ihr eine Börse, warum laßt ihr euch so tief in die Schwankungen des Geldmarktes ein? Tausende von Familien zittern für ihr Spargut, viele sind schon bettelarm geworden durch diesen fremden Einfluß, der keinen höhern Sinn aufkommen läßt und den Stockjobbers allein zu Gute kommt.

Wir werden durch solche Betrachtungen immer wieder auf den alten Satz zurückkommen müssen: „Der katholische Geist läßt sich nicht ausweisen, das Gewissen der katholischen Völker läßt sich nicht willkürlich nach der Residenzuhr stellen, die katholische Kirche läßt sich nicht durch Gensd'armen regieren, dadurch wird sie als Märtyrerin nur um so unsterblicher? Was ist überhaupt im süddeutschen Kirchenstreite fremder Einfluß? Es lohnt sich der Mühe, darüber klar zu werden. Etwa die Anstellung der Pfarrer durch die Bischöfe, die wir Beispielshalber anführen wollen. Was ist denn bei diesem Acte euer? Die Priesterweihe? Diese kann nur von den Bischöfen ausgehen. Die Jurisdiction zur Lösung von Schuld und Sünde? Diese kann nur der Bischof ertheilen, und ohne dieselbe ist die katholische Seelsorge unmöglich. Die Einkünfte? Sie sind gestiftet zum ausschließlichen Zwecke der Seelsorge unter dem Siegel eurer Voreltern und Erblasser. Ihr tragt höchstens die angestammte Pflicht, zu sorgen, daß sie den Inhabern des geistlichen Amtes richtig und unverkürzt zukommen. Was ist denn also fremder Einfluß bei dieser Sache? Die Prätension zu machen, was ihr nicht machen könnt, zu verleihen, was längst schon verliehen, also keinesfalls euer ist. Niemand kann den Erben für die Erbschaft ernennen, er muß in diesem Falle als Priester vom Bischofe die Vollmacht haben. Das ist der einzige Titel auf die Einkünfte der Pfarrei, wo nicht im Stiftungsbriefe ein von der Kirche anerkanntes Patronat festgestellt ist. So kann man bei allen anderen Forderungen der Bischöfe nachweisen, daß nur geistige Bezüge und Rechte darin ausgesprochen sind, welche das weltliche Hoheitsrecht gar nicht berühren und ganz außer dem Bereiche der weltlichen Macht liegen. Fremdes ist dabei

nichts, als was man den Bischöfen gegen die Einrichtungen der rechtlich begründeten katholischen Kirche in Deutschland aufdringen will. Seid wenigstens aufrichtig, hüllt eure Abneigung gegen uns nicht in scheinheilige Phrasen, die für uns keinen Werth haben. Eure Erklärung, daß im Kirchenstreite unser Glaube und unsere Religionsübung ganz und gar ungefährdet sei, ist eine sehr überflüssige. Euch fehlt dazu die Kenntniß, das Recht und der Wille. Für Protestanten kann sie maßgebend sein; wir haben unsere eigene katholische Auctorität im apostolischen Episcopate, der für solche Fragen allein berechtigt ist. Sagt nicht, die constitutionellen Kammern hätten durch ihr Votum gegen uns im In- und Auslande „großen Eindruck" gemacht. Für die Welt hat das überhaupt keinen vernünftigen Sinn, und wir wissen, worüber die Kammern zu entscheiden haben. Ja wir wissen noch mehr und wollen euer Gedächtniß nicht beschämen durch die Entwickelung fremder Einflüsse, die ihr besser kennen müßt, als wir. Ziehet zuerst den Balken aus eurem eigenen Auge, mit dem Splitter in unserem wird der heilige Vater in Rom schon fertig werden. Dem gilt in Religions- und Kirchensachen unsere Anhänglichkeit, unser Vertrauen, unsere Treue, unsere innige Liebe!

Nicht viel vernünftiger klingen die haßathmenden Vorwürfe gegen uns, weil wir angeblich den Protestantismus für eine „Irrlehre" halten. Wir sind weder blind noch taub, wie man unrichtig voraussetzt. Erwägen wir mit Augen, die sehen, mit Ohren, die hören, die Erscheinungen des Tages, so führen gerade diese Marktschreier, welche uns den genannten Vorwurf machen, gegen den Katholicismus eine Sprache, welche Alles übertrifft, was bisher unter gebildeten Menschen von confessioneller Lästerung vorgekommen ist. Den Papst heißen sie Dalai-Lama, die Katholiken nicht bloß Papisten, sondern eine Parthei des Auslandes, wie Fanatiker in England die Irländer bezeichnen, unsere heilige Religion Götzendienst, unsere Messe Abgötterei, unsern Gottesdienst äußere Werkheiligkeit und so weiter. Ich frage alle ehrlichen Katholiken und Protestanten: Haben Leute, welche unsere heilige Religion auf diese Weise mißhandeln, ein Recht, uns vorzuwerfen, daß wir die katholische Lehre für wahr und das, was damit nicht übereinstimmt, für unwahr halten?

Thuen die genannten Zionswächter nicht das nämliche und noch mehr, indem sie nicht bloß die katholische Lehre, sondern auch die redlichen Katholiken als Ultramontane und Jesuiten verwerfen? Ihr ganzes Gebahren und Schreien auf den Kirchentagen, bei den Feldgelagen der sogenannten innern Mission und der Gustav-Adolph-Vereine und selbst das Predigen in manchen Kirchen, was bezweckt es denn Anderes, als zu beweisen, daß wir Katholiken unrecht haben und falsch berathen sind? Das heißt doch nichts Anderes, als daß die Lehre der Katholiken falsch und irrlehrig sei? Sagen es nicht Tausende von Brochüren und Tractätchen, von Predigten und Zeitblättern, man müsse Alles aufbieten, um das Menschengeschlecht von der katholischen Ansteckung zu bewahren? Das muß doch wohl Irrlehre sein, wovor man mit solcher Anstrengung bewahrt werden soll? Sonst wäre es ja ein Kampf gegen die anerkannte Wahrheit, eine Sünde gegen den heiligen Geist. Es ist also gewiß höchst ungerecht, nicht bloß unsere heilige Religion für irrthümlich zu erklären, sondern uns noch dazu aufzubürden, daß wir diejenige Lehre, welche solche Dinge für erlaubt hält, für die wahre und allein seligmachende halten sollen. Im Begriffe der verschiedenen Confessionen liegt ja ohnehin die Befugniß, daß jede Confession ihre Lehre für die allein gültige hält; sonst wäre ja die Scheidung der Confessionen widersinnig. Es liegt aber dieser offenen Ungerechtigkeit noch ein Falsum zu Grunde, das nicht übersehen werden darf. Wir sehen allerdings eine andere Religion, die unserer in wesentlichen Dingen widerspricht, nicht für unsere, d. h. nicht für wahr an. Aber es ist falsch, daß wir dadurch die Lehre Anderer in allen Punkten für Irrlehre halten. Vielmehr wissen wir recht gut, daß der Protestantismus viele Lehren und darunter hochwichtige enthält, die wir vollkommen theilen als wahr; daß sich der Unterschied der sogenannten Unterscheidungslehren auf wenige Hauptmomente reducirt, wenn billige Männer aller Confessionen zusammenkommen, daß endlich der materielle Irrthum, welcher in einem Satze für uns und unsere Glaubensansicht liegt, wesentlich verschieden ist von der redlichen Gesinnung des Mannes, der ihn hegt; denn dieser subjective Sinn, welcher den Werth vor Gott entscheidet, ist auch vor Gott allein verantwortlich, und nur die bewußte und boshafte Hegung eines wissentlichen Irrthums kann vor Gott schuldig machen. So denkt der Ka-

tholik. Einem Andersdenkenden aufbürden, daß er meine Ansicht für eben so wahr halte, als die seinige, welche meiner widerspricht, ist die größte Irrlehre der Welt, eine Tyrannei, die wir verabscheuen und verdammen.

Im Grunde verlangt man also von uns mit der Forderung, daß wir den Protestantismus für keine „Irrlehre" halten, nichts Anderes, als daß wir von unserer Glaubenslehre abfallen und die Secte des sechszehnten Jahrhunderts als wahr und innerlich berechtigt anerkennen. Man muß nicht so offen sein Geschäft treiben; wir gehen nicht leicht auf's Eis. Auf gleiche Weise will man uns durchaus nöthigen, in den Haß ungläubiger und schlecht unterrichteter Gemüther gegen die Jesuiten einzustimmen, weil diese ein Sonderbund gegen die Kirche wären. Es wird dabei auf die undenkfähige Masse in oberflächlicher Befangenheit gerechnet, welche, dumm genug, die listige Falle gar nicht merkt. Wir haben keine Lust, ebenfalls thöricht zu sein, wohl wissend, daß uns die klugen Gegner um unsere heiligsten Kleinode bringen wollen. Es ist auf katholischem Boden nicht nur zulässig, sondern in der Regel auch wirklich der Fall, daß man den Jesuitenorden wie jedes andere Institut unserer Kirche ohne Vorliebe und Abneigung betrachtet und ehrt. Es ist kein Glaubensartikel, daß dieser oder ein anderer Männerverein eine nothwendige Lebensbedingung der katholischen Kirche sei; nur darf sich kein einzelner Katholik eigenmächtig herausnehmen, gegen ein von der Kirche gutgeheißenes derartiges Institut zu agitiren. Aber man wollte uns Katholiken auf diesem ganz kirchlichen Standpunkte der Frage nicht in Ruhe lassen. Gegen die Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit und sittliche Reinheit der Jesuiten in der Wirklichkeit war mit Glück nicht anzukämpfen. Katholiken und billige Protestanten waren darüber so ziemlich einverstanden. Erst als die absoluten und ehrgeizigen Minister in Portugal, Spanien und Frankreich die alten Provinzialfreiheiten des Volkes nicht erdrücken konnten ohne Ausrottung der Jesuiten, die sich weder hüben noch drüben zu Werkzeugen der Revolution hergeben durften und wollten, ersahen die grollenden Jesuitenfeinde aus religiösen Gründen die günstige Gelegenheit, sich mit Männern wie Pombal und Anderen, welche später der Volksjustiz kläglich anheimfielen, zu verbinden und den

verhaßten Orden, den man nicht widerlegen konnte, hinwegzuräumen. Die Coaliirten nahmen in der Noth des Herzens zu einem eigenen Fabrikate die Zuflucht, das sie „Jesuitismus" nannten, ein Gebäcke unerhörter Art aus Gift, Königsmord, Landesverrath und Abschaum aus allen Cloaken sittenloser Wüstlinge, die ihr eigenes „Ungeräthe" am besten kannten und auf die Jesuiten ablagern wollten. Bezahlte Federn oder verrannte Köpfe übernahmen es, dieses Fabrikat an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen und damit das arme Volk wo möglich hinter das Licht zu führen. Da war es natürlich mit der neutralen Stellung selbst der ruhigsten Katholiken aus. Männer, früher nichts weniger als eifrige Freunde der Jesuiten, fühlten sich empört über den Wechselbalg, welchen man den Jesuiten unterschieben, der katholischen Kirche aufbürden wollte. Selbst die vernünftigen Protestanten aus Friedrichs des Großen Zeit theilten mit den Katholiken den Abscheu vor dieser ekelhaften Fälschung der Geschichte, wie ein Beispiel aus verhältnißmäßig neuer Zeit sonnenklar beweist. Allen Kennern der deutschen Literatur ist der Streitbengel Nicolai aus Berlin bekannt, welcher im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts so viel theuern Humor gemacht. Er war bekanntlich Buchhändler und Zeitungsschreiber, stets bemüht, Verlagswerke zu haben mit pikantem Wildgeruch für den unwissenden oder fanatischen Lesepöbel, wobei die Rücksicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit eben so wenig in Betracht kommt, als in der Broschürenliteratur unserer Tage, die so geil aufschießt, wie die Fliegenschwämme beim ersten Regen im August. Zuerst schrieb er als Parodie „von Werthers Leiden" seinen hölzernen Roman „Sebaldus Nothanker" für die norddeutschen Schlafmützen im Vossischen Ohnesorgenstuhl, wo man anstatt Blut und Charakter dünnen Thee und Butterbemmchen träumt. Als diese plumpe Waare buchhändlerisch nicht ziehen wollte, gab er seine Wiener Briefe heraus, wozu ihm der gelehrte Jesuit Denis, Hofbibliothekar in Wien, treuherzig den meisten Stoff geliefert hatte. Darin traten auf einmal die Jesuiten als Feinde des Menschengeschlechtes auf, natürlich nicht die wirklichen, sondern die fabrizirten, welche nur in den Köpfen der Fabrikanten existiren, wie der Hegel'sche Gott ohne Wesenheit außerhalb des Menschen.

Daß sich die Katholiken mit Abscheu abwendeten von diesem Fabrikate, ist natürlich; aber auch die Protestanten, welche kein Verlangen trugen, ihren Verstand ohne allen Grund zu verlieren, setzten sich dagegen, wie der redliche Probst Spalding in Berlin, Professor Garve in Breslau, der Barde Kretschmann in Zittau und der Kreissteuereinnehmer Weiße in Leipzig, sämmtlich nichts weniger als fanatische Anhänger der wirklichen Jesuiten, Männer von unbeflecktem Namen, aber aus Achtung vor dem gesunden Menschenverstande gegen den Wechselbalg „Jesuitismus" und die Jesuitenriecherei des Herrn Nicolai, der sie deßhalb mißhandelt wie Göthe'n, und als heimliche Jesuiten denuncirte tout comme chez nous. Es ist die alte Geschichte, die sich täglich erneuert. Nichts hat die Jesuiten dem Volke in allen Confessionen mehr empfohlen, als diese kopflose Anhäufung fabrizirten Scandals gegen Leute, deren Geist und Charakterreinheit selbst die Verläumdung nicht anzugreifen wagt. Es fällt den Jesuitenfeinden in ihrer Wuth nicht einmal ein, den Unsinn ihres eigenen Produktes zu erwägen, welches als Ausbund von Jahrhunderte langem Frevel, den gemeinsten Lastern und Missethaten, der dümmsten Heuchelei und Niaiserie kein Jahr auf Erden leben könnte, ohne sich und die Gesellschaft aufzureiben. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß der Menschenverstand in allen Confessionen sich gegen dieses Fabrikat sträubt, und beim Anblick der wirklichen Jesuiten nach dem Zuge der redlichen Menschennatur Theilnahme für die Verfolgten in sich aufkeimen fühlt. Deutschland ist noch immer in seinen edelsten Theilen so gesund, daß kein Schwätzer es wagen darf, für die Abwesenheit alles Maßes und aller Bildung Annahme und Glauben zu finden. In dieser Erfahrung liegt auch der Stachel, welcher unseren Gegnern den Schlaf verdirbt; dieser Erfahrung entstammen die untergeschobenen Glaubensbekenntnisse in Ungarn, die von den Feinden unserer heiligen Kirche zusammengeflickten Religionsschulbücher in Luxemburg und die erdichteten „geheimen Instructionen der Jesuiten," krankhafte Erscheinungen an den trostlosen Fabrikarbeitern gegen die katholische Kirche, wo ein Stein den anderen schützt und des Mauerbrechers spottet. Mit der Fabrikation des papiernen Jesuitismus, dieses unerhörten Scheusals, nicht zufrieden, begreifen die Fabrikanten desselben in neuester Zeit unter „Jesuiten" alle Katholiken, welche

die Beichte für ein von Christus eingesetztes heiliges Sacrament, die selige Jungfrau Maria für die Gottesgebärerin und den Papst zu Rom für das Oberhaupt der sichtbaren katholischen Kirche auf Erden halten. Dadurch regen sie die ganze katholische Welt auf, ohne den Trost, ihre eigenen Glaubensgenossen über den Mangel der Beichte, über den Mangel einer festen Kirchenorganisation, über die Gottheit Jesu Christi, die ohne Gottesgebärerin nicht denkbar ist, zu beruhigen. Die Katholiken lassen sich durch hetzerische Broschüren nicht täuschen. Sie fühlen, daß ihnen nur die Wahl bleibt, entweder mit den Jesuiten für das Gemeingut des Glaubens einzustehen oder ohne dieselben gewissenlose Apostaten von der katholischen Kirche zu werden. Unsere Feinde sind zu hitzig-aufrichtig, sie verrathen ihren Herzenswunsch zu naiv. Mit den Jesuiten sollen wir unseren Zusammenhang mit Rom, somit die Wesenheit des Katholicismus, die Bürgerschaft des kirchlichen Bestandes aufgeben. Deßhalb treten alle Katholiken aus ihrer Neutralität heraus und erklären sich für die Jesuiten, das heißt für sich selbst als katholische Christen. Man hat hierbei gegnerischerseits alle Kenntniß des menschlichen Herzens aus den Augen verloren und hält in formloser Wuth die Streitkolben für Liebkosungsmittel. Welches katholische Herz soll sich nicht empören, wenn man die heilige Jungfrau Maria, welche den Heiland der Welt geboren, in die schmutzigsten Kreise des Spottes herabzieht? Das kann kein Christ vertragen, er sei Katholik oder Protestant, das vertragen nur die Apostaten. Das heilige Sacrament der Buße nennt man „päpstliche Beichte," katholische Selbstvertheidigung „römische Tactik" und den katholischen Lehrbegriff „Romanismus." Die Tragweite dieses gemeinen, täglich wiederholten Schimpfes reicht weiter, als die officiellen Träger desselben meinen. Der gleichgültigste Katholik, durch solche Anfeindung aufgeregt, theilt mit den Jesuiten die Schmach, welche ihm sogenannte Mitchristen bereiten, freudig um seines Glaubens willen. Auf solchem Wege ist es natürlich, daß Leute, welche in der Paulskirche geneigt waren, den menschlichen Vorurtheilen gegen die Jesuiten einige Rechnung zu tragen, nachgerade mit aller Entschiedenheit für ihre religiöse Ueberzeugung auftreten. Sie sind durch die Verblendung der Feinde ihres heiligen Glaubens dazu genöthigt worden, da die letzteren im Jesuitismus Alles beschimpfen, was einem

katholischen Herzen theuer ist. Für den Schreiber dieser Zeilen war diese natürliche Fortbildung überflüssig. Mein Grundsatz in Kirchenangelegenheiten ist: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ So habe ich's von Jugend auf gehalten und keinen Anlaß zur Reue gefunden.

Die naturwüchsige Presse zu Frankfurt a. M.

My sentence is for open war; of wiles, more unexpert, I boast not.

Milton.

Wir haben zu Frankfurt, wie in allen freien Städten, von jeher eine weit freiere Presse, als man sie in anderen deutschen Staaten antrifft. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht in der größeren Liberalität der Regierung, welche dem freien Worte kaum günstiger sein möchte, als anderwärts, sondern im Vollblute der Frankfurter Bürger, welche sich die „bürgerliche Nahrung" nicht gern verkümmern lassen, und auch in der freien Presse ein Mittel sehen, dieselbe „nahrhaft" zu machen. Aus diesem Grunde wird jeder Preßdruck verabscheut, weil er möglicher Weise ausgelegte Capitalien gefährden, Männer und Frauen brodlos machen, und durch Beeinträchtigung des einen Gewerbes viele andere beschädigen kann. Die Lage unserer Stadt im Herzen Deutschlands trug ebenfalls wesentlich dazu bei, der freien Presse das Wort zu reden. Frankfurt ist ohne Rede der Hauptort der süddeutschen Lande. Die Residenzen Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden und Kassel sind im Vergleiche zu unserem städtischen Gemeinwesen armselige Landstädte, welche erst durch die habemächtige Nachbarschaft und das großartige Frankfurter Capital Leben und Bedeutung bekommen. Sie sind daher nicht bloß durch die berühmten Messen, sondern stets mit tausenderlei Fäden an dasselbe gebunden und davon fast mehr abhängig, als von den Beherrschern der Einzelstaaten, welche Frankfurt nicht missen können, weil es materiell die Hauptstadt für die mittlere Staatengruppe ist, wie Berlin für Preußen

und Wien für Oesterreich. Wenn einmal Riehl's Gliederung der deutschen Lande zur Ausführung käme, so unterläge es keinem Zweifel, daß nur Frankfurt die Metropole von Süddeutschland werden könnte, reich genug an Palästen, die mit jedem Jahre aus der Erde zu wachsen scheinen, um alle dadurch ledig gewordenen Staatspensionäre comfortabel unterzubringen. Die Frankfurter Presse, ihre dießfällige Aufgabe vollständig begreifend, diente diesen Verhältnissen stets mit kluger Umsicht als willkommene Vermittlerin zwischen den rings angränzenden Staaten, deren Einwohner hier vor den Thoren ihrer Heimath ihr von Haus aus oft verpöntes Herzweh aussprechen dürfen, und dadurch das Interesse für die freie Stadt mehren helfen. Selbst die Censur könnte auf einem schmalen Flecke deutschen Landes, wo lauter Vettern und Basen wohnen, und mehr als anderwärts die linke Hand die rechte wäscht, keine durchgängige Zügelung der Presse herbeiführen, im Gegentheil nur die Unpartheilichkeit unserer republikanischen Gedanken und Begierden namhaft benachtheiligen.

Die freie Stadt mit ihrer Bevölkerung redet in der Politik fast immer entschieden für's freie Regiment des Volkes oder der bürgerlichen Gesammtheit, und hat wenig Sympathien für die monarchische Regierungsform, wenn sie auch oft mit kaufmännischer Vorsorge den monarchischen Staaten gegenüber eine züchtig neutrale Stellung einnimmt und die eigentlichen Herzensgedanken zwischen den Zeilen lesen läßt. Dies kann man ihr auch nicht wohl zum Vorwurfe machen, denn Jeder spricht und thut nur, was er gelernt hat und seiner Natur nach thun muß. Unsere Presse, der Ausdruck dieser inneren Zustände, war namentlich in kirchlicher Beziehung seit drei Jahrhunderten fast ausschließlich in den Händen von Nichtkatholiken, deren Pflicht es offenbar nicht sein konnte, sich der katholischen Kirche in Süddeutschland anzunehmen. Vielmehr war es beim Ueberschwange der protestantischen Bevölkerung naturgemäß, das katholische Wesen anzufeinden und im Einverständnisse mit dem fanatischen Geiste der herkömmlichen Zwangsmaßregeln gegen die bürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken wo möglich als ungleichartigen Bestandtheil auszuscheiden. Sie arbeitete dadurch nicht bloß für ihr eigenes Interesse, sondern für alle benachbarten protestantischen Staaten, in welchen der nämliche Geist der Unduldsamkeit gegen katholisches Kirchenwesen herrschte

und durch irische Pönalgesetze sich geltend zu machen suchte. Diese Zustände machten die unaufhörliche Befeindung der katholischen Kirche zur Staatssache und zur Grundnorm der lutherischen Frankfurter Presse. Sie betrachtete sich nicht bloß als alleinberechtigt, in Religionssachen maßgebend zu sein, sondern faßte und übte dieses Alleinrecht dergestalt, daß eine katholische Aeußerung geradezu als ein Attentat gegen die protestantische Staatsomnipotenz gebrannmarkt wurde. Unter diesen Verhältnissen gab es bei uns selbstverständlich gar keine Presse zur Vertheidigung der katholischen Kirche, weil das herrschende Staatsrecht einer solchen den Charakter eines Angriffes auf den Protestantismus aufgeprägt und die Schärfe der Polizei herausgefordert haben würde. Die neuere Zeit hat natürlich in diese Ausschließlichkeit des protestantischen Bürgerthums, somit auch in's protestantische Alleinrecht der Presse merklich Bresche geschossen, aber der seit Jahrhunderten eingewurzelte Ton im Denken und Empfinden hat, namentlich der tonangebenden Männer, deßhalb in seiner aggressiven Stellung nicht im mindesten nachgelassen, wie man sich aus mehreren Frankfurter Blättern fast jeden Tag überzeugen kann. Man versteht noch immer und oft mit der rührendsten Naivität die freie Presse nur im Sinne eines protestantischen Partheiorgans, vor welchem jede katholische Lebensäußerung in Wort und Schrift, wenn sie auch nur leise das katholische Wesen in Schutz nimmt, unbedingt verstummen soll. Und thut sie es nicht, so hat diese freie Presse nichts Eiligeres zu thun, als den muthmaßlichen Urheber wo möglich sittlich todt zu machen, wobei die schmutzigsten Mittel willkommen sind. Dieser ursprüngliche Haß gegen die katholische Kirche, dieses odium papae, wie es Luther zur Pflicht gemacht hat, ist noch immer die Grundempfindung der meisten rationell ausgewachsenen Nichtkatholiken des mittleren Deutschlands, sie mögen christgläubig oder ungläubig sein, und zwar um so heftiger, je mehr der Rationalismus in Atheismus überschlug.

In diesem Medium finden sich Lutheraner, Hugenotten, Gottesläugner und Irrlehrer aller Art, nachdem die feste Kirchenlehre und alle anderen Einigungsmittel in die Brüche gegangen sind, als in dem noch übrigen Gemeinschaftlichen zusammen als Brüder und Schwestern in Christo oder besser im Antichrist, als gewiß einzige Muster der religiösen Toleranz, welche sich

ausschließlich den Falschen und Abtrünnigen aus der katholischen Kirche zuwendet, um wo möglich ein Gegenkirchlein zu bilden und die alte apostolisch-katholische Kirche zu beschimpfen. In das Nebelgebiet dieser mitteldeutschen Hölle, welche die Eingeweide unseres Volkes zerreißt, flüchtet alle Niedertracht eigensüchtiger Politik, aller Heißhunger grundsatzloser Literaten, alles abgefallene Judenthum, alle Bruchstücke atheistischer Philosophie, um unter dem Panier erblicher Feindschaft gegen den Felsen Petri und gegen das Positive in allen Confessionen den eigenen Vortheil zu verfolgen, und durch die zusammengeschlemmten Unflätherеien aus allen Theilen der Welt das deutsche Volk zu entsittlichen. Und dieses Pandämonium beherrscht den größten Theil der deutschen Presse nicht bloß in Süddeutschland, sondern allerwärts mit blindem Religionshasse und rohestem Ingrimm, alles Maß und alle Vernunft um so mehr ausschließend, je glänzender die katholische Kirche, der festeste Hort des Offenbarungsglaubens, aufblüht und im Vereine mit ihr die conservative Politik zur Geltung kommt.

Auf diesem Gebiete wurzelt das Frankfurter Journal, vorzugsweise ein Blatt für's mitteldeutsche Volk, keineswegs, wie ungeschickte Gegner oft meinen, bloß eine Frankfurter Schamlosigkeit, sondern der treue Abdruck aller faulen Stoffe in Staat und Kirche, Einigungspunkt aller Feinde der übernatürlichen Religion und geschichtlicher Staatsentwicklung, übrigens mit Geschick redigirt, wenn es Geschick genannt werden darf, Alles was im mitteldeutschen Süden faul ist, in scharfsinniger Ansammlung zum größten Mistbeete der neueren Zeit zu verarbeiten. Der ehrliche Raveaux aus Köln hatte ganz Recht zu sagen, daß nur in diesem Gebiete, welchem das Frankfurter Journal seine Blüthe verdankt, die Revolution gegen Obrigkeit und Geschichte Wurzel fassen könne, und der feinfühlende Riehl, ein geborener Nassauer, ist in seinen Studien über Socialpolitik fast zum nämlichen Resultate des Urtheils über unsere Zustände gelangt, wie man in seinem vortrefflichen Buche „Land und Leute" nachlesen kann. Die barbarische Sprache mit ihren Orientalismen, Gemeinheiten und ungefügen Sätzen, der Bierkneipen- und Kanzelton in duftiger Vereinigung mit seinem „gaudeamus igitur et pereat gesungen," die ganz eigene Partheilichkeit in der Benützung fremder Blätter gehören dazu, das Blatt zu charakterisiren. Dies ist jedoch Alles nicht absicht-

liche Bosheit, wie die erbitterten Ankläger meinen, sondern lediglich Aushauch verrotteter Gesellschaftszustände unseres süddeutschen Lebens, welche thatsächlich da sind, wie der Vogelsberg und der Frankfurter Stadtwald mit seinen Hyänen und Gastjungfrauen, begünstigt theils mit vollem Bewußtsein, theils aus angeborener Blindheit, welche im zerrissenen Süddeutschland an die Stelle des mittelalterlichen Aussatzes getreten ist, selbst von Denen, welche von Amtswegen diesem Unwesen steuern sollten, und deßhalb zu so ekelhafter Blüthe aufgequollen im Schlafmützenthume kleinstaatlicher Verhältnisse, welche ohne das entscheidende Gewicht großer Nationalinteressen dem Prozesse der Zersetzung naturgemäß verfallen aus Mangel an Bewegung. Man nennt diese Abfäulniß aller gesunden Kräfte gern „reines unverfälschtes Germanenthum" und liebkost es, wie lockere Gourmands gewisse Bestandtheile der Wanderschnepfe, die wir nicht näher bezeichnen wollen. Es ist aber eigentlich die gänzliche Abwesenheit aller deutschen Tugenden, an deren Stelle die Lappen rothangestrichenen Germanenthums aushängen, wie die Maskenkleider in Lorie's Magazin zur Zeit des Faschings.

Das Journal sündigt selten, weil es will, sondern weil es muß als süddeutsches Verhängniß in nuce, nie aus Grundsätzen, sondern aus Mangel an allen Grundsätzen, nicht weil es treibt, sondern von der Gährung getrieben wird, das grauliche Schwammgewächs versumpfter Torfregionen mit der eigenthümlichen Oede dieser Strecken, wo der Singvogel keinen Ast findet zum Morgenliede. Sogar das graue Löschpapier, worauf es früher gedruckt ward und das sich nur langsam bessert, ist ein bedeutsames Zeichen seiner natürlichen Anlage, wie der Anzug des Volksfreundes mit der Devise: „Mir gehört die Welt!" In den Spalten des Journals nisten die widersprechendsten Persönlichkeiten, Stylisten von Profession, bei denen man die Artikel ämtlich oder unämtlich um wohlfeilen Preis bestellen kann, Rede und Gegenrede aus einer Feder, heute großdeutsch, morgen gothaisch, übermorgen aus Bornheim, wie es in die Lücke der deutschen Geschichte paßt mit babylonischer Eintracht; ehrenzüchtige Candidaten des Evangeliums und greise Wortsdiener als Männer des zeitgemäßen Fortschrittes, welche das, was ihnen gegen Natur und Kunst von der unbesuchten Predigt im Leibe geblieben, in's Journal abgeben, um die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen; katholische Kapläne

von der Wetterau und Bergstraße, welche mit dem neugewählten Bischof und seiner Kirchenzucht unzufrieden sind, und Auszüge aus den bischöflichen Hirtenbriefen zur näheren Charakterisirung ihrer Person in die Schützenstraße zu Frankfurt strömen lassen; mitunter sogar anständige Politiker in gehöriger Verkleidung und dergleichen ruhmgekrönte Matadore der modernen Gesellschaft mehr. Dieser naturwüchsige Ursprung des Journals aus den trostlosen Zuständen der Gegenwart ist auch das Geheimniß seiner weiten Verbreitung, weil Jedermann sein eigenes Porträt im Grunde gern hat und der süddeutsche Mittelstand auf seiner gegenwärtigen Stufe der Bildung ohne diese Gerüche und Duftungen des Frankfurter Blattes nicht leben kann. Das Journal ist das Nachthemde des mitteldeutschen Janhagels, dessen Verdienst nicht in der Reinheit, sondern im persönlichen Geruche besteht. So trägt der Leser das Journal und das Journal seine Leser, die seltsamste Hockepackfahrt in Deutschland mit zigeunerhafter Treue und Zärtlichkeit. Für uns andere Menschen außerhalb der duftigen Atmosphäre gilt im Allgemeinen die Regel, daß wir die Wahrheit bei allen pikanten Stellen des Journals ziemlich sicher treffen, wenn wir in Religionssachen das Gegentheil dessen, was es erzählt, als unzweifelhafte Thatsache annehmen. Aus dieser, mit möglichster Gewissenhaftigkeit und Unpartheilichkeit geschilderten Eigenthümlichkeit des Frankfurter Journals erhellt von selbst, daß es im Grunde socialistischer Natur ist, wenn es dies auch läugnet und namentlich in allmähliger Unterhöhlung der religiösen Volkszustände bewußt oder unbewußt Geschäfte macht. Es wird daher in politischen Brausestunden wohl bisweilen mitschreien, wenn dies wohlfeil geschehen kann, um sein Publikum kirre zu machen; aber der eigentliche Gang desselben ist fast durchweg maskirt mit andächtiger Kopfhängerei, wenn die letztere leichter zum Ziele führt. Es hat hierin einen eigenen Tact und einen unermeßlichen Reichthum von loyalen Phrasen, die man mit Recht den Feigenblättern des Sündenfalls verglichen hat.

Einen anderen Gang hält bei uns diejenige Presse ein, welche offen der Revolution dient, wie sie in Robert Blum und Genossen zu Tage trat und zunächst im Jahre 1848 in der sogenannten Reichstagszeitung ihre Gepräge gefunden hat, einer Cloake, in welche aller Abschaum frecher Gottlosigkeit, wilder Zerstörungslust und lasterhafter Treulosigkeit gegen alle gött-

lichen und menschlichen Gesetze zusammenströmte. Sie wurde außerhalb der unmittelbaren Mitgliederschaft des Parlamentes vom sogenannten Montagskränzchen getragen, einem demokratischen Vereine, welcher gegen den bisherigen Rechtszustand in Frankfurt und zur Fortpflanzung der revolutionären Gährungsstoffe in die angränzenden deutschen Länder eingesetzt war. Man gab sich alle Mühe, die Reichstagszeitung selbst unentgeltlich in's Volk, besonders auf dem Lande, zu werfen und dadurch für alle Gewaltstreiche eine stets bereite Garde der Empörung herzustellen. Die Keckheit der Reichstagszeitungsmänner stand im lehrreichsten Verhältnisse zur Feigheit der conservativen Kräfte, und dieser Mißstand war so ermuthigend für alle schlechten Leidenschaften, daß die Reichstagszeitung ziemlich unverhohlen den politischen Mord rechtfertigte, welcher am Fürsten Lichnowsky und an Auerswald begangen worden war, als Basis der deutschen Freiheit im Sinne der Volkstribunen von Leipzig. Sie konnte das Unerhörteste straflos wagen und hatte in vielen Volkskreisen größeres Ansehen, als das sogenannte Wort Gottes von allen Predigern im Maingau, an der Lahn und jenseits des Rheins. Fast die sämmtliche Jugend lernte darin ihren Katechismus und hielt mit den Männern des Volkes praktische Abendstunden in den Bier- und Aepfelweinkneipen, um des jedem Menschen angeborenen Gefühls der Ehrfurcht vor Kirche und Obrigkeit gründlich los zu werden. Es ist mir unbegreiflich, daß die theuern Häupter des lauteren Gotteswortes, welche jetzt in deutschen Landen mit ihrer theologischen Gewissenszärtlichkeit gegen die Katholiken und ihre heilige Kirche schreiben und predigen, damals kein leises Wort gegen diese Pest verlauteten, während sie jetzt gegen uns die Taktik und das Material aus der Reichstagszeitung entlehnen, arm an Originalgedanken auf dem festgestampften Lehmboden abgedroschener Vorurtheile. Diese stummen Feiglinge von damals sollten uns schon aus diesem Grunde mit ihrem Gebell verschonen.

Als dieses Blatt einging, nahm die Demokratie Frankfurts das herrliche Erbtheil der Blum'schen Revolution in ihre schirmende Obhut und gründete das „Volksblatt,“ und als das letztere von Staatswegen verboten wurde, den sogenannten „Volksfreund,“ ungeachtet es weltbekannt ist, daß Demokraten nur sich selber lieben. Die Seele dieses Winkelblattes ist ein

ehemaliger Schullehrer, wie er von erfahrenen Leuten genannt wird, später Präsident der Frankfurter constituirenden Versammlung, welche nach dem Plane der sächsischen Revolutionsväter aus Frankfurt einen socialen Musterstaat machen sollte, unerschöpflich an kecken Worten, arm an Geist und Sinn und frech wie ein Bullenbeißer der Maremnen, wenn er einmal Blut gekostet hat. Der Ausdruck „Volksblatt" und „Volksfreund" ist ein Spaß auf das Blatt, das von allem Volke ganz verlassen ist, wenn man einige bemooste Häupter und ein paar Dutzend „hoffnungsreicher Jungen" von der Pfingstweide, die nicht mehr jung sind, abrechnet, welche ohne Talent und Arbeit prosperiren wollen. Wir schätzen am Volksfreunde billiger als tausend Andere die Aufrichtigkeit, mit welcher er von der Leber weg die Innerlichkeit seiner „schönen" Seele zu Markte bringt, den Cynismus, mit welchem er den schlechten Stoffen der Zeit Lobreden hält, und alles gesunde richtige Leben in Staat und Kirche mit gutem Instinct anfeindet, die naive Liebe zur Oeffentlichkeit, in welcher er seine schmutzige Wäsche vor aller Welt reinigt und entvölkert. Er heuchelt keine Andacht, wie der verblichene Volksbote, er kennt kein protestantisches Germanenthum, wie die gesegneten Correspondenten des Journals, Protestantismus, Katholicismus, Judenthum ist ihm gleichmäßig ein Gräuel, wenn es in seiner Art gläubig, fromm und treu ist. Alles hat er begeifert, hat dafür im Gefängniß gesessen und blüht unverwüstlich fort im literarischen Mai seiner rothen Burschenschaft. Der Glaube an sich selbst, die Hoffnung, daß seine Zeit in Deutschland sicher kommen werde, die Liebe, welche das Bestehende haßt, sind die geweihten Stunden seiner Andacht. Seine Haifischwitze belacht er allzeit selbst zuerst und in der Regel allein. In solchen Augenblicken entfaltet er einen unbeschreiblichen Zauber von Blödsinn und dumpfem Geheule, wie er von solcher Auserlesenheit in keinem Bedlam auf Erden aufzutreiben ist. Alte Candidaten und Schulmeister mit den schmucken Haarzöpfen, protestantisch und katholisch getauft, streicheln ihm bei diesen Gelegenheiten als zartfühlige Doppelgänger um das zierliche Kinn und die künstlichen Zornblitze des geistreichen Auges. Da salbadert er unnachahmlich vom deutschen Styl, vom literarischen Anstande, vom deutschen Michel und seinen vorparlamentarischen Spielgenossen, mit einem Anflug von Ergriffenheit, wie der arme Peter Schlehmihl, welcher

aus Gram über den Verlust seines Schattens krank geworden ist. Aus solchen hysterischen Zuständen erwacht, ist er stets wieder ein liebenswürdiges Frankfurter Kind, welches kein Butterbrod essen will, sondern lauter Bonbons von Paris, Kinkelkäse von London und eingesalzene Fische aus Schleswig-Holstein. Er redet in diesem Zustande von seiner Wahrheit, wie Fabrikanten gallisirten Gebräu's von ihrem Wein. Das eine wie das andere sucht man bei solchen Blättern umsonst. So ungeschichtlich er in seinen Strebnissen vorgeht, eines ist ihm aus den Zeiten der Erfindung der Buchdruckerei geblieben, er wandert, seine Presse auf dem Rücken, flüchtig umher, wie der Savoyarde mit seinem Murmelthier, von Frankfurt nach Offenbach, von dort nach Bornheim und wohin ihn liebende Sterne rufen, Ulrich Hutten der Zweite, ohne die klassische Bildung seines Vorbildes, aber mit dem nämlichen Geruche und gleichem Glücke, das ihm auf dem Fuße nachgeht.

Aus der plebejischen Revolutionskeckheit dieses Ablegers hat sich frühzeitig ein aristokratisches Zweiglein mit vielangefochtener Sonderbündelei ausgeästet und „Volksbote" genannt, Organ der Gothaer, einem schwarzen Schornsteine vergleichbar, aus dem von Zeit zu Zeit obligate Rauchwirbel aufgestiegen sind, als Zeugniß der Selbstverzehrung dieser Parthei. Es war der schwache Nachhall, so zu sagen die Sterbeglocke einer ungeschickten deutschen Politik, die wir Alle an unseren Leibern erfahren und zur Schande des deutschen Volkes theilweise unbewußt begünstigt haben. Die rohe Revolutionsdoctrin des Robert Blum mit seinen socialen Umwälzungsideen war nicht für alle revolutionären Volksfreunde eingerichtet, da es unter den letzteren viele gichtbrüchige Schlafmützen gibt. Die politischen Gourmands der deutschen Gauen in feiner Wäsche und mit reizbaren Nerven, unter dem ehemals so wohlthätigen Einflusse von Leipzig hoffnungsreich entknospet, nahmen das ungeberdige Kindlein der Revolution mit ungemeiner Zärtlichkeit aus den markigen Händen des Altvaters, zogen ihm ein constitutionelles Röcklein an und lehrten es durch geschickte Hofmeister von Bonn, Greifswald und Darmstadt allerlei höfliche Manieren. Und in der That, das naturwüchsige Pflegesöhnchen machte gute Fortschritte, der revolutionäre Bodensatz kam nur bisweilen in der Gestalt von Sommersprossen und Leberflecken an die Oberfläche, welche durch geschickte und rechtzeitige Hülfe

der Herren Professoren und Staatsrechtslehrer stets wieder vom glänzenden Fell weichen mußten. So gelangte es gegen das Jahr 1848 zur Mündigkeit und trug zum Entzücken aller empfindsamen Seelen eine schwarzrothgoldene Cocarde, umjubelt von der fröhlichen Straßenjugend, welche der gute Vater Arndt mit edler Begeisterung anführte und Dahlmann frisirte. Es war hohe Zeit, dem herzigen deutschen Kinde einen Hofmarschall zu bestellen in der Person eines preußischen Erbkaisers zur Beherrschung der deutschen Lande, und die Gothaer thaten ihr Bestes, das gemeinnützige Werk zu vollenden, wofür ihnen das schöne Kind aus den Händen des Hofmarschalls als seinen Lehrmeistern und Busenfreunden die einträglichsten Stellen im revolutionären Kaiserthum zu geben versprach. O curas hominum! Das kunstreiche Revolutionswerk mißlang, weil Niemand das „Rattengift" der Grundrechte, wodurch die Revolution in Deutschland an die Stelle des Rechtes treten sollte, zu verschlingen willens war. Hatten die Anhänger des Robert Blum wenigstens die Offenheit, diesen letzten Zweck ihrer Bestrebungen auszusprechen, den Gothaern fehlte der Muth, ihre revolutionären Gelüste einzugestehen, ungeachtet ihre Verachtung des historischen Rechtes, ihr socialistischer Egoismus, ihr wühlerhaftes Rütteln an den Säulen der Staatsordnung leichterkenntliche Erbstücke aus dem demokratischen Lager waren.

Aus diesem unnatürlichen Doppelzustande der Parthei, wo einerseits die Feigheit, andererseits die Revolution thätig war, aus dieser politischen Lüge, welche den Knoten immer mehr verwickelte und alle redlichen Gemüther empörte, quoll für die gewandtesten Schauspieler ein Unglück nach dem andern. Alles, was sie angriffen, wurde durch die Berührung mit ihnen von einem Fluche geschlagen, welcher unheilbar zu Grunde richtete, was sie anstrebten. Die Fabel vom Tantalus verwirklichte sich in unzähligen Exemplaren. Tausend rosenwangige Aepfel schwammen auf dem gothaischen Strome lockend an die Lippen, aber keiner der gelehrten Faiseurs konnte einen davon erschnappen. Lechzend krochen sie an's Ufer und weinten über ihre unausstehliche Qual. Das Kaiserthum, welches Preußen, Deutschland und das halbe Oesterreich in einen Revolutionsstaat verschlingen sollte, die Union der deutschen Kleinstaaten, für die man mit allen Waffen revolutionärer Spitzfindigkeit gearbeitet, der ausschließlich preußische Zollverein, welcher Deutschland in zwei

Hälften spalten mußte, Alles ging unter ihren Händen verloren. Auf allen Seiten geschlagen und blamirt zugleich, mußten sie ihre Fangnetze aus der großen deutschen Fischjagd auf das Inselchen der freien Stadt Frankfurt zurückziehen, um hier im Kleinen das gleiche Unglück wie im Großen für ihre schmerzenreiche Politik zu erleben. Sie wollten Frankfurt zum Ferment reger Unruhe für Deutschland machen, zum Sauerteige der Revolution für günstige Würfelfälle der Zukunft, zur Brunnenstube für den Durst aller revolutionären Halb- und Winkelmänner in monarchisch beherrschten Staaten. Aber der gothaische Fluch tödtete alle Blüthen, so üppig sie auch aufgequollen waren; selbst die Emancipation der Juden, welche die Matadore der Parthei zur ausschließlichen Herrschaft in der freien Stadt bringen sollte, wurde aus Unverstand in die gehässigste Verachtung der christlichen Rechtsverhältnisse verschleppt und so unpopulär gemacht, daß redliche und tolerante Männer Mühe hatten, aus diesem politischen Cynismus in eine richtige Bahn einzulenken. So saß der neue Amadis von Gallien, als Herold der gothaischen Parthei, auf seinem Armuthsfelsen, nachdem Alles verloren ist, nur die Ehre nicht, der Mann am Ulmenbaum mit dem tödtlichen Pfeil in der Brust, sans reproche et sans peur, den geschäftigen Eimer der Danaiden in der geflügelten Hand. Zwar strömte die gothaische Politik Anfangs in der ephemeren „Deutschen Zeitung" auf dem Grunde einer ausgiebigen freundnachbarlichen Subvention unter der Leitung des bekannten Weltdurchseglers Gervinus von Heidelberg, unterstützt von den berühmtesten Celebritäten der Opposition in den kleinstaatlichen Landtagen, damals zu ihrem Ruin in der deutschen Nationalversammlung.

Als jedoch der Traum des Erbkaiserthums zusammenbrach, machte auch die „Deutsche Zeitung" Bankerott und hatte nicht so viel Ehrgefühl, in dieser kläglichen Calamität ihre Nuditäten vor dem Publikum zu verdecken. Davon ist uns der „Volksbote," als Bruchstück aus dieser liederlichen Vergänglichkeit, bis in's Jahr 1856 geblieben. Die Politik desselben war indessen seine schlechteste Seite nicht, sondern die falsche Andacht und Gottesfurcht, welche ihm bisweilen zustieß und womit er Politik machen wollte. Seine Devise war: Revolution in phrasenhafter Scheinheiligkeit von Gesetzen, die er nach Willkür decretiren wollte. Wäre er dabei geblieben, gut! Er that, was er wußte

und gelernt hatte. Aber damit nicht zufrieden, trat er mit pharisäischer Salbung nicht ungern auf das kirchliche Gebiet, pflegte mit Emsigkeit den blinden Haß gegen die Katholiken, wenn sie nicht achtlos oder faul waren, und benützte die Religion als Aufreizungsmittel. Er trug kein Bedenken, in seinen Wahlprogrammen zur Aufstellung des gesetzgebenden Körpers auf die niederträchtigste Weise gegen die Wahl von Katholiken aufzufordern und die Religion, ein ihm ganz fremdes Element, zu benützen, um seine Abonnenten zu Alleinherren in Frankfurt zu machen. Es sprach bei solchen Gelegenheiten nicht bloß der Advocat mit schillernden Sophismen aller Art, sondern der mittelalterliche Albigenser mit dem bittersten Ingrimm, welcher selbst das wüthende Gebrüll der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung weit übertraf. Es war dabei von keinem Styl, von keinerlei Maß, nicht einmal von handwerksmäßiger Klugheit oder Verständigkeit die Rede, sondern ein sprudelndes, gellendes, bissiges Durcheinander wie im Fiebertraum eines Verzweifelten. Selbst der „Volksfreund“ mit dem „Volksboten“ in diesen epileptischen Zuständen gegen Rom, Katholicimus, religiöse Orden und Priesterthum verglichen, erscheint noch als ein erträglicher Lazzaroni, der nur mit ausgesogenen Stücken von Melonenrinde nach den Vorübergehenden wirft, wenn er auch in die duftigste Weichheit der Gasse gebettet ist.

Die drei revolutionären Blätter beherrschten den Markt von Frankfurt, oft mit einander im giftigsten Hader, aber stets einig gegen die katholische Kirche, diesen ewigen Dorn im Auge. Sie führten den Kampf unter der Firma des zeitgemäßen Fortschrittes, mit der Uebermacht confessioneller Vorurtheile, angeblich gegen „Jesuitismus und Ultramontanismus,“ in der That gegen den Hauptinhalt des katholischen Wesens, den Zusammenhang der Katholiken mit dem sichtbaren Oberhaupte auf dem Stuhl Petri zu Rom. Dadurch ging es natürlich auch gegen die übernatürliche Wurzel gottgesetzter Obrigkeit an, welche der Revolution stets ein Gräuel war. Zunächst galt es natürlich sich selbst als Parthei im Staatswesen zu versorgen. Den Gothaern, welche mit unbändigem Uebermuth ihre Mitbürger, welche einer anderen Richtung folgten, beherrschen und als eingeschreckte Mittel zum Sonderzwecke benützen wollten, gelang es durch die Feigheit und Furcht ihrer Gegner und durch die Abneigung des Volkes vor der rothen Republik in

der That, eine Verfassungsrevision durchzusetzen und die verdienten Männer ihrer Parthei in nahrhaften Aemtern unterzubringen. Nach dem Glanze dieser uneigennützigen Heldenthat, welche den Abscheu des Volkes vor ihrer Hoffart ungemein vermehrte, ließen sie sich gemächlich auf den eroberten Stühlen nieder und stellten sogar den „Volksboten" ein, welcher bisher mit großen Kosten unterhalten, nach erreichtem Zwecke überflüssig schien. Der „Volksfreund" dachte anders und suchte seinerseits ebenfalls im Gefühle seines kostspieligen Blattes einen Antheil der Gewalt im Frankfurter Gemeinwesen zu erringen. Der Versuch gelang. In den Wahlverhandlungen zur gesetzgebenden Versammlung des laufenden Jahres wurden die Gothaer vollständig geschlagen und Rothe sitzen an ihrer Stelle, nicht bloß Anhänger des „Volksfreundes," sondern auch des Frankfurter Journals. In dieser Versammlung, welche für Frankfurt Gesetze macht, ist das katholische Element so sparsam vertreten, daß davon kaum die Rede sein kann, während das deutsch-katholische mit besonderer Sorgfalt gepflegt wird. Vielleicht steht der untergegangene „Volksbote" wieder auf und beginnt seine Mission noch einmal, die Frankfurter Staatsverfassung nach persönlichen Interessen abzuändern. Er kann im Bunde mit dem „Volksfreunde," welcher ihm doch im Grunde blutsverwandt ist, noch viel leichter mit dem Rest der Wiener Verträge fertig werden.

Wenn wir redlich ausgesprochen, was wir über die „naturwüchsige" Presse Frankfurts denken, so waren wir als Katholiken dazu vollkommen berechtiget, als die Bestverläumdeten in ihren Spalten. Die großartigen Anstrengungen gegen uns werden immer merkwürdig bleiben. Die Personen, welche bei solchen Angriffen genannt werden, können eigentlich nicht Gegenstand des journalistischen Hasses sein, ungeachtet die gelehrten Elaborate gegen eine einzige oft weit mehr Bände ausmachen, als die „Ritter vom Geiste" umfassen, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht in der Absicht der revolutionären Schreiber liegt, dieselben für die katholische und protestantische Welt wichtiger zu machen als sie sind. Gewiß kann es von eifrigen und intelligenten Journalisten im persönlichen Hader wohl nur gegen die katholische Sache selbst gemeint sein. Das begreift auch der gewöhnliche Hausverstand. Es ist bedenklich, die Pläne gegen katholische Personen und Dinge in offener Par-

theilichkeit bloßzustellen. Die angegriffenen Persönlichkeiten, wenn auch mit tausendfachem Schimpfe belastet, reichen offenbar nicht aus, die verehrlichen Journalisten und Correspondenten in ihrem Bestreben, das Publikum zu dupiren, hinlänglich zu decken. In der katholischen Kirche gilt einzig und allein die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi und alles Persönliche um dieselbe opfert sich freudig um der himmlischen Wahrheit willen, für welche Jedermann gern mit gänzlichem Verzicht auf irdische Vortheile Schmach leidet, wie die Apostel zu Jerusalem vor dem Synedrium der Hohenpriester und Pharisäer. Zudem ist der Hohn von dieser Seite weit eher einer Auszeichnung gleich zu achten. Rinaldo Rinaldini empfiehlt bekanntlich alle Leute, die er in seinem „Bando" als Widersacher der Oeffentlichkeit denuncirt. Sie todtzuschweigen bleibt das einzige Mittel, den Vertretern katholischer Interessen auf literarischem Felde Abbruch zu thun. Probatum est.

Zur Reformation in Nassau.

Cetera mitte loqui; deus haec fortasse benigna
Reducet in sedem vice.
Horatius.

Nichts wird von protestantischen Schriftstellern öfter und dringender behauptet, als daß die Reformation in deutschen Landen auf Begehren des Volkes selbst in allseitiger Hinneigung desselben zur neuen Lehre gegründet worden sei. Die Sache verhält sich gerade umgekehrt. List, Gewalt und falsche Vorspiegelungen aller Art haben dasselbe nicht ohne die größten und langwierigsten Wirrsale für die Reform gewonnen, nachdem das alte Geschlecht ausgestorben und ein neues herangezogen worden war. Wir wollen unsere Behauptung durch ein Beispiel beweisen, welches uns die Reformation in Nassau bietet, mit der Bemerkung, daß es in anderen Ländern um kein Haar besser hergegangen ist.

Die Herzoge von Nassau, nach aller Wahrscheinlichkeit salischer Abkunft, bereits unter dem fränkischen Könige Dagobert Dienstmannen des Frankenreiches an den vielbedrohten Grenzen gegen die Sachsen, treten erst im Zeitalter der Karolinger in's volle Licht der Geschichte, wo sie ihre Grafenmacht in den nassauischen Gebirgen begründeten. Als ihren ältesten, namentlich bekannten Stammhalter begrüßen sie am Ende des zehnten Jahrhunderts einen gewissen Trutwin, welcher als Verwalter der Gaugrafschaft Kunigeshundra mitten im Taunus auftritt mit dem Sitze in Wiesbaden, welches schon um's Jahr 882 als königliches Kammergut mit einer landesherrlichen Pfalz und dem

Königsstuhle bei Erbenheim erscheint. Das Schloß Sonnenberg auf römischen Bauresten diente wahrscheinlich den königlichen Beamten zum Wohnsitze, welche im Laufe der Zeit die genannte Gaugrafschaft zum Erblehen erhielten. Sie rückten allmählig mit ihrem Besitze immer tiefer in's Nassauische Land hinein und erbauten zur Behauptung ihrer Obmacht im Lahngebiete das Schloß Laurenburg, wovon sie auch in früherer Zeit ihren Namen führten, bis sie sich 1160 vom neugegründeten Schlosse Nassau benamten und ihre Macht von Wiesbaden, Königstein und Usingen bis Lahnstein, Siegen und Wetzlar ausdehnten, so daß fast alles Land im Taunus und Westerwald und was dazwischen lag, mit Ausnahme des Trierischen Antheils, den Grafen von Nassau gehörte. Sie theilten sich frühzeitig in mehrere Geschlechtstheile, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die alten Grafen von Laurenburg, Nassau, Arnstein, Diez, Molsberg und Andere vom Anfange an entweder einerlei Ursprungs oder verschwägert waren. Deßhalb vereinigten sich im natürlichen Laufe der Dinge um's Jahr 1255 die einzelnen Theile des Nassauerlandes theils als Erbe und Lehen, theils durch Heirath und Kauf im Hauptstamme der Grafen von Nassau. Es fand um diese Zeit zwischen den Brüdern Walram dem Zweiten und Otto dem Ersten von Nassau eine Landestheilung statt. Walram der ältere erhielt zu seinem Antheile das Gebiet am linken Ufer der Lahn mit Biebrich, Wiesbaden, Weilburg und Idstein, Otto der jüngere das Land am rechten Lahnufer mit Hadamar, Herborn, Siegen und Dillenburg, während die Stammschlösser Laurenburg und Nassau als Wiege des Hauses beiden Brüdern gemeinschaftlich verblieben. Daher die Benennung „Walramische" und „Ottonische Lande," welche in der späteren Geschichte gewöhnlich vorkommt. Die Ottonische Grafenlinie, als Beherrscherin des Westerwaldes und des Siegener Gebietes durch ihre Lage mehr in's niederdeutsche und niederländische Wesen verflochten, trug in den blühendsten Zeiten des gräflichen Hauses seinen Einfluß in weitentlegene Gegenden. Otto der Zweite, Graf von Nassau-Dillenburg, heirathete im Jahre 1331 die berühmte Erbtochter Adelheid, eine Schwester des Grafen Heinrich von Vianden, einer Grafschaft zwischen Luxemburg, Brabant und Frankreich, welche aus diesem Grunde 1420 an die Grafen von Nassau fiel, der erste Erwerb außerhalb des eigentlichen nassauischen Stammlandes. Graf Engelbert der Erste

dieses Namens, ein Sohn Johann des Ersten, hängte als Probst von Münster den Chorrock an den Nagel und verehelichte sich mit der schönen Johanna, Erbtochter des Grafen Johann des Dritten von Polanen. Dadurch kam diese Herrschaft im Jahre 1404 zur früheren Erwerbung in Brabant an's nassauische Haus mit anderen Bestandtheilen Niederlands, wo die Stadt Breda als Residenz eines besonderen Zweiges der Grafen von Nassau bekannt ist. Ein Jahrhundert später wurde abermals eine solche Glücksheirath geschlossen, indem Heinrich der Dritte, ältester Sohn Heinrichs des Fünften von Nassau-Dillenburg, Beherrscher der nassauischen Niederlande, mit seiner zweiten Frau Claudia von Chalons und Orange einen Sohn Renatus erzeugte, welcher vom letzten Grafen Philibert, Bruder der vorgenannten Claudia, im Jahre 1520 zum Erben der Grafschaft Orange im Dauphiné an den Gränzen der Provence eingesetzt, nach dem Tode seines Vaters auch die übrigen Besitzungen seines Hauses in Brabant und Flandern bekam. Da er aber kinderlos starb, folgte ihm als Erbe Wilhelm der Erste, zugenannt von Oranien, der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Reichen von Nassau-Siegen-Dillenburg, welcher, von Jugend auf in den Niederlanden thätig, daselbst der Stifter der niederländischen Revolution geworden ist. Spätere Hausverträge trennten die beiden Linien des Grafengeschlechtes in Nassau von der niederländischen erblich ab. Als später die Ottonische Linie von Nassau-Siegen-Dillenburg ausstarb, so fiel das Land ganz an die Nachkommen der Walramischen Linie, deren Repräsentanten die heutigen Herzoge von Nassau sind.

Dasselbe zählt zu den schönsten süddeutschen Ländern, am Südostrande vom wundersamen Taunusgebirge, im Nordwesten vom rauhen Westerwalde begränzt, in seinem Innern vom fruchtbaren Lahnstrom durchschnitten, eine mittlere Hochfläche, mit seinen zahllosen Hügelwellen hier in's Rhein- und Maingebiet, dort in die westphälischen Ebenen absinkend. Im vulcanischen Taunus sprudeln die berühmten Heilwasser von Ems, Schlangenbad, Schwalbach, Wiesbaden, Weilbach, näher an der Lahn Selters und Fachingen, östlicher Weilnau, alljährlich von Gästen der alten und neuen Welt zahlreich besucht oder als Heilmittel in die fernsten Gegenden versandt, wie man sie selbst in Böhmen nicht edler und mannichfaltiger finden kann. Der Bergbau fördert Eisen, Kupfer, Silber, Braunkohlen und Marmor von

allerlei Art zu Tage, in letzterer Beziehung besonders auf dem Westerwalde, wo die Braunkohle einen ungeheuern Flächenraum einnimmt. Im Binnenlande theilweise von kalten Wintern und im Norden von Schneestürmen heimgesucht, ist es im Ganzen doch sehr fruchtbar den Rheinstrom entlang an edlen Weinen, tiefer im Lande an Getreide, Obst, Viehweiden und unermeßlichen Waldungen. Das naturwüchsige Volk, fast durchweg ein kernhafter Menschenschlag, von festerem Körperbau, als ausgezeichneter Schönheit, unermüdlich in Arbeit und Noth, derb, aber redlich, nüchtern und prosaisch, aber kindlichtreu und fromm, außer am Südwestrande, wo in allerneuester Zeit fremde Landestheile politisch angeschwemmt und theilweise durch die sittenlose Demokratie verdorben worden sind.

Zu Karls des Großen Zeit bildete Nassau eine Art Vorburg gegen die Sachsen, mit seinen Posten am Vogelsberg, an der Rhön, im Spessart und Odenwald, und mit den Spitzen des Siebengebirges und Westerwaldes weit hinausreichend in's sächsische Niederland, in Fußstapfen der alten Römer, welche hier ihre Saalburgen gegen die Barbaren jenseits der Berge gebaut hatten, in den ersten christlichen Jahrhunderten die Gränzscheide zwischen Christen- und Heidenthum. Trier, bekannt als mächtige Römerstadt gegen den Trotz der Germanen, entsandte frühzeitig die Strahlen christlicher Menschenbildung in die nassauischen Berge. Von hier aus gingen die römischen Legionen die Mosel herunter an den Rhein und fuhren jenseits die Lahn hinauf in's Gränzgebirge, wo die Wasser der Weser und Elbe durch die norddeutschen Ebenen eilen. Auf allen Hügeln über dem Strome entstanden feste Burgen, Nassau, Laurenburg, Schaumburg, Diez, Limburg, Dietkirchen, Weilburg und Wetzlar, eine geschlossene Kette von Macht und Besitz, um die Straße nach Thüringen und Niederdeutschland zu beherrschen. Diesem Römerzuge folgte auch die Predigt des christlichen Missionärs. So drang schon im vierten Jahrhundert der heilige Lubentius, ein römischer Priester, in diese Gegenden vor und gründete zu Dietkirchen, wo seine Gebeine ruhen, eine christliche Ansiedelung. So folgten ihm Bonifacius und seine tapfern Genossen von Nassau aus zur Bekehrung der germanischen Flachländer am Niederrhein, an der Ems, Weser und Elbe. Deßhalb theilten sich Trier und Mainz mit ihrer bischöflichen Obmacht in die kirchliche Errungenschaft von Nassau, welche als

unermeßlicher Keil romanisch-christlicher Lebensbildung von Italien her durch das Herz des Lahngebietes an die Fulda, Werra und Sieg vorgedrungen ist.

Der natürliche Gegensatz von Berg und Ebene zwischen Nassau und Niederdeutschland spiegelte sich als erster politischer Gegensatz wieder zwischen dem Römer- und Deutschthum zur Zeit heidnischer Imperatoren, und schlug im Karolingischen Zeitalter in den zweiten Gegensatz über zwischen dem Christenthume des benachbarten Frankenreiches und dem Heidenthume der niederdeutschen Sachsen. Deßhalb entstammen auch der Karolingischen Zeit die ältesten Priestergenossenschaften in Nassau, welche man später Stifter regulirter Chorherren genannt hat. Um das heidnische Barbarenthum für christliche Sitte zu gewinnen, galt in jener eisernen Zeit der einzelne Mann wenig, wenn auch mit der Würde des Priesters ausgerüstet. Aus diesem Grunde thaten sich die ersten Missionäre in geistliche Genossenschaften zusammen zu gemeinsamem Priesterleben. So entstanden die Collegiatstifte zu Gemünden, Weilburg, Dietkirchen, Limburg, Montabaur und Diez, fast sämmtlich älter als das urkundlich nachweisbare Geschlecht der Grafen von Nassau, jedes in seiner Art der Grundstock der Seelsorgsgeistlichkeit für die Umgegend, eine Art von Priestercolonien, in leiblicher und geistlicher Noth dem Volke unentbehrlich, nicht durch Druck oder Kunst von Außen, sondern aus dem innersten Bedürfnisse des christianisirten Landes hervorgewachsen, Vorbilder nicht bloß in der Religion und Gesittung, sondern auch im Landbau und in allen heilsamen Künsten und Gewerben, von denen sich die Fäden der Seelsorge vorzüglich durch Klostergemeinden über das Land im Norden und Süden der Lahn schlangen. Die älteste dieser geistlichen Bildungsanstalten war das St. Severinusstift zu Gemünden in der Grafschaft Westerburg, vom Grafen Gebhard 879 gestiftet und mit dem bereits im Jahre 845 gegründeten Kloster zu Kettenbach vereinigt, mit zwölf Canonicaten, sechs Priestervicariaten, drei Diaconen und drei Subdiaconen. Gleichen Alters mit diesem, wo nicht noch älter, war das St. Lubentiusstift zu Dietkirchen, wahrscheinlich eine Priestercolonie unmittelbar von Trier, mit acht Canonicaten und drei Vicarien am Grabe des heiligen Lubentius, welcher hier seine Ruhestätte gewählt hatte. Ein und dreißig Jahre nach dem Stifte Gemünden entstand 910 das St. Georgsstift in Limburg mit sechszehn Canonicaten und vierzig Priestervicaren mit der fast gleichzeitig erbauten prachtvollen Kirche

im byzantinischen Style. Zwei Jahre darauf trat auch 912 das berühmte St. Walpurgisstift zu Weilburg in's Leben, bei weitem das reichste in Nassau. Als gleichzeitig müssen wir die Collegiatseelsorge von Montabaur betrachten, welche von einem Pfarrer und achtzehn Altaristen in gemeinschaftlicher Lebensweise besorgt wurde, abhängig in Wahl und Amtsführung vom St. Florinusstift in Coblenz, woher überhaupt der Antrieb zur Gründung dieser ältesten Priestergenossenschaften gekommen zu sein scheint. Im Jahre 1289 stiftete Graf Gebhard der Vierte von Diez nach ihrem Muster die Marienkirche im letztgenannten Orte und an derselben das Marienstift mit acht Canonicaten und vier Priestervicarien, und zog das früher bestandene Stift zu Salz in die Diezer Marienstiftung ein. Noch später, im Jahre 1440, trat das Collegiatstift zu Hadamar in's Leben, welches Graf Johann der Vierte von Nassau und Graf Philipp von Katzenelnbogen gestiftet hatten, mit fünf Canonicaten für die dortige Seelsorge. Die Pfarreien der Umgegend waren diesen Stiftern entweder einverleibt oder von ihnen neu errichtet worden. Während die Canoniker an ihrem Hauptsitze den Gottesdienst mit aller Pracht des katholischen Cultus versahen, übten die Priestervicare in der Nachbarschaft und auf dem angränzenden Lande die Seelsorge, welche sich von allen Seiten an den festen Kern des Stiftes anschloß und eine Corporation mit einheitlicher Verwaltung bildete.

Aus den Stiftsschulen, welche mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit am Sitze dieser Collegiatstifter angelegt wurden, gewann die damalige Zeit nicht bloß den nöthigen Lehrstoff, sondern auch die erforderlichen Lehrkräfte und Bildungsmittel für Geistliche und Laien, ohne Belastung des armen Volkes mit Schulgeldern, die zu allen Zeiten nur mit Mühe und zum Nachtheile des Schulzweckes aufgebracht werden können. Hier sammelten sich die Handschriften und Urkunden in Büchersälen und Archiven zur Aufrechthaltung literarischer Errungenschaften und geschichtlicher Traditionen, welche allein die Vergangenheit eines Volkes für die Nachwelt retten können. Aus dieser Quelle stammen das Chronicon Limpurgense und hundert andere Aufzeichnungen, welche jetzt die lutherischen Verächter der Mönche und Pfaffen für ihre kummervolle Gelehrsamkeit ausbeuten. Außer diesen Seelsorgs- und Unterrichtszwecken dienten die Stifter besonders den socialen Volkszuständen für Arme und Kranke,

für Waisen und Krüppel, für Saatfrucht und Aushülfe bei allgemeinen Landschäden, dergestalt, daß die Leute in den Gegenden ihres ehemaligen Bestandes noch jetzt mit Schmerzen jener Zeit gedenken, wo diese volksthümlichen Institutionen ihre gottgefällige Wirksamkeit auf der breiten Basis christlicher Volks- und Menschenliebe entfalten konnten. Der Gesang, die Musik, die Baukunst, die Bildnerei fanden hier ihre Pfleger und Unterstützer. Das Abschreiben der Handschriften, damals noch die einzige Verbreitung literarischer Gedankenschätze, namentlich der Bibel und der Kirchenväter, war die gewöhnliche Beschäftigung der Stiftsmitglieder und der niederen Kirchendiener. Daß man zur Zeit der Reformation eine Bibel in Nassau vorfand, verdankt die Nachwelt dieser demüthigen Priesterthätigkeit.

An diese uralten Stifter schlossen sich die Klöster der früheren Zeit an, um die christliche Bildung zum Gemeingute des Landvolkes zu machen, gleichsam die ausgreifenden Arme der Kirche zur Herstellung geistiger Volkseinheit nach Innen und Außen. Bleidenstatt, das älteste derselben aus der Zeit Karls des Großen, welcher es um's Jahr 778 gestiftet haben soll, dem Andenken des heiligen Lullus geweiht, die Grabstätte des heiligen Ferrutius, dessen Leichnam von Mainz in dasselbe gebracht worden, war eine wundervolle Wallfahrt im Amte Wehen, Benedictinerordens und Grabesruhe nassauischer Fürsten, mit unberechenbarem Einfluß auf das Lahngebiet, den Rheingau und die Maingegend, gegen das Jahr 1495 in ein Stift mit vier Prälaturen, acht Canonicaten und zehn Vicarien verwandelt, bis es im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört und dem St. Albansstifte zu Mainz einverleibt wurde. Dem zunächst folgt nach der Zeit der Stiftung das berühmte Benedictinerkloster Schönau im Lahngebiete, gegen Coblenz, im Jahre 1125 von den Grafen der benachbarten Laurenburg gestiftet und besonders gehoben durch den gelehrten Eckbert, welcher, in den Jahren 1160—1180 blühend, bereits Domherr in Köln, auf Antrieb seiner heiligen Schwester Elisabeth, einer Cistercienser-Nonne, sich hier dem Mönchsstande widmete und als Abt eben so großen Ruhm gewann durch seine Frömmigkeit, als durch seine Wissenschaft, womit er die Abendmahlsläugner seiner Zeit Arnold, Marsil und Theoderich, Schwärmer nach Art der Gnostiker, Montanisten und Albigenser, siegreich bekämpfte. Näher dem Rheine erhoben sich fünf Jahre später die Benedictiner des

Johannisberges auf einer Anhöhe zwischen Winkel und Geisenheim, und die von Gronau tiefer im Gau Einrich zwischen dem Rhein und der Lahn, die ersteren vom Mainzer Erzbischof Adelbert, die letzteren von den Grafen der Laurenburg im Jahre 1130 als selbstständige Klostervereine gestiftet, denen sich ein Jahr darauf in der nämlichen Gegend das Cistercienser-Mannskloster Eberbach in einer Thalung des Rheingaues unweit Erbach und Hattenheim anreihte, gleichfalls vom Erzbischofe Adelbert von Mainz gegründet, das reichste von allen ehemaligen Klöstern in Nassau, eben so sehr berühmt durch seine Zucht, als durch landbauliche Musterwirthschaft, die Grabesstätte der Grafen von Katzenelnbogen. Diese drei Klöster im Besitze der schönsten Hügel am Rhein und der mächtigsten Waldungen im Innern des Landes, legten den Grund zur Blüthe des nassauischen Weinbaues und zur Umrodung verwilderter Landstrecken in urbares Ackerland mit einem Aufwande gesammelter Kräfte von Geld, Fleiß und Ausdauer, wie die nassauische Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Fast zur nämlichen Zeit hatten die Grafen von Arnstein als Beherrscher des Gaues Einrich eine Burg auf einer Anhöhe über der unteren Lahn zwischen Holzapfel und Nassau in einer einsamen Gegend erbaut und dieselbe im Jahre 1139 in ein Prämonstratenserordenskloster verwandelt, in welchem die Grafen selbst, als besondere Verehrer des heiligen Erzbischofes und Ordensstifters Norbert zu Magdeburg, Mönche wurden, auf der Grundlage eines mächtigen Landbesitzes, mit der Obmacht über die Frauenklöster Beselich im Amte Runkel und Keppel in der Grafschaft Siegen, dergestalt weit umher verzweigt, daß es mit den aufgeführten älteren Stiftungen vollen Rechtes wetteifern konnte.

Diesen fünf Klöstern verdankte Nassau, wo es sich um die Urbarmachung des Bodens, um eine populäre Armenversorgung, um unentgeltliche Schule und Seelsorge, um feste Begründung von Dörfern und Gemeinden, um wohlfeiles Capital zum Landbau und zweckmäßige Organisirung der Arbeit handelte, mehr, als der wohlmeinenden Verwaltung aller folgenden Jahrhunderte. Sie waren die Mittelglieder zwischen dem Adel und dem Volke, eben so ruhig und entschieden gegen den Hochmuth und Trutz von Oben, als herablassend und menschenfreundlich gegen die Armuth und Unbehülflichkeit von Unten, mit ihrem physischen Dasein, mit ihren Bedürfnissen und Grundsätzen, mit ihrer

Lehre und Thatkraft aus dem Marke des Landes hervorgewachsen, Lehranstalten für die männliche Jugend, wie Ausruhestätten für lebenssatte Laien, der milde Ausdruck kirchlicher Gnade und Barmherzigkeit dem Faustrechte und der gestrengen Willkür gegenüber. In ihre Fußstapfen traten das Cistercienserkloster Marienstatt, im Jahre 1215 im Amte Hachenburg von einem kinderlosen Ehepaare gestiftet, nach dem Zeugnisse des Grafen Johann von Sayn bereits 1291 ausgezeichnet durch den Geist heiliger Betrachtung und englischer Reinheit, reich an Gut dies- und jenseits des Rheines, und Marienthal im Rheingau unweit Geisenheim, nach mancherlei Schicksalen ein Stift regulirter Kugelherren, welche seit dem Jahre 1464 ein reges Leben in der Seelsorge und Volksbildung entwickelten, mit einer eigenen Druckerei von beachtungswerther Thätigkeit in den Jahren 1468—1474 und mit handgreiflichen Beweisen von Einsicht, Gelehrsamkeit und Geschäftstüchtigkeit, daher auch die auserlesene Stätte des Generalcapitels ihres Ordens. Diesen älteren Mannsklöstern ist noch der andächtige Verein der Antoniter zu Höchst seit dem Jahre 1419 beizuzählen, eine Seelsorgscolonie des Klosters Roßdorf bei Hanau, mit einer Station ihres Ordens zu Frankfurt am Main, die später aufgegeben wurde, ursprünglich aus zwölf Mönchen bestehend, um die seelsorgliche Thätigkeit durch die Gnade heiliger Betrachtung und Zurückgezogenheit tief eingreifend zu machen.

Gleichzeitig mit diesen männlichen Genossenschaften regte sich im zwölften Jahrhundert ein heldenmüthiger Geist im weiblichen Geschlechte der nassauischen Lande, wie ihn vielleicht keine andere Zeit und kein anderes Land aufzuweisen haben. Es entstanden in diesem Zeitraume nicht weniger als acht bedeutende Frauenklöster, offenbar mannichfaltige Blüthen aus einer Knospe, vom heiligen Geiste für's Seelenheil des irren und verlassenen Volkes besonders begünstigt, neben der weitreichenden gewaltigen Männerthat die stillen Beweise weiblicher Huld und Liebe zur harmonischen Erziehung des Menschengeschlechtes in den höchsten und niedrigsten Schichten der Gesellschaft, wenn auch größtentheils namentlich in späteren Zeiten für adelige Jungfrauen, denen Laienschwestern aus den gemeinen Ständen zu Diensten standen. Dahin sind zu rechnen Seligenstatt mit Benedictinerinnen, von Siegfried von Runkel im Gerichte Seck der Grafschaft Westerburg 1100 gestiftet; Gottesthal bei

Mittelheim im Rheingau mit Cistercienserinnen, wenn auch ursprünglich eine Männerstiftung Wulferichs von Winkel; Eibingen ebendaselbst, durch die Stifterin Berchta von Rüdesheim ein Benedictinerfrauenstift aus dem Jahre 1148, Lieblingsaufenthalt der heiligen Hildegardis von Bingen aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim, nach der letzteren Tode mit berühmten Reliquien der welthistorischen Jungfrau; das Cistercienserinnenstift Schönau in der Nähe des bereits angeführten gleichnamigen Männervereins, fast gleichen Alters mit diesem; Beselich bei Niedertiefenbach, ein Prämonstratenser-Nonnenkloster, welchem ein frommer Priester Gottfried unter dem geistlichen Schutze der Abtei Arnstein durch eine ansehnliche Schenkung 1163 seinen Ursprung gegeben hat; Walsdorf im Amte Idstein, bereits eine frühere Stiftung des vorgenannten Gottfried, um's Jahr 1156 nach der Regel von Cisterz in ein adeliges Nonnenkloster umgewandelt, von vielgerühmter Ordnung und Zucht im klösterlichen Haushalte; Tiefenthal bei Neudorf im Rheingau, ebenfalls aus der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts stammend, nach mancherlei Wechsel mit Nonnen nach der Regel von Prämonstrat; Aulhausen, im Jahre 1180 bereits in Blüthe, Cistercienserordens, ebenfalls in den Mittelbergen des Rheingaues.

An diese Pflanzen des zwölften Jahrhunderts schließen sich mit eigenthümlicher Consequenz sieben andere aus dem dreizehnten an, zunächst gegen 1211 Dierstein auf einem schönen Hügel bei Diez, wahrscheinlich von den Grafen von Diez nach der Benedictinerordensregel gegründet; Brunnenburg im Amte Nassau, seit dem Jahre 1224 durch den Grafen Ludwig von Arnstein in dieser Gegend angesiedelt, unter dem Schutze des Klosters Arnstein, welches ihm wahrscheinlich die Regel der Prämonstratenserinnen vorschrieb, eine stilleinsiedlerische Niederlassung von größerer Tiefe als augenfälliger Macht für die Außenwelt; Retters bei Königstein, ein adeliges Fräuleinstift Augustinerordens, dessen Stifter Graf Gerhard von Nürings im Jahre 1222 gewesen ist, unter der Aufsicht des Abtes von Rommersdorf; Gnadenthal unweit Dauborn im Amte Limburg mit Cisterciensernonnen, schon im Jahre 1238 blühend, ohne daß der Stifter desselben bekannt wäre; Keppel im Gebiete von Siegen, ein frommes Vermächtniß vom Jahre 1239; Thron in der Wetterau bei Wehrheim, Cistercienserordens, im Jahre 1243

vom Grafen Gerhard dem Dritten von Diez gestiftet; Clarenthal in der Nachbarschaft von Wiesbaden nach dem Orden der Clarissen, eine Stiftung des Königs Adolph von Nassau und seiner andächtigen Gemahlin Imagina aus dem Jahre 1296. Des nämlichen Ordens war auch das spätere Kloster Berbach, welches, im Amte Nastätten gelegen, zuerst um's Jahr 1339 erscheint, von den Grafen von Nassau begünstigt, unter der Aufsicht des Stiftes Limburg.

Diese Frauenklöster sind sämmtlich wie Athemzüge des nämlichen Geistes in's zwölfte und dreizehnte Jahrhundert eingetreten, erhabene Lebensbilder aus einem Guße, mit der edelsten Begeisterung für die Armuth und Abtödtung, nie nach Reichthum und Ueppigkeit gerungen, eine vereinzelte Wirkung jenes Riesengeistes, welcher im Franzosen Bernhard, im Deutschen Norbert und im Italiäner Franziscus reformirend in die Welt getreten und selbst das schwache Geschlecht zu Heldinnen der Andacht, der Wissenschaft, der Weltweisheit gemacht hat. Daher erschienen, dieser Dreizahl von weltbeherrschenden Geistern gegenüber, bei uns geistesmächtige Frauen, die meisten Männer weit überflügelnd, die heilige Hildegardis von Eibingen, die heilige Elisabeth von Schönau und Gertrudis von Altenberg, eine Tochter der heiligen Elisabeth von Thüringen, mit einer Unzahl heiliger Schwestern, welche mit der tiefsten Innerlichkeit die größte Kraft über Zeit und Welt, mit der kindlichsten Demuth das umfassendste Selbstgefühl in der Kirche, mit der ernstlichsten Abtödtung die schonendste Milde gegen Andere verbanden. Man könnte sie die Politikerinnen der Ascese nennen, da die Weltgeschichte ihre hochgehenden Wogen in die Kreise ihrer Betrachtung hineingetrieben und von diesen hellsehenden Bräuten Christi Sinn und Bedeutung für die Zukunft bekommen haben. Ihr Briefwechsel mit Personen der höchsten Stände aus nah und fern, ihre Schriften mit den Resultaten ihres Scharfblickes in die Gegenwart und Zukunft, ihre staunenswerthen Kenntnisse in der lateinischen Sprache, in der heiligen Schrift und den Kirchenvätern, ihre Combinationsgabe für das Nächste und Entfernteste, ihr heldenmüthiger Kampf gegen die Verstöße und Irrthümer ihrer Zeit mit den Waffen des Gebetes, der Ermahnung und der Wissenschaft übersteigen weit allen Reichthum der geistreichsten Frauen der Gegenwart, so daß selbst Bettina, die wir wohl als ein Muster dieser Gattung betrachten dürfen,

gegen diese Frauen erscheint wie ein Scribe'scher Witz im Vergleiche mit der abgerundeten Macht homerischer Meisterschaft.

Daß die nassauischen Geschichtschreiber, so weit wir sie benützten, sämmtlich Protestanten, davon entweder gar nicht oder mit der Miene des Mitleides reden, erklärt sich von selbst. Das heroische Zeitalter, welches diese Charaktere von Feuer und Stahl erzeugt, unsere Riesendome mit ihren stolzen Himmelsblüthen gebaut, das Nibelungenlied mit medusenhafter Schärfe in die geile Lust menschlicher Begierden hineingestellt und ihre Stickluft mit gräßlichen „Todtentänzen" zu reinigen versucht hat, darf auf keine Anerkennung protestantischer Weltansicht rechnen; der letzteren ist durch die deutsche Reformation der Sinn für Großes in Staat und Kirche abhanden gekommen, und besonders hat ihr das Licht jungfräulicher Andacht und Reinheit von jeher als unerträglicher Vorwurf auf die Emancipation des Fleisches zu Gunsten des Meineides und Treubruches in Religionssachen gegolten. Nur die Pietisten haben im Widerspruche mit der herrschenden Verweltlichung des Kirchenwesens die reichen Schätze des Glaubens und der Liebe an diesen Helden und Heldinnen der katholischen Kirche anerkannt und als Früchte des wahren Christenthums gepriesen. Ja Terstegen hat nach älteren Vorgängen Speners, Gerhards und Franke's die Lebensgeschichten mystischer Seelen unserer heiligen Kirche für lutherische Erbauung benutzt und im Drucke herausgegeben. Leider ist aber bei dieser Fusion das Markige im katholischen Charakter verschwunden, und statt scharf ausgeprägter Grundsätze und einschneidender Abtödtung eine Weichheit und Ueppigkeit des schwelgerisch unbestimmten Gefühles zum Vorschein gekommen, daß man mit Schmerzen die katholische Klarheit und Begränzung darin vermißt. Fleisch in weichster Form und Fülle ist da, aber das Gebein fehlt, wie in den Gestalten sentimentaler Bildhauer. Ein anderer Grund, warum sich die nassauischen Geschichtschreiber so wenig um das wundervolle geistige Leben der Klosterfrauen des Mittelalters bekümmern, fließt aus ihrer ewig wieder aufgetischten Behauptung, daß diese mittlere Zeit eben so dunkel und begriffsarm, als barbarisch und sittenlos gewesen sei. Sie bedürfen dieser jämmerlichen Geschichtslüge, um die Reformation und ihre unberechtigten Gewaltthaten zu rechtfertigen. Wenn auch der gesunde und gebildete Verstand beim ersten Anblicke das Unrichtige und Falsche

derselben begreift, fällt doch die rohe, bildungslose Masse den Geschichtsfälschern zu und hallt das Geschrei derselben über Nacht und Unwissenheit früherer Jahrhunderte nach. Der Irrwahn besteht und mehrt sich durch die Künste, denen er seinen Ursprung verdankt. Nur diesem Gefühle des Unrechtes und der Lüge können wir die Wuth erklären, mit welcher namentlich die Reformirten gegen die Ueberreste kirchlicher Kunst und Poesie als Zeugen überlegener Menschenbildung in der mittleren Zeit gerast haben.

Nebst dieser welthistorischen Bedeutung der Frauenklöster bewundern wir an ihnen besonders in Nassau eine vom Anfang an tiefgewurzelte Anschmiegung weiblicher Huld und Menschenliebe an die Bedürfnisse der Erziehung ihres Geschlechtes. Bei ihnen fanden die Mädchen adeliger Häuser geregelte Zucht für das Leben und den Unterricht, die Wittwen und alleinstehenden Frauenspersonen um mäßigen Vergelt besonders im höheren Alter ruhigen Aufenthalt und Gottesschutz und die Kinder der Landleute eine stets offene Freistätte, um sich für Religion und Sittenreinheit zu begeistern. Eine edle Frau jener Zeit, welche dem Gottesdienste eines Nonnenklosters in ihrer Jubend beizuwohnen pflegte, erzählt uns, daß sie das einsame, tief eindringliche Chorgebet der Cistercienserinnen ihr ganzes Leben nie mehr habe vergessen können, und daß es in ihren bedenklichsten Seelenzuständen stets mit läuternder Kraft wiedergeklungen sei. Selbst der Umfang dieser weiblichen Klösterlichkeit übersteigt weit unsere heutigen Klosterbegriffe. Dramatische Darstellungen frommer Geschichten zur Bildung und Unterhaltung von Jung und Alt waren allgemein gang und gäbe, und die Dichterinnen derselben in deutscher und lateinischer Sprache unter den Nonnen zu suchen, deren reiche Begabung von urtheilsfähigen männlichen Zeitgenossen allgemein anerkannt und bewundert wurde. Die feinste Malerei, besonders mit Goldfarben, das kunstreichste Abschreiben merkwürdiger Handschriften, die mühsamste Historienstickerei auf Meßgewanden und anderen Kirchenstücken, Wachsbildnerei von größter Virtuosität und andere nützliche und geschmackvolle Arbeiten standen unter diesen mittelalterlichen Nonnen im ausgedehnten Betriebe. Ihre Arzneibereitung, mit besonderer Einsicht und Kunst in die Kraft der Stoffe, ersetzte damals auf dem Lande fast allein den Mangel an guten und wohlfeilen Apotheken, und wir finden in diesen fleißigen und nachdenkenden

Genossenschaften eine fortlaufende Diätetik in Uebung, welche Hufelands „Makrobiotik" vollkommen überflüssig machte, durch Einfachheit der Mittel und Zuverlässigkeit der Erfahrung gleich sehr empfehlenswerth.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß das nassauische Volk, durch Jahrhunderte im katholischen Leben gewurzelt, mit innigster Anhänglichkeit an der Kirche hing, von der letzteren in allen Lebensverhältnissen durchdrungen und aufgesogen. Dieses lebendig einträchtige und naturgemäß christliche Volksthum war der schönste Beweis für das Christenthum selbst, eine wahrhafte Tradition des christlichen Glaubens und Lebens von Geschlecht zu Geschlecht. Es war daher keine kleine Aufgabe, diese übermächtige Eiche katholischer Volkskraft in Nassau zu entwurzeln und die lutherisch-calvinische Neulehre in seiner Fremdartigkeit nach tausend Jahren an deren Stelle zu pflanzen. Es brauchte mehr als hundert und fünfzig Jahre von Klugheit, List und Gewalt, diese unnatürliche Aufnöthigung zu vollbringen und den dritten Gegensatz nassauischer Geschichte zwischen katholischem und protestantischem Leben herzustellen. Man kann sich eines Lächelns nicht enthalten, wenn neuere protestantische Schriftsteller, denen die Auflage gemacht worden ist, diese Volksüberwältigung als Gotteswerk in Schutz zu nehmen, mit lammsfrommen Phrasen auftreten und von gar nichts Anderem zu reden wissen, als von der unüberwindlichen Neigung des nassauischen Volkes zur Reformation, während sie selbst das traurige Geschäft haben, die Beweise des Gegentheils auf den literarischen Markt zu führen. Dem Herrn Steubing, Consistorialrath zu Diez, der als solcher verpflichtet war, das Schwarze weiß zu malen, entwischt unter solchen Bemühungen einmal der Satz: durch die Schriften Luthers und seiner Gehülfen sei im nassauischen Volke der Allgemeingeist, welcher bisher geschlummert habe, mit siegreicher Stärke geweckt worden. Die Sache verhielt sich gerade umgekehrt. Der katholische Allgemeingeist des Volkes mußte mit hundert und fünfzigjähriger Mühe für den Besondergeist der Reformation gewonnen und zugeschnitten werden; und es bleibt bis auf den heutigen Tag zweifelhaft, ob der letztere durch die ältere Volksüberzeugung auf die Dauer siegreich durchgegriffen hat. Die unbestechliche Geschichte gibt davon unumstößliche Beweise. Der wühlerische Haß gegen den leisesten Athemzug freier katholischer Bewegung, im Laufe von drei Jahrhunderten nicht

abgeschwächt, zieht seine Nahrung augenfällig nur aus der Ueberzeugung von der Unsicherheit der aufgenöthigten protestantischen Grundsätze. Und in der That auf seinem Standpunkte nicht mit Unrecht. Das deutsche Volk ist, wenn auch noch so bearbeitet und verhetzt, seiner inneren Natur nach katholisch im Sinne Tertullians, der die menschliche Seele von Natur aus katholisch nennt. Nur aus diesem Grunde kann ich mir die Zwangsmaßregeln gegen die katholische Kirche in Nassau und anderwärts, deren Bild sich bald vor unseren Augen entrollen soll, erklären. Man merkt es den Urhebern derselben deutlich an, sie fühlten tief, daß sie es nicht mit einem Anstriche vorgefaßter Meinungen, sondern mit der Wesenheit des Volkscharakters zu thun hatten, und davon rührt ihre ewige Unruhe her, weil man trotz aller Triumphgesänge das Wesen der Dinge nicht so leicht mit bleibendem Erfolge ändern kann. Religionszwang bei vorherrschender Neigung des Volkes und der Fürstengunst für das Lutherthum wäre sonst nicht bloß ein Ueberfluß, sondern heller Wahnsinn gewesen.

Wilhelm, Graf von Nassau-Dillenburg, ein Sohn Johanns des Jüngeren, im Besitze der Regierungsgewalt vom Jahre 1516 bis 1559, wegen seiner Biederkeit ein bevorzugter Günstling der deutschen Kaiser, ging wider alle Erwartung an die Durchführung dieses schwierigen Werkes in Nassau. Von Luther, Melanchthon und anderen Chorführern der Häresie mündlich und schriftlich dazu gedrängt, schwankte er aus Rücksicht für seine bisherige Stellung im Reiche bis zum Jahre 1531, da er von Haus aus aller gewaltthätigen Neuerung abgeneigt war. Aber der Katzenelnbogen'sche Erbfolgestreit bewog ihn zur Untreue gegen alle Reichsverpflichtungen durch den Uebertritt in's Lager der Protestanten. Gegen das Jahr 1500 starb nämlich das Geschlecht der Grafen von Katzenelnbogen in männlicher Linie aus. Elisabeth und Mathilde von Katzenelnbogen, die erstere an's Fürstenhaus von Nassau, die letztere an Cleve verheirathet, traten nun in die fällige Erbschaft ein, welche ihnen die Landgrafen von Hessen aus älteren Ansprüchen streitig machten. Der Streit darüber dauerte zwischen Hessen und Nassau bis in's Jahr 1557, wo das erstere die Erbschaft und das letztere eine Geldentschädigung mit unbedeutendem Gebietsantheile erhielt. Durch die vieljährigen, nach der damaligen Zeit fast unerschwinglichen Prozeßkosten wurde Wilhelm von benachbarten protestantischen

Fürsten abhängig und am Ende willig, ihrer Religionsrichtung beizutreten, um den Streit glücklich zu beendigen. Selbst bei seinem Gegner Philipp dem Großmüthigen von Hessen, dem rastlosen Eiferer für die Reformation gegen Kaiser und Reich, konnte er leichter abzukommen hoffen, wenn er sich seinen reformatorischen Bestrebungen anschlösse. Zudem war sein kaiserlicher Freund und Gönner durch die Union der protestantischen Fürsten immer mehr in Bedrängniß gekommen, unfähig, seinen Verbündeten stets vollauf zu leisten, was sie mit Recht oder Unrecht ansprachen. Sogar die Lage seines Landes und die landesfürstliche Residenz zu Siegen am gleichnamigen Flusse trugen wesentlich zur Sinnesänderung des Grafen bei, da er mit seinem Volke einerseits den niederländischen Ebenen, wo freche Empörung die rechtmäßige Fürstengewalt abzuschütteln den Anlauf nahm, andererseits den Einströmungen von Oberhessen und Thüringen her offen lag. Wilhelms des Reichen eigener Sohn, Wilhelm der Verschwiegene von Nassau-Oranien, geboren im Jahre 1533, vollendete als Erbe des Prinzen von Oranien und Stammhalter des holländischen Königshauses den Abfall der Niederlande von der Krone Spaniens lediglich durch das Ferment der protestantischen Bewegung, die man als Politik klug auszubeuten verstand.

Der siegreiche Geist des politischen Protestantismus wirkte aus den Niederlanden, später sogar aus England auf das deutsche Heimathland zurück und vollbrachte politisch, was volksthümlich nur äußerst schwer durchzuführen war. Die Edelherren des Taunus, besonders Stollberg von Königsstein und Hartmuth von Kronenberg, ermangelten nicht, das mühsam angeblasene Feuer mit Gewalt, Kraft und Klugheit zu schüren. So bildete sich allmählig unter den Gegenwinden der niederländischen Revolution und der lutherischen Schuleitelkeit sächsischer Humanisten der vierte Gegensatz in Nassau aus zwischen Reformation und Revolution, zwischen Monarchie und Republik, zwischen Theorie und Praxis des Lutherthums in der endlichen Volksbewältigung zur Vernichtung der deutschen Reichsverfassung. Hier siegte die gelehrte Stubenreform, dort der revolutionäre Fanatismus; hier die monarchische, dort die republikanische Gewalt; hier der fürstliche Absolutismus, dort das mitregierende Volk. Deutschland hat sich in herkömmlicher Bescheidenheit mit der Theorie, das Niederland im Verein mit England mit der

Praxis begnügt. Das war der Anfang und das Ende der Reformationspolitik, welche man bei uns mit Kirchengütern und geistlichen Jurisdictionen fütterte, damit sie desto leichter ihren republikanischen Durchbruch dies= und jenseits der großen Wasser bewerkstelligen konnte.

Der erste Lehrer lutherischer Grundsätze in Nassau soll um diese Zeit nach protestantischen Geschichtschreibern der Magister Gerhard Lorich, Pfarrer zu St. Egidien in Hadamar, gewesen sein, welcher nach den vorliegenden Behauptungen allerdings gleichzeitig mit Luther gegen kirchliche Mißbräuche eiferte. Von der geistlichen Obrigkeit in Coblenz zur Verantwortung gezogen, erschien er nicht und neigte sich nur um so entschiedener auf Luther's Seite. Aber im Jahre 1526, nachdem der Bauernkrieg, dieser souveräne Schutz aller Meineidigen und Schaukler im Punkte der Religion, verbrauset war, mußte er von selbst das Feld räumen, da die Gemeinde mit ihm zerfiel, ungeachtet er, aus Hadamar gebürtig, einer edlen Familie Sproß, einigen Hinterhalt beanspruchen konnte. Wie weit er in seiner Neuerung ging, erhellt nicht deutlich. Sein spurloses Verschwinden aus der Geschichte und die katholische Haltung Hadamars bis in's Jahr 1535 beweisen hinlänglich, daß sein Auftreten nicht nachhaltig gewirkt hat.

Der Grundstein zum nassauischen Reformationswerke wurde im Jahre 1531 zu Siegen in der Grafschaft Siegen=Dillenburg gelegt, unter dem unaufhörlich wiederholten Vorgeben, daß man gar nicht daran denke, die alte Religion zu ändern, sondern dieselbe lediglich durch Beseitigung eingeschlichener Mißbräuche in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Die höchste Auctorität dieser Reform war der Landesfürst mit seiner weltlichen Macht, nach dessen Entscheid und Willkür in den nächsten Hofkreisen das katholische Wesen allmählig beseitigt und Luther's Häresie aufgebaut wurde. Diese landesfürstliche Auctorität trat durch einfache Selbsterhöhung an die Stelle der päpstlichen Macht, die man als eine menschliche Erfindung verwarf. Um diesen Wechsel zu rechtfertigen, lehrten schmeichlerische Hoftheologen, daß der Landesfürst wie in weltlichen so auch in geistlichen Dingen unmittelbare, von Gott selbst ihm übertragene Gewalt ohne Maß und Schranken besitze und danach zu handeln eben so berechtigt als verpflichtet sei. Die eingeborenen Geistlichen, von deren Unwissenheit und Sitten=

losigkeit uns protestantische Schriftsteller so haarsträubende Dinge erzählen, ließen sich fast ohne Ausnahme zu diesem unkatholischen Geschäfte nicht brauchen, ungeachtet man ihnen im Vertrauen auf ihre Einfalt und Gutmüthigkeit die neue Ordnung der Dinge als apostolische Wahrheit aufschwätzen wollte. An ihrer Spitze standen damals Christian Meringk, Pfarrer zu Siegen, und Johannes Wissenbach, Pfarrer in Dillenburg, so fest gegründet in der Wissenschaft als makellos im Leben, daher ihrem katholischen Glauben mit aller Treue anhängig. Sie weigerten sich entschieden, den Einstreuungen des Grafen Wilhelm Gehör zu geben und die Ketzerei des Doctor Martin Luther zu verbreiten. Sie wurden deßhalb nach der kurzen Art damaliger Rechtsbegriffe mit einem sogenannten Gnadengeschenke entlassen. An ihre Stelle traten Lutheraner, Heilmann Krombach, früher Pfarrer zu Dillenburg, seit dem Jahre 1529 Hofkaplan des Landesfürsten Wilhelm, ein schon von der Hochschule her angesteckter, allgeschmeidiger Intriguant ohne eigentlichen Glauben in der Seele und leider auch ohne alle solide Kenntnisse in der Theologie; mit ihm vereint Leonhard Wagner, ein treuloser Pfaffe aus Kreuznach, voll leidenschaftlicher Hitze und Tobsucht, mit gräßlichem Wuste revolutionärer Hintergedanken. Diese stimmten in ihren Predigten die bekannten Vorwürfe der Lutheraner gegen die katholische Kirche an mit dem Judendeutsch des Bauernkrieges und lästerten den Glauben von fünfzehn Jahrhunderten zu Gunsten des „reineren Evangeliums," wie man in Nassau sagt. Denn man hat dort ein „reines," ein „reineres" und „reinstes" Evangelium. Das „reine" riecht nach Katholicismus; das „reinere" ist im Taunus lutherisch, im Norden des Westerwaldes reformirt; das „reinste" ist noch in Arbeit wie die Seidenzucht am Neroberg.

So laut die bestellten Missionäre des Lutherthums auch schrieen, machten sie dennoch keine Fortschritte. Das Volk wandte sich von ihnen ab und hielt sich zu den Franziscanern, welche im Jahre 1488 in der Stadt Siegen von Wilhelm des Reichen Eltern gestiftet, die Gebeine ihrer frommen Stifter in der Kirchengruft bewahrten, und weder durch Drohungen noch Schmeicheleien für die neue lutherische Lehre gewonnen werden konnten. Namentlich zeichnete sich der unlängst erst eingesetzte Pater Guardian Johannes Eurbach eben so glänzend durch seine tiefen Kenntnisse in der katholischen Kirchenlehre,

als durch seine folgerichtige Beredtsamkeit aus, dergestalt, daß ihm Heilmann Krombach und Leonhard Wagner nicht widerstehen konnten. In Folge dieser ruhmvollen Ueberlegenheit verbot der Graf aus wiederholtem Andringen der zwei lutherischen Prädicanten allen Franziscanern das Predigen, um seinen Schützlingen das Feld frei zu machen. Aber selbst die Anwesenheit und der stille Gottesdienst dieser treuen Bekenner der Kirche Gottes wirkte mit überwältigender Kraft auf das Gemüth des Volkes, welches die Irrlehrer verabscheute und dem heiligen Geiste der Franziscanerkirche nachzog. Da wurde von lutherischer Obrigkeit unter heftigem Anrathen der zwei verschmähten Wortsdiener beschlossen, die Axt an die Wurzel zu setzen und die Franziscaner zu vertreiben. Die lutherischen Prädicanten hetzten ohne Unterlaß; Luther, überzeugt von der Wichtigkeit des nassauischen Landes als Mittelgliedes in der Kette zwischen Süden und Norden, drängte mit flammenden Briefen; Melanchthon erschien selbst in Siegen, um das neue Wort mit seiner Gegenwart zu stärken. Aber die Franziscaner erklärten, daß sie nur der Gewalt weichen würden. Man nahm ihnen mit roher Faust die Kloster- und Kirchenschlüssel ab, und nöthigte sie unter lautem Wehklagen des gläubigen Volkes zum Abzuge aus ihrer Kirchenstiftung, auf deren Antastung der Fluch des Stifters gesetzt war. Sie verließen das Kloster am 3. August 1534 in feierlicher Prozession, Jeder ein Crucifix in seiner Hand, und verloren sich außerhalb der Stadt in verschiedenen Richtungen nach anderen Klöstern ihres Ordens. Ueber diese Heldenthat an wehrlosen Mönchen war übermäßige Freude zu Wittenberg, nicht weil daraus die Neigung des Volkes zum Protestantismus, sondern der erste Fußtritt auf die heiligste Ueberzeugung der Katholischen ersichtlich war, nur wichtig als „Schatten zukünftiger Dinge.“

Während vier ganzer Jahre wurde trotz alles Nachdruckes von Hof aus Niemand für die Irrlehre gewonnen außer einigen Beamten des Grafen in allernächster Beziehung zum letzteren und ganz abhängig von ihm. Graf Wilhelm gesteht es selbst ein und beklagt es sehr, daß die katholischen Geistlichen den lutherischen Katechismus nicht „mit dem kleinsten Finger angerührt, noch mit dem rechten Auge angesehen hätten,“ und das Landvolk allenthalben „hartlernig“ sei. Selbst Arnoldi, der officiöse Geschichtschreiber der Grafen von Nassau, und stets

unbedingter Lobredner der Reformation, bekennt im Betracht der Siegener Verhältnisse mit unwilliger Seele, daß das Reformationswerk durchaus keinen Fortgang nehmen wollte. Die Leute weigerten sich mit kurzen Worten, das heilige Abendmahl unter zweierlei Gestalten zu empfangen. Die lutherischen Prädicanten erhielten den Auftrag, Alles aufzubieten, um wenigstens Einige zu bewegen, äußerlich beide Gestalten anzunehmen. Die Kirchendiener, die gräflichen Jäger, die Hausbedienten, einige Bettler im Halbsolde der Hofküche mußten auf höheren Befehl zu diesem ostensiblen Zwecke mit gutem Beispiele vorausgehen; aber die Nachfolge ließ auf sich warten. Man war genöthigt, diese Abendmahlsfrage einstweilen als offene zu behandeln. Man behielt die Messe mit Auslassung des «impium canonem» bei, namentlich den Gebrauch der Meßgewande, zum größten Verdruß der Reformatoren, aber als unerläßliches Beiwesen, um das Volk mit dem Scheine des alten Glaubens in Lehre und Gottesdienst zu täuschen und mit langsamer Vorsicht in's Lutherthum hineinzulocken. Deßgleichen wurde die Beichte beibehalten, zwar nicht als Gottesgebot, sondern als unumgänglich nothwendiges Mittel, um die Gewissen der Menschen mit lutherischen Zusprüchen zu beherrschen und neologisch zu inficiren. Da es an Zugang katholischer Priester zur Häresie gebrach, so wurden die neuen Prediger des Auslandes nach Nassau eingeladen, unter der erklärten Vergünstigung, daß sie nach Gefallen heirathen dürften, bei übrigens ehrbarem Wandel vor Gott und der Gemeinde. Solche Lockspeise blieb nicht unversucht. Aber das Volk wollte die beweibten Priester durchaus nicht dulden; sie mußten sich zum unfreiwilligen Cölibat bequemen, um nicht allen Einfluß auf das Volk zu verlieren. Diese aufgedrungene Spiritualität, auch von der Noth und Kargheit des priesterlichen Einkommens empfohlen, ohne die gottselige innere Lauterkeit, führte die lockeren Gesellen damaliger Prädicantenvocation zu den schändlichsten Lastern, wie wir im Verlaufe dieser Reformationswirren nur zu oft erfahren. Nicht mit Unrecht nennt Bernhard Bernhardi, als rechte Hand des Grafen einer von ihnen und selbst nicht weniger als tadellos, diese neuberufenen Prediger zur systematischen Verführung des nassauischen Volkes „öffentliche Buben, Galgenstricke, Ehebrecher, grobe Esel, die oft nicht einmal lesen und schreiben können, ohne etwas von Christus und dem Katechismus zu wissen,

nur bereit zu lehren, was ihnen die Obrigkeit in kaufmännischer Knechtschaft auftrüge."

Um den falschen Schein für den Betrug des Volkes festzuhalten, ward verordnet, in jeder Kirche nebst der deutschen auch eine lateinische Bibel auf Kirchenkosten anzuschaffen und die lateinischen Litaneien vor dem Hochaltare durch Knaben wie von jeher singen zu lassen, damit der Bruch mit der Tradition und Geschichte vor den blöden Augen der bäuerlichen Menschenkinder gehörig verschleiert werde. Zugleich galt als Reformationsregel, in allen Dingen mit größter Klugheit und Vorsicht, besser zu sagen, mit vorbedächtiger List und Heuchelei vorzugehen, um ja die abgeneigten Gemüther nicht zu reizen, welche nach dem protestantischen Geschichtsforscher Steubing „leider nur allmählig von den alten Formen entwöhnt werden konnten." Demzufolge arbeitete man rastlos, unter Beibehaltung der katholischen Aeußerlichkeiten, den eigentlichen apostolischen Sinn der katholischen Glaubenswahrheiten anzufechten, zu widerlegen und nach und nach wegzufegen, ohne daß es stets und überall glückte, dieses unredliche Wesen vor dem regen Verstande des Volkes zu verbergen. Die Landleute mieden der größten Mehrzahl nach Kirche und Gottesdienst, namentlich das Abendmahl, allen Ermahnungen zu Trutz, mit der Erklärung, daß sie, da man ihnen die alte Religion nicht lasse, auch keine neue anzunehmen brauchten. Auf allen Zusammenkünften der lutherischen Kirchenvorstände wurde bitter geklagt, daß der protestantische Gottesdienst, je länger desto ärger, vor leeren Bänken stattfände. Protestantische Geschichtschreiber fügen hinzu, daß dadurch eine große Verwilderung der Sitten und öffentliche Laster sich eingerissen hätten, ohne Furcht vor der Obrigkeit. Namentlich kam durch die unsaubere Doctrin von der Nothwendigkeit der Ehe, wie man sie von der Reformation als Universalmittel zur christlichen Tugend aufgefaßt und dadurch alle jungfräuliche Reinheit und Selbstbeherrschung in diesem Punkte als unmöglich und überflüssig darstellte, eine furchtbare Fluth von Ehebrüchen, Fornicationen, böswilligen Verlassungen und willkürlichen Ehescheidungen in die Gesellschaft, dergestalt, daß sich selbst die eifrigsten Verfechter der Reformation darüber entsetzten. Die muthwilligen Knaben, denen durch die Abwesenheit Christi im Abendmahle alle Ehrfurcht vor dem Gotteshause entschwunden war, gingen in ihrer Frechheit so weit, daß sie

während der Predigt mit Aepfeln, Nüssen und Schlehen nach den Mädchen warfen und alle Erbauung gottesdienstlicher Zusammenkünfte störten.

Die weltliche Obrigkeit hatte sich dermaßen der Pfarreinkünfte bemächtigt, daß sie den neuangestellten Pfarrern selten über fünfzig Gulden jährlichen Gehaltes anwies. Der Rest davon wurde einzelnen Edelherren, Gerichtsgemeinden und Staatszwecken zugewendet. Die Pfarrer nagten dafür oft mit Weib und Kindern am Hungertuche und brachten ihren häuslichen Jammer häufig in Predigten vor die Gemeinde. Dies schreckte besonders erwachsene Männer vom Kirchenbesuche ab. Als der genannte Bernhard Bernhardi vom Grafen Wilhelm zum „Superintendenten" berufen wurde, so konnte er sich bei seinem ersten Auftreten weder durch seinen unläugbaren Verstand, noch durch seine mannichfachen Kenntnisse Achtung im Volke erwerben. Man schrie ihm auf öffentlichen Gassen: „Suppenverdiener, Suppenverdiener!" nach, wie er selbst bitter klagt. Es war eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Gemeindeglieder während der Predigt außerhalb der Kirche conversirten und den Prädicanten vor einigen frommen Seelen allein die lutherische Lehre vortragen ließen. Besonders sperrte sich Alt und Jung gegen den Katechismus Luther's, dem sie als einem, ihrer katholischen Ueberzeugung fremden Buche alle mögliche Geringschätzung erwiesen. Niemand wollte ihn kaufen oder auch nur geschenkt annehmen. Die Kinder weigerten sich aus allen Kräften, der christlichen Lehre in der Kirche beizuwohnen, offenbar im Einverständnisse mit den Eltern, welche keinen Willen hatten, dieselben dazu anzuhalten. Die Erwachsenen saßen an Sonntagen zur Zeit des Gottesdienstes gemüthlich beim Trinken im Wirthshause und ließen den Prediger in der Kirche so lange warten, bis es ihnen gefiel, hineinzukommen. Der Gottesdienst am Sonntage Nachmittags konnte oft gar nicht gehalten werden aus Mangel an Theilnehmenden. Bernhardi ist mit dieser Erscheinung bald fertig, indem er angibt, daß „die dem Papstthum anhängigen Leute viele Abneigung gegen das Evangelium erweckten und das nassauische Volk überhaupt sehr abergläubisch und der Zauberei ergeben sei." Diese Beschuldigungen, welche die protestantische Behauptung allgemeiner Theilnahme des Volkes für die lutherische Lehre in ein bezeichnendes Licht stellen, erhalten eine lehrreiche Aufklärung durch den Einblick in die

lutherischen Pfarrhäuser, welchen uns Bernhardi und seine Amtsnachfolger selbst mit überraschender Aufrichtigkeit gewähren. Bei den vom Superintendenten angeordneten und den betreffenden Geistlichen acht Tage zuvor angekündigten Kirchenvisitationen fand man in manchem Pfarrhause weder Feder noch Dinte. Ein Pfarrer kam der Untersuchungscommission zwar mit einer Feder hinter den Ohren entgegen, aber Dinte war im ganzen Hause keine zu finden. Einem anderen Prädicanten war das aus dem Katholicismus noch festgehaltene und zur Volksbethörung im lutherischen Sinne selbst von geistlicher und weltlicher Obrigkeit empfohlene Beichtgeschäft zu mühsam geworden; er übertrug dasselbe einem hübschen Knaben der Gemeinde und ließ denselben auch zum Abendmahle den Kelch reichen. Vom Standpunkte des lutherischen allgemeinen Priesterthums war dagegen auch nichts Gewichtiges einzuwenden, und der Graf, als Papst der Reformation darüber ganz verblüfft, beschloß, über die Zulässigkeit dieser seltsamen Seelsorge bei gelehrten Leuten Umfrage zu halten. Viele dieser geistlichen Herren Sachwalter des „reineren" Evangeliums hatten statt eines theuren Eheweibes „gemeine Frauen" bei sich im Pfarrhause, welche der Graf einfangen und des Landes verweisen lassen mußte. Namentlich fand in diesen Kreisen viel „Unfuhr" gegen die verbotenen Verwandtschaftsgrade Statt und konnte durch die strengsten Gesetze nicht ausgetilgt werden. Die Vollsäuferei, das Wirthshausleben und Umherliegen zu diesem Zwecke stand bei den Prädicanten in solcher Blüthe, daß weder Drohung noch Absetzung oder Ausweisung dagegen helfen wollten. Andere benützten die Beichte, um ihre eigene werthe Person ehrenhaften Beichtjungfrauen zur Heirath anzutragen, mit großem Aufwande von salbungsreichen Beweggründen. Ja es fehlt nicht an Beispielen, daß Pfarrer als gemeine Kuppler neunjährige Mädchen gegen billige Erkenntlichkeit mit Anderen zur Ehe verhandelten.

Solche Gemeinheit der prädicantlichen Denk- und Handlungsweise fand auch keine Berücksichtigung im Leben. Da nach altem Brauche das Hüten der Säue und anderer Hausthiere, als Gänse, Ziegen und Rinder in den Familien der Gemeinde wechselte, so wurde seit der Einführung des neuen Kirchenwesens auch die Familie des lutherischen Pfarrers an die ordnungsmäßige Reihe der Hutverpflichtung gebunden,

und wir begegnen den bitteren Klagen vieler Geistlichen über diese mehrentheilige Belastung des Pfarrhauses, ohne daß sie in den meisten Fällen etwas ausrichten konnten, da ja ohnehin mehrere von ihnen theils aus Gewinnsucht, theils aus Nothdurft des Lebens Weinschenken in ihren Häusern unterhielten. Freilich hatten sie größtentheils weder die nothwendige Wissenschaft, noch die Gediegenheit des Charakters, daß sie es mit irgend einer theologischen Lehre ernstlich nahmen. Bernhardi beschuldigt sie geradezu, daß sie den Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Lehre gar nicht zu fassen im Stande, und deßhalb gleichgültiger gegen dogmatische Lehrmeinungen wären. Und in der That herrschte unter diesen ehemaligen Landpfarrern eine äußerst laxe Einhaltung bestimmter Lehrsätze. Sie ließen zu ihrer Geschäftserleichterung katholische Priester in ihren Kirchen predigen, gingen in die Nachbarschaft auf katholische Primizfeiern und segneten die gemischten Ehen gegen erklärte Landesgesetze ohne viele Gewissensangst ein. Und wenn sie deßwegen vom Grafen verwarnt oder bestraft wurden, konnten sie sich über diese Ungerechtigkeit nicht genug beklagen.

Diese tiefe Unkenntniß der Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten im Volke und in den Geistlichen war überhaupt in den meisten Ländern eine Hauptveranlassung des allmähligen Abfalles vom Katholicismus zum Protestantismus, ohne daß dieser Schritt den Betheiligten stets zum gehörigen Bewußtsein kam. Der Schullehrer stieg auf dem Lande in vielen Fällen mit einer Art herkömmlicher Anwartschaft zum Prediger auf, sei es weil er wohlfeiler zu haben war, sei es aus Mangel an tauglicheren Personen zu diesem Amte. Man hatte nach dem Zeugnisse des eifrigen Protestanten Standing auch allerlei Unfug und Aergerniß mit den unverheiratheten und ausschweifenden Kindern lutherischer Pfarrhäuser, welche von den geistlichen Herren selbst in Schutz genommen, einen sehr erschreckenden Eindruck auf die Gemeinde machten. Da an Büchersammlungen in den Pfarrhäusern ohnehin nicht zu denken war, so verband man die Pfarrer von Obrigkeitswegen, wenigstens die Hauptschriftsteller der Reformation, drei oder vier an der [illegible] zu halten, und im nöthigen Falle wurden sie aus dem [illegible]vermögen zum Gebrauche angeschafft. Dadurch gelang [illegible]testantische Bücher in Umlauf zu bringen, nach welchen

sonst weder im Volke, noch in den Geistlichen viel Begeisterung ersichtlich ist. —

Nicht minder lehrreich erscheint uns die Einführung der Reformation in Weilburg, der Hauptstadt des Gebietes von Nassau-Weilburg-Usingen, wo damals Graf Philipp der Zweite, ein besonderer Verehrer Wilhelms des Reichen, in Siegen-Dillenburg regierte, ein kluger, unternehmender Herr, fest entschlossen, das Kirchengut und die kirchliche Jurisdiction um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen, voll falscher Ausflüchte gegen den Kaiser, seine nächsten Anverwandten von Nassau-Saarbrücken und den Churfürsten von Trier, welcher mit seiner weltlichen und geistlichen Macht in's Herz von Nassau hereinreichte. Ueber die Protestantisirung dieses nassauischen Landestheiles haben wir eine kleine Schrift von Eichhof, einem Lehrer und Obmann des Gymnasiums zu Weilburg, fast nur merkwürdig als Beweis für die Denkunmündigkeit des Verfassers und die thörichten Bekenntnisse, welche er darin zum Vortheile der Reformation mit seltenem Blödsinne abgelegt hat. Er ist in der That Bileam und Bileams Esel in einer Person, eine Art literarischen Centaurs, wo sich der Mensch vom Lastthiere nicht trennen kann und sich vom letzteren beständig berichtigen lassen muß. Daher haben wir nichts Anderes zu thun, als seine unbewußten Thorheiten in gehörigen Zusammenhang zu bringen, zum plastischen Beweise, daß die Reformation Weilburgs nur durch fortgesetzte Gewalt und Ungerechtigkeit bewerkstelligt worden ist, ohne alle Theilnahme von Seiten des eigentlichen Volkes und fast der gesammten Geistlichkeit, welcher nicht bloß der Ruhm gläubiger Gesinnung und Standhaftigkeit, sondern auch die Gabe großer Gelehrsamkeit und Redekraft mit Recht zukommt. Eichhof definirt von vornherein die Reformation als „Reinigung des Glaubens und Herstellung des Evangelii Christi." Welcher Art dieses „Evangelium Christi" daselbst gewesen ist, erzählt er uns selbst auf folgende Weise: Graf Philipp der Zweite wohnte in der Regel auf seinem Schlosse Neuweilnau in der Nähe von Usingen, berathen von zwei Burgpfaffen, die sich nach ihrem Lehrcursus in Heidelberg, von Luther's socialer Bewegung angesteckt, bei ihm eingenistet hatten, und den hochfliegenden Entwürfen des Grafen nach Vergrößerung seines Landes und seiner Macht treffliche Dienste [illegible] Wagschale der nassauischen Reformation legen konnten.

und wir begegnen den bittersten Klagen vieler Geistlichen über diese unehrenbietige Belastung des Pfarrhauses, ohne daß sie in den meisten Fällen etwas ausrichten konnten, da ja ohnehin mehrere von ihnen theils aus Gewinnsucht, theils aus Nothdurft des Lebens Weinschenken in ihren Häusern unterhielten. Freilich hatten sie größtentheils weder die nothwendige Wissenschaft, noch die Gediegenheit des Charakters, daß sie es mit irgend einer theologischen Lehre ernstlich nahmen. Bernhardi beschuldigt sie geradezu, daß sie den Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Lehre gar nicht zu fassen im Stande, und deßhalb gleichgültiger gegen dogmatische Lehrmeinungen wären. Und in der That herrschte unter diesen nassauischen Landpfarrern eine äußerst laxe Einhaltung bestimmter Lehrsätze. Sie ließen zu ihrer Geschäftserleichterung katholische Priester in ihren Kirchen predigen, gingen in die Nachbarschaft auf katholische Primizfeiern und segneten die gemischten Ehen gegen erklärte Landesgesetze ohne viele Gewissensangst ein. Und wenn sie deßwegen vom Grafen verwarnt oder bestraft wurden, konnten sie sich über diese Ungerechtigkeit nicht genug beklagen.

Diese tiefe Unkenntniß der Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten im Volke und in den Geistlichen war überhaupt in den meisten Ländern eine Hauptveranlassung des allmähligen Abfalles vom Katholicismus zum Protestantismus, ohne daß dieser Schritt den Betheiligten stets zum gehörigen Bewußtsein kam. Der Schullehrer stieg auf dem Lande in vielen Fällen mit einer Art herkömmlicher Anwartschaft zum Prediger auf, sei es weil er wohlfeiler zu haben war, sei es aus Mangel an tauglicheren Personen zu diesem Amte. Man hatte nach dem Zeugnisse des eifrigen Protestanten Steubing auch allerlei Mühsal und Aergerniß mit den mißrathenen und ausschweifenden Kindern lutherischer Pfarrhäuser, welche von den geistlichen Herren selbst in Schutz genommen, einen sehr erschreckenden Eindruck auf die Gemeinde machten. Da an Büchersammlungen in den Pfarrhäusern ohnehin nicht zu denken war, so verband man die Pfarrer von Obrigkeitswegen, wenigstens die Hauptschriftsteller der Reformation, drei oder vier an der Zahl, zu halten, und im nöthigen Falle wurden sie aus dem Kirchenvermögen zum Gebrauche angeschafft. Dadurch gelang es, protestantische Bücher in Umlauf zu bringen, nach welchen

sonst weder im Volke, noch in den Geistlichen viel Begehr ersichtlich ist. —

Nicht minder lehrreich erscheint uns die Einführung der Reformation in Weilburg, der Hauptstadt des Gebietes von Nassau-Weilburg-Usingen, wo damals Graf Philipp der Zweite, ein besonderer Verehrer Wilhelms des Reichen, in Siegen-Dillenburg regierte, ein kluger, nachdenklicher Herr, fest entschlossen, das Kirchengut und die kirchliche Jurisdiction um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen, voll falscher Ausflüchte gegen den Kaiser, seine nächsten Anverwandten von Nassau-Saarbrücken und den Churfürsten von Trier, welcher mit seiner weltlichen und geistlichen Macht in's Herz von Nassau hereinreichte. Ueber die Protestantisirung dieses nassauischen Landestheiles haben wir eine kleine Schrift von Eichhof, einem Lehrer und Obmann des Gymnasiums zu Weilburg, fast nur merkwürdig als Beweis für die Denkunmündigkeit des Verfassers und die thörichten Bekenntnisse, welche er darin zum Nachtheile der Reformation mit seltenem Blödsinne abgelegt hat. Er ist in der That Bileam und Bileams Esel in einer Person, eine Art literarischen Centaurs, wo sich der Mensch vom Lastthiere nicht trennen kann und sich vom letzteren beständig berichtigen lassen muß. Daher haben wir nichts Anderes zu thun, als seine unbewußten Thorheiten in gehörigen Zusammenhang zu bringen, zum plastischen Beweise, daß die Reformation Weilburgs nur durch fortgesetzte Gewalt und Ungerechtigkeit bewerkstelligt worden ist, ohne alle Theilnahme von Seiten des eigentlichen Volkes und fast der gesammten Geistlichkeit, welcher nicht bloß der Ruhm gläubiger Gesinnung und Standhaftigkeit, sondern auch die Gabe großer Gelehrsamkeit und Redekraft mit Recht zukommt. Eichhof definirt von vornherein die Reformation als „Reinigung des Glaubens und Herstellung des Evangelii Christi." Welcher Art dieses „Evangelium Christi" daselbst gewesen ist, erzählt er uns selbst auf folgende Weise: Graf Philipp der Zweite wohnte in der Regel auf seinem Schlosse Neuweilnau in der Nähe von Usingen, berathen von zwei Burgpfaffen, die sich nach ihrem Lehrcursus in Heidelberg, von Luther's socialer Bewegung angesteckt, bei ihm eingenistet hatten, und den hochfliegenden Entwürfen des Grafen nach Vergrößerung seines Landes und seiner Macht treffliche Dienste in die Wagschale der nassauischen Reformation legen konnten. Der

Hofkaplan Heinrich Romanus von ungewisser Landsmannsschaft und sein Spießgeselle Johannes Khun von Usingen, Secretär und Kanzler des Grafen, beide Schüler des vielbekannten Schnepf, damals Professors in Heidelberg, verstanden diese Kunst so vortrefflich, daß der Graf, in der Religion selbst ohne gründliche Kenntnisse, lediglich von politischen Gründen geleitet, ganz in ihre Pläne einging und höchstens zuweilen ihren gewaltsam eingreifenden Fanatismus zu seinem persönlichen Vortheil mäßigte. Ihre Thätigkeit begann bereits im Jahre 1524 durch mündliche und schriftliche Ausbreitung lutherischer Lehren, in Verbindung mit den entscheidenden Einstreuungen von Außen, welche sich Nassau zum vorzüglichen Zielpunkte ihrer reformatorischen Absichten genommen hatten. Den Hauptbrandstoff schleuderte Schnepf von Heidelberg unabläßig in die Thäler der Lahn und trat im Jahre 1526 selbst auf einen Ruf des Grafen in nassauische Dienste mit dem Sitze in Weilburg, von wo aus man die Unterjochung des angränzenden Landes am leichtesten zu bewerkstelligen hoffen konnte. Daß im Volke und in der Priesterschaft kein schneller Erfolg für die lutherische Irrlehre zu erwarten stand, ließen alle Anzeichen erwarten.

Das hier bestehende Walpurgisstift, eine fromme Stiftung des Kaisers Konrad des Zweiten aus dem zehnten Jahrhundert, unter dem Namen der heiligen Walpurgis, einer Nichte des heiligen Bonifacius, damals mit sechs bis neun Priestern, lehnte die Predigt des Herrn Schnepf mit Entschiedenheit ab; nur ein Meßgeistlicher, Greser, ein durch Nepotismus in den Besitz einer Pfründe gekommener sehr junger Mann, neigte sich zum literarischen Humanismus an der dortigen lateinischen Schule, ohne jedoch sich ausdrücklich dafür zu erklären oder an dessen gegenkirchlicher Verbreitung Antheil zu nehmen. Der Pfarrer an der St. Martinspfarrkirche, Ros mit Namen, ein sehr gebildeter Mann, mit gründlichen Kenntnissen in der Theologie und ungemeiner Beredtsamkeit, voll Muth und Entschlossenheit, setzte sich nicht bloß persönlich gegen die neue Ketzerei, sondern öffentlich als Seelsorger vor seinen Zuhörern in der Kirche mit zermalmender Kraft entgegen, so daß Schnepf ganz in den Hintergrund treten mußte, und Heinrich Romanus, der Hofkaplan, schmerzenvoll einbekennt, daß Ros „dem Evangelio so viel zu schaffen mache." In Weilburg befand sich ein sogenanntes Dominicanerhaus, worin der vielbekannte und volksbeliebte

„weiße Mönch,“ ein Zögling des heiligen Dominicus, gewöhnlich aus Frankfurt am Main, wohnte, um die Sammlungen für seinen Orden in Empfang zu nehmen und dafür auf dem Lande ringsumher Seelsorgsdienste als Ersatz zu leisten hatte, für Geistliche und Laien mit seiner aushelfenden Thätigkeit sehr willkommen. Dieser Dominicaner lief beim Erscheinen des Herrn Schnepf durch alle Nachbargemeinden, warnend und flehend, sich vom „Zungendrescher aus Heidelberg“ doch ja nicht in den Irrthum verschwätzen zu lassen, denn Alles, was er predige, sei „eitel Ketzerei.“ Natürlich schenkte das Landvolk solchen Ermahnungen mehr Gehör, als hergelaufenen Fremdlingen, deren Anwesenheit nur durch die Absicht geflissentlicher Volksverführung erklärt werden konnte, da für den katholischen Gottesdienst ohnehin genugsam gesorgt war. Eichhof fühlt diesen Widerwillen des Landvolkes gegen das Lutherthum selbst, und sucht sich durch die fast allgemeine Theilnahme der Bürger von Weilburg an Schnepfs Predigten zu trösten. Gleichwohl erzählt und beklagt er gleich darauf selbst, daß die Bewohner von Weilburg an Sonntagen die Stadtmiliz aufboten und mit der gesammten Mannschaft während Schnepfs Predigt um die Kirche trommelten, so daß man kein Wort von der Predigt verstehen konnte, auch wiederholt dessen Abberufung vom Grafen verlangten. Das zeigt hinlänglich, weß Sinnes die Stadtgemeinde von Weilburg in Bezug auf die Reformation war. In der Nachbarschaft der Stadt, im sogenannten Pfannstiel, befand sich ein berühmtes Stift „rother Pfaffen“ nach den Regeln des Johanniterordens mit einer weitumher gefeierten Wallfahrt der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria, von den Gläubigen der ganzen Gegend besucht und hochverehrt. Der Name „rother Pfaffen“ rührt von ihrem rothen Leibgurt her, und ihre einflußreiche Wirksamkeit machte das Heiligthum für alle lutherisch Gesinnten zum scharfen Dorn im Auge. Schnepfs Anmuthungen an einzelne Mitglieder, um den Preis aufgenöthigter Lust vom heiligen Glauben zur lutherischen Ketzerei abzufallen, blieben an diesen heiligen Männern völlig erfolglos. Je mehr das arme Volk sich in seinen religiösen Ueberzeugungen bedroht und verletzt fühlte, um so eifriger strömte es nach Pfannstiel, um in stiller Einsamkeit Schutz für's verfolgte Herz zu suchen.

Unter solchen Umständen kamen die wenigen Anhänger der lutherischen Neuerung mit jedem Tage in größere Bedrängniß.

Besonders mißlich war die Lage des Herrn Schnepf. Der Graf hatte mit reformatorischer Eigenmacht demselben die Kirche des Walpurgisstiftes für seine Predigt und Seelsorge eingeräumt und das Stift auf höchst unnatürliche Weise genöthigt, dem Eindringling und Ketzer Wohnung und Besoldung zu geben, während allen Stiftsherren das Predigen verboten war. Der Dombecan Spitzfaden konnte zwar gegen die offenbare Gewalt nichts ausrichten, bediente aber den eingedrungenen Prediger mit kärglicher Kost, dem schlechtesten Wein aus dem Amte Selters und mit äußerster Zurückhaltung des Predigerlohns, welcher dem Stifte vom Landesfürsten wider alles Recht war aufgezwungen worden. Schnepfs Klagen beim Grafen halfen nichts; der nassauische „Luther," wie ihn Eichhof nennt, stand als verlorener Thurm ohne Epheuranke von Beifall und Zustimmung auf den schönen Hügeln von Weilburg. Im höchsten Mißmuthe über seine vielfachen Schäden an Leib und Gut nahm er einen Ruf als Professor an die Universität zu Marburg an, und zog Gresern, die einzige Errungenschaft seiner Weilburger Predigten, mit sich fort. Das empörte die Hofparthei, welche den Einflüssen des Heinrich Romanus und des Johann Khun blind ergeben war. Sie drang in den Grafen, mit entschiedener Gewalt aufzutreten, da der bisherige laue Gang nichts Gutes eingetragen habe. Man müsse das Uebel mit der Wurzel ausrotten, und namentlich das St. Walpurgisstift säcularisiren, das Kloster Pfannstiel zerstören und die St. Martinskirche „des heftigen Papisten Ros" entledigen. Sie verführte lautes Murren gegen den ängstlichen Grafen, welcher aus politischen Gründen gegen Kaiser und Trier nicht allzu stark verstoßen konnte. Er ließ indessen von allen Kirchengütern und heiligen Geräthschaften, von Gold, Silber und Edelstein, von Urkunden und Gerechtsamen genaue Verzeichnisse aufstellen, um nöthigenfalls gerüstet zu sein, den gesammten Vorrath in landesfürstlichen Schutz zu nehmen. Und die Gelegenheit kam schneller, als man erwartet hatte. Durch die protestantische Auslegung des Reichstagsabschiedes zu Speyer vom Jahre 1535, worin den Ständen eingeschärft war, nur das in Religionssachen zu thun, was sie im Gewissen verantworten könnten, ermuthigt, machte er auf einmal einen kühnen Griff in's Kirchenrecht. Ros wurde von der St. Martinspfarrkirche als unverträglich mit der Landesruhe verjagt, Pfannstiel geplündert und gänzlich zerstört

und das St. Walpurgisstift unter weltlichen Schutz gestellt. Greser behielt gegen die entschiedene Einrede der Stiftsherren durch einen Machtspruch des Grafen während seines Aufenthaltes zu Marburg, wo er sich zu einem protestantischen Prediger ausbildete, die Einkünfte seiner früheren Pfründe bei, und so oft eine Altarpfründe durch den Tod eines Stiftsmitgliedes erledigt wurde, so blieb sie unbesetzt und ihr Einkommen wurde zu Stipendien zur Bildung protestantischer Prediger an deutschen Hochschulen verwendet. Auch das Dominicanerhaus, ein erklärtes Privateigenthum, zog der Graf zum Domänengut ein, nachdem er den darin wohnenden alten kranken Ordensmann ohne Barmherzigkeit auf die Gasse gesetzt hatte. An die Stelle des Herrn Ros trat 1530 durch gräfliche Aufnöthigung der protestantische Prediger Peter von Usingen, ein Mensch, welcher an Geist und Frömmigkeit dem schmählich vertriebenen Vorgänger das Wasser nicht reichen konnte.

Im Jahre 1533 breitete sich durch Zwangsanordnung von Seiten des Grafen das verfängliche Netz einer protestantischen Kirchenordnung über das ganze Land, ohne das Volk mit seiner Meinung und Religionsüberzeugung auch nur leise dabei zu Rathe zu ziehen, eine Art von geistiger Einfädelung ohne Beispiel, wodurch den Katholiken der Grafschaft nicht bloß das freie Denken, sondern das Gewissen selbst unterbunden und von landgräflicher Genehmigung abhängig gemacht wurde. Um das Volk mit Gewalt in die fremde Form zu drücken und alle katholischen Anklänge auszurotten, unternahm der Hofkaplan Heinrich Romanus auf landesfürstlichen Befehl eine allgemeine Visitation in der Diöcese, deren Resultat für uns höchst merkwürdig ist. Sie galt vorzüglich Klöstern und kirchlichen Brüderschaften, deren Wichtigkeit für's katholische Leben man richtig zu würdigen verstand. Man legte bei dieser Gelegenheit Beschlag auf alle ihre geistlichen Güter, verkaufte ihre Meßgewande und Kirchengeräthschaften, und nahm das dafür erlöste Geld angeblich in landesfürstlichen Verwahrsam. Die Bauern hielten sich allenthalben von der Kirche fern und wollten den Geistlichen durchaus keine Gefälle mehr zahlen, weil sie keine Messe mehr läsen, wofür die Stiftung einzig und allein gemacht worden sei. Man suchte sich bei diesen Erscheinungen in Nassau mit der Allgemeinheit des Uebels in protestantisirten Gegenden zu trösten, so daß selbst Luther über „solchen Undank der Leute

für's Wort Gottes" bitterlich klagte und beifügte, „er wolle dazu helfen, daß sie gar keine Prediger hätten und lebten wie die Säue, wie sie auch wirklich thun. Aus diesem Grunde sähen die Prediger aus wie die dürren Geister aus Mangel an Lebensnothdurft." Da die einheimischen Priester sich zum Predigen der Irrlehre aus fester Anhänglichkeit an die alte Kirche nicht hergaben und „die hergelaufenen Pfaffen" für ihren Dienst keine genügende Bezahlung für ihren Unterhalt gewannen, so wendeten sich die letzteren in andere Länder und ließen die nassauische Mission brach liegen zum großen Nachtheile der reformatorischen Fortschritte. Wo ein Prädicant auf seinem Posten gefunden wurde, traf man nicht selten auch die ärgerlichste Ausschweifung; so zu Eschershausen, wo der lutherische Prediger mit seiner Magd in Unzucht lebte und in milder Behandlung ernstliche Besserung versprechen mußte. An vielen Orten war die Abneigung des Volkes gegen die neue Lehre so groß, daß die Bauern den Geistlichen nöthigten, katholischen Gottesdienst zu halten, wenn er auch auf einem benachbarten Orte für den protestantischen Gottesdienst angestellt war. Selbst die strengsten Maßregeln gegen die Weigerung, protestantischen Predigern ohne Messedienst den bisher üblichen Unterhalt zu schaffen, blieben lange Zeit erfolglos. Man war genöthigt, die eingezogenen Kirchengüter zur Bildung und Ernährung eifriger Diener des „reineren Evangelii" zu verwenden, folglich mit katholischem Eigenthume die Revolution gegen die rechtmäßigen Besitzer zu bezahlen. Aber auch hierin traten besonders Anfangs mancherlei Schwierigkeiten zu Tage, da nach dem Eingeständnisse Eichhofs „die Kirchengüter verschleudert worden und in unrechte Hände gekommen waren." Diese Aufrichtigkeit des genannten Geschichtsforschers ist um so höher anzuschlagen, je giftiger Eichhof sonst alles Katholische anfeindet, und die Stammlügen der nassauischen Reformation mit neuen Zusätzen bereichert. Dadurch widerlegt er seine Freunde und Bundesgenossen, Steubing und Arnoldi, welche unaufhörlich wiederholen, daß alle nassauischen Kirchengüter der Katholiken zu wohlthätigen Volkszwecken verwendet worden seien.

Mit dem Eintritte des Grafen Philipp in den Schmalkaldischen Bund erhielt die Gewalt gegen den alten Glauben wieder größeren Nachdruck. Schnepf wurde durch Kaspar Goldwurm ersetzt. Dieser Mann stammte aus dem tirolischen Etsch-

lande, angeblich von Sterzingen in einem Thale am Brenner, dessen Gewässer sich bei Botzen in die Etsch ergießen. Als Student in Italien hatte er alle Zügellosigkeiten des damaligen Universitätslebens durchgemacht und namentlich eifrig Humanitätsstudien getrieben, welche zu jener Zeit so viele junge Kräfte der Reformation zuführten. In seine Heimath zurückgekommen und durch seine freie Lebensweise anstößig geworden, ohne alle Aussicht bei seiner zuchtlosen Sinnlichkeit auf priesterlicher Laufbahn sein Glück zu machen, entfloh er im Jahre 1542 aus Tirol und trieb sich als junger Mensch von achtzehn Jahren in Deutschland umher, nach äußerer Nothwendigkeit und innerer Zuneigung den lutherischen Kreisen zugewandt. In Wittenberg lebte er einige Zeit im Kreise der bekannten Reformatoren und bestärkte sich in den Revolutionslehren des sechszehnten Jahrhunderts. Von den letzteren empfohlen, übernahm er die Erziehung der Söhne des Herrn Lösch von Mölnberg, den wir von Frankfurt aus als einen der emsigsten Verbreiter der lutherischen Ketzerei in den Maingegenden und im Taunusgebirge kennen. Hier wurde er mit dem Grafen Philipp und dessen Landesnöthen bekannt, und trat im Jahre 1546, 22 Jahre alt, als fanatischer Heißsporn in nassauische Dienste. Zu Weilburg als Hofkaplan und Hauptgewalthaber der Reformation zu einer Zeit angestellt, wo trotz aller bisherigen Bestrebungen die katholische Kirche mit ihrem ewig jungen Triebe über alle Gewalt siegreich hinausgewachsen war, konnte er wenig oder gar nichts ausrichten, und mußte auf das Andringen des Volkes beim Landesfürsten und durch das bekannte Interim, welches der katholischen Kirche einigen Schutz gewährte, aus Weilburg in die hessischen Lande entweichen. Mit ihm zogen nicht weniger als siebenzehn lutherische Geistliche ab.

Der Katholicismus, bisher gedrückt, aber keineswegs entwurzelt, machte sich überall mit unwiderstehlicher Kraft wieder geltend. Ein gewisser Justus, lutherischer Pfarrer in Weilburg, hatte zwar während dieser Zeit so viel er konnte dagegen gearbeitet in zwiefältiger Stellung zwischen Katholicismus und Protestantismus, aber dergestalt ohne Erfolg, daß er genöthigt war, „die Sünder von Weilburg" in den Bann zu thun, mit der Bemerkung, Luther's „Grobheiten" in Schrift und Wort hätten auch ihn oft verdrossen; sie seien aber nothwendig, um das Volk von seinen „Sünden" abzuschrecken und für das

Wort Gottes fügsam zu machen. Er wurde dadurch beim Volke so verhaßt, daß ihn der Graf absetzen mußte. Heinrich Romanus, die erste und vorzüglichste Triebfeder der Reformation am gräflichen Hofe zu Neuweilnau, empfand über diese Unempfänglichkeit des nassauischen Volkes für den Abfall von der katholischen Kirche den tiefsten Schmerz und endete sein Leben unter den peinlichsten Gefühlen mißrathener Volksbethörung im Jahre 1544. Aber im Jahre 1552, beim Bruche des Interim durch offenbare Auflehnung der Reichsstände gegen den Kaiser, kehrte Goldwurm wieder zurück und eröffnete den protestantischen Gottesdienst mit einer revolutionären Predigt zu Weilburg in Gegenwart des Grafen Philipp und des blutdürstigen Mansfeld, welcher damals zufällig in jenen Gegenden stand, und dessen Andacht und Gottesfurcht dem Herrn Eichhof höchst preiswürdig erschienen ist nach dem Grundsatze nassauischer Geschichtsforscher, welche an einem fanatischen Wütheriche gegen die Katholiken alle Laster und Verbrechen verzeihlich finden. Goldwurm wurde zum Superintendenten und Visitator der nassau-weilburgischen Lande bestellt, das heißt mit anderen Worten, zum Unterdrücker katholischer Glaubensüberzeugungen und Verschleißer katholischer Kirchengüter für protestantische Zwecke.

Dieser gewaltthätige Revolutionssturm, durch die falschen Auslegungen des Religionsfriedens vom Jahre 1555 begründet und beflügelt, änderte in kurzer Zeit den äußeren Religionszustand des Weilburger und Usinger Landes in so weit wenigstens, daß alle katholische Religionsübung unmöglich gemacht, alles Kirchengut weggenommen und das gesammte Schulwesen nach protestantischen Lehrsätzen eingerichtet wurde. Goldwurm entwickelte bei diesem Geschäfte eine eben so große Thätigkeit, als grausame List zur Bethörung der Geister. Alle katholische Pfarrer durften Anfangs sogar ihre Kirchenübungen unbeirrt fortsetzen, unter der Bedingung, in den Ehestand zu treten. Von diesem einzigen Zwangs- und Glaubensartikel hoffte man das allmählige Aufblühen der lutherischen Lehre im gutgewählten Boden der Sinnlichkeit und des Eidbruches. Indeß erzählt die Geschichte nur vom Abfalle eines einzigen Geistlichen auf diesem Wege, nämlich des Pfarrers Fresenius in Weilburg, welcher sich durch die wiederholte Androhung der Verbannung aus Amt, Land und Würden zu diesem schmählichen Schritte bewegen ließ.

Da sich die Erwachsenen die Ketzerei durchaus nicht aufdrängen ließen, so gab Goldwurm den Befehl, diese als Unverbesserliche ohne weitern Unterricht zu lassen, dagegen die Zwangsschule und den Zwangskatechismus Luthers mit aller Strenge einzuführen und zu handhaben, als einziges Mittel zur allmähligen Protestantisirung des Volkes. Für die Bildung lutherischer Prädicanten entstanden aus katholischem Kirchengelde die Mittelschulen zu Weilburg und Usingen, die erstere aus der unterdrückten katholischen Stiftsschule, die letztere aus eingezogenem Pfarr- und Klostergute, mit besonderer Betonung Goldwurms, daß auf denselben vorzugsweise Classiker der Griechen und Römer zu erklären seien, weil die Erfahrung bewies, daß in der damaligen Gährung der Geister humanistische Gelüste am leichtesten für den Protestantismus gewonnen werden konnten. Die früheren Altar- und Meßstiftungsgelder dienten zu Stipendien lutherischer Studenten in Wittenberg, Marburg und anderen protestantischen Universitätsstädten, mit Ausschluß aller Katholiken vom Mitgenusse derselben. Dadurch wurden katholisch-theologische Studien für Weilburg-Usingen und aller Nachwuchs katholischer Priester geradezu unmöglich gemacht. Die Güter des Walpurgisstiftes wurden für protestantisches Staatseigenthum erklärt, die Canoniker zum Aussterben verdammt und alle Geräthschaften des katholischen Kirchenwesens gottesräuberisch aus den Sacristeien gerissen und verkauft. Der letzte Canoniker des Stiftes starb um's Jahr 1564, also fünf Jahre nach dem Tode Goldwurms, welcher 1554 in den Ehestand getreten und sich durch seine Maßlosigkeiten nach allen Seiten vor der Zeit aufgerieben hatte. Ihm folgte nach einigem Zwischenraume im Reformationswerke ein gewisser Stephani, Vater von siebenzehn Kindern, als erster Vorstand des lutherischen Kirchenwesens in Weilburg, und setzte Goldwurms Zwangssystem mit mehr Geschick als sein unmittelbarer Vorgänger fort. Im Zeitraume von 1572 bis 1600 überspannte er das ganze Land mit seinen Fangnetzen, einverständlich mit den Reformatoren in Nassau-Dillenburg, namentlich mit dem Wühler Sarcerius, welcher ihm auch brüderlich die Hand reichte und uns später näher bekannt werden wird. Es wurde dergestalt visitirt, examinirt und condemnirt, daß die Jugend in eben dem Maße unkatholisch gemacht wurde, als die Generation der Eltern und Großeltern in's Grab sank, ohne jedoch ausdauernde Vorliebe für's ortho-

doxe Lutherthum in die Herzen der Herübergenöthigten zu pflanzen, welche die Strafgelder für den standhaften Katholicismus der Todten in ihrer Armuth auszuleiden hatten.

In der Grafschaft Diez, welche erst durch die Beilegung des Katzenelnbogen'schen Erbfolgestreites größtentheils an Nassau fiel, tritt uns der Geist der Reformation noch anschaulicher in einem höchst interessanten Spiegelbilde entgegen. Dieselbe liegt in der unmittelbaren Nähe des Lahnstromes, welcher hier im Herzen des Nassauerlandes durch wundersam liebliche Hügel seine malerischen Windungen hindurchschlängelt, einst eine römische Volksansiedelung und daher auch frühzeitig christianisirt, schon zu den Zeiten des heiligen Bonifacius ein Anhaltspunkt für die Missionen in den Heidenländern jenseits des Westerwaldes. Sie erhielt, wie bereits gemeldet worden, im Jahre 1289 durch die fromme Stiftung des Grafen Gerhard des Vierten von Diez in der Stadt gleichen Namens die berühmte Marienkirche mit acht Canonikern urd vier Vicarien als Hauptstock der Seelsorge in den umliegenden Gegenden. Gegen das Jahr 1564 riefen die Grafen von Nassau als Herren dieser neuerworbenen Besitzungen die Canoniker auf, die Irrlehre Luthers zu predigen und Eheweiber zu nehmen, um durch diese zwei sehr verschiedene Dinge das „Wort Gottes" wechselweise zu befördern und zu ergänzen. Kein einziger der Angerufenen leistete diesem Befehle Gehorsam. Es lag in dieser einmüthigen Weigerung eine erschütternde Uebermacht des Bekenntnisses trotz aller Lockung fleischlicher Lüste und Begierden. Der Graf vertrieb ohne viele Umstände die bisher im Dienste gestandenen katholischen Pfarrer und verbot den Stiftsgeistlichen alles Predigen. Der katholische Gottesdienst fand also nur noch in der Stiftskirche allein statt, und diesen konnte der Graf aus Rücksichten für den Churfürsten von Trier nicht sogleich unterdrücken. Daher strömte an Sonntagen alles Volk diesem noch einzig übrig gebliebenen Gottesdienste zu und vermied mit aller Entschiedenheit die eingeschmuggelten Winkelprediger der neuen Lehre. Der Graf forderte die Canoniker auf, lutherische Prädicanten auf ihren Pfarreien zu präsentiren; sie schlugen es einmüthig und entschieden ab.

Da fuhr der protestantische Landesfürst willkürlich und gewaltsam in's Werk und — protestantische Geschichtschreiber können ihn deßhalb nicht genug loben — stellte ohne alle Rücksicht auf das katholische Volk den Christoph Weikard als Pfarrer nach

Diez, Jost Eberhard nach Freiendiez und J. Andrä Schonbach nach St. Peter, sämmtlich Fremdlinge und eifrige Lutheraner, zum Theile Schüler Melanchthons, welche mit ungemeiner Kunstfertigkeit, wie sie nur noch einmal bei unseren Demokraten vorkommt, die Gegend zu protestantisiren anfingen. Da mit offenem Visier das katholische Volk nicht zu verderben war, so schoben sie allgemach und listig den katholischen Formen die lutherische Lehre unter und hofften, wie die Männer in Weilburg, erst durch die Zwangsschule ihr neulutherisches Geschlecht zu gewinnen. Sie erklärten daher mit ausdrücklichen Worten, daß durch ihren Seelsorgedienst an der katholischen Lehre gar nichts Wesentliches geändert, sondern nur einiger Mißbrauch vom Katholicismus beseitigt werden solle. Bilder, Meßgewande, Chorröcke, Exorcismus, Meßform, ja selbst manche lateinische Gesänge wurden beibehalten. Als später die Kirchenvisitatoren diese Uebervortheilung des armen Landvolkes zur Erreichung des letzten Zweckes beschleunigen wollten, erklärte ihnen nach achtjähriger Erfahrung ein Pfarrer unverhohlen, daß die Chorröcke nicht zu beseitigen seien ohne großes Aergerniß; sie möchten dieselben um „des dummen Volkes" willen noch einige Zeit lassen. Man merkt es den bekümmerten Prädicanten, als Trägern dieses Volksbetruges, nur zu deutlich an, daß sie die Nachbarschaft des katholischen Trierer Antheiles in ihrer zweideutigen Stellung voll List und Widerspruch nicht gut auszuhalten im Stande waren, und erschauderten vor jedem Lufthauche katholischer Athemzüge als Hinderniß ihrer kunstreichen Volksbearbeitung für's Lutherthum. Ja manchmal brach ihr bedrängtes Herz in laute Klagen aus gegen die „Pest" von Trier, und ihre eindringlichsten Warnungen, derselben auszuweichen, wollten trotz alles frommen Eifers von ihrer Seite keine erklecklichen Früchte bringen.

Während diese schandbaren Missethaten der fremden Söldlinge am katholischen Volke vor sich gehen, feiern die Canoniker der Stiftskirche ihren katholischen Gottesdienst. Weder Drohung noch Beschmeichelung kann sie davon abbringen. Das Gebot des Landesfürsten, die Lästerungen der Prädicanten, die rings gehäuften Trübsale gegen ihr katholisches Dasein fruchten nichts. Sie singen ihre Horen mit so lauter Stimme fort, daß sie weithin tönen als einsam muthiges Lied der Gottesfurcht und Treue auf jenen Hügeln, welche um die Marienkirche reizvoll

aufragen. Das Volk selbst, tausendmal geprüft, belehrt, bedroht, bestraft, will die lutherische Predigt nicht begreifen. Der eine Canoniker stirbt nach dem anderen und wird zum Aergerniß lutherischer Prediger, welche wehmüthig zur verlorenen Stolgebühr aufblicken, nach katholischem Ritus begraben. Da sie nicht heirathen wollten, drohte ihnen der Graf, ihre Dienstleute zu nehmen, und gab ihnen Bedenkzeit auf vierzehn Tage, um mit dem Heirathsentschlusse fertig zu werden. Diese Bedenkzeit gehört zu den merkwürdigsten Zeichen der Tyrannei, welche die Irrlehrer gegen die Katholiken in Anwendung zu bringen für würdig und erlaubt hielten. Kein Canoniker brach seinen Priestereid. Man nahm ihnen mit erfinderischer Quälerei ihre weiblichen Dienstleute ohne Rücksicht auf Dienstalter, ohne alle Verdachtsgründe, und verwies sie aus dem Lande. Die katholischen Einwohner von Diez trugen ihre Kinder zur Taufe entweder zu den Canonikern der Stiftmarienkirche oder nach Limburg auf Trierisches Gebiet. Der protestantische Pfarrer Weikard, darüber in Wuth gerathend, drohte dem Grafen, daß er, wofern diesem Unwesen nicht mit Gewalt gesteuert würde, seinen Posten auf der Stelle verlassen werde. Die strengsten Verbote aus landesfürstlicher Vollmacht ergingen dagegen, ohne durchweg günstigen Erfolg zu haben. So oft ein Canonicat durch Tod erledigt ward, trat ein protestantischer Geistlicher als Erbe der vacanten Pfründe ein; die katholischen Kanoniker verweigerten dem widerrechtlich Eingedrungenen Anerkennung und Umgang. Der Graf, darüber bitterböse, konnte dagegen nichts ausrichten. Erst als dieses mannhafte Collegium durch den Tod auf zwei zusammengeschmolzen war, zitterten die letzten Reste dieses ehrwürdigen Männerbundes in der rauhen Luft eherner Gewalt, ohne jedoch im katholischen Glauben zu wanken, bewundernswerthe Trümmer katholischer Treue, welche der Tod, nicht die Ketzerei gebrochen.

Auf gleich listige und gewaltthätige Weise verfuhr man gegen die Klöster. Wenn die nassauischen Geschichtsschreiber davon zu reden Anlaß haben, so geschieht es mit so beispielloser Unwissenheit, um nicht Heuchelei zu sagen, daß jeder nur einiger Maßen ehrliche und gebildete Mensch darob mit tiefstem Ekel erfüllt wird. Steubing, Arnoldi, Vogel, Eichhof, Keller sind in diesem Punkte weit einiger, als in ihren protestantischen Glaubensartikeln, und verrathen ein so unbedingtes Vertrauen

auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit des deutschen Publikums, daß wir ein solches Verfahren unpartheischen Richtern gegenüber mehr als sorglos nennen müssen. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt wiederholen sie bei jeder Gelegenheit die stereotypen Phrasen: „Das Kloster trat zur evangelischen Kirche über; die Nonnen verlangten vom Grafen evangelische Prediger; das Kloster ging aus Mangel an Theilnahme ein," ohne alle Rücksicht auf das schreiende Unrecht, welches man gegen diese Vereine in Anwendung brachte, um ihre katholische Eigenschaften zu vernichten. Das mochte für die Protestanten in Nassau genug sein, die Unwissenden zu täuschen und den gottesräuberischen Fanatismus zu übertünchen. Es ist nach dreihundertjähriger Geduld gewiß hinlänglich gerechtfertigt, daß Freunde der Wahrheit in der Geschichte wie im Leben die schmarotzerhaften Schwammgewächse von dieser petrificirten Niedertracht hinwegräumen und die so lange ausständig gewesene Ehrenrettung jungfräulicher Kirchenvereine öffentlich bekannt machen. In der Regel mußten die Ordenspersonen, wo es immer ausführbar war, zunächst das Ordenskleid ausziehen, namentlich das weiße mit dem schwarzen vertauschen, da weiße Farbe an gottgeweihten Seelen verhaßt war, wie helles Licht dem kranken Auge. Sofort wurde untersagt, Novizen aufzunehmen, und die Beschlagnahme der Klostergüter unter landesfürstlichen Verwaltern zur kärglichen Abnährung der vorhandenen Stiftsmitglieder benützt, falls die letzteren das empfohlene und scharfbetonte Heirathen nicht der unwürdigen Plackerei vorzogen, was, beiläufig gesagt, von den Mönchen fast durchweg, von den Nonnen größtentheils mit bewunderungswürdiger Festigkeit abgelehnt wurde. Verbot des öffentlichen Gottesdienstes, ja sogar des katholischen Glockengeläutes und bei Nonnen Entziehung katholischer Priester, an deren Stelle Prädicanten traten, folgten überall nach. Die unwürdigsten Listen und Vorspiegelungen wurden angewendet, hie und da eine falsch berathene und getäuschte Nonne zur Bitte um einen Prediger des Evangeliums zu bewegen, und die flehentlichen Bitten wehrloser Frauen um einen katholischen Priester geradezu mit der Sendung eines lutherischen Geistlichen beantwortet. Selbst in den Klosterkirchen männlicher Genossenschaften duldete man gewöhnlich nur einen protestantischen Prediger und Beispiele förmlichen Zwanges, denselben anzuhören, tauchen wiederholt in der Geschichte auf.

Sogar die Sterbestunde, wo für den Katholiken ein anwesender Priester zur Ertheilung der Sterbsacramente so nöthig ist, fand in den Augen protestantischer Verwalter selten Gnade.

So schmolzen die Ordenspersonen durch Kummer und Herzeleid in kurzer Zeit auf wenige hochbejahrte Reste zusammen, die man noch vor ihrem Aussterben aus dem Kloster warf, um sich der klösterlichen Güter und Gebäude desto ausschließlicher zu bemächtigen. Sie wanderten kläglich und in großer Dürftigkeit durch's Land, abgestoßen von den Wortführern der Reformation, ein kläglicher Anblick für das Auge des Katholiken als lebende Zeugen ungerechter Gewalt, welche die lutherische „Gewissensfreiheit" unter dem Vorwande des „reinen Evangeliums" mit gleichberechtigten Wesen getrieben hatte, landläufige Glossen zur Humanität und Menschenliebe, die man als Aushängeschilder an die historischen Erinnerungen dieses unerhörten Glaubenszwanges hängt. Die unauslöschbaren Zeugen der Ordensgelübde schimmerten hell durch den aufgenöthigten Dunstkreis unbekannter und mißliebiger Irrlehren und gaben diesen „Ruinen" der älteren katholischen Zeit ein schauderhaftes Gepräge, oft durch Leiden und Bedrängniß aller Art im Herzen am Glauben schwankend geworden, aber doch nicht in's Lutherthum hineingezogen, ein Zwittergeschlecht, das sich bei Taufen lutherischer Pfarrkinder zu Gevatter bitten ließ und im Tode von einem Trierischen Geistlichen das Abendmahl nahm, oft zu niederen Kirchenbedienstungen an protestantischen Orten verwendet oder zum Lehrfach in Volksschulen, aber in beständiger Tortur für gründliche Einlebung in die Reformation, ohne ernstlichen Willen und ohne Sinn für unkatholischen Lehrdienst. Ein Zeuge aus damaliger Zeit führt uns einen Mönch auf, welcher in dieser Eigenschaft auf einer dunkeln Hügelwelle des Westerwaldes, von einer Kirchweihe heimwandernd, hinausschaute in die dämmernde Abendlandschaft. Hinter den Ausläufern des Taunus leuchtete der Flammengürtel der abgesunkenen Sonne am Saume des Himmels mit aller Schärfe des Schmerzes über verlorenes Glück, während der weite Gesichtskreis mit seinen Höhen und Tiefen, mit seiner Flur und Waldung immer tiefer in's Dunkel sank. Die vereinzelten Bäume des angränzenden Feldes streckten aus dem Herbstdufte ihr dürres Geäste empor in den Wiederschein des verglimmenden Rothes, wie Finger einer dürren Hand, welche auslangt nach entschwundener

Luft. Mitten in diesem schaurigen Nebelbilde glitzerte gerade da, wo die Wurzeln der absinkenden Gebirge in's Thalbecken auslaufen, der Lahnstrom, wie ein rings umbordeter See, durch die anrückende Nacht so durchscheinend und eindringlich, wie ein Stich in's Herz. „In diesem Seebecken haben sich die Thränen gesammelt, welche die Reformation den Mönchen und Nonnen um des katholischen Glaubens willen ausgepreßt hat. Darin spiegeln sich noch allabendlich die angränzenden Hügel mit den Ruinen der zerstörten Klöster!" sagte mit scharfer Betonung der greise Mönch zu seinen Begleitern und zog schweigend weiter in das Dorf, wo er als Glöckner in Gnadenkost lebte.

Man konnte in der That die Herzlosigkeit der reformatorischen Klosterstürme mit keinem treffenderen Bilde bezeichnen, und was hier von Nassau gesagt ward, gilt für alle übrigen protestantischen Länder, wo überall mehr oder minder die nämlichen Erscheinungen zu Tage getreten sind, freilich nicht zur Empfehlung der lutherischen Kirchenreform, von welcher Steubing sagt, daß sie „den Christen die entrissene Freiheit des Denkens und Glaubens und den Fürsten die gebührenden Gerechtsame wiedergegeben habe," das heißt nach dem Zeugnisse der Geschichte die gewaltsamste Unterdrückung des katholischen Elementes zum Nachtheile der Einen und das absolute Religionszwangsrecht zu Gunsten der Anderen. Arnoldi's Behauptung, daß Wilhelm der Reiche in der Reformation seiner Lande überall den Weg der Belehrung gewählt habe, gehört unter solchen Umständen zu jenen zweideutigen Redensarten, welche im vorliegenden Falle nur das Gegentheil bedeuten, in dem Sinne nämlich, als man sagen kann, daß ein Faustschlag in's Gesicht über das Dasein von Gewalt am sichersten belehren kann. Wenigstens muß die Arnoldi'sche Belehrung sehr schwacher Art gewesen sein; denn noch im Jahre 1732 erschien eine landesfürstliche Verordnung, nach welcher alle Nassauer, welche nicht zur protestantischen Kirche und ditto zum Abendmahl gingen, ohne Sang und Klang begraben und namentlich widerspenstige Weiber schon im Leben mit dem Halseisen gezüchtigt werden mußten. Einzelne Vorfallenheiten auf dem Gebiete dieser sanften Belehrung werden unsere Ansicht nur erhärten.

Im Kloster Gronau, dessen bereits Erwähnung geschehen ist, wurden die Benedictinermönche mit lutherischen Heirathen und Bekehrungsversuchen dergestalt bedroht und geängstigt, daß

alle die Flucht über die Berge ergriffen und sich auf ihren Weingütern in Ehrenthal am Rhein unweit von Welmich ansiedelten. Der hier lebende letzte Abt dieses Klosters, Johann von Limburg, erklärt ausdrücklich, daß die Rückkehr in's alte Kloster unsicher gewesen sei, und fährt in einem Schreiben an den Bischof von Trier, Johann von Isenburg, also fort: „Da meine Conventualen größtentheils mit Tod abgegangen sind, und ich als eine nunmehr alte betagte Person mit Leibes Unmöglichkeit beladen bin, so übertrage ich den Hof Ehrenthal, worin ich mit meinen verstorbenen Mitbrüdern bisher gehaust und mich erhalten habe, dem Bischofe Johann von Trier, jedoch solchergestalt, daß im Falle Gott der Allmächtige das Kloster wieder dem Orden, für den es gestiftet worden, zurückstellen und daselbst ein Abt und Convent in gebührender Zucht leben würden, der Churfürst von Trier schuldig sein solle, diese Klostergüter von Ehrenthal demselben folgen zu lassen." Die Prämonstratenser zu Arnstein bewiesen eine eben so große Standhaftigkeit im heiligen Glauben und in der Einhaltung ihrer Ordensgelübde, da ihre Stellung zum Churfürsten von Trier und ihre Ansprüche auf Reichsunmittelbarkeit rohe Gewalt abwehrten. Sie wichen nicht aus ihrem Kloster trotz aller erfinderischen Quälerei von Seiten der landesherrlichen Regierung und trotz aller Lockungen der Fleischeslust und Zügellosigkeit, die man ihnen unablässig als Lohn ihres Abfalles vorhielt. Selbst die Schweden, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges auf sie gehetzt wurden, konnten nur ihr Hauswesen beschädigen, aber nichts Anderes ausrichten. Ein Soldat der französisch-schwedischen Truppen erbrach im Jahre 1635 die Sacristei und führte in den Meßgewanden am Altare, die Kirchengebräuche nachäffend, ein höhnisches Spiel zur Kurzweil seiner Kameraden auf. Als er aber beim Fortgehen das Meßgewand als Leibkleidung mitnehmen wollte, so verfiel er auf drei Tage in eine furchtbare Raserei. Auf das vereinte Gebet der Ordensbrüder kam er wieder zu sich, beichtete alle seine Sünden und empfing die heilige Wegzehrung. Wenige Minuten darauf brach er kraftlos zusammen und wurde, nachdem er in gräßlichen Todeszuckungen geendet hatte, im Sarge begraben, welchen der gottesfürchtige Abt sich frühzeitig für sein eigenes Begräbniß hatte machen lassen. Im benachbarten, vom Kloster aus seelsorglich verpflegten Winden raubte ein schwedischer Soldat eine Monstranz mit einer consecrirten Hostie,

wurde aber auf dem Heimwege in sein Quartier von wilder Tobsucht befallen, welche ihn nach kurzen Stunden tödtete. Diese Ereignisse, von gleichzeitigen Augenzeugen berichtet, einerseits Beweise des lebendigen Glaubens in damaligen Zeitverhältnissen, andererseits von unberechenbarem Einfluß auf die Gemüther der Menschen, zeigen hinlänglich, was von den Aussagen protestantischer Schriftsteller in Nassau zu halten ist, welche vom Verfalle klösterlicher Vereine in dieser Periode nicht genug zu reden wissen. Arnstein bestand bis in unsere Zeit, selbst vom protestantischen Volke rings umher hochgeachtet, der Säcularisation erliegend, nachdem es alle Reformationsstürme siegreich überdauert hatte.

Als Parallele bringen uns nassauische Geschichtsforscher Kunde vom Prämonstratenserstift Sayn, welches, jetzt zwar außerhalb Nassau gelegen, damals mit Arnstein verbündet, auch zur Diöcese Trier gehörte, eine Stiftung der berühmten Grafen Sayn aus dem Jahre 1202 und deßhalb zur Zeit der Reformation den größten Anfechtungen der vom Glauben abgefallenen Grafen ausgesetzt. Die letzteren verboten gegen das Jahr 1562 den katholischen Stiftsgeistlichen das Abhalten von Predigt und Gottesdienst und setzten im Nachbarorte den lutherischen Prediger Johannes Heyer von Heimbach, einen entlaufenen Mönch, als erwählten Ausbreiter der Häresie ein, mit der Auflage, daß das Stift ihn für seinen unliebsamen Dienst besolde, nach der Erzählung eines fast gleichzeitigen Berichterstatters, „ähnlich dem Schafe, welches mit seiner eigenen Milch den Wolf ernährt, der es bald nachher zerreißen soll.“ Die Zierden der Stiftskirche, der äbtliche Hirtenstab, tausend Goldgulden werth, vier und zwanzig Kelche, drei Monstranzen, drei silberne Rauchfässer, viele silberne Leuchter und andere Kostbarkeiten, wurden zwangsweise, angeblich zur Aufbewahrung auf's gräfliche Schloß gebracht und nie wieder zurückgestellt. Im Jahre 1577 kam es so weit, daß die Ordensleute den Protestanten die Hälfte der Stiftskirche abtreten und den lutherischen Prädicanten mit Wein, Getreide und Geld reichlich versorgen mußten. Und trotz dieser evangelischen Gewaltthaten vermochten sie doch nicht, das Kloster auszurotten und den katholischen Glauben ganz zu ersticken. Es unterlag mit Arnstein der Säcularisation von 1803. Gleich heldenmüthig wehrten sich das Benedictinerkloster Schönau im eigentlichen Stammlande der nassauischen Grafen, der Vogtei gleiches Namens, zwischen

der Lahn und dem Rhein, und das Cistercienserkloster Marienstatt im Amte Hachenburg unter dem Schutze der Churfürsten von Trier und Köln gegen die ungerechte Gewalt der Häresie, bis auf unsere Zeit eifrig in der Seelsorge und im Dienste Gottes, wie es Ordensgeistlichen zusteht. Wenn uns nassauische Gelehrte glauben machen wollen, daß diese Genossenschaften im Laufe der Zeit ganz bedeutungslos geworden seien, so geschieht es offenbar nur, um ihre Säcularisation zum Nachtheile des katholischen Volkes zu beschönigen und leichtgläubige Leser ohne genauere Kenntnisse zu täuschen.

Noch auffallender erscheint diese Bekenntnißtreue bei den weiblichen Klöstern, wo die Geschichtslügner von Nassau als selbstverständlich und ausgemacht hinstellen, daß die Nonnen theils geheirathet hätten, theils freiwillig zum Lutherthume übergegangen seien. Das adelige Frauenstift Walddorf, Benedictinerordens, in der Pfarrei Camberg gelegen, aus der Zeit seiner ersten Begründung durch heilige Zucht ausgezeichnet, stand zur Zeit der Reformation unter dem Grafen Balthasar von Nassau-Idstein, welcher frühzeitig zur lutherischen Lehre übergetreten war. Seine Schwester Margaretha begleitete in demselben das Amt einer Aebtissin, die Schwester Anna das einer Priorin. Trotz aller angewandten Mittel von Ueberredung, List und sinnlicher Lockspeise war keine einzige Nonne zum Abfalle vom wahren Glauben zu bewegen. Da verfiel der Graf auf folgendes Auskunftsmittel. Zur Zeit des Faschings, wo die Klosterfrauen nach altem Brauche einmal bei Hofe bewirthet wurden, lud er die Aebtissin mit der einen Hälfte der Nonnen am Fastnachtsmontag auf sein Schloß ein, damit die andere Hälfte ungehindert dem Chordienste obliegen konnte, welcher in wohlgeordneten Vereinen nie unterbleiben darf. Die arglosen Frauen kommen und nehmen Theil am zubereiteten Festmahle. Spät Abends führt man sie unter weiblicher Begleitung in sichere Räume, wo sie sich in aller Sicherheit dem Labsal des Schlafes überlassen können. Als sie des Morgens erwachen, sehen sie zu ihrem großen Leidwesen weltliche Kleider an der Stelle ihrer Ordensgewande, die man ihnen in der Nacht weggenommen hat. So sehr sie auch um deren Zurückgabe flehen, Alles ist vergeblich, sie müssen sich in die Nothwendigkeit fügen und in weltlichen Kleidern in ihr Kloster zurückkehren. Die andere Hälfte der Nonnen im Geleite der Priorin wird, des Vorfalles unkundig, am Fastnachts-

dienstage Morgens vom Grafen abgeholt und auf Seitenwegen, welche ein Zusammentreffen mit den Heimkehrenden unmöglich machen, zu den Hoffreuden in Idstein weggeführt. In der Nacht vom Dienstage auf den Aschermittwoch erfahren sie den nämlichen Kleiderwechsel und kehren mit bekümmertem Herzen in's Kloster zurück. Der Graf sendet ihnen einen lutherischen Prediger; sie weisen ihn als Ketzer zurück. Man läßt ihnen keinen katholischen Priester; sie wandern wenigstens einmal im Jahre in einen katholischen Nachbarort, barfuß, mit lautem Gebet und schwerer Mühsal, um ihrer schuldigen Andacht zu pflegen. Ihrer waren um's Jahr 1559 sechs gräfliche und drei adelige Mitglieder, welche, standhaft im Glauben beharrend, erst allmälig ausstarben. Um diese sprechende Thatsache zu bemänteln, sagt Vogel nach der bekannten Art der Geschichtsfälschung, daß „das Kloster 1559 zum Lutherthum übergegangen sei," also das Klostergut als Person gedacht, während die Nonnen nicht bewältigt werden konnten.

Im Benedictinernonnenstifte Dierstein, unweit Diez an der Lahn, konnte man erst im Jahre 1575 den Ordensstand überwältigen. Die Nonnen mußten ihr Regelkleid ablegen, ihren katholischen Gottesdienst aufgeben und in die lutherische Predigt gehen, ohne daß man dieselben alle für die Häresie gewinnen konnte. Dies drückt Vogel also aus: „Das Kloster erbat sich vom Grafen einen evangelischen Prediger und trat zur lutherischen Kirche über." Mit anderen Worten: „Nachdem alle zeitlichen Güter für die hohe Schule in Herborn in Beschlag genommen und die Nonnen auf Schmalkost gesetzt waren, berief der protestantische Verwalter einen Prädicanten, den man allein duldete, nachdem die Aebtissin, getäuscht und hintergangen, den schlimmen Handel geschehen ließ," wie wir es beim Kloster Thron in der Wetterau noch deutlicher sehen können.

Die Herren von Reiffenberg, leider in mehreren Mitgliedern ihrer Familie lutherisch vom Anfange an, besaßen zu Wehrheim und Camberg viele Pfandgüter und deßhalb auch eine Art Obmacht über das genannte Kloster. Ihr Verwalter, Gerlach Urant, ein doppelzüngiger Heuchler, bald Lutheraner, bald Calvinist, dachte ernstlich daran, durch die Zerstörung des Klosters einen Vortheil für Leib und Seele zu gewinnen. Durch kluge Unterhandlung gelang es, die Aebtissin zu bereden, daß sie ihm die Verwaltung der Klostereinkünfte übertrug. Er verdrängte

sofort den katholischen Seelsorger und setzte an seiner Statt den lutherischen Prädicanten von Wehrheim ein, welcher die übelberathenen Nonnen in alle Treulosigkeit und Fleischeslust einweihte und bei der gänzlichen Abgeschlossenheit derselben von katholischer Lehre und Zucht nicht ohne Erfolg bearbeitete. Drohungen aus Trier entfernten diesen Eindringling wieder und führten einen Mönch aus Rommersdorff unter dem Titel eines Priors zum Verweser der geistlichen Angelegenheiten in Thron herbei, welchen der Verwalter Gerlach sogleich mit seiner ruchlosen List umgarnte. Er stellte ihm täglich vor, daß er ein gelehrter feiner Herr sei und wohl anderwärts dem Herrn besser dienen könne als in dieser Wildniß, und bewog ihn, durch eine große Summe Geldes der lutherischen Lehre sich zuzuwenden. Als dieses geschehen war, kehrte der Prädicant wieder zurück und predigte mit erneutem Eifer die Häresie in der Stiftskirche. Die Einreden des Churfürsten von Trier fruchteten dagegen nichts, weil Gerlach alles thatkräftige Einschreiten auf listige Weise zu verhindern wußte. Im Gegentheile gelang es ihm, durch den churfürstlichen Höfling Philipp von Reiffenberg, einen Verwandten seines Gebieters, die bischöfliche Curie dergèstalt zu täuschen, daß sie das Stift Thron für verloren gab. Gerlach selbst, nach Trier berufen, bekräftigte, seine rechte Hand auf die Brust legend, mit einem Eide, daß die Zustände von Thron, von ihm geflissentlich verdorben, heillos seien. Hierauf erfolgte mit unbegreiflicher Leichtfertigkeit von Seiten der churfürstlichen Regierung ein wechselseitiges Einverständniß zwischen ihr und dem Grafen von Nassau, nach welchem das Kloster aufgehoben und alle Güter und Habseligkeiten unter einander getheilt wurden, mit ergiebigen Abfällen an die Reiffenberger und ihren geschickten Diplomaten Gerlach Urant. Die Verführung der Nonnen zu fleischlichen Vergehen, der lügenhafte Schmutz der dießfälligen Verhandlungen in Trier und die habsüchtige Ausbeutung des wehrlosen Kirchenbesitzes übertrafen alle Vorstellungen, welche bei civilisirten Nationen über Sittlichkeit, Recht und Anstand herrschen. Ein Zeitgenosse, Mechtelius, damals Pfarrer zu Camberg, welcher uns diese Aufhebungsgeschichte überliefert hat, kann den tiefen Abscheu über dieselbe nicht unterdrücken, obwohl ein persönlicher Freund des klugen Gerlach Urant, welcher zur Zeit, wo diese Aufzeichnung stattfand, noch am Leben war. Um dieser wehrlosen Nonnen für

lutherische Grundsätze habhaft zu werden, brauchte es nicht weniger als acht und vierzig Jahre. Erst im Jahre 1576 war die Birne reif geworden.

Bekanntlich erstreckte sich das Gebiet der Grafen von Nassau bis in die Gegend von Wetzlar, wo sie an die Besitzungen der befreundeten Grafen von Solms gränzte. Hier erhob sich unweit der nassauischen Gränze das berühmte Kloster Altenburg für adelige Damen nach der Regel des heiligen Bernardus, worin von den ältesten Zeiten an die Töchter der Grafen von Nassau und Solms besonders gern den Beruf des klösterlichen Lebens erwählten. Von der heiligen Elisabeth von Thüringen und ihrer Tochter Gertrudis ausgestattet, zeichnete sich dasselbe von jeher durch Zucht, Gelehrsamkeit und englische Reinigkeit aus, so daß man darin einen besonderen Schutz der heldenmüthigen Stifterin erkennen mußte, und wurde deßhalb zur Zeit der Reformation eine Stätte bewunderungswürdiger Standhaftigkeit und Treue im alten Glauben der Kirche. Die Aebtissin Agnes, Gräfin von Solms, im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts von den ersten Wirrsalen der Reformation in Hessen und Nassau angefochten, trotzte mit unerschütterlicher Festigkeit selbst ihrem Bruder, welcher nach dem damaligen Geiste der lutherischen Bewegung Recht und Besitz des Damenstiftes ungerechter Weise an sich riß, aber auf dem Sterbebette, von seiner Schwester beschworen, seine Sünde bereute und den Schaden gut zu machen gelobte. Nach ihrem Tode im Jahre 1531 traten die Grafen von Solms ganz zum Lutherthum über und boten alle Mittel auf, den reichen Klosterbesitz in ihre Gewalt zu bekommen. Aber die hochgefeierte Aebtissin Maria von Rollshausen, männlicher und glaubenstreuer als Tausende der Männer damaliger Zeit, machte alle ihre Anläufe zu Schanden. Keine einzige Klosterfrau konnte für die Häresie gewonnen werden; im Gegentheile vereinigten sich Alle um so eifriger im Streben nach standesmäßiger Heiligkeit. Darunter hing die hochadelige Jungfrau Margaretha Odenwaldin, durch die Macht ihres Geistes und die Güte ihres Herzens selbst den Protestanten ehrwürdig, mit der zärtlichsten Liebe an Christus und beherrschte mit der Gnadengabe aus diesem Quell nicht bloß ihre Schwestern, sondern die weite Umgegend dergestalt, daß sie fast gleichzeitig mit ihrer frommen Oberin 1559 im Rufe der Heiligkeit starb. Die Wissenschaften nahmen im Kloster

einen anerkennenswerthen Aufschwung. Die lateinische Sprache und die Lesung lateinischer Kirchenväter wurden den meisten Schwestern geläufig. Dieser Fortschritt fiel um so mehr auf, je größere Verwilderung rings umher durch die überhandnehmende Irrlehre einriß. Außerhalb der Klostermauern pries man die Bibel als Symbol der Rechtsverletzungen, welche von der Reformation unzertrennlich waren; innerhalb wurde dieselbe von gelehrten Nonnen eifrig gelesen, und in heiliger Liebe zu Gott und den Menschen ausgeprägt. Dieses bedeutsame Streiflicht auf die Reformation fallen zu lassen, halten wir für die Pflicht eines wahrheitsliebenden Schriftstellers, da von protestantischer Seite so viel vom Verfall und von der Unwissenheit der Klöster in damaliger Zeit gefaselt wird. Maria Schenk von Schweinsberg, die Nachfolgerin der Rollshausen in der Würde einer Vorsteherin, stand während ihrer ein und zwanzigjährigen Regierung im unaufhörlichen Kampfe für den Bestand ihres Klosters gegen die Lüsternheit und Habgier häretischer Menschen nach dem Klostergute und gegen die Zudringlichkeit protestantischer Prediger, welche ihre Untergebenen mit List und Gewalt zum Abfalle vom wahren Glauben bringen wollten. Ging auch mancher zeitliche Vortheil verloren, so blieben doch alle Bekehrungsversuche gänzlich erfolglos. Ja, als nach ihrem Tode die im lateinischen und deutschen Wissen hochgebildete Dame Dorothea von Düdelsheim als Vorsteherin gewählt worden war, entwickelte sich unter den Nonnen ein so begeistertes Christusleben, wie wir es nur immer an begünstigten Seelen in der Geschichte des Christenthums gefunden haben. Während ihrer zwanzigjährigen Regierung, vom Jahre 1580 bis 1602, blühte die berühmte Sophie von Mauchenheim, Priorin des Stiftes, eine ekstatische Betrachterin des Leidens und Sterbens Jesu Christi mit der klarsten Einsicht in die zukünftigen Dinge, der zu Folge sie auch ihren Tod bestimmt vorhersagte und in der letzten Stunde des Abschiedes ihre Seele mit den Worten aushauchte: „Sei gegrüßt, o mein liebreichster Jesus!“ Sie starb am 28. October 1590. Zugleich mit ihr wandelte den nämlichen Weg der Leidensbetrachtung und Abtödtung Barbara Bildschnitzerin von Butzbach, durch die Kraft der Wunder und der Weissagung eine der mächtigsten Frauen ihrer Zeit im Hessen- und Nassauerlande. Als sie im Jahre 1593 eines Morgens zum Chorgebete läutete, erschien ihr nach ihrer Aussage die heilige Jungfrau Maria und

lud sie auf den dritten Tag zu ihr in den Himmel ein. Und in der That, nachdem sie sich mit Gebet und durch den Empfang der heiligen Sacramente unter heißen Thränen vorbereitet hatte, verschied sie nach drei Tagen und erschien noch als Leiche heiter und selig wie ein Engel. Diesen beiden gesellte sich Apollonia Schenk, die Tochter protestantischer Eltern, welche, aus dem Irrsale der Zeit flüchtig, hier ein Asyl für ihre Ueberzeugung in religiösen Dingen vor dem Andrang der Ketzerei fand und sich bis zu ihrem Tode 1599 als unermüdliche Beterin, besonders für die armen Seelen im Reinigungsorte auszeichnete. Diese Gottbegnadigten stimmen alle vorzüglich darin überein, daß sie an der nächsten Schwelle des dreißigjährigen Krieges dessen Greuel, Dauer und Katholikenhaß mit Bestimmtheit vorher verkündigten und sich als Leidensopfer für die Noth und Glaubensgefahr unzähliger Menschen in unerschöpflicher Geduld und Abtödtung Gott darbrachten. Die Aehnlichkeit dieser Erscheinungen im Hessenlande mit der gleichzeitigen in Tirol bleibt, wie bereits bemerkt worden, eine merkwürdige Glosse zur emsig betriebenen Saat des dreißigjährigen Krieges, insbesondere als schlagender Beweis eines und desselben Geistes, welcher sich in weit entlegenen Ländern mit einheitlicher Kraft offenbart und die bedrohte Wurzel der Kirche in Schutz nimmt. Der dreißigjährige Krieg konnte die edlen Keime dieser Pflanzschule nicht tödten, ungeachtet das Kloster achtzehn Mal geplündert und beschädigt worden war. Keine gottgeweihte Jungfrau fiel vom Glauben ab, keine wurde geschändet, wie es anderwärts leider nur zu häufig vorkam, keine war so arm an Geist und Muth, daß sie nicht selbst dem bewaffneten Krieger Ehrfurcht und Anerkennung ihrer Frauenwürde eingeflößt hätte. Die heldenmüthige Aebtissin Katharina von Ders ertrug mit unüberwindlicher Geduld die Drangsale des dreißigjährigen Krieges und konnte aller Welt wiederholen: „Alles habe ich verloren, nur meine Standhaftigkeit, meine Ausdauer, meine mir anvertrauten Jungfrauen nicht, welche mit unversehrter Reinheit des Glaubens und der Liebe Christi durch alles Wirrniß der Häresie und des Krieges hindurch gedrungen sind.“ Sie starb im Jahre 1655. Eine ihrer Nachfolgerinnen, Maria Magdalena von Hoppen, ein lutherisch erzogenes Edelfräulein aus Schlesien, sühnte ihren von der Mutter geerbten Irrthum mit einem langen Leben voll Abtödtung und Buße in diesem Kloster, das, rings von Protestanten

umgeben, überhaupt bußfertigen und glaubensbedrängten Seelen zur sicheren Rast diente und zu gleicher Zeit die Armenversorgungsanstalt für die ganze Gegend bildete, ohne Unterschied der Confession der Hülfsbedürftigen. Die Frauen trugen zur Winterszeit die erkälteten Kinder von der Klosterpforte in ihre Zimmer, erquickten sie mit Speise und Trank, das sie ihrem eigenen Munde absparten, und gaben ihre Schuhe den Unbeschuhten, um selbst aus Nächstenliebe barfuß zu gehen. Das ist ein hinreichender Grund, die allgemeine Achtung zu erklären, in welcher das Kloster bis zur Säcularisation sogar bei Andersgläubigen stand. Die Frauen selbst schrieben den glücklichen Bestand ihres Vereins durch die Stürme von drei Jahrhunderten der Fürbitte der heiligen Elisabeth von Thüringen zu, welche demselben auf dem Todbette ihr frommes Andenken vor Gott versprochen hatte. Er wurde im Jahre 1803 aufgehoben, während man in neuester Zeit wieder daran denkt, die Reste der alten Klostergebäude kirchlichen Zwecken zuzuwenden. Aus diesen flüchtigen Zügen lernt man zur Genüge, wie wenig Neigung zum Abfall in deutschen Frauenklöstern war.

Einem anderen Zeugnisse der Geschichte über diesen Punkt begegnen wir beim Frauenstifte Keppel im Gebiete von Siegen, das einst zu Nassau, jetzt zu Preußen gehört. Im Jahre 1538 wurde den Damen desselben vom Landesfürsten die Freiheit auszutreten angekündigt und mit väterlicher Zärtlichkeit empfohlen. Aber keine Nonne machte von derselben Gebrauch. Der Graf von Nassau-Siegen erließ nun in Zwischenräumen drei verschiedene Zwangsordnungen, welche ihnen alle Möglichkeit katholischer Religionsübung abschnitten, ohne jedoch die innere Gesinnung der Nonnen ausrotten zu können. Graf Johann von Nassau-Siegen der Jüngere trat, wie wir bereits bemerkt haben, im Jahre 1616 zur katholischen Kirche zurück und entband sogleich die gepreßten Gemüther des grausamen Zwanges, welcher ihnen lutherische Prädicanten, lutherische Verwaltung, gänzliches Eingehenlassen der Mädchenstiftsschule und zuletzt schwarze Kleidung statt der weißen aufgenöthigt hatte. Sogleich lebte das katholische Bekenntniß wieder auf und befestigte sich bis zum Aussterben der katholischen Grafenlinie nicht bloß im genannten Kloster, sondern im ganzen Landestheile. Der neu eintretende protestantische Landesherr machte es in seltsamer Auslegung des Normaljahres 1624 mit gewaltsamen Maßregeln

reformirt. Doch wollte diese Umwandlung nicht gelingen, theils aus Anhänglichkeit der Frauen an die katholische Religion, theils durch kaiserlichen Ausspruch, welcher ihr katholisches Bekenntniß im Jahre 1624 in Schutz nahm. Das Stift wurde für paritätisch erklärt und in zwei Hälften getheilt, deren eine der katholischen, die andere der reformirten Richtung folgte, unter dem Regimente einer reformirten Aebtissin, welche die speciellen katholischen Uebungen durch eine Priorin besorgen ließ. Da jedoch auf dieser letzteren Seite Intelligenz und sittliche Ordnung nur äußerst selten zu finden waren, so wurde verordnet, daß die Aebtissin aus den katholischen Conventfrauen gewählt werden könne. So bestand das Kloster bis zum Jahre 1803, wo es von der Säcularisation verschlungen wurde. Diese Zähigkeit des katholischen Lebens der unumschränkten Gewalt gegenüber offenbart sich besonders in Beschreibungen von Augen- und Ohrenzeugen aus jener Zeit über die Unterdrückung der Frauenklöster, aus denen ein gründlicher Abscheu gegen diesen Vandalismus hervorleuchtet, welcher das Einzelnste nicht vergißt.

In Dierstein wurde der gesammte Hausrath des Klosters zum Gebrauche des aus Trier verbannten Apostaten Olevianus fortgeschafft, welcher zur Befruchtung der reformirten Academie in Herborn angenommen worden war. Die eisernen Gitter der Kirche und des Sprechsaals verwandelten sich unter der Handfertigkeit eilfertiger Schmiede in Ketten. Die Chorstühle der Betfrauen loderten im Feuer auf und an den Klosterthoren schreckten drei ungeheuere Hunde bei Tage die Bettler und bei Nacht feindliche Gegner hinweg. So berichtet uns wieder Mechtelius, ein verständiger Zeitgenosse, nicht ohne zwischen den Zeilen lesen zu lassen, daß die Wachthunde zur Niederhaltung der mit der Klosteraufhebung nicht einverstandenen Bauern nothwendig waren.

Das eindringlichste Beispiel von Wehrlosigkeit armer Nonnen liefert uns jedoch der nämliche Gewährsmann, indem er über das Kloster Gnadenthal in der Gegend von Limburg zu reden kommt. Die Bedrängniß von Seiten der Lutheraner gegen dasselbe war so maßlos, daß die von allen Seiten umsponnene und mit baldiger Heirath bedrohte Aebtissin in weltlichen Kleidern heimlich aus dem Kloster floh und zum Erzbischof Jakob von Elz in der Sommerfrische auf Montabaur

eilte, um ihn um Hülfe anzuflehen gegen die Gewalt der Prädicanten, welche in der Stiftskirche nicht bloß predigten, sondern auch die Altar- und Heiligenbilder auf unerhörte Weise mißhandelten. Vergebens! Der Erzbischof-Churfürst hörte sie nicht einmal an und befahl ihr, das Ordenskleid anzuziehen und in allen Züchten heimzukehren, mit jener Blindheit und Gedankenfeigheit, wie sie in aufgeregten Zeiten gerade Diejenigen am meisten beschleicht, welche ohne entschieden geistige Uebermacht hohe Stellen einnehmen, wenn auch noch so gewiegt und vielgeschäftig in den Tagen der Ruhe und des Friedens. Diese Zurückweisung vom Oberhirten der Diöcese brachte vollständige Muthlosigkeit in die wehrlosen Klosterfrauen. Sie verloren im Schwanken zwischen zwei widersprechenden Meinungen ohne rechten Halt allmählig die klare Einsicht, auf welcher Seite das Unerläßliche und Nothwendige wäre. Die verlassene Oberin ließ sich zur Heirath bewegen; Magdalena von Irmtraut, die erste entschieden protestantische Gebieterin des Klosters, verweltlichte es im Jahre 1635 vollständig, nachdem die langerflehte Hülfe von Trier zu spät gekommen war. Auf solche Weise wurde der protestantische Glaube in die Klöster gepflanzt!

Aber alle bisher aufgezählten Noth- und Zwangsmittel, um das glaubenstreue Nassau zum Abfalle zu bringen, hatten keinen durchgreifenden Erfolg, wie er bei minderer Festigkeit von der eisernen Hand herzloser Gewalt wohl zu erwarten gewesen wäre. Trotz des lutherischen Rockes, den man von oben herab über das Land gezogen, gingen Tausende unbefangen die alten Wege, unberührt von den Predigten fremder Söldlinge, welche im Dienste einer übelberathenen Obrigkeit die gewaltthätige Religion der Menschenauctorität in die Berge gebracht hatte. Wilhelm der Reiche hatte bei aller Hingabe an eine habsüchtige und ruchlose Politik doch in vielen Momenten die Eigenschaft eines Sohnes frommgläubiger katholischer Eltern nicht ganz verläugnen können. Seine Reformation war ein Zug politischer Berechnung, während das Herz noch oft seine Jugendansprüche erneuerte. Aus diesem Grunde waren ihm die verruchten Mittel des Fanatismus noch nicht ganz geläufig geworden, um die angeerbte Doctrin der katholischen Kirche kurzweg mit roher Grausamkeit zu zerstören. Besonders diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Protestantisirung Nassau's selbst in den

äußeren Umrissen erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts massenhafter zu Tage trat. Erst sein Sohn und Nachfolger, Johann der Aeltere, lenkte in diesen Weg ein. Sein ältester Bruder Wilhelm hatte nämlich durch Erbschaft Land und Leute in Niederland und Frankreich gewonnen und deßhalb als Stifter eines eigenen Geschlechtszweiges den Titel von Nassau-Oranien angenommen. Dadurch wurde er, wie bereits angedeutet worden, bald das Haupt der niederländischen Revolution gegen Spanien, namentlich durch Ausbreitung des reformirten Fanatismus, welcher ihm zum Hebel der Politik diente, die bekanntlich am Ende zum Siege des niederländischen Doppelaufruhrs gegen geistliche und weltliche Obrigkeit geführt hat. Als er durch Meuchelmord in Delft gefallen, trat sein zweiter Sohn, Moriz von Nassau-Oranien, als Schild für die revolutionären Bewegungen ein, welche immer ausschließlicher reformirt und von England und Schottland aus mit der nöthigen Schärfe und Herzlosigkeit ausgerüstet wurden, um mit dem katholischen Kirchenwesen gründlich aufzuräumen. Dieses Verhältniß zog die Grafen von Nassau tiefer in's reformirte Religionswesen hinein, indem sie vorzugsweise gern in den dortigen Revolutionskriegen dienten oder Statthalterschaften und andere Aemter bekleideten. Da lernten sie die rohe Bilder-, Kirchen- und Klosterstürmerei, wie reformirte Fanatiker in Britanien und Holland sie übten, und dadurch den Katholicismus ausfegten. Von dieser maßlosen Wuth der Kirchenstürme und unwiderstehlichen Proselytenpresse war auch Johann der Aeltere angesteckt und legte die eiserne Faust des fanatischen Umsturzes auch auf die deutsch-nassauischen Lande. Da fand er die Zeit auch weit günstiger, als sein Vater.

Die Menschenauctorität der Reformatoren mit dem Aushängeschilde der Bibel in willkürlichster Ausdeutung durch Witz und Aberwitz hatte, über Luthers ursprüngliche Idee weithin ausschweifend, der reformirten Abendmahlslehre die Oberhand verschafft und dadurch dieses Sacrament zum bedeutungslosen Symbol herabgewürdigt. Brandenburg, Hessen, die Pfalz, die Schweiz, Frankreich und England huldigten derselben größtentheils, und die Lutheraner waren kaum im Stande, dem überwältigenden Strome durch zweideutige Concordienformeln und Torgauer Artikel einen temporären Damm entgegen zu setzen. Alle aus lutherischen Landen vertriebene Calvinisten, darunter

Männer von eben so großer Gewandtheit als revolutionärer Verbissenheit, sammelten sich unter Johann dem Aelteren in Nassau, welcher nach dem Beispiele der aufrührerischen Niederlande und des Churfürsten von der Pfalz beschloß, sein Volk ohne viele Umstände und nöthigenfalls gegen seinen Willen calvinisch zu machen. Die calvinischen Flüchtlinge aus Sachsen und der Pfalz leisteten ihm dabei die trefflichsten Dienste. Zunächst ging es im Dillenburgischen mit den wildesten Ausbrüchen von Rohheit und Unverstand gegen die „Götzen." Darunter verstand man alle symbolischen Andachtsgegenstände der katholischen Kirche, Kreuze, Schnitzwerk, Altäre, Fahnen, Choralbücher, Grabdenkmale, Grüfte, jeglichen Schmuck der Kirchenräume, jedes Anhängsel der Kunst an Wand und Decke. Wüthende Fanatiker zogen mit Beilen, Brechwerkzeugen und Eisenkolben durch's Land mit zusammengeschlemmtem, oft gutbezahltem Rottengesindel, um alle katholischen Aeußerlichkeiten zu zerstören. Ja der Burggraf Johann Keller zu Hadamar gab einem Verbrecher von Gerichtswegen als Strafe seiner Missethat auf, Heiligenbilder der Katholiken zu vernichten. Mit besonderem Ingrimm verfuhr man mit den Chor- und Meßbüchern, welche gegen mögliche Entwendung mit Ketten an den Pulten befestigt, als Werkzeuge des Götzendienstes und der Zauberei betrachtet wurden. Der Vandalismus zerschlug mit teuflischer Lust vorzüglich gern die geweihten Altarsteine als Unterlage des allerheiligsten Opfers und kratzte mit den Nägeln oder Eisenspitzen die eingewebten und kunstreich in's Zeug gestickten heiligen Bilder aus den herrlichen Meßgewanden der älteren Zeit, wodurch die letzteren auch stofflich zu Grunde gerichtet wurden. Die treuen Katholiken wurden mit der nämlichen Insolenz „Wallfahrer und Götzendiener" gescholten, wie man sie heute als „Ultramontane und Pfaffenknechte" in allen protestantischen Zeitungen brandmarkt. In den evangelischen Gebetsformeln zum Gebrauche der reformirten Kirchen hieß die katholische Lehre unumwunden die „verfluchte Abgötterei des Papstes," und erst später verschwand dieser tolerante Gebetsausdruck, als man gewahr wurde, daß dadurch die Herzen nur desto mehr gegen die Ketzerei Calvin's eingenommen wurden.

Die katholische Beichte ward zwar allgemein abgeschafft, aber dafür eine Tortur und Inquisition der Gewissen eingeführt, welche in der Geschichte kaum jemals ihres Gleichen

hatte. Es traten nämlich überall Hausuntersuchungen zum Zwecke der Ausrottung katholischer Erinnerungen durch die Geistlichen in Uebung und als die Prediger aus Furcht dagegen Einrede thaten, verhielt sie der Graf mit Gewalt dazu. Wo dieselben durchaus nicht in Gang gebracht werden konnten, mußten die einer Untersuchung bedürftigen Familien, weil katholischer Nachgedanken verdächtig, Sonntags nach Mittag in's Pfarrhaus, oder wenigstens in die Sacristei vor den Pfarrer und die Gemeindeältesten kommen und sich genau über alle ihre Gewissensheimlichkeiten prüfen lassen. In diesen Stunden grausamer Gewissensquälerei wurde den Herbeigenöthigten die calvinistische Irrlehre so emsig als möglich und so listig, als es thunlich war, eingetränkt, jede tiefeingelebte und liebgewonnene Spur katholischer Glaubensansicht ausgemerzt und der gebräuchliche blinde Haß gegen Rom im Honigseim süßlicher Phrasen eingeflößt. Die Kindstaufen, die Heirathen, die Begräbnisse mußten besonders als gute Gelegenheiten gelten, den antikatholischen Zug tief in's Herz zu ätzen und mit reger Sorge immer weiter auszubilden. Man spähte hiebei nach heimlichen Sünden, um die Urheber derselben mit der Bußtaxe zu belegen zur Bereicherung der Herrschaftscasse, welche einen Theil davon an Spione und Denuncianten zahlte. Die Angeberei erhielt dadurch eine ungewöhnliche Macht und Ausdehnung. Sogar die Gemeinde mußte Straftaxen zahlen, wenn in ihrem Bereiche Fehltritte gegen die Religionszwangsordnung vorgefallen, und besonders sogenannte Gotteslästerungen, eine Art religiösen Hexenthums, ohne sofortige Anzeige bei der Obrigkeit geblieben waren. Eltern wurden gegen Kinder, Kinder gegen die Eltern, der Freund gegen den Freund aufgehetzt und ein ungeheures Netz der Einschüchterung und des Mißtrauens über das Land ausgespannt, das jeden freien Athemzug hemmte. Außer der Straftaxe in Geld war die Einsperrung in den Thurm oder die Schmach des Halseisens das gewöhnliche Motiv zur Protestantisirung widerspenstiger Gemüther.

Aus dieser langsamen, schlau überdachten, unnachsichtlichen Volksqual leuchtete eine unverkennbare Wohllust fanatischer Gemüther, Katholiken und Lutheraner zum reformirten Dogma herüber zu nöthigen, die jedes unbefangene Herz mit Schauder erfüllte. Selbst den unschuldigsten Volksgebräuchen und Volkserlustigungen wurde nachgespürt und jede Spur derselben als

Abgötterei ausgerottet, als wollte man den Mensch im eigentlichen Sinne entmenschlichen. Daher verschwand aus dem Volke die Heiterkeit, aus dem Leben die Mannigfaltigkeit, aus der Kleidung die lichte Farbe. Pharisäische Strenge der äußeren Sitte legte sich auf die innere Fäulniß der mißhandelten Menschennatur. Die so benannten Visitationen der einzelnen Kirchen, alljährlich über die Gemeinden verhängt, waren mit bedeutenden Kosten verbunden, da der Unterhalt der Visitatoren von der betreffenden Kirche und Gemeinde getragen werden mußte. Erschien die letztere nicht zu den bei dieser Gelegenheit angeordneten Gottesdiensten in der Kirche, so mußte jedes Haus einen Reichsthaler Strafe zahlen; deßgleichen für die Kinder, welche sich weigerten, bei der hierbei angesetzten Christenlehre und Glaubensprüfung zu erscheinen. Es galt bei der Regierung durchgängig der Grundsatz, die Sünden der Unterthanen an Leib und Gut zu strafen, namentlich Hurerei und Ehebruch, worüber geistliche und weltliche Herren und Beamte ein strenges Regiment führten, ohne selbst fleckenlos zu sein. Natürlich erzielte diese widersinnige Strenge nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Denn zu keiner Zeit wurde mehr geklagt über öffentliche Laster und Mangel an Ehrfurcht vor der Obrigkeit, so daß die vielgerühmte Religionsverbesserung überall einen tiefen Verfall sittlicher Würde und Reinheit zur Folge hatte. Daß unter solchen Umständen eine widerliche Scheinheiligkeit gang und gäbe wurde, darf uns nicht Wunder nehmen, da der Puritanismus ohne Heuchelei auf Erden keinen Tag leben kann, ganz besonders in solchen Reformverhältnissen, wo die unbegränzte weltliche Macht durch gewaltsame Aneignung der geistlichen Gerechtsame als strenger Absolutismus auf Land und Leute fällt und das blinde Zelotenthum als Stütze benützt. Nichts hat so sehr auf der einen Seite die Republik, auf der anderen die Tyrannei begünstigt, als diese Vereinigung der Fürstengewalt mit der Obmacht über alle Gewissen im Lande.

Um diese Bewältigung aller volksthümlichen Besonderheiten im Glauben und in der Kirche, in Sitten und Gebräuchen, in Lust und Trauer streng durchzuführen und wissenschaftlich zu besiegeln, worin das eigenthümliche Spartanerthum der reformirten Lehre besteht, wurde zu Herborn eine calvinische Hochschule begründet, weit bezeichnender eine Religionszwangsfabrik zu nennen, und mit den bewährtesten Werkzeugen des kahlen

Hugenottenthums besetzt. Die zur Einhaltung des katholischen Kirchenthums gestifteten Güter lieferten die Mittel zu dieser literarischen Unterdrückung katholischen Wesens. Aus den Klöstern Gnadenthal und Beselich flossen Stipendien für protestantische Theologie Studirende daselbst, während katholische Studenten thatsächlich von aller Unterstützung ausgeschlossen waren.

Eine eigene Buchdruckerei erstand als Verbreitungsmittel der calvinischen Lehre, an welcher Christoph Corvin, ein Flüchtling aus der Schweiz, sodann längere Zeit zu Frankfurt am Main wohnend, als erster Buchdrucker arbeitete. Das berühmteste Druckwerk dieser Anstalt ist die calvinische Herborner Bibel, welche ihrer Zeit so viel Aufsehen gemacht hat, eigentlich Luthers Uebersetzung, calvinisch zugeschnitten und mit belehrenden Anmerkungen im Sinne der Genfer Kirche begleitet. Sie erschien das erste Mal 1595. Die strenggläubigen Theologen von Wittenberg, voll andächtiger Wuth über dieses Machwerk zum Nachtheile der reinen lutherischen Lehre, verfaßten eine beißende Schmähschrift dagegen. Sie erklärten diese Bibel als „mit calvinischem Gifte beschmeißt, worin viel unehrbare calvinische Händel und Verkehrungen der Schrift seien; das Wort Gottes werde dadurch berufen, dem calvinischen Teufel seinen Dreck und Schwarm führen zu helfen, besonders den verfluchten Irrthum des abwesenden Leibes Christi im Abendmahl. Dieser Calvinistenteufel sei ein unverschämter Gesell, ein Läster- und Lügenteufel für's verblendete calvinistische Gesinde, ein calvinistischer Satan mit seelenmörderischem Fürhaben." Das ist nur eine geringe Auslese der genannten Schrift und ein schwaches Beispiel des feinen Tons, den man damals gegen Andersgläubige für erlaubt hielt, und welchen die Herborner Theologen doppelt und dreifach erwiederten. Wie hier im Unterrichtsfache, so wurden den Katholiken in allen anderen Zweigen öffentlicher Thätigkeit und Entwickelung alle Mittel des Bestandes gewaltsam entzogen, Geld und Gut, Kirchen und Capellen, Armenstiftungen, Hospitäler und Klöster. Die katholischen Bücher verfielen allenthalben schonungsloser Unterdrückung, während die calvinischen Druckschriften emsig untergeschoben, für Kirchen und Schulen aus säcularisirtem Kirchengute angeschafft, den Pfarrern zum Ankaufe aufgenöthigt und vermöglichen Besitzern als nothwendiger Hausrath eingeschärft wurden.

Die reformirte niederländische Kirchenordnung mit ihrer starren Intoleranz und Alleinrechthaberei regelte das religiöse Leben des nassauischen Volkes. Das ganze Land wurde danach uniformirt. Derselben zu Folge durfte bei schwerster Strafe kein Reformirter und keine Reformirte mit Katholiken sich verheirathen, und auf die Uebertretung dieses Gebotes war die Landesverweisung gesetzt. Eben so wenig konnte man einen Katholiken zum Gevatter bitten und katholische Hebammen gebrauchen bei reformirten Haus- und Familienfreuden. Aus diesem Grunde treffen wir mitten in reformirten Gemeinden unfreiwillige katholische Cölibatäre an, durch den glühenden Fanatismus reformirter Gesetzgebung zum allmähligen Aussterben verdammt, weil sie einerseits nur zwischen dem Abfall vom Glauben oder der Landesverweisung zu wählen hatten, andererseits katholische Einwanderung in reformirte Orte weder gesucht noch gestattet war. Konnte also ein Katholik aus solcher Lage nicht in katholische Gegenden auswandern, so blieb er mitten im feindseligen Elemente zurück als trauriger Denkstein protestantischer Toleranz. Das war mitunter eine Hauptursache, daß die neue Lehre die katholische Bevölkerung decimirte wie die Pest und durch Verminderung der Familienzahl den Grundbesitz der Katholiken in zwei Menschenaltern in die Gewalt der Reformirten brachte. Wie der Consistorialrath Steubing Angesichts dieses Gräuels den Machthabern von Nassau nachrühmen konnte, daß sie in der Reformirung ihres Landes keine andere als von der Vernunft angerathene und gebilligte Mittel angewendet hätten, vermag der schlichte Menschenverstand schwer zu begreifen, ausgenommen, daß Steubing dadurch bloß andeuten wollte, sie seien gute Vogelsteller gewesen mit Netz und Falle, oder kundige Jäger mit Stoß und Schuß.

Die Gerechtigkeit hatte an dieser Umbildung nur insofern Antheil, daß die Wiedertäufer und Schwenkfeldianer eben so eifrig verfolgt und gepreßt wurden, als die Lutheraner und Katholiken, da die revolutionäre niederländische Weisheit allein zulässig und zutreffend war. Wer sich weigerte, die reformirte Predigt anzuhören oder das Sacrament zu empfangen, welches in calvinischer Auffassung alle innere Bedeutung verloren hatte, wurde entweder mit Geld oder mit dem Thurm gestraft; deßgleichen Alle, welche ihre Kinder und ihr Gesinde nicht in die Kirche schickten. Selbst den Fürsten traute man nicht, troß

ihrer gerühmten Anhänglichkeit an die reformirte Lehre. Daher ward in einem Hausvertrage der Grafschaft Westerburg vom Jahre 1614 festgestellt, daß jeder Fürst, welcher von der Reformation wiche und katholisch würde, seiner Lande und Leute verlustig sein sollte. Auf der einen Seite legte man die gesammte absolute Obmacht über Land, Leute und Gewissen in ihre Hand; auf der anderen entzog man ihnen mit ächt revolutionärem Geiste das Recht über ihr eigenes Gewissen und die von Gott gesetzte Macht der Obrigkeit, womit man ihnen, der katholischen Kirche gegenüber, schmeichelte, war weiter nichts, als die unerhörte Zwangsherrschaft calvinischer Pfaffen, welche ihre eigenen Gelüste durch Fürstenmacht zur Anwendung bringen wollten. Wir kennen in der ganzen Geschichte keine verabscheuungswürdigere Tyrannei, als diese reformirte Genfer Theologie, welche mit brutaler Gewalt alle Andersdenkende unterjocht und der Fürsten eben so wenig als des Volkes schont, wenn sie nicht die nämlichen Glaubensartikel bekennen. Kein Wunder, daß in landesfürstlichen Erlassen damaliger Zeit nichts häufiger vorkommt, als die ängstliche Einschärfung an die Prädicanten, daß sie ja ernstlich das Volk zum Gehorsam gegen die Fürsten ermahnen sollten. Die Revolution, welche dem ganzen Reformationsverfahren zu Grunde lag, machte in natürlicher Entwickelung alle Grundfesten des Staates und alle Begriffe der Ehrfurcht vor der Obrigkeit wanken, da nichts Anderes galt, als die starre autonomische Idee des Reformators, vor der sich alle Kniee beugen mußten. Man hatte daher besonders in reformirten Gegenden vollauf zu thun, dieselbe entweder zahm zu schmeicheln oder mit überlegener Gewalt zahm zu schrecken.

Das auffallendste Beispiel, wie es die Reformirten mit ihrer Lehre meinten, finden wir in der Grafschaft Diez klar und deutlich ausgeprägt. Bekanntlich waren die Einwohner derselben erst im Jahre 1564 mit katholischen Formen und allerlei Vorspiegelungen, daß keine wesentliche Veränderung vorgehe, zu Lutheranern gemacht worden. Als nun ungefähr zehn Jahre darauf der landesfürstliche Befehl an sie erging, reformirt zu werden, so machten der Bürgermeister und die Gemeinden eine Eingabe an den gräflichen Landesherrn, daß „er sie bei ihrer bisherigen Religion lassen möge; sie hätten weder Lust noch Bedürfniß, schon wieder eine andere unbekannte und unliebsame anzunehmen,“ mit der stillen Ueberzeugung unter

sich, daß die neue Religion ihnen von der alten ursprünglichen noch mehr nehmen werde, als es die lutherische bereits gethan habe. Der Fürst richtete im klugen Einvernehmen mit seinen reformirten Räthen an die Diezer den Auftrag, schriftlich anzugeben, worin der Unterschied zwischen der reformirten und lutherischen Lehre bestände, um nach ihrer besonderen Ansicht seinen Beschluß in dieser Angelegenheit einzurichten. Der Bürgermeister und die Gemeinderäthe erwiederten, sie seien als unstudirte Landleute nicht im Stande, irgend einen Unterschied zwischen beiden Religionen zu bezeichnen, sondern einzig allein ehrfurchtsvoll auszusprechen ermächtiget, daß sie mit ihrer Religion zufrieden seien und man sie daher bei derselben in Frieden belassen möge. Mit nichten! Der Graf sandte seine reformirten Wühler nach Diez mit dem Erklären: „Da sie nicht einmal einen Unterschied zwischen der lutherischen und reformirten Lehre anzugeben wüßten, so sei um so weniger Grund vorhanden, sich gegen die letztere zu sträuben, welche nur die bessere Fassung des reinen Evangeliums sei. Sie hätten sich daher den Anordnungen seiner Sendboten um so mehr zu fügen, da ihnen ja vollkommen überlassen bleibe, ihren Gedanken nachzuhängen." Den Sendboten selbst war eingeschärft, die Erwachsenen und Hartnäckigen auf ihrem Standpunkte zu lassen, dagegen die Willigen und Kinder desto eifriger in der reformirten Lehre zu befestigen, stets mit dem wiederholten Erklären, daß nichts Neues, sondern nur das wahre Christenthum in voller Reinheit eingeführt werde. Und in der That, die Sendlinge des Grafen gingen mit außerordentlicher Klugheit und List zu Werke. Zuerst wurde der Kirchendienst mit den neuen Forderungen in Einklang gebracht, soweit es immer ohne Volksaufregung geschehen konnte; sodann flößten die zu diesem Zwecke ausschließlich in Beschlag genommenen Schulen und Christenlehren die reformirte Weisheit in's Geäder des Volkes mit nachwachsender Kraft, welche mit jedem Todesfalle der Erwachsenen größeren Umfang gewann; endlich schlug das eiserne Netz der Inquisition, Hausuntersuchung und Visitation mit Thurm, Halseisen und Landesverweisung über die Unglücklichen zusammen und erstickte wenigstens jede laute Klage über diese beispiellose Niedertracht zur Knechtung aller Gewissen im Lande. Jeder, der eine abweichende Ansicht äußerte, wurde als unruhiger Kopf und Aufwiegler verwarnt und scharf bedroht. Die schwachen und wider-

haarigen Pfarrer und Schullehrer mußten noch im Jahre 1581 wegen ihrer Anhänglichkeit an die „Götzen" Buße zahlen.

Die Männer, welche sich in hervorragender Weise zu diesem colossalen Volksumwandelungsprozesse brauchen ließen, haben wir theils schon kurz an den betreffenden Punkten unserer Darstellung berührt, theils lassen wir hier eine Nachlese folgen. Sie zerfallen in Männer lutherischer und reformirter Richtung, sämmtlich Fremde, mitunter von bedeutender Fähigkeit, wenn auch meistens abentheuerliche Gesellen. Unter den Lutheranern zeichnete sich besonders der bereits erwähnte Christoph Weikart aus, ein Sachse von Geburt, heftig und grob von Natur, Melanchthons Schüler ohne dessen Selbstbeherrschung. Der bekannte Bernhardi berief ihn im Jahre 1565 nach Diez mit sechszig Gulden Löhnung, bis er Canoniker der Stiftskirche wurde. Er arbeitete für's orthodoxe Lutherthum mit allem Eifer, wenn auch, wie er selbst gesteht, wegen der Abneigung der Leute mit wenig Erfolg, zuerst als Prediger, sodann als Inspector der lutherischen Fortschritte in der ganzen Grafschaft, stets schäumend vor Wuth gegen alles Katholische, aber nicht minder gegen das anrückende „calvinische Gift." Er ließ sich zwar die calvinische Agende gefallen, führte sie aber nicht ein, weil Diez im Jahre 1575 noch „zu zarter Natur und unaufgebaut" sei, heimlich mit den Diezern einverstanden, welche den Calvinismus verabscheuten. Seine Amtsbrüder Eberhardi und Wissenbach behandelte er als Ketzer, weil sie zur calvinischen Lehre neigten und vermied allen Umgang mit ihnen. „Ich will mich rächen an meinen Gegnern, oder Gott soll meiner Seele nicht gnädig sein!" erklärte er offen vor allen Leuten. Ging ein Mensch an seinem Hause vorüber, den er für seinen Feind hielt oder für einen reformirten Wühler, so rief er grimmig aus den Fenstern: „Auf eueren Gräbern will ich noch tanzen, oder Gott soll mich strafen!" Er predigte stets im Chorrocke, welchen die Calvinisten verschmähten, und als er einst ohne denselben auf der Kanzel erschien, so rief er laut: „Merkt auf, Leute von Diez und Freiendiez! Ich bin kein Zwinglianer oder Calviner; der eine Chorrock ist mir zerrissen, der andere in der Wäsche." Als er den Junker Walter, welcher zehn Jahre im Aergernisse der Hurerei gelebt hatte, begraben sollte, rief er aus: „Bringt mir auch wieder einen solchen Teufelsbraten her!" Er ward beim Landesfürsten wegen seiner Misse-

thaten im Kirchendienst verklagt und sollte das Verzeichniß seiner Vergehen eigenhändig unterschreiben. Da fuhr er den Beamten mit den Worten an: „Lieber lasse ich mich mit glühenden Zangen zerreißen, als daß ich dieses unterschreibe. Dem Teufel ist verhängt, mich durch falsche Zeugen, Lügenmäuler und Ehrendiebe zu züchtigen.“ Der hierüber entstandene äußerst verwickelte Prozeß zwischen ihm und den Regierungsbeamten endigte damit, daß er des Landes verwiesen wurde. Er entwich unter gräßlichen Flüchen auf seine boshaften Feinde nach der Pfalz, wo er im Jahre 1601 als Pfarrer thätig war. Dieser Mann verdient deßhalb unsere volle Aufmerksamkeit, weil er aus Fleisch und Blut des ächten Lutherthums geschnitten ist. Eine tüchtige Kraft in Wort und That, gewaltthätig und grob, wo es anders nicht gehen wollte, keck den Beamten und Fürsten gegenüber, streitsüchtig wie ein Hahn bei jeder Controversfrage, oft nicht ohne Humor und Gutmüthigkeit, war Weikart eben nichts Anderes, als eine abentheuerliche Persönlichkeit, welche die Reformationsgährung aus dem regelmäßigen Geleise in's Vage und Unbestimmte menschlicher Ansicht und Selbsthülfe getrieben hatte.

Dogmatisch mit ihm verwandt war Max Mörlin, ebenfalls ein Sachse aus Wittenberg, geboren 1516, Schüler Luther's und Melanchthon's. Bereits in Jahren kam er 1570 als Hofprediger und Superintendent an den gräflichen Hof zu Dillenburg und gewann das Zutrauen der Gräfin Juliana von Stolberg, der Mutter Johannes des Aelteren, im höchsten Grade. Diese Dame war eine eifrige Anhängerin der lutherischen Lehre, während ihr Sohn, calvinisch gesinnt, mit seinem übrigen Hofgefolge es mehr mit dem berüchtigten Noviomagus hielt, der uns bald näher bekannt werden wird. Mörlin, auf die Gräfin gestützt, verfolgte mit unbeugsamem Eifer jede Spur des Calvinismus und predigte überall offen und andeutungsweise gegen das „calvinische Gift“ und dessen heimtückischen Vertreter und Hofgünstling Noviomagus. Dagegen mißbilligte er mit Nachdruck die Bilderstürmerei und erklärte: „Das heißt nicht reformiren, sondern deformiren!“ Mit seiner ganzen Beredtsamkeit stand er für die lutherische Concordienformel ein, worin er, wie viele andere seiner Zeitgenossen, den erwünschten Schlußstein der kirchlichen Revolution erblickte, mit mehr Hoffnungsreichthum als Scharfblick in die Zukunft und in's Wesen der Reformation.

Seine Stellung in Dillenburg wurde desto unhaltbarer, je mehr der niederländische Calvinismus gegen das sächsische Lutherthum überhand nahm. Er ging deßhalb mit schwerbetrübtem Herzen 1573 nach Sachsen zurück und starb 1584 zu Coburg als Vater von zwölf Söhnen und zwei Töchtern, die er von zwei Ehefrauen erworben hatte. Diese Männer und ihre wenigen Genossen wollten das Lutherthum im Dillenburgischen retten, welches durch Erasmus Sarcerus in den Jahren 1536—1548 begründet worden war, und dem wir als einer vorzüglichen Kraft einige Worte der Erinnerung schuldig sind.

Sarcerus wurde im Jahre 1501 zu Annaberg im Erzgebirge geboren, Sohn eines Bergmanns wie Luther und eifriger Student zu Wittenberg, einer der ersten entschiedenen Lutheraner, als Wanderapostel zwischen Lübeck und Graz überall in Deutschland bekannt, gepriesen und verfolgt. Im Jahre 1536 wurde er nach Nassau-Dillenburg berufen, um die „reinere evangelische Lehre" einzupflanzen, und führte als Superintendent und Hofcaplan jährlich vier Prediger-Synoden ein, um die „dummen Landpfaffen" vollständig zu protestantisiren. Hierauf schritt er zur Errichtung lateinischer Schulen mit Ausschluß aller katholischen Elemente in Siegen, Dillenburg und Herborn zur Bildung „großer Männer," wie uns Steubing versichert, welcher überhaupt geistige Mannesgröße und sächsisches Lutherthum für identisch zu halten scheint. Er behielt eine Art von Messe bei, consecrirte die Hostien und sammelte die abgefallenen Hostienreste sorgsam. Ja er ließ noch die Erde abfegen, wo eine consecrirte Hostie aufgefallen war und die Fegestoffe verbrennen; ein Beweis, daß man über diesen Punkt noch nicht im Klaren war. So gebildet und fein er im weltlichen Umgange sein konnte, um so kecker war er in Religionssachen gegen Gott und Menschen. Sein Wahlspruch in dieser Beziehung lautete: „Mein Schwert soll gleichmäßig durchschneiden Große und Kleine, Herren und Knechte." Deßhalb nennt ihn Steubing den Reformator von Nassau. Er mußte dem Interim 1548 weichen und starb eilf Jahre darauf zu Magdeburg am Stein, kaum 59 Jahre alt.

Aus dieser Unklarheit erklärt sich theilweise auch die Vorliebe der Grafen von Nassau-Dillenburg für die reformirte Lehre. Die lutherische Doctrin, zur Zeit ihrer Einwanderung noch vielfach in katholisirender Gestalt, konnte bei der Zähigkeit

des Volkes im katholischen Glauben keineswegs massenhaft durchgreifen. Daher die allgemeine Klage, daß das Reformationswerk so wenig vorschreite, dessen Früchte weltliche Lüste und Begierden sobald als möglich geärntet hätten. Weikart und Mörlin fanden die Saat des Sarcerus noch nicht so kräftig, um mit Entschiedenheit das gesammte Volk mit dem reinen Lutherthum zu durchsäuern und umzuarbeiten, wie es die Grafen wünschten. Dazu kam die schroffe Außenseite der lutherischen Theologen, welche noch für bestimmte Lehren des Christenthums streitend, dafür leben und sterben zu müssen glaubten. Daher kam die reformirte Lehre als Auskunftsmittel den Meisten willkommen, einerseits schon in der Anlage mehr politisch als religiös, und über die Wesenheit der Abendmahlslehre im christlichen Sinn ganz hinaus, andererseits mit ungewöhnlichen Geisteskräften viel reicher ausgestattet. Wer in sich Kraft fühlte, eine politisch-sociale Rolle zur Beherrschung der Welt zu spielen, war damals von selbst ein Calvinist. Die Bewunderer dieser revolutionären Lebensrichtung, zu welchen auch die Grafen von Nassau-Dillenburg gehörten, erwarteten daher von der Reformirung ihres Landes eine schnellere Erfüllung ihrer Wünsche und Begierden, als es bisher das Lutherthum hatte möglich machen können.

Der mächtigste Förderer dieser Umbildung des nassauischen Volkes war unstreitig Noviomagus, eigentlich Gerhard Eobanus Geldenhauer, Sohn eines Marburgischen Theologen, welcher der Reformation in Hessen die besten Dienste geleistet hatte. Dillenburg, zwischen niederländischen und Marburgischen Einflüssen reformirter Kirchenzucht mitten inne liegend, war so glücklich, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts diesen „großen Mann" des Herrn Steubig als Reformator zu erhalten. Er wurde 1568 Pastor in Herborn und erwarb sich unter den dortigen Protestanten von freierer Religionsauffassung bald einigen Anhang als feiner, classisch gebildeter Geist, welcher im Herzen nichts ernstlich meinte, und mit dem charakterlosen Leichtsinn damaliger Humanisten nöthigenfalls jede landesfürstliche Vorlage, selbst in den wichtigsten Glaubenssachen, unterschrieb, wenn er auch nicht daran glaubte, daher ein überaus brauchbares Werkzeug in den unenschiedenen Zuständen des nassauischen Volkes. Er war mit Weib und Kindern eingezogen mit eben so großen Lebensbedürfnissen als in steter Geld-

verlegenheit, unverschämt als Bettler und Erwerbslustiger zugleich. Er veranstaltete zunächst, vor der Hand noch als heimlicher Calvinist, eine große Vergantung von Meßgewanden und Kirchengeräthschaften, wobei er seinen Vortheil nie vergaß und seine sittlichen Mängel durch Gelehrsamkeit und Anstelligkeit an der Herborner hohen Schule mit vielem Geschick verdeckte. Die Lutheraner Bernhardi und Mörlin setzten sich zwar gegen sein „calvinisches Gift," aber ohne nachhaltigen Erfolg, da es nicht an Leuten fehlte, welche das Festhalten an der lutherischen Lehre, wie Steubing, als „Intoleranz Mörlin's in all' ihrer Scheußlichkeit" brandmarkten. Er reiste auf Befehl des Grafen durch das ganze Land, warf aus den Kirchen alle Bilder und Altartische hinaus, und führte beim Abendmahl statt des Speisens mit Hostien das calvinische Brodbrechen ein, bei jedem Widerstande eifriger Lutheraner heilig betheuernd, daß er sich zur Augsburgischen Confession bekenne. Er fand bei dieser Neuerung überall Widerstand, besonders in Dillenburg, wo der erste Versuch des Brodbrechens alles Volk aus der Kirche trieb, und das letztere nicht zu bewegen war, unter dieser Form das heilige Abendmahl zu empfangen. Er wußte sich in diesem Falle geschickt zu helfen. Der Oberbeamte, der Stadtschreiber und ein Rathsherr mußten sich aus Rücksicht für den Grafen herbeilassen, die Ceremonie zu begehen und später gewann man dazu mit Geld und guten Worten Schullehrer, Jägerbursche und Vagabunden, während der Landesherr die Widerständigen als Aufwiegler und Unruhestifter auf das Schärfste züchtigte. Für diese verdienstvolle Seelsorge beförderte ihn der Graf im Jahre 1578 zum Superintendenten; aber das Volk wurde deßhalb um kein Haar geneigter. Er hatte bei aller Gewandtheit und Redekunst doch im Grunde stets das abentheuerlich Eigensinnige und Wandelbare der Reformatoren, das es mit Gott und Menschen verdirbt. Ungeachtet er nacheinander drei Weiber aus dem gemeinen Stande geheirathet und mit ihnen zehn Kinder erzeugt hatte, lebte er doch lange Zeit mit einer liederlichen Wittwe in Unzucht, welche ihm auch ein Kind gebar. So lange er dieses Verhältniß bemänteln zu können meinte, tröstete er sich über die Ungunst der öffentlichen Meinung mit der zur Zeit der Reformation bei Leuten dieses Schlages gebräuchlichen Phrase: „Ich habe beide, Teufel und Welt, erzürnt und wider mich erbittert durch Abthun vieler

abergläubischer Dinge, welches dem Satan fast wehe thut." Aber das Unmaß strafte sich selbst. Er wurde wahnsinnig und klagte sich selbst seines ehebrecherischen Umganges überall an, mit der steten Bemerkung, daß derselbe als „Strafe Gottes" über ihn gekommen war. Der puritanische Graf, über die Fleischeslust seines „reformirten" Lieblings höchlich erbittert, setzte ihn als öffentlichen Sünder fünf Wochen in's Gefängniß bei Wasser und Brod, und später, im Jahre 1582, in Hausarrest nach Liebenscheid, wo er in Hungersnoth und Bedrängnissen aller Art empfindlich leiden mußte. Nachdem er wieder einiger Maßen seines Verstandes Meister geworden, nöthigte man ihn zur Auswanderung in die Niederlande, wo er eine kleine Landseelsorge erhielt. Als aber sein tragisches Geschick in Nassau auch hier bekannt ward, so mußte er abermals flüchtig gehen und fand in der Pfalz ein Unterkommen, ohne Ruhe für seine Seele zu gewinnen. Deßhalb zog er weiter nach Neckarelz, und starb daselbst, als unermüdlicher Arbeiter mit der Feder in den Streit- und Nothfragen jener Zeit, im Jahre 1614, achtundsiebenzig Jahre alt. Seine letzte Frau, die Tochter eines Müllers aus der Neckargegend, gebar ihm sechs Wochen nach seinem Tode noch eine Tochter, worüber Steubing dergestalt in edle Aufwallung geräth, daß er die „Mannhaftigkeit des Noviomagus, welche nicht entmannt und siech war wie das andere elende Geschlecht" der Menschen, nicht genug preisen kann. Wir gestehen, der confessionelle und religiöse Geschmack des Herrn Steubing hat eine eigenthümliche Blüthe, die wir auf dem puritanischen Boden der Feinde des katholischen Priestercölibats nicht erwartet hätten.

In gleicher Richtung war Christoph Pezelius thätig, ein Flüchtling aus Sachsen, weil heimlicher Calvinist, Freund der gleichgesinnten Herren Widebram, Mollerus, Cruciger und Krellius, Student in Jena und im Jahre 1565 Pfarrer zu Wittenberg, wo damals die strenggläubigen Lutheraner als werkthätige Nachfolger Luthers das Uebergewicht hatten. Der bigotte Churfürst ließ ihn und seine Gesinnungsgenossen mit ächtlutherischer Toleranz eines Tages sämmtlich auf der Pleißenburg zu Leipzig in's Gefängniß setzen und konnte nur durch dringendes Bitten von höchst einflußreichen Personen bewogen werden, sie aus sächsischer Haft zu befreien und des Landes zu verweisen. Man hatte in Wittenberg schon vom Kopfabschlagen geträumt,

und sie unter anderen schönen Redensarten „Schwärmgäste, ketzerische Füchse, Geschmeiß, Tuckmäuser, Gesindlein, Wetterhähne, Teufel, Rottengeister und Gotteslästerer“ genannt. Es geht überhaupt nichts über diese sächsischen Eruptionen lutherischer Eiferer, welche nur noch im Frankfurter Journal als harmonische Nachklänge vorkommen. Unwillkürlich treten uns bei solcher Lectüre jene von Reisenden so ausführlich geschilderten Urwaldszöglinge bestialischen Zeichens vor die Seele, welche, unvermögend, dem Jäger zu entfliehen, ihren Kopf in eine Pfütze stecken und rückwärts in's Gesicht ihrer Verfolger operiren, so daß jedes Auge von dieser Salbe erblindet und das grüne Land oft klafterweit versengt wird. Die Verbannten führten den Vers in ihrer Fahne:

„Exul erat Christus, comites nos exulis hujus —
Christus war einst verbannt; wir sind des Verbannten Begleiter,“

und wurden fast sämmtlich von Johann dem Aelteren in Nassau mit Freuden aufgenommen. Pezelius bekam im Jahre 1578 die Pfarrei Herborn und konnte das calvinische Brodbrechen nicht anders einführen, als daß er selbst mit seiner Frau, seinen Kinder und siebenzehn mühsam hergezogenen und bezahlten Leuten zum Abendmahle ging, während ein Schullehrer des Prädicantendienstes pflog, welchen schon Noviomagus an vielen anderen Orten als Prediger verwendet hatte. Der Abendmahlskelch wurde als götzendienerisch entfernt und dafür eine zinnerne Schüssel mit Semmelbrod und silberne Trinkbecher nach Art derjenigen im Wirthshause verwendet. Er war so glücklich, die alte Gräfin Juliana von Stolberg, Gemahlin des Landesherrn, zum Calvinismus zu bekehren, einst als Beichtkind des guten Herrn Mörlin die Stütze der strengen Lutheraner. Später als Bahnbrecher der reformirten Lehre, wozu ihn seine angeborene Heftigkeit, oft bis zur förmlichen Wuth, vorzüglich eignete, nach Bremen berufen, starb er daselbst in der That, obwohl von allen Seiten angefeindet, im Sturm widerstrebender Meinungen, ungebeugt und als Gelehrter hochgeschätzt, mit dem Titel: „Der Reformator Bremens.“

Sein Schicksalsgenosse, Friedrich Widebram, ebenfalls aus Sachsen, studirte die Gottesgelehrsamkeit zu Wittenberg und wurde, wie bereits gemeldet worden, im Jahre 1577 als Pfarrer in Diez angestellt und konnte als Schaukler zwischen Luther und Calvin bei seiner Gemeinde nicht populär werden. Man

unterbrach ihn oft bei der Predigt in der Kirche, ungeachtet er mit unverkennbarem komischen Talente die lustigsten Spässe und Ostermährlein zum Besten gab. Im Jahre 1584 nach der Pfalz berufen, endigte er daselbst sein Leben das Jahr darauf als Gatte zweier Frauen, deren eine ihm die Augen schloß.

Wolfgang Krellius aus Meißen, der beiden Vorhergehenden Mitverbannter und Busenfreund, entfaltete als Pfarrer zu Siegen seit dem Jahre 1575 eine so verzehrende Schärfe, daß er die Landesregierung eben so wenig verschonte, als das Volk. Er verlästerte auf der Kanzel die Obrigkeit als eine Einrichtung, welche Andere regieren wolle, aber sich selbst nicht bezähmen könnte, und beschuldigte die gräflichen Beamten der Lügenhaftigkeit, mit eiserner Stirne vorgehend, wie Knox Maria Stuart niederdonnerte und Cromwell das blutige Haupt Karls des Ersten mit wollüstigem Entzücken betrachtete. Oft verklagt, hielt sich der wagehalsige Fanatiker immer aufrecht und starb zu Siegen im Jahre 1595. Auch er war zweimal verheirathet.

Fast zu gleicher Zeit arbeitete mit diesen Männern zu Herborn Joseph Naso, ein Schüler Melanchthons, ebenfalls aus Sachsen verbannt, eine äußerst unruhige und zänkische Natur, voll Streben nach Unabhängigkeit von kirchlichen Glaubenssätzen, nicht völlig Calviner, weil er die Vorherbestimmung des Menschen läugnete, aber auch kein Lutheraner, weil er die Freiheit des menschlichen Willens öffentlich lehrte. Unter ihm finden wir gegen das Jahr 1582 zu Herborn ebenfalls arge Volkswiderstände gegen den protestantischen Gottesdienst. Außer dem Schultheiß, dem Stadtschreiber und dem Schöffen Gerlach Maus ging Niemand zum Abendmahle. Die Prädicanten liefen Gefahr, durch schlaflose Nächte zu verkümmern, solche Metten führten die jungen Bursche zur Nachtszeit vor ihren Fenstern auf. Naso stand noch dazu beim Grafen in größter Ungunst, weil er alle vorgelegten Bekenntnisse der christlichen Lehre unterschrieb und bald wieder verwarf mit einer für uns höchst peinlichen Charakterlosigkeit, welche die Lüge zum Abläugnen der inneren Ueberzeugung und den Meineid zur Decke derselben nimmt, um aus dieser Heuchelei nächster Tage in eine andere zu verfallen. Aus dem Lande gejagt, kreiste er als Rollkiesel durch die Welt und konnte seiner Schaukelei erst im Tode los werden. Wir glauben, daß das Angeführte genügt, um sich von den Persönlichkeiten, welche der protestantischen Bewegung

in Nassau ihre Kräfte gewidmet haben, einen vollständigen Begriff zu machen. Sie waren fast sämmtlich würdige Werkzeuge der unerbittlichen Gewalt, welche das widerstrebende Volk für Regierungszwecke protestantisch machte.

Aber selbst, nachdem diese Gewaltthat im Laufe von fünfzig Jahren Wurzeln getrieben und sich befestigt hatte, war man in Nassau des Protestantismus so wenig sicher, daß die umfassendsten Zwangsmaßregeln getroffen werden mußten, um den Katholicismus niederzuhalten. Mit unablässiger Berufung auf den westphälischen Frieden und auf das Normaljahr 1624 in einseitiger Auslegung wurde die protestantische Religion für die herrschende in sämmtlichen nassauischen und saarbrückischen Landen erklärt mit dem ausschließlichen Rechte der freien Entwickelung, Fortbildung und Nutznießung des für die Reformation monopolisirten Kirchengutes, unter dem ausdrücklichsten Beisatze, daß selbst von den milden Stiftungen nicht das Mindeste zu Gunsten des katholischen Wesens verwendet werden durfte. Die freie Religionsübung war den Katholiken nur an jenen Orten gestattet, wo sie dieselbe nach reformatorischer Ansicht „rechtmäßig erworben," das heißt, vor der protestantischen Gewalt gerettet hatten. An allen anderen Orten bestand das strengste Verbot, katholische Kirchen, Schulen, Klöster, Kapellen, Hospitäler und Armenhäuser zu bauen, eigene Geistliche und ständige Schullehrer anzunehmen, Prozessionen zu halten, Wallfahrten, Kirchhöfe, öffentliche Bilder und Kreuze zu stiften oder lutherische Kirchen zum Mitgottesdienste zu benützen, kurz keine Aeußerlichkeit anzusprechen, welche den Anschein haben könnte, das katholische Wesen als paritätisch im eigentlichen Sinne anzuerkennen, zu begünstigen, zu bessern oder auszudehnen. Den katholischen Heloten sollte nur gestattet sein, auf eigene Kosten Winterschulmeister auf kurze Zeit unter jedesmaliger Genehmigung der protestantischen Beamten anzustellen. In ganz katholischen Orten blieb zwar erlaubt, katholische Gemeindevorsteher zu setzen; war aber nur ein einziger Protestant oder eine geringe Minderheit dieses Bekenntnisses in der Gemeinde, so mußte der Ortsvorstand protestantisch sein. Alle Aemter im ganzen Lande, seien es Verwaltungs- oder Richterstellen, vom Minister, Gesandten und Regierungspräsidenten herab bis zum

Forstbeamten, Gemeindeschreiber, Landphysikus, Landchirurgen und Offiziere wurden ausschließlich nur mit Protestanten, und zwar vorzugsweise inländischen, besetzt, und trat einer der Angestellten zur katholischen Kirche über, so ward er nicht bloß alsogleich seines Dienstes entlassen, sondern Niemand im Lande durfte ihn vom Augenblicke der Rückkehr zur alten Kirche als Beamten ansehen und achten, wenn auch seine Entlassung noch nicht thatsächlich erfolgt war. Während protestantischen Landessassen unter keinerlei Vorwand das Heirathen oder eingewanderten Protestanten das Bürgerrecht versagt werden konnte, war es selbst der Macht des Landesherrn entzogen, in Orten, wo noch keine Katholiken wohnten, dergleichen aufzunehmen, oder aufnehmen und heirathen zu lassen. Die Späher der Regierung überwachten das Zeugungsgeschäft der Katholiken mit aller Schärfe und suchten das katholische Element sogar im Geschlechtskeime zu ersticken, so daß die künstliche Grausamkeit der Evangelischen gegen die Lebenskeime der Katholiken wahrhaft grausenerregend ist. Alle gemischten Ehen waren in ganz Nassau von jeher verboten, so wie alle Stiftungen für katholische Kirchen und Klöster, oder zum Unterhalt für katholische Kirchendiener, Schullehrer, Priester und Seelsorger gesetzlich null und nichtig. Jeder protestantischen Manns- oder Frauensperson, welche zur katholischen Religion überging, um eine katholische Person zu heirathen, war das Heirathen strengstens untersagt, und falls die Heirath wirklich schon stattgefunden hatte, wurde sie mit der anderen Ehehälfte des Landes verwiesen.

Diese grausame Strenge gegen katholisches Leben liefert erst die schlagendsten Beweise, daß ein umfassendes Faustrecht nöthig war, den Katholicismus zu unterdrücken und den Protestantismus zu erhalten. Die Leidenschaft, welcher man Vieles verzeiht, hatte längst ausgetobt, eine erfinderische und völlig herzlose Grausamkeit erklärte sich an deren Stelle in Permanenz mit aller Ruhe, Berechnung und Bitterkeit, den letzten Funken des katholischen Wesens auszustampfen. Träte ein regierender Fürst von Nassau zur katholischen Kirche über, so solle ihm zwar erlaubt sein, nach dem westphälischen Friedensschlusse einen Hofkaplan seiner Religion in seiner Residenz zu halten, jedoch keinen Ordensgeistlichen, sondern einen verträglichen Mann,

welcher in allen bürgerlichen Dingen dem nassauischen Hofgerichte unterthan sein müsse, aber keine Hofcapelle zu erbauen, noch minder ein Geläute darin anzuschaffen. Ein schickliches Zimmer im Residenzschlosse genüge zum katholischen Gottesdienst auf so lange, als der Landesfürst katholisch, unter der Beschränkung jedoch, daß nur den betreffenden fürstlichen und wirklich im Hofdienste stehenden Personen gestattet sein solle, demselben beizuwohnen, während alle anderen nicht zum Hofe Gehörigen, Einheimische und Fremde, davon streng ausgeschlossen seien. Deßgleichen können katholische Pfarrhandlungen nur den berechtigten, im Schlosse wohnenden Personen zu Theil werden; alle nicht im Schlosse wohnenden Katholiken, welche mit dem Hofe in Verbindung stehen, müssen in die nächste katholische Kirche gehen, um der katholischen Seelsorge theilhaftig zu werden. Namentlich soll es auch solchen fürstlichen Personen auf ewig untersagt sein, eine Prozession im Schlosse oder außerhalb desselben zu veranstalten. Tritt ein Prinz oder eine Prinzessin oder eine fürstliche Wittwe ohne Theilnahmsrecht an der Landesregierung zur katholischen Kirche über oder vermählt sich ein Prinz mit einer katholischen Dame, ist solchen nicht erlaubt, in ihrem Schlosse oder Wohnhause Gottesdienst zu haben, wobei es ihnen jedoch unbenommen bleibt, die nächstgelegene Kirche zu besuchen oder auch in einem Zimmer, aber bloß auf einem Tische Messe lesen zu lassen. Ist der regierende Landesfürst katholisch, so versieht das landesfürstliche Consistorium alle verfassungsmäßigen Dienste und Geschäfte selbstständig und unabhängig vom Landesfürsten nach der allgemeinen Kanzlei- und Prozeßordnung, um das gesammte protestantische Kirchen- und Schulwesen lediglich nach dem corpus evangelicorum zu leiten, weil dasselbe in Religionssachen oberste Landesbehörde ist. Dasselbe ist nicht schuldig, irgend einen landesfürstlichen Befehl auszuführen, welcher nach seinem Dafürhalten der protestantischen Sache nachtheilig sein könnte. Es kann vom Fürsten wegen seiner pflichtmäßigen Amtsübung weder selbst noch in seinen Mitgliedern oder an Gehalt verkürzt werden. Dem gesetzmäßig nachfolgenden katholischen Landesherrn sollen die Unterthanen erst dann zu huldigen schuldig sein, wenn er zuvor diese protestantische Landesordnung heilig zu halten eidlich gelobt hat, desgleichen aller Gehorsam gegen ihn vollständig ab sein in

Dingen, welche gegen dieselbe angeordnet werden könnten. Selbst die höchsten Reichsgerichte sollen nur nach dieser Ordnung entscheiden und aburtheilen, als nach einem ewig gültigen Hausgesetze in Nassau. Auf gleiche Weise soll nur diese in vorliegender Verordnung zur Anwendung gekommene Auslegung des westphälischen Friedens in Betreff der deutschen Religionsgegenstände allein und unverrückt gültig sein, auch unwiderruflich für alle fürstlichen Erben und Nachkommen in allen landesherrlichen Ehren und Treuen. Alle Ausnahmen von diesem Familiengesetze, selbst von den Fürsten gemacht, sollen schon im Voraus null und nichtig sein. Die letzte Bestätigung dieser sogenannten Assecurationsurkunde erfolgte mit genauerer Feststellung althergebrachter Zwangsmaßregeln gegen die Katholiken am Mariä-Verkündigungstage des Jahres 1779, vorgelegt von Ludwig, Fürsten zu Nassau-Saarbrücken, und im Laufe desselben Jahres von Karl Wilhelm von Nassau-Weilburg und Karl von Nassau-Usingen angenommen und bestätigt.

Solche Grundsätze der protestantischen Zwangsgewalt gegen die Katholiken, sogleich mit der ursprünglichen Protestantisirung des Landes in's Leben getreten, wurden mit einer Art von heimlicher Lust, welche nicht näher zu bezeichnen ist, und deren nur die verstockte und im Gewissen doch nie ganz beruhigte Häresie fähig ist, fortgebildet und mit den Schlacken des geschichtlichen Lebensprozesses vermehrt, bis sie im westphälischen Frieden nach protestantischer Auffassung förmlich gefestet und chrystallisirt worden. Ihre schriftliche Feststellung, bereits im Jahre 1614 im Hausvertrage zu Westerburg, nach welchem jeder Fürst, welcher vom Lutherthum abfiele, seiner Lande und Leute verlustig sein sollte, nachgewiesen, kann in der Vereinbarung nassauischer Fürsten vom Jahre 1763, in der Primogenitur-Constitution von Nassau-Saarbrücken aus dem Jahre 1768 und in der hier im treuen Auszuge mitgetheilten Assecurationsurkunde verfolgt und beurtheilt werden. Die letztere, allerdings im Verhältnisse zu früherem Zwange eine mildere Form, erfolgte zu einer Zeit, wo durch den immer mächtiger werdenden Fortschritt in Preußen und Oesterreich, namentlich durch die Alles erschütternden Reformen Josephs des Zweiten das altlutherische und calvinische Element zu gähren und zu verdunsten anfing. Man wollte in

erblicher Blindheit retten durch fortgesetzte Unterdrückung fremder Religionssysteme, was als ein eigenes System, in Rationalismus und Naturalismus übergehend, mit dem besten Erfolge und von allen Seiten angefochten wurde. Zwei Dinge liegen zunächst klar vor Augen nach dem Sinne der Assecurationsurkunde. Die katholische Religion wurde, so weit es weltliche Macht thun kann, wie eine Art Versteinerung behandelt und politisch aller Fortbildung, somit alles Lebens, beraubt, während man alle Rechte und Mittel des Wachsthums und Gedeihens der protestantischen Confession zuerkannte und mit dem wirksamsten Nachdruck der gesammten Regierungsgewalt beschirmte.

Aus diesen Maßregeln, welche die besonnene List des Kaisers Julian und Cromwell's eiserne Faust in sich schlossen, erhellt zur Genüge die unbesiegliche Furcht der Protestanten vor der innerlichen Lebenskraft der katholischen Kirche und zugleich ein unausrottbares Mißtrauen auf die persönliche Menschensatzung im Protestantismus. Der Anblick einer Prozession, das Aufpflanzen eines Kreuzes, der Eindruck eines frommen Bildes, der Klang einer katholischen Kirchenglocke, das Dasein eines katholischen Priesters erschienen diesen evangelischen Herren gefährlich, offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil ihr Evangelium schon in seiner ersten Jugend so zarter Complexion war, daß es jeden katholischen Hauch fürchten mußte. Nie hat Jemand der protestantischen Lehre ein schlimmeres Zeugniß der Armuth und Unbehülflichkeit ausgestellt, als es diese Zwangsmaßregeln gegen das Leben des Katholicismus gethan haben. Diesem Mißtrauen auf die Festigkeit der eigenen Sache läuft eine Heuchelei nebenher, die man in deutschen Landen nicht einmal mit dem verdienten Namen bezeichnen kann.

Alle derartige Verordnungen und Staatsverträge preisen mit Emphase „die heiteren Tage unserer aufgeklärten Zeiten (1779), wo finsterer Aberglaube und Verfolgungsgeist verdammt worden, friedliche Duldung des Nebenchristen (Nebensache?) an deren Stelle getreten und allgemeine Menschenliebe verbreitet ist," wie es in der nassauischen Assecurationsacte vom Jahre 1779 im ächten Freimaurerstyle heißt. Den Daumen schonungslos auf das Auge des Katholiken drückend, hält dieser menschenfreundliche Geist eine Lobrede auf das Licht und seine weltverklärende Kraft. Der Fürst erscheint in diesem Kanzleistyl als

Papst oder Czar, was man lieber will, mit so unbeschränkter Gewalt auf die Gewissen der Menschen, daß unser heiliger Vater in Rom dagegen in der That ein barmherziger Vater aller Völker, ein Diener der Diener Gottes ist. Alle Vorwürfe, welche man dem Papst ohne Recht und ohne Grund macht, passen wörtlich und im reichsten Maße auf diese maßregelnde Gewalt und Menschenwillkür, welche sich dreist den Kittel der Unfehlbarkeit um die Blöße wirft. Die Phrase der Assecurationsacte „Allermaßen die landesväterliche Liebe nie nach den Religionsbegriffen ihrer Unterthanen abgemessen werden wird“ lautet einerseits wie Hohn, da ein Katholik nicht einmal Nachtwächter in einem gemischten Orte werden konnte, und der Ausruf der habsüchtigen Dame bei Oswald von Wolkenstein „Herr Ritter, euer Liebe hat nichts inn,“ seine volle Anwendung findet, andererseits damit unverhohlen angedeutet wird, daß „die landesväterliche Liebe“ offenbar für die Katholiken äußerst sparsam ausfallen müßte, wenn sie nach katholischen Religionsbegriffen abgemessen würde. In diesen nassauischen Actenstücken, welche denen anderer protestantischen Länder in diesem Punkte gleichen, wie ein Ei dem andern, begegnet uns ferner die nackte Revolutionstheorie, welche in den Niederlanden und in England in die Wirklichkeit übergegangen ist. Es wird darin ziemlich unverhohlen die Erklärung festgestellt, daß von Protestanten dem katholischen Landesherrn keine Treue zu halten sei. Denn dieser steht erklärtermaßen unter dem Consistorium und dem corpus evangelicorum, ausschließlich protestantischen Behörden. Er darf keinen Pfarrer, ja nicht einmal einen Glöckner in protestantischen Gemeinden anstellen, während man in unseren Tagen verlangt, daß der protestantische Landesherr die katholischen Pfarrer, Schullehrer und Glöckner anstelle, im völligen Widerspruche mit allen Begriffen von Parität im vorliegenden Falle, lediglich nach den einseitigen Maßregeln der Gewalt gegen die katholische Kirche. Ja man nennt die letztere Forderung ein unveräußerliches Souveränitätsrecht, ein von Gott gegebenes, während man es hier im umgekehrten Falle dem katholischen Fürsten geradezu nimmt, als wenn die Religion als Gewissenssache unfähig machen könnte, ein Souveränitätsrecht zu üben.

Man stellt das corpus evangelicorum ohne viele Umstände über den katholischen Landesfürsten, also eine Mittel- und Ober-

behörde außerhalb des Nassauerlandes, welche die protestantischen Unterthanen und den katholischen Fürsten zugleich obervollmächtlich selbst in weltlichen Bürgersachen und circa sacra regiert, während jetzt die reingeistliche Obmacht des päpstlichen Primates als Fremdenherrschaft und deren Anerkennung in Glaubenssachen als katholischer Verrath bezeichnet wird. Man stellt den Grundsatz auf, daß der katholische Landesfürst kein Recht habe, das protestantische Kirchen-, Schul- und Armengut zu verwalten, während in unseren Tagen nicht bloß den protestantischen Fürsten, sondern sogar den protestantischen Ministerien, Kirchen- und Schulcommissionen das unantastbare Recht eingeräumt wird, über katholisches Kirchen-, Schul- und Armenvermögen zu verfügen. Man erkennt der protestantischen Ministerial-Regierung ein votum negativum gegen die Verordnungen des katholischen Fürsten zu, wogegen letzterer gar nichts verfügen darf, während heutzutage der protestantische Landesfürst das gottgegebene Recht haben soll, gegen alle Obmacht der Kirche in geistlichen Dingen einzuschreiten. Man erklärt, daß jeder Beamte des Fürsten, welcher dieser confessionellen Zwangsordnung zuwiderhandelt, sofort des Dienstes entsetzt werden solle, während zu unserer Zeit die abgesetzten Priester und excommunicirten Laien gegen die katholische Kirche gehätschelt, mit Geld und Gnaden belohnt und gegen alle unzweifelhafte Kirchenauctorität und Glaubenslehre im Amte behauptet und beschützt werden. Daraus ist leicht abzunehmen, das alles Das, was jetzt gegen das Leben der katholischen Kirche und gegen die Völkerverträge von 1803, 1805, 1814 und 1816 geschieht, im Grunde nichts Anderes ist, als das Nachzucken dieser Assecurationsacten, nach welchen die Gewalt gegen die Katholiken zu Gunsten der Protestanten sanctionirt und geübt wird. Man beruft sich heutzutage freilich nicht auf den westphälischen Frieden und das corpus evangelicorum, sondern auf das Souveränitätsrecht, welches an die Stelle des abentheuerlichen Territorialrechtes treten soll, um wenigstens nebensächlich für die katholischen Nebenchristen abzuschwächen, was die Verträge ihnen ohne allen Zweifel als gleichberechtigten Mitchristen eingeräumt haben.

Das corpus evangelicorum ist zwar längst aufgelöst, aber seine Grundsätze, durch die Allmacht der neueren Geschichte vom

rechtsbürgerlichen Standpunkt in's kirchenrechtliche und dogmatische Gebiet vertrieben, leben noch und treten mit Willen und gegen Willen zu Tage, so weit anders eine Möglichkeit vorhanden ist, sich zu Gunsten des Protestantismus geltend zu machen. So wird allgemach das Gleichniß des politischen Sehers erfüllt, welches diesen Abbruch und Niederzwang des katholischen Lebens wahrheitsgetreu ausdrückt. Zur Zeit der Reformation hat man den Dom der katholischen Kirche mit Brecheisen und Pulverminen gesprengt und die dadurch erlangten Bausteine auf alle Keime des katholischen Nachwuchses gelegt, ohne etwas Besseres an seine Stelle setzen zu können. Die revolutionären Giganten, welche dies glücklich vollbracht hatten, setzten sich behaglich auf die Trümmern und freuten sich in der Seele, daß ihr Werk so glücklich von Statten gegangen war. Ihre Nachfolger geistlichen und weltlichen Standes waren Jahrhunderte hindurch bemüht, auf Staatskosten das Steinmateriale zu mehren, um den Druck auf katholische Keime zu vervollständigen. So kam in der That ein fest zusammenhängender Mosaikboden über dem katholischen Leben zu Stande, auf welchem im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert die englischen Deisten und Gotteslängner, die französischen Encyklopädisten und Religionsspötter, die deutschen Philosophen und Professoren in seliger Verzückung Contretänze aufführten, bis die aus den Lastern der Zeit entsprungene Revolution diese Mysterien der Fäulniß und Niederträchtigkeit durch einander rüttelte und offenbar gegen ihre Accoucheurs und Wiegenwärtel ziemlich undankbar verfuhr. Die letzteren konnten sich von ihrer Betäubung erst erholen, als ihnen die mitleidige Königin der Demokraten, Communisten und Usurpatoren den aufgespeicherten Honigseim des katholischen Kirchengutes in den Mund strich. Ach, diese Süßigkeit läßt sich mit menschlichen Worten gar nicht beschreiben! Zum Danke für das überschwängliche Glück wurden zwar die Steine des alten Druckes auf die katholischen Lebenskeime nicht weggehoben; aber man legte über dem Felsgetrümmer zur Beschwerung ultramontanen Gewächses katholische Kunstgärtchen an mit sparsamen, aber hell schimmernden Brünnlein, hügelhaft fast wie Weihnachtskrippen, mit Müllerchen, die mahlten, mit Schäferchen, welche Lämmlein im Moose weideten, mit Priesterchen, welche man mit Heine hätte „putzig“ nennen können, um die lieben

wächsernen Dinger gehörig zu bezeichnen. Daraus entstanden oasenhafte Ansiedelungen, die man im Gegensatze zur allgemeinen katholischen Kirche „deutsche Nationalkirche" benamen wollte. Schon war der Bischof derselben designirt und lebt meines Wissens noch in diesem Augenblicke (Dezember 1856).

So weit war Alles fertig. Die katholischen Keime hatten sich im Laufe der Zeit mit ihrem verborgenen Leben in Christus beholzt und bewegten sich unter dem Drucke wie geschwollene Adern im Menschenleibe kriechend und geduckt an den Rand der Felsenbelastung, um ihre Augen in's Sonnenlicht aufzuschlagen, und so oft man auch ihren Vorwitz mit der „pragmatischen Sanction der Assecurationsacten" abschlug, ihre Wurzel wurde immer dicker und hob eines schönen Morgens in natürlicher Entwickelung die Preßsteine hinweg, welche seit drei Jahrhunderten auf ihnen gelastet hatten. Das war ein Jubel der Katholiken im Lande! Das war ein Zetter der Protestanten über die Felsverschiebung und den Untergang der schön angelegten Nationalkirchlein. Aus den Schrecken jener Katastrophe stammen die heutigen Kraftausdrücke des Schimpfes gegen die katholische Haupt- und Weltkirche in den deutschen Journalen und Lügenschriften. Man hatte die katholischen Keime unter dem Drucke der Gewalt todt geglaubt und träumte sich sicher. Aber nein! der Bann ist todt, der Belastungsgranit durch die Zeit zerwaschen und neuer Humus bildet sich über die grün schimmernde Landschaft. Die Glieder des Baumes wachsen ohne Ultramontane, Jesuiten und Colporteurs aus eigener, unverlierbarer Kraft. Alles könnt ihr thun; nur das wahre Leben ist nicht todtzuschlagen, nur das wirklich Todte nicht lebendig zu machen. Die katholische Kirche geht ihren von Gott bezeichneten Weg, weil sie ihn gehen muß unter Anführung jenes Geistes, welcher die Todten ihre Todten begraben läßt und ewig neues Leben schafft!

Im Revolutionssturme zur Begründung der Reformation in Nassau gingen leider unschätzbare Güter verloren, deren Verlust vom Volke ewig empfunden werden wird. Fast der gesammte Vorrath älterer Kunst- und Menschenbildung ist vernichtet. In wenigen Ländern wurde der Vandalismus rücksichtsloser geübt, als in Nassau. Alle bildlichen Bezüge auf die vergangenen Zeiten des Christenthums verschwanden unter der leidenschaft-

lichen Wuth, welche, angezehrt im Herzen vom unausstehlichen Gefühl des Abfalls und der Untreue gegen die Kirche, alles Das zu vernichten bemüht ist, was an diesen Meineid erinnert. Eine unermeßliche Erndte archivalischer Quellen besonders aus der Karolingischen Zeit fiel dem Fanatismus zum Opfer, welche durch nichts ersetzt werden kann. Dadurch wurde sogar die Herkunft und Abstammung des herrschenden Grafengeschlechtes am empfindlichsten in's Dunkel gestellt und ein schönes Erbgut der Welt- und Menschengeschichte fortgestrudelt.

Die Behauptung der nassauischen Schriftsteller, daß die Kirchengüter zu wohlthätigen Zwecken verwendet worden seien, wollen wir hier als so wahr annehmen, als sie erwiesener Maßen falsch ist. Unbestritten kamen sie auch im Falle der Verwendung für's Gemeinwohl an die Domänenverwaltung, geschmälert durch die Einziehungskosten, welche einen großen Theil derselben im Vorab hinwegnahmen, da bekanntlich bei einer solchen Gelegenheit nach dem Fluche, welcher auf dem unrechtmäßigen Besitze lastet, um einen Theilgewinn alle Hände eifern, welche sich ausstrecken und etwas fassen können. Die Fürsten, die Edelleute, die Städteinnungen, Alle begehren der Beute froh zu werden. Da wird zerstreut und nicht gesammelt; nur das eigentliche Volk geht dabei leer aus. Was geistliche Verwaltung nachgelassen, aufgeschoben und geschenkt hatte, muß jetzt der Landmann nöthigenfalls auf dem Executionswege zahlen. Mißjahre von heute ähneln den alten nicht, wo der Bauer, der nichts oder wenig aus der Erndte gewann, seine Zinsen und Naturallasten von den geistlichen Vätern nachgelassen und geschenkt bekam. In unseren Tagen muß das tannenholzene Tischlein mit nur drei Füßen, weil der vierte moderfaul geworden, heraus zur Zwangsversteigerung. Wären keine Juden im Westerwalde, es fände gar keinen Käufer. So handgreiflich diese letzte Wirkung ist, die Ursache davon liegt drei Jahrhunderte hinter uns und wird von gedankenlosen Menschen kaum erkannt. Der Zins- und Steuerpflichtige an geistliche Stiftungen ist der Domäne verfallen. Der geistliche Zinsherr von ehemals mit geringen Bedürfnissen für seine Person konnte sein Stücklein Brod zum Theil an Arme ablassen; wo aber seit der Reform der Kirchengüter ein vielseitiger Prediger wohnt,

blickt aus jedem Fenster ein Kranz frischer Gesichter mit gesunden Zähnen, jeder rothe Mund will sein Brödchen haben, und was im Hause von acht „vertilgt" wird, um mit dem erfindungsreichen Frankfurter Intelligenzblatt zu reden, kann nicht mehr wie einst bei einem Munde der Gemeinde zu Gute kommen. Es ist eben ein Verzehrungssteueramt mehr im Lande.

Um das Klösterchen hat sich jedesmal eine Ansiedelung gebildet, damit sie dem ersteren in Demuth und Gütergemeinschaft diene, wie die tausend Pulsschläge dem menschlichen Herzen, wo das Eine so nothwendig ist als das Andere. Verschlingt der Habicht das Kloster, so ist das Herz fort, die Glieder der Ansiedelung zucken verwaist, eine Lücke entsteht, die nur trostloses Proletariat ausfüllen kann. Fabrikanten, Spielpächter, englische Capitalisten und dergleichen Volksbeglücker rücken ein und vermehren die Unsicherheit des menschlichen Wohlbefindens, das einst um's Kloster geblüht hat. Und wäre das Klostergut auch Spitalgut geworden, wie die Reformation sich theilweise gebrüstet hat, das Allgemeine ist jedenfalls in der Besonderung beschränkt worden. Oertliche Gunst vertheilt und genießt, was einst als Gemeingut Land und Leuten gehört hat. Das Kunstalmosenthum der modernen Welt ist überhaupt unvermögend, die naturwüchsige christliche Gesammtliebe zum armen Volke im Geiste der heiligen Kirche zu ersetzen. Wie sich diese stürmische und gedankenlose Abräumung sogar auf die zweite Säcularisation vererbt hat, können wir am besten aus einem Falle lernen, welcher die hastige Gier der Erben hinlänglich charakterisirt. Als nämlich in unseren Tagen für die neue katholische Kirche in Wiesbaden die nöthigen Einrichtungsstücke fehlten, gewährte der Herzog von Nassau auf die Bitte der Gemeinde unter Anderem wohlwollend eine Monstranz, seit dem Jahre 1803 als ehemaliges Klostergut im landesfürstlichen Schatze. Da fand man zum Erstaunen Aller noch die geweihte Hostie in derselben, welche übereifrige Aufhebungscommissäre wegnehmen zu lassen versäumt hatten. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die jetzt lebende Generation der Proletarier in Nassau, welche sich täglich mehrt, vorzugsweise aus dieser doppelten Säcularisation geflossen ist. Alle humanitarischen Sorgen der

neuern Zeit sind nicht im Stande gewesen, diesem unersetzlichen Schaden gehörige Abhülfe zu schaffen. Das Proletariat wächst und mit ihm die Revolution der Märztage. Die Verarmung der Gemeinden erzeugt den Reichthum widerspenstiger Kräfte, wie das abnehmende Leben die Anlage zur Fäulniß im thierischen Organismus. Das hat eingestandener Maßen das Jahr 1848 hinlänglich bewiesen.

Eine andere Erscheinung, bereits früher angedeutet, dürfen wir hier nicht unbesprochen lassen, den augenblicklichen Umschlag der Gemüther aus dem Lutherthum, das ihnen aufgenöthigt worden war, zum Katholicismus, den sie nicht vergessen konnten. Besonders auffallend zeigte sich dies in der Grafschaft Hadamar Johann Ludwig, ein Sohn Johanns des Aelteren, welcher mit landesfürstlicher Gewalt das Volk reformirt gemacht hatte, trat im Jahre 1629 in die katholische Kirche zurück und ließ pflichtgemäß auch der katholischen Predigt in seinem Lande den freien Lauf. Die aus vieljährigem Druck unverhofft erlösten Gemüther erwachten bei dieser Nachricht zur freudigsten Aufregung über das Glück, wieder sein zu können, was sie seit vielen Jahrhunderten gewesen, aufrichtige und offene Katholiken. Man holte aus unterirdischen Kellerräumen die vor wahnsinniger Zerstörungslust der Calvinisten tief versteckten „Götzen" hervor, Heiligenbilder, Kreuze, Altarsteine, Kelche und Monstranzen zur neuen Ausstattung des alten katholischen Gottesdienstes. Andere eilten nach Coblenz, kauften und liehen Fahnen und Kirchenzier, und feierten ihren ersten katholischen Gottesdienst mit Prozessionen und Gottesliedern, welche von den Urahnen heimlich und unauslöschbar auf das gegenwärtige Geschlecht übergegangen, wie Funken aus langer Gebundenheit des schmottenden Aschenhügels auf einmal aufflackerten. Wenn der fromme Graf aus den Fenstern seines Schlosses blickte, ward er von den Wallfahrern aus weiter Ferne bemerkt und vom Landvolke mit stürmischem Jubel gegrüßt. Die Heiligthümer, welche man zur Zeit der einbrechenden Reformation nach Limburg, Dietkirchen und anderen Gegenden geflüchtet hatte, zogen unter Lobgesängen feierlich wieder in die alten Gotteshäuser ein, welche, vom Unwesen der aufgedrungenen Ketzerei befreit, für Katholiken zierlich eingerichtet waren. Diese Aufzüge machten in ihrer all-

beherrschenden Idee einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther, daß sogar die Kinder calvinischer Prädicanten mit ungemeiner Vorliebe aus dem dürren Kirchenthum der Reformirten zum Katholicismus übertraten, seltsamer Weise selbst die Söhne und Töchter des reformirten Predigers und Krankentrösters der Landesfürstin, einer Gräfin von Lippe, welche bis zu ihrem Tode, vom Gemahle ganz unbehelligt, ihrem reformirten Bekenntnisse anhängig blieb.

Der Graf mischte sich in diese Umwandelung nur so weit ein, daß er, das gesammte Kirchenwesen den Jesuiten-Missionären, welche später auch ein Haus in Hadamar erhielten, zur Wiederherstellung überlassend, nichts weiter als den Gregorianischen Kalender, katholische Fest- und Fasttage und das abendliche Ave-Maria-Läuten einführte ohne alle Erwähnung katholischer Glaubenslehren. Die Kirchen der Reformirten standen in kurzer Zeit leer, und ein Versuch, das Osterfest in alter Weise, das heißt, nicht nach dem Gregorianischen Kalender zu halten, scheiterte aus Mangel an Theilnehmern gänzlich. Die Prädicanten erhielten, weil ohne Pfarrkinder, den Abschied, mit dem Erbieten sie im Lande in weltlichen Arbeitskreisen anzustellen, falls sie das Fortziehen nicht vorzögen. Sie waren nicht wenig bestürzt, daß sich Niemand in der Gemeinde ihrer annahm. Nur einer derselben blieb diensteifrig als Prediger der Gräfin Juliana im landesherrlichen Schlosse zurück, ungeachtet selbst diese großes Behagen fand im Umgange mit den gelehrten und lebensgewandten Jesuiten. Der dreißigjährige Krieg vertrieb zwar die letzteren aus Hadamar hinweg, aber die Treue des Volkes wankte in dieser Prüfungszeit keinen Augenblick. Nach verbraustem Sturme nahm es die wiederkehrenden Väter mit lautem Jubel auf, und Johann Ludwig wies ihnen hinlänglichen Unterhalt aus Gefällen ehemaliger Klöster an. Sehr belehrend ist die Haltung, welche nassauische Schriftsteller, namentlich Keller von Idstein, bei dieser unläugbaren Thatsache einnehmen. Der letztere kann sein Erstaunen gar nicht verbergen über diese „plötzliche und nachhaltige“ Rückkehr zur katholischen Kirche. Die gute Zucht der reformirten Religion, die Beliebtheit des Landesfürsten, das herrschende Unterwürfigkeitsgefühl des Volkes und die wahrhaft ausgezeichnete Klugheit der Jesuiten müssen

daran schuld sein, quae credit Judaeus appella! Er berichtet sogar, daß die Bewohner von Hadamar, nachdem sie einmal die erste Scham abgeworfen, so weit gegangen wären, Prozessionen besonders nach Offheim zu veranstalten, und die Auferbaulichkeit bei denselben habe einzig und allein von der guten Erziehung hergerührt, die sie im reformirten Gottesdienste genossen hätten. Wer sich durch solche Vorstellungen trösten kann, hat alle Ursache sich zu freuen, daß sein Verstand keine größeren Anforderungen stellt. Damit kommt man an allen Ueberhängen der Geschichte vorbei und durch alle Engpässe logischer Consequenz mit der Illusion thörichter Herzen. Schlimmer als dieser wohlfeile Trost ist der Widerspruch, in welchen sich der vergeßliche Herr Keller bald darauf verwickelt, indem er den geschilderten Vordersätzen zu Trutz sein Schlaftränklein mit folgenden Phrasen zu würzen sucht: „Diese Religionsäußerung habe im Innern keine Wurzel gehabt; ein so plötzlicher Umschwung sei für die rechte Innerlichkeit unmöglich; die Jesuiten machten keine rechten Fortschritte, nur etwa sechzehn oder siebzehn Bekehrungen alle Jahr; Kaisergeschenke seien nöthig, den katholischen Eifer anzublasen." Das reime zusammen, wer kann! Keller ist durch die unzweideutige Geschichte geschlagen und verurtheilt. Die feste katholische Gesinnung der Bewohner Hadamars von jeher genügt allein, diese unglückseligen Beileidsbezeugungen geschichtsloser Partheigänger Lügen zu strafen.

Nicht anders ging es zu Siegen, als im Jahre 1624 Graf Johann der Jüngere als Regent eintrat, in seiner Jugend ebenfalls reformirt, aber frühzeitig in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Er mußte bei seinem Regierungsantritt einen von der revolutionären Propaganda der Reformirten aufgenöthigten Revers unterschreiben, keine gewaltsame Bekehrung seines Volkes vorzunehmen. Er bedurfte auch derselben nicht, um das Volk aufrichtig in die katholische Kirche zurückzuführen, weil es selbst zurückverlangte. Er ließ die protestantischen Prediger ruhig fortlehren, während er mit edler Unpartheilichkeit, den Wünschen des Volkes gemäß, auch den Jesuiten zu predigen gestattete. Die einfache katholische Predigt genügte, die Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen, beim Einverstandensein der Leute mit der Lehre katholischer Priester. Einige

Reformirte wanderten nach Dillenburg aus, nicht weil sie ihre Religion nicht ausüben durften, sondern aus Haß gegen alles Katholische, Reste von Beamten und Höflingen durch solche aufgehetzt, denen jede Gelegenheit willkommen war, im Trüben zu fischen. Diese Auswanderer, welche zu zählen man an den fünf Fingern einer Hand zu viel hat, erklärten selbst, daß sie fortzögen, um dem Landesherrn einen Verdruß zu machen. Als der letztere im Jahre 1645 das Zeitliche segnete, so bot sein Nachfolger Graf Johann Moriz Alles auf, die reformirte Weise wieder geltend zu machen. Alle katholischen Pfarrer wurden mit Gewalt vertrieben, und der andächtige Decan Keller nennt dies „sich zurückziehen auf den Wunsch des Volkes," welches das erste Mal lutherisch, das zweite Mal reformirt, das dritte Mal wieder reformirt gemacht worden ist, ohne daß es um seine Meinung auch nur leise gefragt worden wäre. Und trotz dieser großen Anstrengung gelang es doch nicht, den Katholicismus aus Siegen zu verdrängen.

Als in einer Gemeinde nach fünfzig Jahren gewaltsamer Niederhaltung katholischer Ueberzeugungen im Jahre 1629 wieder ein katholischer Gottesdienst gehalten wurde, erschien das Volk geschaart auf eine einfache Verkündigung, daß die Kirche den Katholiken wieder geöffnet sei. Aus den Reihen der Herbeigeströmten trat ein ehrwürdiger Greis, 120 Jahre alt, in die Sacristei und drückte dem Priester mit Innigkeit die Hand. „Ich war siebenzig Jahre alt," sagte er, „als hier die katholische Lehre unterdrückt wurde. Ich besuchte seit dieser Zeit die falsche Kirche nie mehr. Heute fühl' ich mich selig, daß ich die Einführung der katholischen Religion wieder erlebt habe." Dabei rollten ihm die Thränen heiliger Freude über die abgebleichten Wangen.

Im Amte Wehrheim bewährte sich die nämliche Aushältigkeit der katholischen Glaubenstreue. Wie bereits erzählt worden, fiel auch hier durch gewaltsames Einschreiten der weltlichen Macht im Bunde mit den damaligen Reformatoren die Außenseite des Katholicismus und die lutherische Predigt nahm die abgeräumte Stelle ein. Als aber im Jahre 1629 ein Theil dieser Gemeinde an Churtrier kam, so wendete sich unter Anleitung frommer Missionäre alles Volk zum katholischen Glauben,

dessen Werth es erst in den Tagen grausamer Zwangsmaßregeln, welche zur Lehre Luthers nöthigten, hatte recht kennen und lieben lernen. Man hetzte von Seiten der Protestanten rasende Weiber gegen die katholischen Priester, bedrohte mit fanatischer Wuth ihr Leben, unterbrach ihre Predigten und jagte unermeßliche Staubwolken von Schimpf und Verläumdung in ihre Kreise: Alles umsonst! Die Jesuiten drangen in unglaublich kurzer Zeit, mit unermüdlicher Klugheit und ächter Volksthümlichkeit, im Gemeindewesen wurzelnd, siegreich durch, und weder List noch Gewalt nachfolgender Anfechtung konnte der katholischen Gemeinde in Wehrheim merklichen Schaden bringen.

Besonders auffallend war die Rückkehr zur katholischen Kirche auf der entgegengesetzten Seite des Taunus in der Grafschaft Königstein. Diese letztere war durch Erbschaft an die lutherischen Grafen von Stolberg gekommen, welche mit verzehrendem Eifer allenthalben das katholische Wesen ausrotteten, mit Mühe zwar, aber scheinbar gutem Erfolge. Im Jahre 1603 fiel sie als Kaiserlehen an Mainz, welches dieselbe an Johann von Bicken übertrug. Die mit Gewalt eingeführten, äußerst unbeliebten Prediger, sämmtlich Fremde, wurden entlassen. Die Gemeinden waren fast durchweg im Herzen der katholischen Kirche zugeneigt. Der sächsische Prädicant aus Leipzig, Hauptvertreter der lutherischen Elemente, flüchtete, von Allen verlassen, wieder in seine Heimath zurück. Auf den Sonntag des 10. August 1603 war der erste katholische Gottesdienst verkündet worden. Ein Domherr aus Mainz erschien zur Abhaltung eines feierlichen Hochamtes und ein Jesuit hielt die Festpredigt. Damit war Alles fertig; kein leises Gedächtniß des entschwundenen Lutherthums, welches keine Wurzeln in's Volksleben zu treiben vermocht hatte. Wie Herr Decan Keller von Idstein hier von bewiesener Strenge reden kann, ist einfach unbegreiflich. Sämmtliche Gemeinden: Königstein, Weißkirchen, Kahlbach, Oberursel, Bommersheim, Fischbach, Schloßborn, Oberzosbach, Oberhöchstadt, Vilbel, Marxheim, Kransberg und Wicker waren wie durch Zauberschlag auf einmal katholisch, als wenn in diesen Gegenden nie eine Spur lutherischer Umarbeitung stattgefunden hätte. Es war von keinem Halseisen, von keinem Thurm, von keiner Geldstrafe, von keiner Landes-

verweisung die Rede, ungeachtet dies die gewöhnlichen Bekehrungsmittel der Lutheraner und Reformirten gewesen waren. Der einfache Ruf in's Land: „Die katholischen Kirchen stehen wieder zum katholischen Gottesdienste offen!" genügte, um die Massen in Bewegung zu setzen, deren Lebenstrieb in religiösen Dingen dadurch hinlänglich gekennzeichnet und bewährt worden war.

Beinahe noch überraschender erfolgte dieser Umschwung im Städtchen Oberursel. Das St. Bartholomäusstift in Frankfurt wurde im Jahre 1525 von der rohen Gewalt des Bauern- und Prädicantensturms aus seinem unbestreitbaren Rechte der Pfarrbesetzung daselbst verdrängt und der vom lutherischen Landesherrn willkürlich beherrschte Stadtrath berief den Prediger Sartorius, einen abgefallenen Priester aus Mainz, zum Begründer der neuen Secte, ohne alle Berücksichtigung des Volkes, dem man auf die ungerechteste Weise allen katholischen Gottesdienst nahm, nachdem der glaubenstreue rechtmäßige Pfarrer Johann Rau verjagt worden war. Es folgten dem ersteren unter dem Schutze häretischer Gewalt nicht weniger als sieben lutherische Pfarrer, welche in gleichzeitigen Urkunden ausdrücklich als „intrudirt" bezeichnet werden, sammt und sonders abentheuernde Miethlinge aus der Fremde, mit einer revolutionären Druckerpresse, die als Verbündete der Umwälzer treffliche Dienste hier und anderwärts leistete und die neugegründete lateinische Schule im protestantischen Alleinrechte behaupten half. Als jedoch Oberursel am Ende des sechszehnten Jahrhunderts an Churmainz überging, zerrannen alle diese für die Häresie gut berechneten Anstalten in Nichts. Das Volk war dergestalt dem Katholicismus geneigt, daß es bei der Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes im Jahre 1604 dem Jesuiten Serrarius und seinem Gefolge unter dem Geläute aller Glocken mit fliegenden Fahnen, Jubellieder singend, entgegenzog und zu Pferde in die Pfarrkirche begleitete. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit grünem Laubwerke verziert und eine Einmüthigkeit sichtbar, welche wahrhaft in Erstaunen setzte. Der lutherische Pfarrer, noch in der Stadt anwesend, behielt keinen einzigen Anhänger, als den Glöckner, welcher zugleich Schullehrer war. Nach zwei Tagen verglich sich auch dieser mit dem neueintretenden katholischen Pfarrer Conrad Diehl und trat zur katholischen Kirche über. So stand der

protestantische Pfarrer ganz allein, ohne alle Wurzeln im Volke, ohne Einkünfte mit Weib und Kindern, bloß von barmherzigen Menschen vor äußerster Hungersnoth geschützt. Seine in dieser Lage mit großer Aufrichtigkeit geschriebenen Briefe entwerfen ein schauderhaftes Bild der gänzlichen Ohnmacht lutherischer Wirksamkeit auf die Gemüther nach sechszigjähriger Benützung aller erlaubten und unerlaubten Mittel zu Gunsten des Lutherthums. Selbst als mit Schwedenhülfe im Jahre 1633 der lutherische Prediger Scharselius nach Vertreibung des katholischen Pfarrers Christoph Kumelius gewaltthätig eingesetzt wurde, fand er keinen Anhang. Die Leute ließen sich von Außen ihre Kinder taufen, trauen und die übrigen Sacramente reichen. Der treue Pfarrer Heinrich Magirus (Koch) von Weiskirchen leistete den katholischen Einwohnern Oberursels während dieser Zeit treue Dienste. Scharselius mußte nach drei Jahren nutzloser Anstrengung aus der Gegend weichen.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, noch einige Verstandesblüthen nassauischer Geschichtschreibung anzureihen, um der Welt eine Probe zu liefern, wie jungfräulich verschämt und kindlich naiv im Taunusgebirge die protestantische Gelehrsamkeit sich auszulassen gewohnt ist. Arnoldi, ein in nassau-oranischen Diensten stehender Diplomat am Anfange des laufenden Jahrhunderts, der Geschichtschreiber der Grafen von Nassau, kann in seinem dreibändigen Werke seine innige Herzensfreude „über jeden Versuch der einzelnen Fürsten, sich vom Kaiser unabhängig zu machen," nicht nur nicht verbergen, sondern lebt der festen Ueberzeugung, daß diese Unabhängigkeit der Reichsstände ihr ursprünglicher Zustand und ihre spätere Felonie nur der schuldige Trieb zur Rückkehr in's Paradies ihrer Unschuld gewesen sei. Mit unbeschreiblicher Genügsamkeit im historischen Wissen, meint er, die bischöfliche Gewalt in geistlichen Dingen habe allzeit zu den wesentlichen Rechten der landesfürstlichen Obmacht gehört und sei durch die Reformation bloß wieder an den Landesherrn zurückgekehrt. Um so weniger darf man sich nach solchen Vorsätzen über die Bornirtheit seiner Mißurtheile bei jeder nur möglichen Gelegenheit verwundern. Mit der emsigsten Sorgfalt sucht er jeden Anlaß auf, sich gründlich zu blamiren, und freut sich über diesen Erfolg wie der Wilde über die Schönheit des Ringes, den er sich durch die Nasenflügel gezogen hat. Kommt er einem Kloster in die Nähe, so ruft er ohne

alle Veranlassung aus: „Heilige Klosterjungfrauen vegetiren hier im frommen Müßiggange.“ Der nachgeborene Leser solcher Exclamationen wird unwillkürlich an die „Stallfütterung nassauischer Schullehrer“ erinnert, welche noch unlängst ein nassauischer Studienrath und Obmann im Unterrichtswesen gebraucht hat, ohne zu bedenken, daß solche Ausdrücke weit besser auf Den passen, welcher sie braucht, als auf Diejenigen, denen sie zugedacht worden sind. Der schädlichste Müßiggang ist eine Geschichtschreibung, wie sie Arnoldi auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit betrieben hat. Angesichts der Spielhöllen im Lande sollte jeder nassauische Schriftsteller sich doppelt besinnen, bis er ehrlichen Leuten, welche von ihrem Vermögen nach ihrer Weise leben, Müßiggang vorwirft. Vom Grafen Wilhelm von Nassau-Dillenburg, welcher die Reformation zuerst in Siegen gewähren ließ, sagt Arnoldi wie ein kecker Gamin: „Er trat aus Ueberzeugung von der römischen Kirche zur evangelischen über!“ und verfällt hiemit in die bekannte nassauische Prophetenkrankheit, welche in clairvoyanten Zuständen alle Herzensgeheimnisse der Menschen aufgedeckt schaut. Es ist mehr als zweifelhaft, wie es mit Wilhelms Ueberzeugung in diesem Punkte gestanden hat. Wir müssen nach unabweislichen Kennzeichen der Geschichte fürchten, daß diese Ueberzeugung um kein Haar mehr bedeutet hat, als sein Beiname „der Reiche,“ während er unaufhörlich in den größten Geldverlegenheiten sich müde gequält hat. Arnoldi erklärt weiter, wie ein pedantischer Professor der Grammatik: „Die Vertreibung der Bettelmönche aus Siegen war nur die Folge ihres unregelmäßigen Betragens,“ zu deutsch, weil sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar fanden, vom katholischen Glauben abzufallen und sich als Häretiker pressen zu lassen. Mit solchen glatten Phrasen, die an Blödsinn gränzen, rutscht er über alle Wahrheit der Geschichte hinaus, wie ein Schlittenfahrer zur Zeit des Faschings, dem wenig daran liegt, wie die Weltangelegenheiten stehen. Beim oftmaligen Wiederkehren der Pest klagt Arnoldi, daß es in Nassau an durchgreifender „Sanitätspolizei und Aerzten“ gefehlt habe. Die Sanitätspolizei wäre da mit sammt den Aerzten; dessenungeachtet kann der Hungertyphus im Taunus und Westerwald nicht immer vermieden werden. Es liegt eben in der Armuth des Volkes, welche die Reformation fester zu begründen gesucht hat, als ihre Lehre.

Unter solchen Umständen kann Arnoldi in abgeschmackten Putschs nassauischer Geschichte nur von Steubing übertroffen werden, welcher stets eine vermittelnde Stellung einnimmt, rückwärts gegen die „großen Männer und Helden" der Reformation, vorwärts gegen die „großen Männer und Helden" des Regierungsrathes, doppelt beweglich hierhin und dorthin, wie der vorspringende Hahn an der Hausuhr die Stunden kräht und dazu nach vorn und rückwärts mit dem Leibe den Tact schlägt. Und solche Männer schreiben in Nassau die Geschichte!

Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges nach Keller in Idstein.

Mirando in esse
L' uom sino in mezzo all' anima si vede,
Vede suoi vizi e sue virtudi espresse;
Fassi, mirando allo specchio lucente,
Se stesso conoscendosi, prudente.
Ariosto.

Vor uns liegt ein Buch von 480 Seiten in großem Format. Es führt den Titel: „Drangsale des nassauischen Volkes während des dreißigjährigen Krieges. Von E. F. Keller, Herzoglich Nassauischer Decan, Schulinspector und erster evangelischer Pfarrer zu Idstein, Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig." Als literarisches Werk fast ohne allen eigentlichen Werth, in historischer Beziehung sogar ein Mißgriff, weil es einige Tropfen des großen deutschen Thränen- und Blutbades in hoher Hand als Rarität dem Leser bieten will, voll von Widersprüchen, welche einen Mangel an Gefühl oder Urtheil voraussetzen, durch und durch beherrscht von den engherzigsten Partheiansichten, welche in weißgewaschenen Schafpelzen mit unvergleichlicher Unschuld und Naivität auftreten, bringt es uns Katholiken gleichwohl einen unberechenbaren Vortheil, weil Keller, aufrichtig und gemäßigt, wie er ist, den dreißigjährigen Krieg in seiner ganzen Blöße dem deutschen Publikum denuncirt und die unerhörtesten Eingeständnisse macht, welche uns über die Natur der Reformation und die Gründe zur Gewalt-

that protestantischer Seits gründlicher aufklären, als es die beste Geschichte aus der Feder eines geistreichen Katholiken thun könnte. Wir können allerdings ein widerwärtiges Gefühl über die verschämte Nudität nicht verläugnen, in welcher Keller nicht ohne Selbstgefälligkeit auftritt; aber er kann uns doch in dieser Eigenschaft den Maßstab bezeichnen, nach welchem der Protestant den dreißigjährigen Krieg betrachtet hat und zu betrachten fortfährt. Und gerade diese unverhohlene Darlegung der protestantischen Ansicht über diese welthistorische Tragödie liefert uns die besten Mittel, um die katholischen Glaubenssätze und die aus ihnen fließende Politik der Abwehr nicht bloß zu rechtfertigen, sondern theilweise sogar bei allen denkfähigen Menschen als die allein richtigen hinzustellen. Das Beste am Buche ist der geographische Standpunkt, auf dem es, freilich ohne Verdienst des Verfassers, entstanden ist.

Nassau bildet in der Geschichte der deutschen Reformation die Gränzscheide zwischen germanischem und romanischem Volksthume, zwischen der lutherischen und reformirten Bewegung, zwischen dem Kaiserthum deutscher Nation und den Erbfeinden beider letzteren, zwischen dem Theologengezänke von Leipzig und Wittenberg und der fanatischen Revolution unter der Maske von Kirchenthum in den Niederlanden, in England und Frankreich. Es ist mit seinem Gewichte in unaufhörlicher Schwebe zwischen beiden, jedoch der Hauptsache nach immer mit dem Stromfalle seiner Gewässer zur Treulosigkeit gravitirend, welche das deutsche Reich durch die Reformation vernichtet hat. Da lernen wir am leichtesten die Geheimnisse und Triebfedern kennen, welche dieses Blutgemälde colorirt haben, und den Zusammenhang schätzen, den die deutsche Andacht und Gottesfurcht mit dem giftigsten Aufruhr gegen alle menschliche und göttliche Auctorität angeknüpft, genährt und durchgeführt haben, unter dem Doppelpanier von Luther und Calvin. Auf dieser Gränzscheide balancirt Keller in zierlicher Amtstracht mit dem salbungsreichsten Wort von der Welt, hierhin und dorthin, so meisterlich und geschmackvoll, daß wir ihn mit gutem Rechte als incarnirten Ausdruck dieser Verkuppelung der deutschen Nationalinteressen mit dem Revolutionsfanatismus zum Sturze rechtmäßiger Auctoritäten betrachten dürfen. Deßhalb ist der Mann für uns so wichtig und lehrreich. Er nennt den dreißigjährigen Kampf gegen das deutsche Reich und dessen Kai-

ser „den großen deutschen Krieg;“ er hätte ihn wahrheitsgetreu weit besser den holländischen, englischen, schwedischen, türkischen Krieg nennen können, unternommen, um die deutschen Katholiken als solche auszurotten und das mit Gewalt der Waffen protestantisch gemachte Deutschland undeutschen Mächten tributpflichtig zu machen. Nie war ein Krieg undeutscher als dieser, und etwa nicht durch ein barbarisches Verhängniß, sondern durch schnödes Feilsein deutscher Reichsstände für fremde Gelder auf Kosten des Reiches unter habsburgischen Herrschern. Keller verbirgt diesen Schaden nicht einmal, sondern legt ihn an vielen Stellen seines Buches klar und offen dar. Das Bündniß mit den Fremden, die Verdrängung der österreichischen Kaiser aus ihrer Stellung im Reiche, die Verschwörung einzelner Reichsglieder gegen den Kaisereid in Sonderpactaten, das bewaffnete Einschreiten auswärtiger Eroberer fallen ihm dergestalt süß auf's Herz, daß er sie offen anpreist, daß er ihnen entgegenjubelt und sie als normalen Zustand deutscher Staatsordnung betrachtet. Und was das Unerträgliche dieser Herzenslust auf die Spitze treibt, ist die Heuchelei der Klage über einzelne Mißstände dieser, vom Auslande bezahlten Ruchlosigkeit, die Beschönigung mit dem „Evangelium“ und „dem lauteren Gotteswort des seligen Mannes Lutheri,“ während das erstere dadurch mit Füßen getreten, und das letztere als Fahne der Felonie vorgetragen wurde; die Berufung auf die allgemeine öffentliche Meinung in Deutschland zur Rechtfertigung der Missethat an der Nation und an dem Kaiser, obgleich dieselbe vom fremden Gelde, von fremder Heeresmacht, von fremder List getragen und unterstützt wurde. Keller pocht auf die Neutralität Nassau's, welches sich zwischen Fremden und Kaiserlichen stille hielt, und erzählt nebenher ganz treuherzig, daß die Söhne der nassauischen Grafen mit Vorliebe den Holländern als Soldaten und Heeresführer gegen die offenkundigen Interessen des Reiches dienten, und beklagt es als Gewalt, sie zu zwingen, im Heere des Kaisers Kriegsdienste zu leisten, als ob überhaupt eine Neutralität für deutsche Reichsstände erlaubt und möglich wäre, wenn das Oberhaupt deutscher Nation von fremden Kriegsheeren auf dem Reichsboden überzogen und in seinen wohlerworbenen Rechten bedroht wird. Er hält es mit dieser Neutralität ganz vereinbar, daß holländische Truppen frei durch Nassau ziehen, um die feindlichen Kräfte gegen den Kaiser zu verstärken, daß alle

nassauischen Schlösser und Festungen in wehrbaren Stand gesetzt werden zur Abwehr von Winterquartieren und Durchzügen kaiserlicher Truppen, zur Felsenburg der niederländischen Revolution, zum Schutze für die Todfeinde der deutschen Kaisermacht am Rhein und an der Mosel, an der Ruhr, Ems und Weser, daß die Feinde des Kaisers in Nassau Unterkunft finden und alle Irrlehrer willkommen sind, welche durch Ausbreitung und Begründung der Reformation, als Verfasser giftiger Brandschriften und als Professoren zu Herborn mit gefälschten Bibeln die treulose Bewegung gegen die bisherige Verfassung des deutschen Reiches und die gesetzmäßige Obmacht des Kaisers anschwellten. Keller nennt dieses Verfahren patriotisch, und ist voll Rühmens für Alle, welche diese Richtung gegen Pflicht und Gewissen einhielten. Aber noch mehr! Der Verfasser findet es ganz in der Ordnung, daß die Grafen von Nassau den Winterkönig Friedrich den Fünften gegen Oesterreich und zu Gunsten der aufständischen Böhmen mit Herz und Seele begünstigten, daß nassauische Grafen im Heere des Winterkönigs dienten, und mit dem Golde von Amsterdam und Breda ihre Ausrüstung zum schändlichen Friedensbruche bezahlten, daß nirgends aufrichtigere Trauer herrschte, als zu Dillenburg und Idstein über die klägliche Niederlage des abentheuerlichen Pfälzers. Er kann es nur von ganzem Herzen billigen, daß die nassauischen Grafen im Jahre 1630 jede Theilnahme an der katholischen Liga ausdrücklich ablehnten, dagegen sich zu Heilbronn 1633 am schwedisch-französisch-deutschen Bündnisse betheiligten, mit allen möglichen Mitteln gegen den Kaiser und die Liga zu streiten, ja daß Graf Johann von Nassau sogar eine Stelle im Directorium der Union annahm, und dabei erklärte, er denke die Achtung vor dem Reichsoberhaupte nur so weit in Acht zu nehmen, als es die Religion und die Reichsfreiheit gestatteten, selbstverständlich nach den Grundsätzen des kaiserfeindlichen Lutherthums, und diese Gesinnung nennt Keller eine ächt deutsche, ungefähr wie das Frankfurter Journal, wenn es vom Germanenthum der Juden, Polen, Italiäner und Deutschkatholiken spricht, weil sie Revolution machen und Correspondenzartikel gegen die Katholiken einsenden. Er kann nicht genug reden von der ächt deutschen Vaterlandsliebe der Grafen Johann von Nassau-Idstein, Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken und Ernst Kasimir von Weilburg, welche wegen ihres meineidigen Zusammengehens mit

den Reichsfeinden nach der Schlacht bei Nördlingen in's Gebiet des Königs von Frankreich, ihres Bundesgenossen, flüchteten und von letzterm Pensionen annahmen als unablässige Hetzer der französischen Macht gegen Kaiser und Reich. So oft die Protestanten siegen, erklärt Keller, die gerechte Sache habe gesiegt, und ist einigermaßen verwundert, daß auch die Katholiken im dreißigjährigen Kriege glaubten, ihre Sache sei gerecht und Gott könne unmöglich „lutherisch" geworden sein. Wenn die Soldaten Hollands und des Herzogs Bernhard von Weimar in Nassau einfallen, katholische Priester unter den gröbsten Mißhandlungen wegfangen und nur gegen schweres Lösegeld oft nach langem Leiden zurückkehren lassen, so scheint Keller es ganz regelrecht zu finden, daß seine Freunde, die lutherischen und reformirten Grafen von Nassau, keine Hand regen, diesen schändlichen Menschenraub zu verhindern. Es hat ganz den Anschein, als gelte dem Verfasser die Wegführung eines Schafes weit mehr als die Aufhebung eines katholischen Priesters durch eine zügellose Soldatesca. Und das nennt er Neutralität! Neutralität freilich, aber des Teufels, welcher Gott und Menschen zu Trutz Anerkennung ärnten will für den meineidigen Verrath einer unschuldigen Seele, die er zum Falle gebracht hat. Es wird überhaupt ein psychologisches Räthsel bleiben, wie Decan Keller diese seltsame Auffassung damaliger Volkszustände zusammenreimen konnte mit der Charakteristik jener Zeit, welche er selbst nach dem Urtheile eines Zeitgenossen dahin erläutert: „Niemand suchte den Frieden von Herzen, sondern Jeder das Seine. Ehre und Geld war die allgemeine Mensur für Alles. Der große Haufen litt wie das unvernünftige Vieh, das sich schlagen läßt ohne umzusehen nach der Hand, welche schlägt. Wer Geld hatte, war ein Feind." Er hätte beifügen können, was ein anderer Zeitgenosse sagt: „Die Religion war das Schild am Gasthause; Niemand fragte und blickte danach, sondern trat ein, und setzte sich nieder zu essen und zu trinken, was da war. Das allein hatte Werth und Anerkennung." Nach Kellers harmloser Meinung zog der dreißigjährige Krieg seinen Ursprung aus dem Augsburger Religionsfrieden. Wir wollen hierüber in kurzen Zügen reinen Wein einschenken.

Das deutsche Reich war auf die katholische Religion gegründet in seinem Ursprunge und in seiner Entwickelung, im Gesetz

und Gewohnheitsrechte, in Sitten und Gebräuchen, in hierarchischer Ordnung des Staates und der Kirche. Als die Häresie diese Grundlage antastete, so war das Eisen an die Wurzel des tausendjährigen Baues gelegt, welcher an Macht und Ehren reich, der deutschen Nation Freiheit und Einheit gegeben und geschützt hatte. Zwischen dem Lutherthum und dem deutschen Reiche war daher von Anfang an ein Kampf auf Leben und Tod entbrannt, weil zwei unvereinbare Gegensätze gegen einander anrannten. Das erstere stellte den Grundsatz auf, daß die Häresie Luthers und seiner Genossen allein das Recht der Freiheit und der Entwickelung habe, und daß ihr überdieß die Befugniß zustehe, die katholische Religion gewaltsam zu unterdrücken. Dieses Doppelrecht war der ursprüngliche Grundtrieb der Reformation, die Basis aller nachherigen Verhandlungen und das einzige Augenmerk sachkundiger Reformatoren. Da es durch den Bauernkrieg auf dem Wege der socialen Revolution gegen die Macht des Besitzers nicht zu verwirklichen war, so wurde das Geschäft, es geltend zu machen, den Fürsten übertragen, welche sich desselben mit Eifer und Liebe annahmen. Es gewann einen unermeßlichen Umfang. Man verstand darunter das Recht, die katholischen Kirchengüter sich widerrechtlich und mit Gewalt anzueignen, die katholischen Geistlichen zu vertreiben, ihre Kirchen dem protestantischen Gottesdienste einzuräumen und allen katholischen Gottesdienst zu verbieten; das Recht, die Bibel nach eigenem Ermessen gegen die Katholiken, ihren Besitz und ihre Rechte auszulegen mit allem Ausschlusse katholischer Bibelauslegung zu Gunsten der tausendjährigen Kirchenlehre, die Geschichte in diesem exclusiv-protestantischen Sinne zu fälschen und alle Ketzereien verschollener Jahrhunderte als Beweise für die Reformation aufzustutzen; das Recht, die protestantische Predigt in der Kirche als amtsmäßige Fabrication der gröbsten Schmähungen auf die katholische Kirche und ihr Oberhaupt den Papst zu benützen, diesen ständigen Schimpf auf den Papst als einen wesentlichen Bestandtheil der lutherischen Neuerung zu handhaben und die Presse ausschließlich im protestantischen Sinne geltend zu machen; das Recht, gute katholische Prediger und Schriftsteller mit Glück und Zuhörerschaft als unleidliche Stänker mit besonderem Ingrimm zu verfolgen, wofern sie von katholischen Dingen nicht ganz schwiegen, jedes Bestehen auf katholischer Lehrmeinung als

Intoleranz zu brandmarken, und die Pflichten gegen Kaiser und Reich nach der eingeschleppten Ketzerei zu bemessen. Daran knüpfte sich in zweckmäßiger Entwickelung das Recht und die Pflicht, den unausrottbaren Katholiken Kirche und Schule, Bürgerrechte und Aemter zu nehmen, und dieselben im Falle der Unverbesserlichkeit zur Auswanderung zu nöthigen oder durch Heirathsverweigerung aussterben zu lassen. Die Verschärfung dieser Rechte in der Ausübung floß aus dem landesfürstlichen Bestreben, daraus den größtmöglichsten Vortheil für ihre Machtvergrößerung zu ziehen. Das Volk wurde dabei gar nie um seine Meinung gefragt. Die Acten der Reichstage von Speyer, Worms, Augsburg und Nürnberg beweisen sonnenklar, daß es sich lediglich um die Concession dieser Rechte an die einzelnen Reichsstände handelte, ohne daß die Bevölkerung Deutschlands auch nur im mindesten dabei vertreten war. Daraus erklärt sich auch die Schwierigkeit, sich auf friedliche Weise zu vereinigen. Die Katholiken wollten als solche bestehen und die Protestanten läugneten für ihr specielles Territorium das Recht dieses Bestandes. Die Katholiken beeiferten sich, das katholische Kirchengut zu retten, und die Protestanten, dasselbe durch Güte oder Gewalt für protestantische Zwecke an sich zu reißen. Die Katholiken hielten die Reichsverfassung auf katholischer Grundlage für ein nothwendiges Fundament des deutschen Kaiserthums, für den Inhalt ihres Lehenseides und ihrer Kaiserhuldigung, für den einzig zulässigen Rechtsboden deutscher Nationalität, und die Protestanten suchten im Gegentheil auf dem Grunde des protestantischen Principes Macht und Besitz aus dem deutschen Collectivstaate auf Kosten des Kaisers für sich selbst persönlich herauszunehmen, und mit dieser Errungenschaft, unabhängig vom Kaiser, nöthigenfalls das ganze kaiserliche Ansehen zu vernichten.

Die schnell nach einander folgenden Reichstagsabschiede und Austrägnisse hatten deßhalb entweder einen wirklichen Doppelsinn oder mußten sich eine widersprechende Auslegung gefallen lassen. Der eine Theil fand darin das Gegentheil von der Meinung des anderen. Sie streuten also schon vom ersten Anfange an die Drachensaat unaufhörlicher Zwietracht und Mißhelligkeit. Auf die persönliche, wenn auch widersprechende Auslegung gestützt, schritt man protestantischer Seits im Leben vorwärts mit dem Grundsatze: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Die geistliche Reichs- und Jurisdictionsgewalt ging

in den meisten protestantischen Besitzungen auf die Fürsten über, die Kirchengüter flossen in die Domänencasse, und der Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Macht hörte ganz auf. Der Landesherr einigte in seiner Person die fürstliche und päpstliche Macht zugleich. In dieser Eigenschaft war er Souverän, dem Kaiser gegenüber; des letzteren Oberherrlichkeit sank, nach einer richtigen Bemerkung des Herrn Keller, zu einem leeren Schatten herunter, und die größte Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts schlug in offenes Faustrecht um, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Faustberechtigten des Mittelalters sich selbst wechselseitig verfolgten und plünderten, während hier der deutsche Michel mit habsüchtigen Söldnern aus Schweden, Dänemark, Frankreich und Niederland den Nationalraub bewerkstelligte und daraus den Sold an die Fremden bezahlte. Die Zeit des ersten Faustrechtes überwältigte Rudolph von Habsburg und legte dadurch den Grund zur deutschen Einheit und Größe; das Faustrecht der Reformation wurde im westphälischen Frieden petrificirt und dadurch Deutschlands Kleinheit und Schwäche besiegelt, dergestalt, daß das alte Unrecht noch in allen Fibern des Leichnams nachzuckt. Diese Gewalt der Reformation gegen den Bestand des Katholicismus und die, aus letzterem entsprungene, allein rechtmäßige Kaisermacht zieht sich wie ein rother Faden durch die deutsch-europäischen Angelegenheiten vom Jahre 1517 bis zum Jahre 1648. Nirgends ist die Rede von der Religionsfreiheit des einzelnen Mannes, sondern lediglich vom sogenannten Rechte der Reichsstände, die katholische Kirche zu ihren Gunsten zu unterdrücken und die Kaisermacht zum Verderben des Reiches zu schmälern. Man verlangte von den Katholiken einfach, daß sie sich ihre Selbstvernichtung in Kirche und Staat demüthig und schweigend gefallen lassen sollten. Im entgegengesetzten Falle schritt man zur bewaffneten Revolution. Das ist der Ursprung des dreißigjährigen Krieges, welcher über Religion, Recht und Kaiserthum des deutschen Volkes schaltete, als wäre das letztere unvernünftiges Vieh, wie Keller sagt, oder — eine materielle Masse, welche man in jede Form kneten dürfe, von Seite der Protestanten unverzeihlicher Angriff auf menschliches und göttliches Recht, von Seiten der Katholiken letzte Nothwehr für ihr Dasein auf Erden. Keller fühlt diesen verdammenswerthen Ursprung mit seiner natürlichen Gutmüthigkeit wohl heraus und sucht dem schlimmen Eindrucke

desselben auf die Gemüther redlicher Menschen durch probate Hausmittel reformatorischer Geschichtsverdrehung vorzubeugen. Zunächst spiegelt er seinen Lesern vor, daß die Hinneigung des deutschen Volkes zur Reformation eine allgemeine, und in Folge dessen die Theilnahme desselben am dreißigjährigen Kriege eine unermeßliche, volksthümliche gewesen sei. Er will am nassauischen Volke den Beweis dafür liefern und wird bei diesem schwierigen Geschäfte beständig von Bileams Esel unterbrochen und Lügen gestraft. Nassau hatte die besuchtesten und einträglichsten Werbebüreau's für das kaiserliche Heer. Jünglinge und Männer strömten gegen das Jahr 1628 den kaiserlichen Fahnen zu, während das übrige Volk mäuschenstill saß auf seinen einsamen Halden ohne die geringste Theilnahme für die protestantische Gegenparthei. Die von den Grafen von Nassau zum Landesschutz mit Mühe und durch wiederholte Mahnung aufgebotenen Bauern, von deren Kriegslust Keller so viel zu rühmen weiß, blieben nur so lange beisammen, als sie keinen Feind sahen; beim Anrücken desselben liefen sie leichtfüßig auseinander. Andere erklärten geradezu, sie hätten keine Lust, um nichts und aber nichts auf die Schlachtbank der Ligisten geführt zu werden. Im Jahre 1622 sollten zehn Mann dieser Landesvertheidiger die Thore der fürstlichen Residenzstadt Siegen bewachen; aber selten war mehr als einer zum Dienste bereit, und oft auch dieser nicht zu finden. Der Graf mußte zu den Soldtruppen greifen und dafür zur Sicherung seiner nächsten Umgebung schweres Geld zahlen. Ein Mann von Hadamar unterrichtete 1633 die Kaiserlichen, um Mengerskirchen einzunehmen. Als Tilly im Jahre 1622 bei Höchst am Main erschien, um die Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig zu züchtigen, unterhielten die Bauern ringsum offenes Einverständniß mit ihm und halfen nach der siegreichen Schlacht eifrig mit, die flüchtigen Franzosen zu erschlagen. Die Bauern im Spessart und Odenwald übten nach dem Siege über den Generalfeldmarschall Mercy im Mai 1645 ein Gleiches an den zerstreuten und versprengten Franzosen.

Keller selbst gesteht ein, daß man damals aus gänzlicher Apathie der Landleute nur durch Werbung ein Heer gewinnen oder die einheimische Miliz wirksam machen konnte. Daraus widerlegt sich auch Keller's Irrthum, daß die Katholischen dem Heere der Liga, die Protestanten dem der Union zugeströmt

seien. Gerade umgekehrt! Wer am besten zahlte, hatte den Mann. Deßhalb bestanden die Heere auch größtentheils aus Abentheurern, Raubgesindel und wagehalsigen Mordgesellen. Das Volk wollte vom Kriege nichts wissen, oder begünstigte offenbar die österreichischen Fahnen, unter denen protestantische Generale keine Seltenheit waren. Selbst die Ingenieure in Nassau waren aus Holland. Als der kaiserliche General Spinola im Laufe dieses Krieges einst nach Nassau gekommen, so war seine sanfte, freundliche Art im Stande, mit wenigen Worten das aufgeregte Landvolk zu beschwichtigen und seinen friedlichen Beschäftigungen wiederzugeben. Das beweist hinlänglich, was der Bauer vom Kriege dachte. Keller kann uns nicht warm genug die raschen Erfolge des Winterkönigs in Böhmen schildern und zieht daraus den thörichten Schluß auf die Zuneigung des Volkes für die Sache des Protestantismus. Kaum war jedoch der furchtbare Umschlag zum Verderben des ersteren geschehen, so jammert Keller, daß wieder auf einmal das katholische Princip überall auflebe und die Bevölkerungen für sich einnehme; wohl der beste Beweis, daß die Wurzeln der Reformation keineswegs allgemein und tief in's Volk gedrungen und dessen Sympathien für Luther nie groß gewesen sind. Selbst die durch Schwedengunst zurückgeführten Pfarrer und Prädicanten fanden beim Volke eine sehr schlechte Aufnahme. Der protestantische Gottesdienst wurde fast gar nicht oder schlecht besucht, wie uns ein Pfarrer, Pleban mit Namen, vom Jahre 1637 aus dem Amte Wehen selbst erzählt, ungeachtet er von der ganzen Macht der Obrigkeit eingeführt und beschützt war. Niemand grüßte ihn, und am 1. Januar erschien keine Seele, ihm ein glückliches Neujahr zu wünschen. Von Geschenken oder Beichtkreuzern war keine Rede. Hätte er nicht noch ein „Nothpfenninglein" gehabt, so würde bitterer Hunger sein und seiner Frau Gemahlin Loos gewesen sein. Man machte sich überhaupt aus der Religion und dem Gottesdienste nicht viel. Besonders die vornehmen Stände schlugen alles in den Wind, was sich darauf bezog, weil die gewaltsam eingeführte Reformation und die dabei bewiesene Herrsch- und Habsucht alle Achtung vor dem Heiligen zerstört hatten. Die Kirchen zerfielen, man verkaufte die Glocken aus den Thürmen, die Kelche aus den Sacristeien und machte sich die Pfarreinkünfte zu Nutzen, so gut es gehen wollte. Selbst der Umstand, daß sich die

Grafen, welchen der größte und fast einzige Vortheil aus der gewaltsamen Unterdrückung der katholischen Kirche zuging, mit Eifer des Kirchenwesens annahmen und die fremden Prädicanten ohne Wurzel im Volke als Hofschranzen behandelten und nährten, trug wesentlich bei, das arme, ausgesogene Volk gleichgültig gegen alles Kirchenthum zu machen. Das Volk warf nach einem richtigen Gefühle diese, aus aller Herren Länder mit großen Kosten herbeigezogenen Helfer zur Begründung des landesherrlichen Lutherthums, welches oft bald darauf je nach Ermessen der Grafen in's reformirte Wesen umschlug, ohne dem Volke dabei die leise Selbstwahl zu lassen, mit den Banditen des dreißigjährigen Krieges zusammen, welche auch kein anderes Ziel kannten, als unter dem Scheine der Religion und des Kirchenthums zu rauben und zu morden. Je mehr man die protestantische Kirche jener Zeit unpartheiisch nach der Erfahrung studirt, um so deutlicher und ungesuchter drängt sich dem Geiste die unabweisbare Thatsache auf, daß die Reformation nichts Naturwüchsiges, aus dem deutschen Volke Hervorgegangenes gewesen ist. Das Volk wurde bloß als Stoff benutzt, um an demselben religiös-kirchliche Experimente zum Zwecke habsüchtiger Politik zu machen. Die Reformation war ein Kunstproduct aus der Schule der Professoren und meineidigen Pfaffen, welche die zügellose Fleischeslust zu ihrer Egeria hatten, und es ist stets trotz alles Zwanges, trotz der Mühe und des Scharfsinnes von Jahrhunderten unorganisches Fabricat geblieben. Der westphälische Friede war ein Convent von Chemikern, dasselbe mit künstlichen Mitteln in's Leben des deutschen Volkes einzusetzen, damit die Fürsten dadurch ihre souveräne Macht ausspinnen und gegen jede einheitliche Reichsgestaltung befestigen konnten. Noch jetzt ist der Zustand desselben um kein Haar besser als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Professoren, Pfarrer, Zeitungen, Politiker bekümmern sich theilweise darum. Die Gesellschaft, das Volk, die Jugend beweisen entweder eine außerordentliche Gleichgültigkeit in diesem Punkte oder offenbare Feindseligkeit gegen dessen Inhalt. Nur die Politik hält es aufrecht, während man sonst darunter durchweg nichts Anderes versteht, als das Freisein von jeglichem Dogma und das Gewährenlassen der sinnlichen Menschennatur. Herr Keller weiß ferner als Mitglied der historischen Gesellschaft zu Leipzig recht gut, daß die Sache des Protestantismus verloren

und der dreißigjährige Krieg als Unrecht der Protestanten gegen die Katholiken verdammenswerth sei, wenn es nicht gelingt, die letzteren als Angreifer auf den deutschen Rechtszustand darzustellen. Er bietet zu diesem Zwecke ungewöhnliche Kunst auf, welche einer näheren Erwägung wohl werth ist.

Keller gesteht redlich ein, daß es sich im Gebiete der Reichsstände im Grunde nur um den Besitz der Kirchengüter gehandelt habe, welche sich die ersteren unrechtmäßig selbst gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Religionsfriedens vom Jahre 1555 zugeeignet hätten. Dieses Eingeständniß des Herrn Decans von Idstein ist eine Errungenschaft von immenser Bedeutung für uns und stellt nicht bloß den dreißigjährigen Krieg, sondern selbst das Lutherthum, welches diese Erwerbungen als Wesenheit lutherischer Begierden und förmlichen Religionsinhalt in Schutz nimmt, in ein merkwürdiges Licht. Mit unglaublicher Unschuld läßt er unaufhörlich einfließen, daß die Stifter und Klöster der Katholiken freiwillig zum Protestantismus übergetreten und dadurch ihr Kirchengut an die Bekenner desselben gebracht hätten. Er vergißt dabei, daß kein Nutznießer das Gut der Kirche als Lohn für seinen Abfall und Meineid mitnehmen und gegen den ausdrücklichen Zweck der katholischen Stiftung zum Verderben derselben verwenden konnte. Er übersieht die schnöde List und Gewalt, welche man gegen wehrlose Priester, Mönche und Nonnen in Anwendung brachte, um sie wenigstens als Katholiken äußerlich zu verderben, indem ihnen die katholischen Prediger genommen und protestantische eingesetzt, Heirathen aufgedrungen, das Lutherthum mit seiner Gunst für Fleisch und Blut als apostolische Lehre eingeschwätzt wurde, und wo sich der feste Boden nicht schürfen ließ, geradezu Verbannung und Verfolgung jeglicher Art nachhelfen mußte. Auf dieser ungegründeten, perfiden Voraussetzung baut er weiter fort und erklärt mit harmloser Unbefangenheit: „Die Stifter und Klöster waren herrenloses Gut, dem Fiscus des Landesherrn verfallen, nachdem die eigentlichen Inhaber ausgestorben oder in landesherrlichen Unterhalt genommen worden waren. Ihre Güter waren den Protestanten unentbehrlich, um ihr Staats- und Kirchenwesen für den gehörigen Stand der Volksbildung aufzubessern. Diese Nothwendigkeit derselben für uns machte es den Fürsten geradezu unmöglich, sie fahren zu lassen und deren Heiligkeit für die katholische Kirche anzuerkennen. Daraus

erhellte auch das Unerträgliche des Religionsfriedens, des Restitutionsedictes, des Prager Friedens, und theilweise selbst die katholische Auslegung des Friedens von Münster und Osnabrück, welche sämmtlich den protestantischen Fürsten diese, vom Volke gewünschte Säcularisation der Kirchengüter entweder im Principe bestritten oder schmälern wollten und für die Zukunft das protestantische Unterdrückungsrecht katholischer Kircheninstitute innerhalb ihres eigenen Territoriums unzuläßig fanden. Das war für die Protestanten eine Frage über Sein und Nichtsein, weil ihr Bestand und Gedeihen lediglich von diesem ursprünglichen Faustrechte abhing. Die Basis jedes Friedens zwischen Katholiken und Protestanten hätte einzig nur die unumwundene Anerkennung dieser protestantischen Theorie über das katholische Kirchengut sein sollen."

Diese Enthüllungen Keller's, eben so schonend als aufrichtig an verschiedenen Stellen seines Buches vorgetragen und hier mit kritischer Treue zusammengestellt, gehören zu den köstlichsten Belegen der eigentlichen Beweggründe des dreißigjährigen Krieges. Sie stellen der Reformation ein Zeugniß aus, um welches sie keine christliche Seele beneiden wird, da aus demselben erhellt, daß nicht die lutherische Lehre, nicht ihre Glaubenskraft, nicht ihr Himmelssinn, sondern einzig und allein das katholische Kirchengut und die aus demselben fließende Macht Zweck, Inhalt und Nothwendigkeit dieser mächtigen Revolution in Europa gewesen ist. Aus diesem nothwendigen Kern des Kirchengutes für die Reformation construirt Keller seine Geschichte weiter und kehrt das Verhältniß wie ein ungeschickter Taschenspieler sichtbar vor allen Zuschauern geradezu um, indem er die Katholiken zu Angreifern und die Protestanten zu Angegriffenen macht. Er nennt das Bestreben der Katholischen, sich nicht durch eine gewaltsam aufgedrungene Häresie um Religion und Kirche, um Gut und Eigenthum, um Land und Leute bringen zu lassen, Gegenreformation wider das Recht der Protestanten, setzt also die Revolution gegen Kaiser und Reich, gegen Religion und Kirchengut als allein berechtigt, und die Selbstvertheidigung der Katholiken als Rechtsverletzung, während dem schlichtesten Verstande einleuchtet, daß das Lutherthum einzig und allein den Namen einer Gegenreformation verdient, weil es das Recht der Staatsreform dem Kaiser und das Recht der Kirchenreform der Kirche nahm und sich selbst als unfehlbarer Instanz für

habsüchtige Zwecke zueignete. Nach solchen Grundsätzen kann man allerdings Recht in Unrecht, Wahrheit in Lüge verkehren, aber es bleibt ewig abgeschmackt, den Landmann, welcher dem Herrn Reinecke ein aus seinem eigenen Hofe gestohlenes Huhn wieder abjagen will, als unberechtigten Revolutionär und die bewaffnete Gewalt gegen seine Prätensionen als gerecht darzustellen. In diesem ungerechten Verfahren besteht auch die Consequenz der Keller'schen Logik durch das ganze Buch. Der Winterkönig von der Pfalz, welcher auf den Ruf offenbarer Rebellen nach der böhmischen Königskrone greift, ist als Protestant in seinem Rechte, aller Widerstand gegen ihn unberechtigt. Der Kaiser muß im Falle der Weigerung, das Princip des winterköniglichen Rechtes anzuerkennen, abgesetzt und ein protestantischer Fürst auf den deutschen Thron erhoben werden. In diesem Sinne ordnen nassauische Hoftheologen Buß- und Betstunden an, in welchen der Fluch auf den Kaiser und Gottes Segen auch die Reichseidbrüchigen herabgefleht wird. Es wird mit Wohlgefallen hervorgehoben, daß der Churfürst von der Pfalz eine englische Prinzessin, Nichte des Königs von Dänemark, zur Frau hat; daß der berühmte Moriz von Oranien, das Haupt der Revolution in den Niederlanden, sein Oheim, und der Herzog von Bouillon, Chorführer der republikanischen Hugenotten, sein naher Verwandter ist, und daß alle diese auswärtigen Anverwandten zum kühnen Ausgreifen gegen Oesterreich und die Katholiken drängen; daß also der treffliche Churfürst als persönlicher Träger aller politischen Todtfeinde des Kaisers und der katholischen Kirche erscheint und somit der Inbegriff aller Revolution gegen Recht und Gesetz in Deutschland ist. Und nachdem mit schnellem Erfolge 1626 auf dem weißen Berge bei Prag über die böhmische Rebellion und ihr Opfer blutiges Gottesgericht gehalten und dem flüchtigen Churfürsten die Ober- und Unterpfalz mit der Churwürde zum Vortheile des Herzogs Maximilian von Bayern genommen worden war, wird die kriegsrechtliche Logik des Herrn Keller zum förmlichen Blödsinn, in welchem er dem Kaiser anmuthet, den Pfälzer mir nichts dir nichts, bloß weil er als Protestant die ungeheure Felonie gegen das Reich und Oesterreich begangen hatte, wieder in seine alten Besitzungen und Reichswürden einzusetzen, und eine solche Rechtsverhöhnung und Thorheit von Seiten des Kaisers als Versöhnungsmittel und Friedensbasis anzupreisen. Wir gestehen,

kein menschlicher Verstand war auf das Resultat eines solchen Urtheils gefaßt. Selbst vernünftige Protestanten können dafür keine Achtung haben. Keller allein findet es sachgemäß, unermeßlich erfreut, daß er nach dem Verluste des Winterkönigs bald einen anderen Liebling seines Herzens an Gustav Adolph, König von Schweden, gefunden hat. Als dieser im Jahre 1630 mit der offenkundigen Absicht, sich und sein Reich auf deutsche Kosten emporzuschwingen, daher selbst von protestantischen Reichsfürsten mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen und theilweise abgestoßen, auf deutschen Boden trat, so ist Keller voll Entzücken über diesen Schirmherr der Reformation und sein gutes Recht, im fremden Lande Schwedenvortheile zu verfolgen, von welchem letzteren Umstande der gelehrte Herr Dechant von Idstein nicht die leiseste Ahnung zu haben scheint, ungeachtet in unseren Tagen jeder Primaner darüber vollkommen aufgeklärt ist. Der Schwedenkönig hat nach dieser vorsündfluthigen Geschichtsharmlosigkeit bei sich als Grundsatz festgestellt, Niemanden in Deutschland wegen der Religion Anfechtung leiden zu lassen, namentlich die niedere Geistlichkeit nicht von den Kirchen zu treiben. Indeß nimmt der Katholicismus überall ein Ende, wo er erscheint; dagegen findet die protestantische Lehre überall Schutz und Förderung, sogar in Mainz, einer ganz katholischen Stadt. Schaarenweise flüchten die katholischen Geistlichen nach dem Unterrhein und in den meisten katholischen Kirchen hört der Gottesdienst mehrere Jahre buchstäblich auf, während die leeren Kirchen entweder von Protestanten oder von den schwedischen Soldaten in Gebrauch genommen werden. Man verdankt es Gustav Adolph, „dem Befreier,“ daß die kaiserlich-spanischen Soldaten von den Schweden fast überall gräßlich ermordet wurden. Mainz wird auf das schändlichste gebrannntschatzt, alle Schränke und Vorrathskammern ausgeleert, das Eß- und Trinkbare verzehrt oder verwüstet. Das stimmt den nassauischen Enthusiasmus nicht herunter, man feiert den Schwedenkönig als „Gideon“ den Zweiten in schwülstiger Hof- und Kirchenpolemik, als gottgesendeten Beschützer der Kirchenfreiheit. Wenn die Schweden Limburg auf das gräßlichste plündern und mißhandeln, ist das kein wirksamer Damm gegen den Strom des unbedingten Schwedenlobes. Warum haben auch die täppischen Limburger vergessen, Stadtwachen gegen den „neuen Gideon“ aufzustellen und seinen Liebkosungen gehörig vorzubeugen.

In dieser Bemerkung hat Keller vollkommen Recht. Die Schweden verheeren in Hadamar Alles, was sie vorfinden, verbrennen eine alte Frau, verwunden und erschießen die Einwohner und erbrechen und berauben ihre Kirchen. Das muß mit Geduld getragen sein. Alle Katholiken Nassau's werden insbesonders von den Schweden heftig bedrückt und ausgesogen. Keller kann sich dafür trösten, weil sie „vom Protestantismus abgefallen wären," auf deutsch, weil sie als Katholiken unverführbar in ihrer alten apostolischen Kirche fest beharrten. Das war nach Keller der „tolerante Sinn des Königs," welcher Jeden seines Glaubens leben ließ. Alle Klöster und Stifter der Katholiken wurden von den Schweden entweder ganz zerstört oder für viele Jahre gründlich verwüstet. Sogar die Grüfte der Todten blieben nicht unverschont. Das ist nach Keller die „musterhafte Kriegszucht der Schweden." Noch jetzt kann man am Rhein solche Schwedenruinen sehen. Ja der Churfürst von Mainz, Anselm mit Namen, bezeugt, daß die Schweden und ihre Bundesgenossen zu Mainz und im Rheingau die Menschen dergestalt barbarisch tractirten, als früher bei Heiden und Türken nicht gehört worden. Dessenungeachtet machen die Schweden nach dem nämlichen Gewährsmann einen „wohlthuenden Eindruck" auf die Grafen von Nassau, und zwar dergestalt, daß die Grafen von Nassau-Dillenburg 1632 in Schwedendienste treten. Die Nassauer Landesherren bauen dem Schwedenkönige die Gustavsburg bei Kostheim und unterhalten dazu auf eigene Kosten 2000 Arbeiter. Und als die schwedische Armee Mainz genommen und zur Festung für ihre Macht in Deutschland umgeschaffen hatte, so ist „helle Freude" in ganz Nassau, das heißt bei den nassauischen Protestanten, weil um so festere Hoffnung, alle Katholiken im Lande zu überwältigen. Unter diesem Schwedenschutze ward die katholische Kirche in Nassau ihrer Klöster, ihres Kirchengutes, ihrer Geistlichen in aller Bequemlichkeit beraubt. Kein Wunder, daß die protestantische Dankbarkeit für diese Schwedenhülfe nicht ausblieb und damals zu Idstein so gut fabrizirt wurde als im Jahre des Heiles 1856. Als Gustav Adolph 1632 in der Schlacht bei Lützen fiel, „fechtend der Religion und deutschen Libertät zu gut," wie Keller mit herzlicher Einstimmung anführt, so hielten die Idsteiner Prädicanten rührende Todtenfeier für den Schwedenkönig, und verglichen in ihren Predigten denselben mit dem „gottseligen König Josias," während sie Wallenstein als

„Pharao" brandmarkten. Diese Zärtlichkeit für Gustav Adolph hat bei Keller's Theorie von Reformation und Gegenreformation nichts Auffallendes. Seltsam bleibt nur, daß er sie ohne Folge für seine Gegner ließ. Einiger Edelmuth für seine Feinde stände auch dem Decan von Idstein nicht übel. Er nimmt es dem Grafen Görzenich, Wallenstein's Parteigänger, übel, daß er im Jahre 1627 sogar Kirchen nicht verschont habe. Aber wo hat denn jemals der protestantische Krieg Kirchen und Heiligthümer geschont? Wurde nicht das allerheiligste Sacrament mit Füßen getreten? Nicht die Heiligenbilder eingeschmolzen oder verstümmelt? Ist nicht gerade diese praktische Himmelsstürmerei der Charakter des bewaffneten Demagogenthums im Protestantismus gegen die Katholiken? Keller weiß so viel zu schwätzen von der patriotisch-reformirten und protestantischen Trefflichkeit, während er selbst beseufzen muß, daß alle hervorragende Vorkämpfer der Protestanten im dreißigjährigen Kriege Ungeheuer waren in Wollust, Raub, Trunklust und Grausamkeit ohne Gränzen. Muß nicht jedem vernünftigen Menschen ein Zweifel aufsteigen über die Güte einer Sache, die von solchen Missethätern verfochten wird! Wenn im Einverständnisse mit Keller's Grundsätzen deutsche Reichsstände ihren Wein, ihr Getreide, ihr Vieh in die Schwedenmagazine abliefern, wie soll im kaiserlichen und ligistischen Heere der Gedanke aufkommen, diese Vorräthe zu schonen, welche die Bestimmung haben, die erbitterten Reichsfeinde zu nähren und zu erquicken? Die von Keller so tief beklagten Grausamkeiten der Kaiserlichen in Nassau sind nur die Kehrseite zu den Grausamkeiten der Protestanten in katholischen Ländern, und oft nur ein schwaches Bild der fanatischen Wuth der letzteren gegen die armen Papisten. Man muß den Einen nicht übel nehmen, was die Anderen unverschämt thun und am allermindesten rohen Soldaten verargen, daß sie Keller's Theorie nicht allzu pünktlich einhalten, nach welcher den Einen Nichts, den Anderen Alles erlaubt ist. Im Gegentheil, wer den Krieg will, hat kein Recht gegen das Schwert des Brennus in der Wagschale Verwahrung einzulegen. „So hauste der Friedländer im deutschen Reiche," schreit Herr Keller; „so hausten Mannsfeld, Christian von Braunschweig, Herzog Bernhard von Weimar, Schweden, Engländer und Franzosen!" antworten die Katholiken, nicht um ihre Soldatesca zu rechtfertigen, sondern einzig nur gegen Keller's pro-

testantische Tradition zu protestiren, daß die Protestanten allein das Recht zu diesen Missethaten gegen die Katholiken hatten. Der Verstand der Katholiken und Protestanten muß es sonderbar finden, wenn Keller alle Ausschreitungen der katholischen Heeresführer durch strafende Niederlagen der Kaiserlichen durch Gott selbst rächen läßt. Wir glauben an Gottesgerichte, aber nicht bloß gegen die Katholiken, sondern auch gegen die Protestanten. Keller mag selbst zusehen, wie er mit dem gerechten Gott in diesem Ausmaße von himmlischer Rache gegen menschliche Missethaten fertig wird.

Keller kann nicht läugnen, daß die Jesuiten aufopfernde, volksthümliche Seelsorger in Nassau waren, wie man keine ähnlichen oder gleichen aufweisen konnte. Er rühmt den Jesuiten Rutgerus Hesselmann, welcher im Jahre 1637 nach unsäglichen Leiden und Schwierigkeiten als treuer Apostel des von Krankheit, Hunger und Krieg heimgesuchten Westerwaldes an der Pest gestorben ist. Aber er kann von der stereotypen Abneigung der Protestanten gegen die Jesuiten nicht loskommen und beschuldigt die letzteren geradezu, daß sie während des dreißigjährigen Krieges in der protestantischen Bevölkerung durch ihr Erscheinen und ihre Thätigkeit den Glauben genährt hätten, man wolle katholischer Seits den Protestantismus unterdrücken, ohne zu bedenken, daß eine solche Aeußerung eine scharfe Anklage gegen die Hältigkeit des Protestantismus ist. Zur Zeit, wo Keller eine solche Beschuldigung als gegründet und die Protestanten darob erschreckt erklärt, hatten die Gegenkaiserlichen offenbar den größeren Vortheil in ihren Händen. Die Furcht der Protestanten in diesem Punkte war also keine Furcht vor der bewaffneten Uebermacht, sondern nur vor der friedlichen Wirksamkeit der Jesuiten. Die Waffen der letzteren bestehen in der That nur in der katholischen Jesuitenpredigt; denn sie morden, plündern und quälen nicht. Aber so schwach stand damals nach Keller der Protestantismus als Religionslehre, daß ihn der schwache Athemzug eines Jesuiten über den Haufen werfen konnte. Das scheint richtig zu sein bis auf den heutigen Tag. Der Protestantismus kann das freie, berebte, katholische Wort nicht ertragen. Mit diesem letzteren ist die Vernunft, die Natur des Menschen, der sensus communis, die Geschichte, die Apostelzeit. Es ist für jede Lehre schlimm, wenn sie Gottesmacht als Mittel der Unterdrückung

für sich selbst betrachten muß, um die Misère des Hauses zu retten oder wenigstens zu verbergen. Herrn Keller begegnet es überhaupt, wie den meisten eifrigen Protestanten, daß sie den innersten Kern des Katholicismus, den ursprünglichen letzten Lebensnerv der Kirche Christi Jesuitismus nennen. Sie streuen damit sich und Anderen Sand in die Augen, und das bleibt für alle denkfähigen Geister stets ein schlechter Trost. Man muß den Muth und die Redlichkeit haben, die Kraft des heiligen Geistes in der katholischen Kirche demüthig anzuerkennen, wodurch wir Alle im Glauben leben und gedeihen, die Jesuiten als schwache Werkzeuge so gut als die Katholiken überhaupt. Das blinde Anrennen im Windmühlenkampfe gegen diesen unerschöpflichen Born von Kirchlichkeit und Macht verräth stets ein Gefühl des Aergers, daß man ihn in eigener Werkstatt entbehren muß. Keller geht sogar noch weiter und will seine Leser glauben machen, daß die durch Geist und Tapferkeit höchst ausgezeichneten Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar und Johann von Nassau-Siegen, welche nach langer und reiflicher Ueberlegung unter der Leitung der Jesuiten von der Häresie zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren, wie durch eine Art jesuitischen Zaubers nicht nur katholisch sein, sondern sogar in der Politik lediglich von jesuitischen Befehlen geleitet werden müßten, wie nach der Fabel der fliehende Hirsch vom nachsetzenden Jäger, mit dem Teufel im Bunde, zum Stehen gebannt ward. Hätten die Jesuiten wirklich diese furchtbare Bannkraft, so wäre sie das kürzeste und wohlfeilste Mittel, ihren Orden allgewaltig in der Welt zu machen, um mit Büchern, wie Keller's, fertig zu werden. Bis dahin hat es jedoch gute Zeit und Keller kann noch lange ganz friedlich zu Idstein sein Abendbrod verzehren.

Eine andere auffallende Erscheinung stellt uns der Verfasser „der Drangsale des dreißigjährigen Krieges" in ein eigenthümliches und wie uns dünkt sehr richtiges Licht, wofür ihm wahrheitsliebende Katholiken gewiß dankbar sein werden. Eingestandener Maßen war die Reformation zum Zwecke gemacht worden, das deutsche Volk aus den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens zu erlösen. Die nassauischen Reformatoren erzählen auch mit Emphase von dieser durch Luthers und Calvins Lehre hierin bewirkten staunenswerthen Förderung des Volkes zum Bessern. Und die Geschichtsforscher in Nassau,

Steubing, Arnoldi, Keller und das verwandte katholikenfeindliche Organ der nassauischen Wühler, die Mittelrheinische Zeitung zu Wiesbaden als Vertreterin nassauischer Gelehrsamkeit, wiederholen das Lied in allen Tönen der Scala bis auf den heutigen Tag. Seltsamer Weise jedoch mehrt sich der Aberglaube gerade in protestantischen Gegenden Nassau's auf eine schreckenerregende Weise, und da am meisten, wo die Reformation am frühesten Wurzel gefaßt und den Fanatismus der Reformirten zur üppigsten Blüthe entfaltet hatte. Um nur einen Beweis dafür anzuführen, nennen wir die Seuche des Hexenwesens, welches während des dreißigjährigen Krieges trotz aller Keller'schen Drangsale von den aufgeklärten Protestanten im nordwestlichen Nassau mit Eifer gepflegt wurde. Vom Jahre 1629 bis 1632, also in einem Zeitraume von drei Jahren, wurden zu Dillenburg zweiunddreißig, in Herborn neunzig, in Driedorf dreißig Hexen verbrannt, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Die Gerichtsacten und selbst die hierauf bezüglichen Briefe der Grafen athmen einen Eifer und eine Wuth gegen dieses Unkraut, daß die Prozeduren in romanischen Gegenden in ähnlichen Sachen Muster von Maß, Ruhe und Ordnungsliebe sind. Der Hexenkreis wurde in's Ungemessene erweitert durch die Heranziehung der Gotteslästerungen, welche nach den Gesetzen und Strafen dagegen allen Begriff moderner Weltanschauung übersteigen. Aeltliche Männer und Weiber, durch das aufgenöthigte fremde Kirchenwesen verwirrt oder in isolirten Katholicismus verstockt, fast sämmtlich voll heimlichen Abscheues gegen die reformirte Bildlosigkeit im Cult- und Volkswesen, gaben den entbrannten Eiferern leider nur zu reichlichen Anlaß, gerichtlich einzuschreiten und an den unglücklichen Opfern den Mangel an Hingabe für Calvin und seine Genossen bitter zu rächen. Viele wurden durch das Unmaß von Martern im Gefängnisse todt gefunden, Andere entleibten sich selbst oder ließen sich durch ihre Leidensgenossen tödten, um der Wuth ihrer Verfolger zu entgehen; man fand es mit der Religion und Aufklärung ganz vereinbar, den Teufel für alle diese Gräuel verantwortlich zu machen. Keller gibt zu denselben die merkwürdige Erklärung, welche wohl eben so unerhört ist als die Hexenmorde selbst, daß man die letzteren benützt habe, politische Gegner aus dem Wege zu räumen je nach dem verschiedenen Standpunkte, welchen die kaiserliche und gegenkaiserliche Parthei eingenommen

hätten. Diese verschämte Eröffnung des Herrn Decans in Idstein kann jedoch nur auf die Religionspartheien Anwendung finden, denn im fraglichen Landestheile, welcher fast ohne Ausnahme zu Holland und zur reformirten Confession hielt, wenn auch äußerlich oft zu Keller's Neutralität genöthigt, konnte die kaiserliche Landespartheі keine Hexen verbrennen, weil sie so gut als gar nicht vorhanden war. Es herrschten ja einzig und allein die Protestanten, deren Abneigung gegen den Kaiser und Feuereifer für die Häresie Niemand glänzender geschildert hat, als eben Keller selbst. Namentlich war vom Anfang an der ganze Gerichtsstand vom Grafen bis auf den Gerichtsdiener reformirt. Sind also in diesem Landestheile politische Gegner, als der Hexerei verdächtig, gemartert und getödtet worden, um sie kurzweg vom Schauplatze wegzuräumen, so kann es nur die Reformation gethan haben, als Gegnerin des Kaisers und der Papisten, und die Gemordeten müssen entweder Katholiken oder Anhänger des Kaisers, als Schirmherrn für die katholische Kirche und für's alte heilige deutsche Reich, gewesen sein. Der Umstand, daß man so viele Männer, wie kaum anderwärts, in derartige Untersuchungen verwickelte, gibt dieser allein möglichen Auffassung ein eben so großes Gewicht, als Kellers Bemerkung, daß die Vornehmen entweder verschont oder gnädiger behandelt wurden; sie waren ja sämmtlich Protestanten und durch die Reformation im Besitze von Zehnten, Grundzinsen und Gülten, welche der älteren Kirche entwunden worden waren, oder mit namhaften Begierden nach denselben. Es schimmert klar durch, daß, wie überall in den Hexenprozessen, so auch in Nassau der Nebenblick auf die Güter der Getödteten lüstern genug war. Offenbar konnte die herrschende Parthei sich selbst nicht berauben; die Absicht ging auf das Vermögen der Gegner, und da Keller selbst die Politik mit der Religion durchweg identificirt, wie es nur einem Geschichtschreiber in Nassau nach dem Maßstabe bornirter Kleinländelei möglich ist, kann über die von ihm hervorgehobene Bedeutung der Hexenprozesse in Dillenburg, Herborn, Driedorf und anderen protestantischen Gegenden kein Zweifel mehr sein.

Ob dieser und anderer Verdrießlichkeit war nach Gustav Adolphs Tode Herr Keller lange Zeit ohne eine würdige Liebe geblieben. Endlich gelang es bei der Unliebenswürdigkeit der meisten Männer damaliger Zeit der jungen Landgräfin Amalie

von Hessen-Kassel, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Oberhessen, die leere Stelle im Herzen des emsigen Geschichtsforschers einzunehmen. Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1637 als Vormünderin ihres Sohnes in die Geschäfte eingetreten, zeigte sie überall Geist und Muth im ungewöhnlichen Maße, ihre Räthe eben so schrankenlos zu beherrschen, als den Herrn Decan von Idstein. Ihr Haß gegen den Kaiser, welcher ihren Ehemann wegen Reichsfriedensbruches seiner Lande in glücklichen Kriegstagen beraubt hatte, wie damals auf Kellers Seite die Uebung strenger Gerechtigkeit benamt wurde, hielt gleichen Schritt mit ihrer Vorliebe für die Lehre der Reformirten. Beide hatten den Siedegrad des schrankenlosesten Fanatismus auf's Unzweideutigste erreicht. Aus beiderlei Beweggründen konnte sie mit kaltem Blute und erfinderischer Grausamkeit unweibliche Thaten vollbringen und durch diesen fremden Reiz die Vorzüge ihres Geschlechtes vermehren. Die Unbefangenheit, mit welcher sie die schlechtesten Mittel gegen Kaiser und Reich in Anwendung brachte, setzt jeden Kenner der Geschichte in Erstaunen. Immer mit Schweden und Franzosen verkuppelt, immer zum Aeußersten drängend, hetzend und gehetzt von ihren Prädicanten angeblich zu Gunsten des freien Bekenntnisses ihrer Religionspartei, war sie jeden Augenblick bereit, eben so sehr für ihre Gewissensfreiheit als für ihre Habsucht Alles auf's Spiel zu setzen. Schweden und Franzosen wußte sie Ehrfurcht einzuflößen. Ihre Stimme ging siegreich für die Reformirten aus dem westphälischen Frieden hervor. Grundes genug für Kellers Herz, diese Amazone des deutschen Reichszertrümmerungskrieges, über „den grünen Klee" zu loben. In diesem Enthusiasmus kann ihn nur bisweilen der Gedanke stören, daß die lutherisch-reformirten Geistlichen ob der Unbild der Zeit „mit dem Wasserkrug" vorlieb nehmen müssen, was allerdings für einst und jetzt schauerlich genug ist.

Seine Vorliebe für das reformirte Bekenntniß blickt überall durch, und in dieser Beziehung ist er ein erklärter Freund Bunsens, ungeachtet er sonst so zahm und regelfest ist, als Bunsen auffahrend und revolutionär. Der gefühlvolle Mann vergißt dabei ganz die grausame List und Gewalt, welche nassauische Gewalthaber angewandt haben, um die Katholiken Nassau's anfangs lutherisch und später reformirt zu pressen. Aber noch weit interessanter als diese Vorliebe Kellers sind

viele andere Geschichtsfälschungen, welche sich Keller fast bewußtlos zu Schulden kommen läßt und dabei eine bewundernungswürdige Einfalt an den Tag legt. So behauptet er unter Anderm, das Volk habe die Einziehung des Kirchengutes der Katholiken durch die lutherischen und reformirten Grafen von Nassau sehr gern gesehen. Warum sollte auch eine solche Behauptung nicht wahr sein? Sie kehrt ja in allen protestantischen Geschichtsbüchern als stereotype Phrase wieder und eine Lüge von dreihundert Jahren hat doch offenbar einigen Anspruch auf Unfehlbarkeit und Ehrwürdigkeit. In der That fehlte es zur Zeit der Reformation nicht an aufgewiegelten und verführten Menschen, welche den Raub des „Pfaffengutes" annehmbar fanden, und dafür arbeiteten und stimmten. Sie waren jedoch der unschuldigen Meinung, daß dasselbe unter dem gemeinen Mann ausgetheilt und zur Aufbesserung des Gemeindevermögens verwendet werde. Als sie aber gewahrten, daß es auf keine sociale Revolution, sondern auf Bereicherung der fürstlichen Domänenkasse und einzelner Großen im Lande abgesehen war, als ihre Pfarrer auf einen so schmalen Fuß des Einkommens gesetzt wurden, daß Viele mit Weib und Kindern die bitterste Noth leiden mußten, als ihre eigenen Lasten nicht nur nicht vermindert, sondern sogar mit jedem Tage vermehrt wurden, so kamen sie von ihrem hoffnungsreichen Wahn ganz zurück und bedauerten überall das Abhandenkommen von Kirchengut, das früher zum größten Theil den Arbeitern und Gemeinden zugeflossen war.

Keller kann zur Rechtfertigung dieses Raubes nicht oft genug erinnern, daß diese Kirchengüter zu Erziehungs- und anderen Volkszwecken verwendet worden seien. Es ist eine schöne Sache um vollständige Blindheit. Man nahm dieselben einfach den Katholiken und verwendete sie zum Vortheile der Protestanten, damit das katholische Gut den Protestantismus stütze, die protestantischen Schulen unterhalte und protestantischen Kranken die Gesundheit wiedergebe, während man auf diese Weise die Katholiken theils zur Häresie durch Noth und Elend herüberzog, theils den Unerschütterlichen alle Mittel für das Kirchen- und Schulwesen, für Hospitäler und Gemeindewaisenhäuser entzog. Diese Grausamkeit, gegen den Geist geübt, übertraf an vielen Orten selbst die von Keller so kläglich bedauerte Rohheit

feindlicher Kriegsschaaren im dreißigjährigen Kriege gegen das zeitliche Wohlbehagen der Völker. Er täuscht sich ferner selbst über diese Verwendung der katholischen Kirchengüter. Sie wurden einfach zur Domänenkasse gezogen, um landesfürstliche Ausgaben zu bestreiten. Was den Volkszwecken zufloß, wurde der ersteren erspart und im Laufe der Zeit durch geschickte Finanzmänner und Volksfreunde wieder in's alte Reservoir zurückgeleitet, wie Jeder weiß, der einen Blick in die Geschichte der Domänenkassen geworfen hat. Was von den Kirchen- und Klostergütern in den Händen von Laien war, sei es als Lehen, Pfandschaft oder Zeitpacht, blieb auch den zeitlichen Inhabern, wenn sie anders kühn und mächtig genug waren, den Löwenantheil nicht allzu groß anschwellen zu lassen. Die Belohnungen für treue Vollführung dieses Raubes an Katholiken nahmen auch einen sehr beträchtlichen Antheil von diesen katholischen Gütern zum Vortheil Einzelner hinweg. Dazu kam, daß die liegenden Besitzungen der katholischen Kirche in den Händen der protestantischen Gewalthaber um die Hälfte an Werth verloren, weil die fleißige Bewirthschaftung der Mönche und Nonnen aufhörte und die Henne mit dem Eierstocke verspeist wurde. Daß die nassauischen Grafen selbst einen großen Theil ihrer Güter von Kirchen, Stiftern und Klöstern zu Lehen trugen und durch die Säcularisation der Kirchengüter in Allodialgut verwandelten, ohne daß davon auch nur ein Pfennig den Volkszwecken zufloß, davon hat Keller in seiner patriarchischen Unschuld gar keine Ahnung. Ja er meint, die erste Säcularisation zu rechtfertigen durch die zweite im Jahre 1803, an welcher auch katholische Fürsten Theil genommen und sie leider nicht zu Volkszwecken verwendet hätten. Unser Gewissen kann die eine Ungerechtigkeit nicht durch die andere beschönigen, das überlassen wir der Reformation des Herrn Keller, welche solche Grundsätze und Sophismen für ihren Bestand durchaus nicht entbehren zu können scheint.

Seine Einsicht in katholische Auffassungen und Zustände ist überhaupt nicht besonders auszuzeichnen. Er nennt den Herzog Christian von Braunschweig, eines der größten Ungeheuer des dreißigjährigen Krieges, einen „protestantischen" Bischof, als ob ein Apostat, einst Inhaber eines katholischen Bisthums, seine Kirchenwürde in das protestantische Element herüber nehmen

könnte. Katholisch sein bedeutet ihm so viel, als Ceremonien und kirchliche Gebräuche beobachten, und nichts weiter, ohne alle Rücksicht auf den Geist des Katholicismus, welcher im Innern des Menschen als umgestaltende Liebe Gottes brennt und nach Außen in guten Werken thätig ist. Man muß sich über diese Unwissenheit und Ungerechtigkeit um so mehr verwundern, da Keller nicht drei Confessionen, sondern nur drei Kirchen kennt, und sich scheut, das Wort „Confession" auch nur auszusprechen. Denn das muß doch jedem vernünftigen Menschen klar sein, daß eine Kirche für leibliche Wesen offenbar in die Erscheinung treten und eine sichtbare Basis in jenen Symbolen haben muß, welche die Innerlichkeit wahrheitsgetreu wiederspiegeln. Wo kein dogmatischer Glaubensinhalt, kein reales Abendmahl, keine opferthätige Messe ist, da fehlt alles Fundament zum Kirchenthum, da hat man bloß eine Confession, welche als abstracter Begriff die verschiedenartigsten Ansichten in einen Rahmen faßt, wo alle Ceremonien nicht bloß überflüssig, sondern überhaupt sinnlos sind. Keller beschuldigt uns Katholiken der „abergläubischen Adoration" der Reliquien, weil das Volk am Rhein zur Reformationszeit mit fromm geschichtlichem Sinne die Ueberreste des heiligen Goar im gleichnamigen Orte verehrte. In Mecklenburg und anderen protestantischen Staaten, wo viele Menschen auf dem Lande ihr ganzes Leben keinen Katholiken zu Gesicht bekommen, kann möglicher Weise ein solches Vorurtheil mit einiger Unschuld auftreten; in Nassau, wo 200,000 Katholiken neben eben so viel Protestanten wohnen, ist es im aufgeklärten Kopfe eines Decans kaum der Ausfluß redlicher Unwissenheit, sondern die leidige Tradition des blinden, oft unfreiwilligen Hasses gegen alles Katholische, und um so verwerflicher, da Kellers Honigmund von frommen Wünschen überfließt, daß Katholiken und Protestanten friedlich zusammen wohnen.

Der letztere Zweck wird nur erreicht, wenn diese, tausend Mal durch Wort und That widerlegten, traditionellen Verläumdungen der Reformatoren aus Buch und Leben der Protestanten verschwinden. Man kann um so leichter diese blutjunge verläumderische Tradition leidenschaftlicher Anklagen aufgeben, da die apostolische Tradition von fünfzehnhundert Jahren vor unseren Anklägern keine Gnade gefunden hat. Die Weisheit des Herrn Keller im Urtheile über Katholiken hat überhaupt eine

Stromtiefe, die selbst St. Christoph mit dem Jesuskinde nicht zu durchschreiten im Stande wäre. Daß ein katholischer Christ auch ein Gewissen haben und danach handeln könnte, gehört anscheinend zu den unmöglichen Vorstellungen des ersten evangelischen Pfarrers in Idstein. Ruhigen Beobachtern erscheint er in der possierlichsten Gestalt von der Welt, wenn er berühmten Katholiken seiner Zeit nahe tritt, stets mit der Miene des Spions, ewig waches Mißtrauen im Herzen, und bereit, ihre Herzensgedanken mit der Treue protestantischer Bibelforschung auszulegen, das heißt, das darin zu finden, was den vorgefaßten protestantischen Meinungen zusagt. Besonders ist ihm der Herzensgrund des Grafen Johann des Jüngern von Nassau-Siegen, welcher, wie eben bemerkt, katholisch geworden und zur Sache des Kaisers pflichtgemäß übergetreten war, offen wie ein Buch. Als er auf dem Feldzuge an der Ruhr im Jahre 1638 starb, kann Keller in seinem Nekrolog nicht läugnen, daß er ein kluger Kopf gewesen, daß seine Politik für Nassau vortheilhaft und seine ganze Haltung eine ehrfurchtgebietende gewesen sei. Aber daß er auch ein Herz gehabt, daß seine Politik nach Pflicht und Gewissen angelegt, daß er in der innersten Seele fromm und gottliebend gewesen, das leuchtet ihm nicht ein. Es scheint ihm eine Unmöglichkeit für einen Katholiken; er muß nothwendig ein politisirender Heuchler gewesen sein. Noch unruhiger geberdet sich Keller, wenn er vom Grafen Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, dem berühmten Vertreter des Kaisers beim westphälischen Friedenscongresse, ebenfalls einem Convertiten, zu reden kommt. So oft nämlich ein Katholik von Rang oder wohl gar ein Jesuit bei Hofe speist, da ist der von Luthers Tischreden begeisterte Herr Decan mit historischer Lüsternheit und Allgegenwart bei den fürstlichen Tafelgesprächen aufmerksamer Zuhörer. Sie reden zum Grausen seiner keuschen Seele von katholischen Dingen, anhänglich der heiligen Kirche, erfreut, Mitglieder dieses mächtigen Seelenbundes zu sein, und von den Mitteln, die katholische Religion vor Raubgier und Brudermord in Deutschland zu schützen. Das greift dem traumhaften Aufhorcher, in dessen Phantasie der ganze Spuck vorgeht, schneidend in's Herz. Er kann sich in der Verzweiflung nur trösten, daß der Herr Graf und sein Gast, der kaiserliche General Götz, sich als zwei Abgefallene zu solcher Tischunterhaltung zusammen gefunden hätten. Während es damals in Nassau in

den höheren Regionen lauter Abgefallene von der katholischen Kirche gab, findet er's höchst tadelnswerth, daß zwei Reformirte zur katholischen Kirche zurückkehren, mit einander friedlich zur Tafel sitzen und während des Essens katholische Reden führen.

Wenn der Katholikenhaß auf den Grafen Johann Ludwig schießt, wie es wirklich geschehen ist, um ihn für die katholische Sache mundtodt zu machen, so kann natürlich ein solches Attentat in unserer aufgeklärten Zeit keineswegs gebilligt werden, aber der Hintergedanke: „Ein Abgefallener mußte freilich das Volk erbittern!" darf doch mit dem heuchlerischen Blicke eines unschuldigen Kindes in's tolerante Urtheil hineinschimmern. Das ist die ächte Toleranz auf jener Seite! Wenn Graf Johann Ludwig alle Welt durch seine feste Glaubensinnigkeit erbaut, so ist doch die Bemerkung erlaubt, daß sein haarspaltender Verstand und seine Disputirsucht ihn in die logischen Garne der Jesuiten verlockt und ihm mit magischer Allgewalt die papistischen Gräuel aufgedrungen haben. Denn einem so wohl überlegten Schritte Ehrlichkeit und klares Urtheil als Motive unterzulegen, das gestattet die protestantische Geschichtsforschung nicht, während sie mit bewunderswerther Vorliebe den Schwedenfeldherrn Ramsay, einen Schotten und berühmten Vertheidiger Hanau's gegen die Kaiserlichen, später in Gefangenschaft auf Befehl des Kaisers im Schlosse zu Dillenburg gehalten, welcher sich im Schwedenkriege auf deutschem Boden ungeheure Reichthümer erworben hatte, als ein Muster der Andacht und Gottesliebe, ja als Blutzeugen für die reformirte Lehre hinstellt. Unter solchen Auspicien darf man sich auch nicht wundern, daß Keller sich herzlich freut über die Erklärung politischer Volksberechtigung zu Gunsten der Reformirten im westphälischen Frieden, so wie über das Reformrecht der protestantischen Fürsten, nach welchem denselben erlaubt war, katholische Bürger in ihrem Bereiche nicht zu dulden, sondern dieselben nach dreijähriger Auswanderungsfrist aus dem Lande zu treiben. Er geht noch weiter und macht die höhnische Bemerkung, daß wir uns den dreißigjährigen Krieg erspart haben würden, wenn wir uns von vornherein den protestantischen Religionszwang und Kirchengüterraub hätten gefallen lassen.

Mit solcher Unschuld deutscher Geschichtsforschung läßt sich freilich nichts weiter anfangen. Wir wollten bloß aus dem Grunde auf dieses Werk aufmerksam machen, weil es scheinbar sachte und duldsam auftritt, während es in der That weit mehr schadet, als der fanatische Lügengeist mit abgeworfener Maske. Der gewisse Schaden mußte wenigstens einiger Maßen vergütet werden durch die belehrenden Eingeständnisse über die protestantische Auffassung des dreißigjährigen Krieges, welche Ursprung und Verlauf der Reformation folgerichtig charakterisirt hat. Dafür sind wir dem Herrn Decan unseren Dank schuldig. Wir Katholiken erleben leider fast durchweg den Fall, daß wir uns mit diesem Vortheile begnügen müssen, welcher uns wider Willen von protestantischen Geschichtschreibern in den Garten fällt. Solche unfreiwillige Geschenke kommen übrigens im Buche des Herrn Keller noch mehrere vor, ohne alles Gleichmaß für die Katholiken, in der kindlichsten Unbefangenheit eines Jungen, welcher über seine Knabenjahre nicht hinaus kann. Keller malt sich hierin selbst ab, ohne seinem Porträt im mindesten zu schmeicheln, ganz im Gegensatze zum phrygischen Könige, welcher Alles, was er mit seiner Hand berührte, in Gold verwandelte. Die Standpunkte von Einst und Jetzt schwimmen so nachgiebig in einander, daß der dreißigjährige Krieg beständig vom Jahre 1856 Farbe und Grundsätze bettelt. Man könnte das widergeschichtliche Spiel für deutschen Humor nehmen, wenn die Zähne nicht gebleckt wären. So tadelt Herr Keller mit moderner Sentimentalität die Bürger von Frankfurt alles Ernstes, weil sie die nassauischen Flüchtlinge im dreißigjährigen Kriege nur gegen eine Summe Geldes in ihrer Stadt wohnen lassen wollten. Diese „Hartherzigkeit" besteht unseres Wissens noch jetzt in allen Kleinstaaten des deutschen Bundes, welche sich das Anwohnerrecht von den Beisassen bezahlen lassen. Keller hat hiebei ohne hinlänglichen Grund keine Ahnung von der ritterlichen Tapferkeit des Amtmannes in Ems im Jahre 1857, welcher im Einklange mit nassauischen Gesetzen zwei wehrlose barmherzige Schwestern aus Coblenz schubmäßig auswies, weil sie von reichen Badegästen milde Gaben für Arme und Kranke sammelten. Das thut man in Frankfurt nicht: im Gegentheil die Rechtsübung ist in diesem Punkte nirgends milder, als in der freien Stadt am Main. Das muß doch auch in Idstein bekannt sein als ein nachahmenswürdiger Zug der Frankfurter von jeher, während das Verfahren des Amtmannes

in Ems eine Bestätigung hoher Stellen erfahren haben soll, welche noch schlimmer ist, als der Emser Nonnenschub.

Noch wunderlicher klingt Kellers Forderung an die kaiserlichen Heere, daß sie die nassauischen Residenzstädte mit Einquartirung verschonen sollten, und zwar nach alten Rechten des nassauischen Landes. Wo vor ihnen die Reichsfeinde, Holländer, Franzosen und Schweden gesessen hatten, konnten wohl auch reichskaiserliche Truppen sich niederlassen, um so mehr, als in Nassau damals überhaupt fast lauter Residenzen waren, wie jeder Unterrichtete wohl weiß. Der gelehrte Geschichtsforscher fordert also noch weit mehr vom gesunden Menschenverstande, als von den kaiserlichen Quartiermachern. Kellers Lobreden auf die französische Mannszucht in der Pfalz sind noch weit unverdaulicher. Wer sich daran erbauen kann, den beneiden wir nicht um sein genügsames Herz. Uns hat diese Franzosenliebe von jeher gefehlt, ungeachtet sie als eine Art radicaler Pockenseuche den Trägern der Revolution in Deutschland so gut anklebt, als den Wälschen in Italien, mit dem Unterschiede, daß die Deutschen nicht so frei damit auftreten können, als die Italiäner. Auch keine Kriegskosten hätte Nassau nach Keller zahlen sollen, als wäre es kein Reichsland im siebenzehnten Jahrhundert gewesen, sondern eine unentdeckte Insel in der Südsee.

Die tiefe Schwermuth, welche aus dem Buche athmet über den Mangel an Prädicanten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Nassau, ist im Bereiche des allgemeinen Priesterthumes, wo jeder Mensch das Gotteswort nach Belieben behandeln und lehren kann, auffallend genug. Der Eifer des Volkes für die Reformation muß daher nicht so feurig gewesen sein, als Keller sie machen will. Officiell aufgenöthigte Glaubensbekenntnisse ermangeln stets des Nachdruckes. Wo kein überwiegendes Interesse vorherrscht, zahlt das Volk nicht; deßhalb mag der Prädicant auch nicht predigen. Hüben und drüben fehlt der Drang, weil die unsichtbare Kirche keiner Geistlichen bedarf. Herr Keller hat auch für die Zeit des dreißigjährigen Krieges den Tick, welchen wir an unseren großen Wortführern für ein einiges Deutschland auf protestantischer Grundlage bemerken, eine Art von Erbübel der protestantischen Politik. Er klagt unaufhörlich, daß die Protestanten in Oesterreich, Bayern, Tirol, Böhmen, Italien und anderen katholischen Ländern

keine volle Gewissensfreiheit hätten, während doch Jedermann weiß, daß in Nassau, Hessen, Thüringen, Sachsen und Norddeutschland alle Religionsfreiheit für die Katholiken kurzweg unterdrückt war. Der ursprüngliche Typus der Reformation, welcher den Katholiken alle Entwickelungsfreiheit im eigenen Lande nahm, wollte in katholischen Ländern für solche Unduldsamkeit die Gasse zu seinen Gunsten gebrochen haben, einst wie jetzt. Für diese Therme des aufsprudelnden Fanatismus ist kein Erfolg mehr auf Erden zu erwarten.

Sprechsaal für Laufendes aus der Geschichte der Gegenwart.

Ipsi in certamina rursus
Succedunt, animasque in aperta pericula mittunt.

I.

Die Wurzel ungläubiger Polemik in unseren Tagen.

Der Kampf, welcher seit einigen Jahrzehnten auf dem religiösen Gebiete entbrannt und in unseren Tagen der kleindeutschen Politik zur Unterlage und zum Deckmantel gegeben worden ist, bewegt sich nach den nämlichen Grundsätzen auf dem katholischen wie auf dem protestantischen Felde. Es ist kein Kampf der Confessionen unter einander, sondern ein Krieg aller Glaubensfeinde gegen die Confessionen, welche auf positivem Boden stehen und die Gottheit Jesu Christi mit allen nothwendig daraus fließenden Glaubenssätzen bekennen, mit dem angestrebten Entscheide für die beiden verschiedenartig auslaufenden Religionsgesellschaften: „Sein oder Nichtsein!" um auf dem Felde selbstsüchtiger Politik freien Spielraum zu haben. Daher behandeln die Herolde dieses literarischen Religionskrieges die Protestanten eben so rücksichtslos wie die Katholiken, wenn sie nicht einstimmen in's angestrebte Ende aller übernatürlichen Offenbarung, somit aller Religion, welche diesen Namen verdient, und aller Gewissenhaftigkeit im Leben, welche ohne Offenbarung höchstens nur äußere Scheu vor den bürgerlichen Folgen des Bösen sein kann. Wenn fromme Protestanten aufrichtig und von Herzen ihr ursprüngliches Bekenntniß vom übernatürlichen Heile im Gottessohne Jesus Christus annehmen und thatsächlich üben, so nennt man sie Pietisten, Altlutheraner, Mucker und dergleichen mehr, und bezeichnet sie als Feinde der Aufklärung und des Fortschrittes, als Empörer gegen die Fürsten und Neologen, welche das Einigungsgeschäft, oder besser

gesagt, den Zersetzungsprozeß des christlichen Lebens in den Händen haben sollen. Man verfolgt sie an einzelnen Orten eben so grimmig, als in scandinavischen und mecklenburgischen Landen die Katholiken, in der Schweiz die Jesuiten, am Tessin die Capuciner, und zwingt sie theilweise zur Auswanderung nach Amerika und Australien. Diese Verfolgungssucht, die alle Gräuel des Unglaubens und der vollendeten Gottlosigkeit ertragen kann, findet mit cynischer Offenheit an diesen glaubenstreuen Protestanten die übernatürliche Religion als unverträglich mit dem Geiste der Zeit und brandmarkt dieselbe als Mysticismus der unheilvollsten Art. Und wenn in Norddeutschland Versuche der Rückkehr zur geoffenbarten Religion, zu den symbolischen Büchern, zum christlichen Institute der Beichte von redlichen Protestanten gemacht werden, so wird am Main und am Rhein, an der Weser und Elbe, an der Limat und Aar Sturm geläutet, wie im Schlaraffenlande gegen die gebratenen Vögel, welche so unhöflich waren, den Gästen in's Maul zu fliegen. Die Verfolgten und Gelästerten, auf allen Seiten gedrängt und von der Landesobrigkeit nicht unterstützt, sind genöthigt, sich in Conventikel zusammenzuthun und die allgemeine Regel der lutherischen Kirche in Sonderbündnissen abzuschwächen, wo eine gewisse Einseitigkeit und die unter fortwährender Verfolgung unvermeidliche Uebertreibung kaum abzuweisen sind, und die Vorwürfe mehren, die man auf die Bekenner der Gottheit Jesu Christi wirft.

Und was hier auf dem protestantischen Gebiete am eigenen Fleisch und Blute gefrevelt wird, darf um so weniger den Katholiken erspart werden, da sie von jeher das Bollwerk des übernatürlichen Glaubens gewesen sind. Der eifrige Bekenner der katholischen Kirche weiß, daß wir unseren Glauben an die Gottheit Jesu Christi und an den heiligen Geist, als Leiter der Kirche, nur unserer, aus apostolischen Zeiten und Anordnungen stammenden Einigung im Primate des Papstes als Nachfolgers des heiligen Petrus verdanken. Ist dieser apostolische Verband mit dem Einheitspunkte in Rom gelöst, so fällt alle Rechtgläubigkeit der Katholiken über den Haufen, er mag Christkatholik, Freigemeindler oder Deutschkatholik sein und heißen, aber mit dem katholischen Wesen ist es aus. Der Grund dieser Erscheinung liegt auch klar vor Augen. Die katholische Lehre vom Primate beruht eben so sehr auf göttlicher

Auctorität, wie jeder andere katholische Glaubenssatz. Fällt diese, so sind alle anderen katholischen Glaubenswahrheiten entkräftet, die auf dem nämlichen Boden der göttlichen Einführung wurzeln. Die Grundlage apostolischer Ueberlieferung, das Bewußtsein aller katholischen Gemeinden des Erdkreises, als Resultat von achtzehn Jahrhunderten, der von jeher durch alle Zeiten in der Kirche dagewesene Glaube und die Kraft des Zusammenhaltes ist zerstört. Es besteht keine Kirche mehr, sondern nur Bruchstücke in den Händen fremder Willkühr. Das fühlen alle Feinde unseres übernatürlichen Kirchenlebens, und es gehört zu dieser Wahrnehmung auch kein besonderer Scharfsinn. Die Erfahrung hat es vor unseren Augen handgreiflich bewiesen, daß alle vom Primate des Papstes abgelösten Bruchtheile früher oder später auch mit ihrem Glaubensinhalte verloren gehen und dem Unglauben preisgegeben sind. Der Zweig kann nur so lange grünen, als er saftig am gemeinsamen Stamme lebt und knospet; abgerissen, ist entweder gänzliches Verdorren oder Einpfropfung in ganz fremdes Holz sein unvermeidliches Loos. Der Primat ist das Leben der katholischen Kirche, das Leben allein hat Widerstandskraft, nur der Leichnam gibt Theile von sich ab, weil die Lebensverbindung gelöst ist. Aus diesem Grunde geht die vereinte Kraft unserer Feinde auch fast ausschließlich gegen den Primat des heiligen Petrus und seiner rechtmäßigen Nachfolger. Ist diese Urkraft der heiligen Kirche in Christus gebrochen, dann kann man die gelösten, allen Winden preisgegebenen Glieder als fügsame Mittel brauchen zur Vernichtung aller übernatürlichen Offenbarung und der durch sie in der Gesellschaft begründeten Rechtszustände. Kein Mittel unerhörter Geschichtsfälschung, frivolen Hohnes, sophistischer Verstandestäuschung und stereotyper Verläumdung bleibt unversucht, um das heißersehnte Ziel zu erreichen, nicht den Katholicismus als äußerliche Erscheinung zu stürzen, sondern im Katholicismus den Keim der geoffenbarten Religion zu tödten und dadurch wo möglich den Selbstmord der germanischen Völker zu vollenden. Jeder aufrichtige Katholik ist im Munde dieser Leute wenigstens ein Heuchler oder Bösewicht, und mit dieser Nationalverläumdung hofft man die undenkfähige Masse des Volkes gegen katholisches Wesen zu erbittern. Man säet den Wind, um in glücklichen Märztagen mit Kossuth und Mazzini den Sturm zu ärnten. Das Selbstgefühl und Vertrauen

dieser Feinde aller höheren Wahrheit in Christus erreicht bisweilen den höchsten Grad von Blindheit und Selbstvergessenheit. Mit dem Moschusduft absoluter Devotion für die deutschen Fürsten nahen sie den Herren und Königen der Erde und machen sie aufmerksam, daß die Katholiken durch Anerkennung des Papstes als Oberhauptes der Kirche die Souveränität der weltlichen Herrscher angreifen, die Königsstühle umstoßen und den Papst als Theokraten über alle weltliche Obrigkeit setzen wollen. Noch schallen die Hochrufe dieser Matadore in unseren Ohren, welche sie dem Advocaten Hecker, der Revolution in Italien und Ungarn und der deutschen Republik ausgebracht. Sie haben ihre Herzensmeinung in Broschüren und Zeitungen drucken lassen, man kann sie nachlesen in den Denkbüchern vom Jahre 1848 und 1849, es ist unmöglich, sie abzuläugnen. Wir finden im Munde dieser plötzlichen Fürstenfreunde die unzärtlichsten Ausdrücke für die Fürsten selbst. Es hat geschäumt und gepoltert, wenn der Name eines Fürsten als Denkstein des Rechtes und der Ordnung genannt wurde. Und jetzt? Sie wissen die Obrigkeit der geschmähten und verläumdeten Fürsten nicht sicher vor dem weltlich wehrlosen Papste, dessen Kirchenstaat von den Armeen der zwei mächtigsten Herrscher des Festlandes besetzt ist. Sie knirschen über alle gläubigen Katholiken, die an der Einheit ihres Glaubens in Rom hängen und in derselben zu leben und zu sterben bereit sind, wie über die Offenbarungsgläubigen in allen anderen Confessionen. Dieser reingeistige katholische Bezug zum päpstlichen Einheitspunkte soll dem weltlichen Fürsten so gefährlich sein, wie die fromme Innigkeit altgläubiger Protestanten auf geistigem Gebiete zum Gottmenschen Jesus Christus, der christliche Herzen widerrechtlich für sich allein in Anspruch nimmt. Zerrissen werden soll hier und dort das Band der Erde mit dem Himmel, der Seele mit dem Erlöser, der Hoffnung mit der Auferstehung von den Todten. Denn es muß gründlich aufgeräumt werden für den uneigennützigen Zweck der Alleinherrschaft dieser Politiker, welche der Undank der Welt bisher verfolgt hat. So lange noch an den Erlöser als Sohn Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele, an den göttlichen Adel der Taufe im Menschen geglaubt wird, ist die sociale Verthierung der Massen unmöglich, man kann sie nicht nach Willen leiten zum Aufruhr; die geistigen Widerstandskräfte überbieten oft das kunstreichste Gewebe zur Republikanisirung der Welt,

Das ist der wahre Stand unserer religiösen Polemik, die sich alle aufrichtigen Menschenfreunde zu Gemüth führen sollen. Ihre Schädlichkeit beruht nicht in ihrer Tendenz. Diese ist zu absurd, zu cynisch offen dargelegt, als daß sie verständige Leute täuschen und verführen könnte. Nur der blinde Anhang beschränkter Eiferer macht sie für jede Kirche schädlich. Sie kam auch nicht auf einmal, als Prozeß, der sich durch drei Jahrhunderte zu uns herüberspann, und auf protestantischem und katholischem Boden zugleich seine destructiven Phasen durchgespielt hat. Die Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert, so beklagenswerth an sich als Schwächung der deutschen Volkseinheit gegen inländische und ausländische Feinde, empfand doch in ihren Vormännern sehr lebhaft, daß der Glaube an die Gottheit unseres Herrn Jesu Christi und die Möglichkeit einer festen Kirchengemeinschaft mit der Bibel allein und ihrer freien Auslegung in persönlicher Willkühr nicht gerettet und festgehalten werden könne. Man umschanzte also die sogenannte freie Forschung durch ein bestimmtes Feld von Glaubenssätzen, die in den symbolischen Büchern und Bekenntnißschriften nach richtiger Auffassung des Weltganges von vornherein festgestellt waren und nach der unverholenen Absicht der Reformatoren, trotz der freien Forschung, stets unangetastet als Kirchenregeln gelten sollten. Aber das Princip der freien Forschung, maßlos ausgebeutet, war mächtiger, als ihr entschiedener Widerspruch in den symbolischen Büchern. Die französische Lasterhaftigkeit in der Philosophie wie im Leben, die Eitelkeit ungläubiger Professoren auf den deutschen Hochschulen, der Meineid vieler Geistlichen trotz ihres Eides auf die Bekenntnißschriften der Augsburgischen Verständigung ruhten nicht, bis die symbolischen Bücher beseitigt waren. Nun erhob sich die sogenannte Wissenschaft gegen die göttliche Inspiration der heiligen Schrift, und ein Stein nach dem anderen wurde aus diesem Denkmal des heiligen Geistes an's arme Menschengeschlecht herausgewühlt. Die gottlose Philosophie Hegel's, in unbegreiflicher Blindheit sogar von deutschen Ministern in Schutz genommen, fand bereits einen ungeheueren Trümmerhaufen zum Neubau des philosophischen Jahrhunderts ohne Gott und Christus vor durch die trefflichen Vorarbeiten der biblischen Exegeten von Basel und Königsberg, von Leipzig und Jena, von Erlangen und Berlin. Die Bibel wurde unter Strauß und Feuerbach und

ihren demokratischen Nachfolgern ein Mährchenbuch der orientalischen Welt, ohne Sinn für den Verstand des Abendlandes, ohne Christus, der besser gewesen wäre, als ein gewöhnlicher Mensch. Irr' ich nicht, so hat ihn noch das Jahr 1852 zu Frankfurt am Main in folgerichtiger Entwickelung des modernen Systems öffentlich einen Volksverführer genannt. Aus diesen gotteslästerlichen Kloaken gegen die geoffenbarte Religion sind die Deutschkatholischen, die Lichtfreunde, die freien Gemeinden ausgekrochen, unter der Maske eines Abtrünnigen, den man zum Mittel gebraucht, und haben sich, weil baar alles Glaubensinhaltes, als revolutionäre Politik in Deutschland, allem Kirchenthume, aller Obrigkeit, allem Weltfrieden gegenüber, breit gemacht. Dadurch wurde der Unglaube als politisches Brausepulver in die untersten Schichten des Volkes getrieben, und als die Eiterbeule barst, kam das revolutionäre Jahr 1848 zum Vorschein und endete mit dem berühmten Grundrecht, das man besser eine Ganterklärung genannt hätte: „Kein Deutscher ist verpflichtet, seine Religion zu offenbaren.“ Da war es natürlich aus mit allem Inhalte der Religion, mit allen „geistlichen Erquickstunden,“ mit allen wohlfeilen Moralsätzen ohne Geist und Gotteswort. Es wird ewig merkwürdig bleiben, daß alle jetzigen Polemiker und confessionellen Schreier auf der Gegenseite gegen diese Fäulniß der Zeit kein kühnes Wort der Abwehr, keinen Schrei der Entrüstung, kein Urtheil unbedingter Verdammung laut werden ließen. Der Gottmensch Jesus Christus wurde vor ihren Augen in den Massen des verführten Volkes als antiquirte Waare zu den Acten gelegt und die eifrigen Herren sind bei diesen Ereignissen höchst gelassen daheim bei ihrem Butterbrod gesessen, während unsere katholischen Freunde im Feuer standen, nicht bloß für sich, sondern für alle Confessionen in der Vertheidigung des christlichen Staates und einer von Christus gestifteten Kirche.

Dieser Prozeß auf dem Felde des Protestantismus nahm unter den kunstverständigen Händen der Christusfeinde und der Revolutionäre aller Länder und Völker besonders auf katholischem Boden einen Verlauf, der ganz darauf angelegt war, den christlichen Staat sammt allem Kirchenthum wegzufegen. Die Reformation, so schmerzhaft die Trennung im ersten Augenblicke dem bisher religionseinigen Deutschland gewesen, äußerte doch auf die katholische Kirche eine heilsam aufweckende und zu

christlichen Thaten innerhalb der Gesellschaft treibende Wirksamkeit, den einzigen Ersatz für den Schmerz, den jeder Deutsche über diese Entzweiung empfinden wird. Man gewahrte die ewige Kraft des göttlichen Geistes, welcher sein Werk bis an's Ende der Welt in Schutz nimmt, nie auffallender, als in dieser aufgenöthigten Selbstvertheidigung der katholischen Wahrheit und Kirchlichkeit, trotz des ungeheueren Verlustes, den wir erlitten, trotz der Hindernisse, die sich von allen Seiten der Erneuung und Kräftigung unserer Gemeinschaft entgegenstellten, trotz der rohen Gewalt, welche theilweise jede katholische Aeußerung in den deutschen Gauen zu unterdrücken bemüht war. Das Concil von Trient, welches, durch achtzehn Jahre dauernd, den angegriffenen Bau der heiligen Kirche zu befestigen berufen war, erfüllte seine Aufgabe so gründlich und segenvoll, daß wir noch jetzt die Hand Gottes mit Ehrfurcht preisen, welche den heiligen Dom der Rechtgläubigkeit aller Katholiken auf der weiten Erde auf unzerstörliche Grundlagen gestellt hat. Eine unermeßliche Fülle großer Geister blühte in allen katholischen Landen auf, als Helfer und Vertheidiger der bedrohten Kirche, wie sie vielleicht kein anderes Zeitalter je in solchem Vereine, in solcher Mächtigkeit des Geistes gesehen hat, sichtbare Träger des göttlichen Geistes, welcher die Kirche mit seinem befruchtenden Hauche erfüllte. Und während der dreißigjährige Krieg in der schmählichen Bundesgenossenschaft der deutschen Reichsfeinde aus Schweden und Frankreich alle Grundfesten der Bildung, der Zucht, der Gelehrsamkeit zerstörte, wuchs unsere Kirche mitten in der Noth und Trübsal aus ihrem unzerstörlichen Keime, den Gott gelegt hat, neugekräftigt empor und stand zur Zeit des westphälischen Friedens 1648 bereits ehrfurchtgebietend da als unerschütterliche „Säule und Grundfeste der Wahrheit." Der Krieg war ihr heilsamer gewesen, als der nachfolgende Friede mit den Einflüssen einer entarteten Zeit, wo sogar die Reinheit der deutschen Sprache unterging, im Zusammenflusse einheimischer Feigheit und ausländischer Unsitte. Das Bestreben hochherziger Männer, unter denen wir nur beispielshalber Leibnitz nennen wollen, die zwei großen Religionspartheien im deutschen Reiche auf dem positiven Boden der geoffenbarten Religion zu versöhnen, und eine mächtige deutsche Politik und Volkseinigung möglich zu machen, verschwanden in der Blasirtheit und Sittenlosigkeit der französelnden Weltzu-

stände und wurden vom Systeme des Indifferentismus verschlungen, der bis auf unsere Tage grassirt und allen Bestand in Staat und Kirche gefährdet hat. Die Folge davon war, daß die Feinde aller Offenbarung und aller von Gott gesetzten Obrigkeit mit Glück den Lebensverband der Katholiken mit dem Einheitspunkte in Rom angreifen und unsere Kirche in ihrer dogmatischen Grundfeste zu lockern wagen konnten. Sogar einige deutsche Bischöfe waren theilweise selbst die Träger dieser unkatholischen Strebnisse und ließen sich von der physischen Uebermacht als Werkzeuge brauchen, den moralischen Lebensfaden ihrer Kirche mit Rom so lose als möglich zu machen. Von blinden Führern begünstigt, rissen auch bei uns die philosophischen Zerstörungsgrundsätze ein und richteten in vielen Kreisen das einheitliche Kirchenleben zu Grunde. Kaum war die päpstliche Obmacht über die Reinhaltung der christlichen Lehre an vielen Orten so viel als möglich auf die Seite geschoben und das geschmeidige Hoftheologenthum mit den Kirchenfeinden verbunden, so erhob die politische Revolution, durch dieses grundfalsche Strebniß auf kirchlichem Gebiete ermuthigt und vorbereitet, das Haupt, und verwüstete den zeitlichen Kirchenbesitz wie die Glaubenstreue in tausend und tausend Herzen. Garve in Breslau, ein Protestant, bekannt als politisch-philosophischer Schriftsteller, entsetzte sich über diese Säcularisation der katholischen Kirche, als ein Unglück für ganz Deutschland, während verblendete Wärter des Heiligthums und politische Verräther hüben und drüben laut frohlockten, bis in unseren Tagen der Boden unter ihren eigenen Füßen zu wanken anfing und alle Religion und Obrigkeit unter den Ruinen zu begraben drohte. Hätte die katholische Kirche in diesen verhängnißvollen Zeiten, obgleich mannigfach bedrängt, in ihrer Kraftentwickelung gehindert und wundgequält, von falschen Freunden des Volkes verhöhnt und verlästert, nicht den unveräußerlichen ewigen Glauben an die Gottheit Christi als Panier festgehalten, die Bibel und ihre apostolische Ueberlieferung als Gottes Wort beschirmt, die weltliche Obrigkeit in ihrer göttlichen Begründung und den Primat des Papstes als Einheitspunkt des christlichen Lebens vertheidigt, wir wissen nicht, was von der christlichen Civilisation und Glaubenstreue in allen Confessionen übrig geblieben wäre. Also nicht gegen uns müßt ihr eure Polemik kehren; wir haben mit unseren Wunden auch für euch

gestritten und die Religion mit der Bibel als Gotteswort gerettet. Wo irgend eine grüne Insel des übernatürlichen Christusglaubens uns entgegen leuchtet, sei es auf lutherischem, sei es auf katholischem Boden, dahin ziehen unsere Herzen, unsere Brudergrüße in Christus. Nur auf diesem positiven Boden ist eine Verständigung der Gemüther möglich. Der Unglaube, die Gleichgültigkeit, der Haß erzeugen nur die Revolution, welche alle Glaubensbekenntnisse und Himmelshoffnungen vernichtet. Das predigt die Geschichte seit drei Jahrhunderten, und nachdem der wegfegende Sturm um unsere eigenen Häuser gewettert und gewüthet hat, bleibt uns nicht einmal der Trost der Blindheit, welcher kurzsichtige Geister entschuldigen könnte durch Mangel an Erfahrung. Der Kampf ist ein gemeinsamer, wie der Verlust Allen gemeinsam ist. Entweder heilige Glaubens- und Liebestreue der göttlichen Offenbarung in allen Confessionen, oder „Gott und das Volk!“ Mazzini und Genossen!

II.

Die specifisch-katholische Parthei.

Der Ausdruck „specifisch-katholische Parthei“ wird heutzutage in vielen Kreisen gebraucht, um darzuthun, daß es auch in der katholischen Kirche Spaltungen gebe, deren eine alles Maß und alles Recht überschreite und deßhalb als specifisch-katholisch oder allgemein-verderblich bezeichnet zu werden verdiente. So gibt es nach dieser Auffassung eine „specifisch-katholische Parthei“ in Deutschland. Darunter versteht man alle Katholiken, welche das apostolische Christenthum, wie es in der katholischen Kirche von jeher bestanden hat, geglaubt und geübt worden ist, mit allem Eifer erfassen und durch Wort und That bekennen. Dazu gehören zunächst die deutschen Bischöfe, dazu alle Priester, welche den Meineid hassen und das Evangelium der Gunst der Ungläubigen vorziehen, dazu alle geistlichen Corporationen, Klöster und Vereine, Bruderschaften und Bündnisse, welche sich zusammengethan, um mit vereinten Kräften gegen den Unglauben und die sittenlose Richtung der Zeit zu kämpfen; dazu gehört das gesammte gläubige Volk katholischer Gemeinden, also so ziemlich die ganze katholische Kirche, die sich selbst nicht untreu werden kann, weil sie vom heiligen Geiste geleitet wird. Wenn auch der Sturm bisweilen einzelne Blätter vom Baume wirft, so sprossen wieder zehn neue für jedes verlorene Blatt und ersetzen der Kirche allen Schaden, der ihr im Laufe der Jahrhunderte zugegangen ist. Die Mitglieder der „specifisch-katholischen Parthei“ heißen nach der menschenfreundlichen Nomenclatur unserer gelehrten, vom reinsten Selbstgefühl geleiteten

Gegner Ultramontane, Jesuiten, die Parthei des Auslandes, die im Finstern schleichende Parthei, die Klerikalparthei und wie die unzähligen Wörter alle heißen, womit man die katholische Kirche verhöhnen will. Gerade weil die „specifisch-katholische Parthei" die katholische Kirche selbst ist, gibt man sich vergebliche Mühe, dieselbe zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten. Es will durchaus nicht gelingen, weil man es eben nur mit der ewigen unzerstörlichen Kraft der allgemeinen katholischen Kirche zu thun hat, die überall in der Welt existirt und existiren wird bis an's Ende der Zeiten. Man kann ihr einzelne Keime zertreten, aber die zertretenen sterben nicht! Ja es unterliegt keinem Zweifel, daß gerade der tägliche Kampf gegen das Phantom der „specifisch-katholischen Parthei" die katholische Kirche selbst, welche damit gemeint ist, auf ihre wahren Vortheile aufmerksam macht und ihre Kräfte wundersam anregt zur Entfaltung ihrer göttlichen Mission durch die Welt und zum Siege über alle Feinde der apostolischen Wahrheiten, deren Trägerin sie ist. Es ist eine Kurzweil ohne Gleichen zu beobachten, welche wundersame Consequenzen aus dieser Annahme einer „specifisch-katholischen Parthei," welche gar nicht existirt, für die Liebhaber dieser Spiegelfechterei fließen.

Wenn die Bischöfe, treu ihrer Kirche und den Forderungen des Papstes, für die ihnen anvertrauten Gemeinden das verbriefte und beschworene Recht verlangen und in der Darlegung ihrer Gründe für jeden vernünftigen Menschen unwiderstehlich werden, so daß nur die Gewalt dem Rechte gegenüber noch in Anwendung kommen kann, so flüchtet man auf die Fiction der „specifisch-katholischen Parthei" und tröstet sich mit dem Gedanken, daß die Bischöfe katholischer sind als der Papst, welcher sich beeilen werde, die Forderungen der Bischöfe abzuweisen. Es gehört eine unerschöpfliche Lust dazu, sich lächerlich zu machen für eine so unstatthafte Voraussetzung. Die Sache liegt ja klar zu Tage. Die Bischöfe verlangen nur das, was der Papst nach den heiligsten Kirchenrechten verlangt, was man der Kirche versprochen und verbrieft hat. Und als man dem verbrieften Worte das Gegentheil des Wortlautes unterschieben wollte, so hat der Papst als Kirchenoberhaupt dagegen Protest erhoben und die Bischöfe aufgefordert, ihr Recht zu wahren. Es ist ein gänzliches Mißverstehen oder eine völlige Unkenntniß katholischer Zustände und zugleich ein unwillkürliches Mißtrauen auf die eigene Sache,

wenn solche Voraussetzungen auch nur einen Augenblick trösten können. Der Papst und die Bischöfe sind nicht in der Lage, ihre Eide, ihre Versprechungen, ihre Worte und Unterschriften je nach den Umständen zu modificiren; das erlaubt die katholische Kirche so wenig als das Herz ehrlicher Leute. Sie müssen dafür leben und sterben. Die „specifisch-katholische Parthei," als in's Reich der Träume und nicht der geistreichsten gehörig, wird da als Trostmittel nicht aushelfen. Unsere Kirche, unser Papst, unsere Bischöfe sind wahrhaft und wirklich; keine Gewalt der Erde wird sie zwingen, die Regeln der von Christus gestifteten Kirche zu verleugnen und sich dem protestantischen Kirchenrechte in katholischen Angelegenheiten zu unterwerfen. Man geht in der verkehrten Auffassung katholischer Zustände noch weiter, wie es eine Frankfurter Zeitung noch in diesen Tagen gethan hat. Die Bischöfe als „specifisch-katholische Parthei" werden im Widerspruch mit den Aposteln dargestellt, die nach dieser lammsfrommen Heuchelei eine ganz andere Religion gehabt haben sollen, als wie unsere Bischöfe, die Hirten unserer Seelen.

Wir können keinen Unterschied finden zwischen einst und jetzt. Den Aposteln haben die Schriftgelehrten und Machthaber der damaligen Welt mit Bann, Geißelstreichen und Todesmartern zugesetzt, und waren doch nicht so glücklich, die apostolischen Ueberzeugungen zu erschüttern. Die Letzteren haben alle Willkür dieser Welt besiegt. Unsere jetzigen Bischöfe kämpfen für die nämlichen Grundsätze des Erlösers und werden nie gestatten, daß unbefugte Bauleute einen anderen Grund legen zur katholischen Kirche, als der schon gelegt ist durch Christus und die Apostel. Dafür werden sie in den meisten unkatholischen Blättern Süddeutschlands tagtäglich verhöhnt, in ihrer Amtspflicht vielfach gehindert und bedroht und mit erfindungsreichem Witze geneckt. Wer die Briefe Pauli an die Korinther gelesen hat, weiß, daß die Lage der Apostel, wie sie Paulus schildert, wörtlich auf unsere Bischöfe angewendet werden kann. Die Unterschiede sind nirgends zu bemerken, sondern eine Parallele, die für die Bischöfe eben so ruhmvoll als für ihre Gegner schmählich ist. Gegen diese sogenannte „specifisch-katholische Parthei" der Bischöfe, in der That aber Ausfluß und Macht der allgemeinen Kirche Christi, reichen die Gegenkräfte nicht aus, welche heutzutage den Statthalter Jesu Christi zu Rom beseitigen und selbst den Papst in der katholischen Kirche spielen wollen, ohne dafür

auch nur das katholische Bekenntniß aufweisen zu können. Dringt die Sophistik, namentlich bei den politischen Faiseurs ohne gründliche Kenntnisse, ohne werkthätige Religion im Leben wie in der Politik, gegen die Bischöfe, so haben wir in diesen Tagen sogar erlebt, daß Männer, denen alle Welt wenigstens mehr Verstand zugetraut hätte, uneingedenk ihrer Stellung und unvergeßlicher Zeitvorgänge die Bischöfe des Meineides beschuldigten, und den Satz, daß alle Obrigkeit von Gott sei, als göttliches Recht in Anspruch nahmen, um die Katholiken Mitteldeutschlands in ihren religiösen Angelegenheiten nach willkürlichen Maßregeln einer anderen Religionsansicht, ohne Rücksicht auf die gottgesetzte Macht der Kirche zu behandeln. Wir glauben fest, daß alle Obrigkeit von Gott sei; aber wir glauben nach dem Inhalte der heiligsten Verträge nicht, daß Andersgläubige mit oder ohne Amt das Recht haben, den Katholiken ihre Glaubens- und Kirchenregeln vorzuschreiben, ebensowenig wir den katholischen Regierungen und Ministern das Recht zuerkennen, den Protestanten ihre Glaubensansicht und Kirchendisciplin aufzunöthigen. Die religiösen Ueberzeugungen der Menschen gehören nicht in's Gebiet des Staates, so lange sie die bestehenden Landesgesetze in allen weltlichen Dingen achten, und es ist ein arger Verstoß, für die Anfeindung derselben an das göttliche Recht zu appelliren, welches mit den Rechten der Kirche nie in Widerspruch sein kann, weil die Kirche aus dem nämlichen Ursprung geflossen ist. Das göttliche Recht der Obrigkeit und der Bischöfe ist eines und dasselbe, dort im weltlichen, hier im geistlichen Gebiete, und eine Collision kann nur entstehen, wenn man beide Gebiete zugleich ohne göttliches und menschliches Recht beherrschen will. Den Bischöfen kann ein solcher Uebergriff in's weltliche Gebiet nicht begegnen, da sie an jenem Tage, wo sie einen solchen Uebergriff machen würden, aufhören, katholische Bischöfe zu sein. Es ist uns stets unbegreiflich gewesen, daß so viele, sonst achtbare Leute für die Absurdität einstehen, daß beispielsweise die Erziehung und Bildung des katholischen Klerus nach protestantischen Maßregeln ein Souveränitätsrecht deutscher Fürsten sei, daß Protestanten die Würdigung und Schätzung katholischer Seelsorger und Schullehrer nicht bloß als Recht, sondern als eigentliches Fach in Anspruch nehmen, hundert ähnlicher Dinge nicht zu gedenken. Wie die Urtheile einer so unnatürlichen Richtung, wo alle Einsicht, aller Beruf und meist der

gute Wille fehlt, ausfallen müssen, haben wir dergestalt erlebt, daß man bisweilen keinen Anstand nahm, die Deutschkatholiken in staatsrechtlicher Beziehung zu den Katholiken zu zählen, somit die äußersten Gegensätze in eine Linie zu stellen zum Nachtheile älterer Rechte, die auf den feierlichsten Verträgen beruhen.

Um dieser Richtung gegen die katholische Kirche die Krone aufzusetzen, hat unlängst eine Zeitungsstimme die Frömmigkeit gehabt, den katholischen Bischöfen zu Gemüthe zu führen, daß Christus die Liebe sei und die Liebe geübt habe, mit der unverhohlenen Andeutung, daß diese Liebe den Bischöfen fehle, weil sie ihre unveräußerlichen geistlichen Rechte fordern, ohne die es keine katholischen Bischöfe und keine katholischen Gemeinden geben kann. Besser hätte die Zeit nicht gewählt werden können für eine so humane Erinnerung, da gerade jetzt an manchen Orten die Macht der Gensd'armen und der gerichtlichen Unterdrückungsversuche gegen jede katholische Aeußerung in geistlichen Angelegenheiten unverblümt zur Anwendung kommen, gewiß die reinsten und unverfänglichsten Mittel, den Bischöfen Liebe, nach unserer Ansicht amtliche Treulosigkeit gegen ihre Pflicht zu predigen. Da sind mir die geradlinigen Straßen in Nassau über jeden Berg und Hügel mit ihrem Pferdetod und ihrer Menschenqual noch lieber als die scheinheiligen Anmuthungen der Liebe als Geschenk der eisernen Hand, die mir zum Backenstreich auf die linke Wange mitbrüderlich und liebkosend den zweiten auf die rechte gibt, und zum Rocke auch den Mantel nimmt.

Wie man nach dieser Darlegung des wahren Sachverhaltes die katholische Kirche als Inbegriff aller gläubigen und redlichen Katholiken durch die Fiction einer „specifisch-katholischen Parthei" nach Oben zu isoliren und zu entkräften gesucht hat, so trieb und treibt man das Spiel nach Unten. Die Geistlichen, ja selbst manche Domcapitel werden dargestellt als Männer und Corporationen, die mit den Bischöfen nichts weniger als einverstanden sind, ihre Uebermacht mit unbeschreiblicher Angst fürchten und sich auf die erbaulichste Weise unter die schattenreichen Laubdächer des weltlichen Regierungsschutzes flüchten. Wäre der Vorwurf wahr, so hätte man keinen besseren Beweis bringen können für die nichtkatholische Gesinnung der Geistlichen, die, uneingedenk ihrer eidlichen Verpflichtung, sich als Mittel gebrauchen ließen, die von Gott gesetzte Unterordnung des Klerus unter die Obmacht der Bischöfe in allen kirchlichen Angelegenheiten zu

untergraben. Es wäre ferner der augenfällige Beweis geliefert, daß die bisherige Staatsweisheit, welche sich des bischöflichen Regimentes in katholischen Sachen mit einziger Ausnahme des Salböles angenommen hat, ihre Absicht vollkommen erreicht habe, nämlich die Geistlichen von ihren Bischöfen, und dadurch von der obersten Kirchenbehörde abwendig zu machen, ihnen dadurch das Hauptmerkmal aller Katholiken zu nehmen und sie des Abfalles vom katholischen Glauben schuldig zu machen. Daraus flösse von selbst die handgreifliche Aufklärung über den Widerstand, den Forderungen der Bischöfe gerecht zu werden, weil man die Mittel der Herrschaft nicht verlieren will, um das katholische Element aus den Priestern und durch die Priester aus den Gemeinden zu fegen, und dadurch einen scheinheiligen Deutschkatholicismus an die Stelle der alten katholischen, apostolischen Wahrheit zu setzen. Die wohlmeinenden Freunde dieser Perversionsversuche verrathen also ihre tieferen Hintergedanken durch ihre Zärtlichkeit für den Abfall der Priester von katholischen Principien so deutlich, daß kein denkender Mensch darüber im Zweifel ist, und die sogenannte specifisch-katholische Parthei wird auf diesem Wege gegen den Willen der Gegner als diejenige charakterisirt, die sich durch keinerlei Kunstgriffe, durch keine irdische Hoffnung, durch keine Furcht oder Menschenrücksicht zum Eidbruch gegen den Erlöser und die heilige Kirche verführen ließ.

Glücklicher Weise gelang es bekanntlich trotz aller Mühe nicht, den Meineid gegen die Kirche den katholischen Priesterherzen nach Genügen einzupflanzen und die Sehnsucht nach dem Priesterabfall ist unbefriedigt als Pfahl im Fleische Derjenigen stecken geblieben, die durch ihre Maßlosigkeit beweisen, wie wenig sie Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer eigenen Handlungsweise in katholischen Kirchensachen besitzen. Deßhalb haben sich die klugen Herren nicht ohne sichtbaren Mißmuth von den glaubenstreuen Priestern, die trotz aller Arzneien der Kirchenräthe noch so viel unbesieglichen ultramontanen Sauerteig in der Seele tragen, zum katholischen Volke gewendet und erzählen mit ungemeiner Salbung, daß dasselbe von der „specifisch-katholischen Parthei" der Bischöfe nichts wissen wolle, da es ja die freieste Aeußerung seiner Religionsüberzeugungen genösse, und kein Bedürfniß fühle nach Machterweiterung und Beeinträchtigung landesherrlicher Rechte. Nichts klingt schöner, als diese beste Welt

der blasirten Volksvertreter, die nicht einmal den gesunden Sinn des göttlichen Sauhirten in der Odyssee an den Tag legen. Man setzt voraus, daß das Volk den Druck der Kirchensteuern und Kirchenbauten gar nicht fühle, während das reiche, einst katholische Kirchengut, auf welchem die Verpflichtung zur Ausstattung des katholischen Gottesdienstes ruht, theilweise ganz andere Wege nimmt auf Kosten der armen Gemeinden, die dadurch ihre kirchliche Begründung und ihren Unterhalt verloren haben. Wenn es daher zwischen dem Worte des Bischofs und der wundersam uneigennützigen Tröster zu wählen hat, so kann der Ausschlag nirgends zweifelhaft sein. Ist es also den Heilkünstlern wirklich Ernst, das Volk den Entscheid geben zu lassen, so werden die Bischöfe bald zu ihren Rechten kommen, und es wird sich herausstellen ohne wühlerische Volksversammlung, daß die „specifisch-katholische Parthei“ das gesammte Volk, die katholische Kirche selbst ist. Gibt es also kein anderes Mittel, der katholischen Kirche zu schaden, so kann die Fiction der „specifisch-katholischen Parthei“ nur das Gegentheil anschaulich machen. Die kunstreichen Meister, die das Prägamt von politischen Schlagwörtern zur Volksbethörung im kirchlichen Gebiete verwalten, sind es der Welt und ihrer eigenen Ehre schuldig, offen auszusprechen, was hinter diesen Blenden steckt, und ihr menschenfreundliches Herz bewegt. Es ist eigentlich das Lied von dreihundert Jahren: „Wir wollen die Papisten, das heißt, alle treuen und gewissenhaften Katholiken in Deutschland nicht!“ Das ist wenigstens ein offener und ehrlicher Kampf, das ziemt sich für die Gewalt so gut, wie für die Priester des Rationalismus! Und käme es auch zum Bruch, er wäre besser, als der heimtückische Friede, welcher dem Staate und der Kirche gleich verderblich ist. Ist auf diesem Wege die „specifisch-katholische Parthei“ beseitigt, so findet man keinen Katholiken mehr auf deutscher Erde und man kann mit beruhigter Seele das endliche Siegesfest feiern, dessen ersten Act wir unlängst in Mainz gesehen haben — eine deutschkatholische Leiche unter Blumenkränzen im offenen Sarge auf dem Friedhofe, Männer und Frauen, an derselben Reliquien sammelnd ringsumher, Haarlocken, Kleiderabschnitze, Holz vom Eichensarg, endlich Lied und Grabrede für den ruhmgekrönten Helden freier Religionsauffassung Eduard Duller! Ob in der neuen Aera solcher Zustände Diejenigen ihre Rechnung finden, welche gegen

die Bischöfe streiten, steht dahin, aber im Besitze solcher Reliquien kann man alle radicale Unbild verschmerzen, und den Verlust alles Rechtes und die Stütze aller Verträge! Nebenher läuft schon der Ausdruck „specifisch-lutherische" Parthei für die gläubigen Altlutheraner vom Gepräge des Herrn Stahl in Berlin. Hier wie dort wird nur der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung angefochten, welche eine nothwendige Grundlage alles wahren Christenthums ist. Gläubig oder ungläubig? Das ist die Frage. Im ersteren Falle ist deine Bekenntnißtreue ein Attentat gegen die Vernunft und die Freiheit des Protestantismus; im letzteren kannst du überall auf Busenfreunde rechnen und die alte allumfassende, allgebärende Gäa drückt dich mit Zärtlichkeit an ihre kalte unfühlende Brust!

III.

Die Wiedereinführung der Beichte bei den Protestanten.

Wir können von unserem Standpunkte aus nur gutheißen, daß die redlichen Protestanten, denen es um Festhaltung einer himmlischen Offenbarung zu thun ist, wieder zurückkehren zu den apostolischen Ueberlieferungen, welche die Reformatoren in blinder Leidenschaft, aufgestachelt und fortgetrieben von den überwältigenden Ereignissen des Ueberganges aus der alten in die neue Zeit, weggeworfen haben. Namentlich schließt die Wiedereinführung der Beichte in ihrer katholischen Form ein unermeßliches Feld von Wahrheiten auf, welche bisher den Bekenntnissen Luthers und Calvins fremd gewesen sind. Was uns jedoch bei diesen Verhandlungen verwundersam erscheint, ist die stets wiederkehrende Verwahrung gegen die „katholische" Beichte, welche allein diesen Namen verdient und folglich auch allein in Betracht kommen kann. Denn Alles, was in dieser Beziehung außerhalb der katholischen Glaubensnorm zur Erscheinung kommt, ist weder berechtigt noch überhaupt folgerichtig im Verhältnisse zum protestantischen Lehrbegriff, und kann dadurch, daß es sich eine katholische Sache ohne katholischen Namen widerrechtlich und widersinnig beilegt, keineswegs besser werden. Nach dem thüringischen Kirchentage im Jahre 1855 soll die einzuführende neuprotestantische Beichte ein individuelles und detaillirtes Sündenbekenntniß des Schuldigen vor dem protestantischen Geistlichen sein, welcher auf diese persönliche, in's Einzelne gehende Eröffnung des gepreßten Herzens die Absolution zu ertheilen hat. Wie die Worte liegen, nehmen die

thüringischen Theologen unstreitig an, daß hier Beichte und Absolution nicht bloße Ceremonien, das heißt, allgemeine Ausdrücke innerer Seelenwirkung, sondern in der That wesentliche Formen der Gnadenmittheilung von Christus durch kirchliche Stellvertretung an den reuigen Sünder sein sollen. Dadurch stellen sie sich auf den apostolischen Boden, mit den Katholiken auf eine Linie und geben eine Kette von neologischen Irrthümern auf, denen ihre Vorfahren aus Befangenheit verfallen gewesen sind, falls sie in der That ernstlich wollen, was sie mit unzweideutigen Worten aussprechen.

Bisher war immer, und in neuester Zeit mit schärferer Betonung als jemals, vom allgemeinen Priesterthum die Rede, und Pfarrer Sudhoff zu Frankfurt am Main, welcher als ehemaliger katholischer Priester diese Doctrin am besten verstehen muß, hat in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte sonnenklar gezeigt, daß ein ächter Protestant an dieser Fundamentallehre der Reformatoren festhalten muß. Ist das gegründet, woran wir gar nicht zweifeln dürfen bei einer so nahe liegenden und eindringlichen Auctorität, so hat Christus nach protestantischer Auffassung keinen besonderen Priesterstand eingesetzt und den Mitgliedern desselben auch keine speciellen Vollmachten zur Sündenvergebung an Christi Statt mitgetheilt. Die Christen, durch weltliche Ordnungen und Aemter vielfach getheilt, bilden gleichwohl nur ein einiges, ununterschiedenes Laienthum mit gleichen Schwachheiten und Nöthen ohne höhere Begabung oder priesterliche Prärogative für den Einzelnen. Wenn gleichwohl Prediger bestellt werden, so ist es stets nur ein Gemeindeamt, das sie begleiten, ohne eigentliche Macht aus Christus in Kraft göttlicher Einsetzung. Deßhalb führten sie auch in älterer Zeit den bezeichnenden Titel „Prädicanten" als Beamte des Staates und der Gemeinde, und ihr Predigtamt üben sie nicht als Bevollmächtigte in Kraft der Priesterweihe, sondern als Erlesene aus dem Laienthume, denen dasselbe in weltlicher Art übertragen worden ist. Aus diesem Grunde ist auch das Wort „Ordination" lediglich als ceremonielle Einführung in die Gemeinde zu verstehen. Deßhalb galt auch in den ersten Zeiten der Reformation der Grundsatz, daß jeder Befähigte sich des Predigtamtes annehmen dürfte. Sehr viele dieser berühmten Prädicanten wurden weder berufen noch geweiht, sondern bewiesen sich selbst als Mitglieder des allgemeinen Priesterthums, Schu-

ster, Schneider, Leinweber, Kupferschmiede und Andere fingen zu predigen an, wie sie der Geist trieb und das neugierige Volk sich ihnen zuwandte. Sie waren nach den klarsten Worten der Reformatoren dazu vollkommen berechtigt, und ihre Berechtigung ist nirgends deutlicher und allgemein verständlicher dargelegt worden, als im angezogenen Werke des Herrn Pfarrers Sudhoff. In Frankfurt selbst fand dieses Princip seine Anwendung; wie wir denn in Ritters Chronik lesen, daß ein Handwerksgesell in der Barfüßerkirche aufstand und seinen Vortrag an die Gemeinde hielt, wie es scheint, in der Meinung, daß er es besser verstände als sein Collega auf der Kanzel; denn nach dem Grundsatze des allgemeinen Priesterthums waren lauter Collegen in der Kirche versammelt.

Aber bald nachdem die erste Hitze der Reformation vorüber war und die populäre Volkspredigt in die abstrusen Wortkrämereien streitsüchtiger Theologen umschlug, fand man nicht mehr für angemessen, die strengen Consequenzen des allgemeinen Priesterthums praktisch gelten zu lassen, und umzäunte auf dem nivellirten Terrain der evangelischen Lehre ein eigenes Parket für die Prediger mit sogenannter Ordination und weltlicher Anstellung, wodurch dem Ordinirten und Angestellten auf Kosten des allgemeinen Priesterthums das ausschließliche Privilegium der Rede und Kirchenfunction ertheilt wurde, ohne jedoch eine dadurch von Gott für die Person eingesenkte himmlische Vollmacht anzuerkennen. Es war praktischer Widerspruch der Erben der Reformation gegen den Ahnherrn und Erbschaftlasser, wie wir deren so viele antreffen. Aus diesem Grunde erließ auch der hohe Senat zu Frankfurt bei Gelegenheit der obengenannten Einrede in der Barfüßerkirche eine allgemeine Verordnung, nach welcher keinem Menschen zu reden erlaubt war, außer dem bestellten Prediger der Kirche, wodurch das Predigtamt allerdings wesentlich erleichtert wurde. Wir selbst theilen vollkommen die Meinung Derjenigen, welche diese Beschränkung des allgemeinen Priesterthums im Interesse der Ordnung und Lehreinheit in Schutz nehmen; aber wir können nicht umhin, unser Erstaunen auszudrücken, daß man einer Lehre überhaupt Vertrauen schenkte, welche im Interesse der Ordnung zu einem solchen Widerspruche nöthigen mußte. Schwerlich konnte ihr dadurch der Charakter apostolischer Allgemeingültigkeit aufgedrückt werden, da ihr Keim in seiner natürlichen Entfaltung

Anstalten nöthig machte, welche der Untreue gegen das aufgenommene und amtlich beschworene Princip gleich zu achten sind. Wir können in diesem Schritte nichts Anderes erblicken, als ein Zurückgehen zu den verhaßten Grundsätzen des Papstthums, die man äußerlich mit dem Munde verdammt, aber in der That und Wirklichkeit zu einiger Stütze menschlicher Religionsneuerungen doch nie ganz entbehren kann. Mag man noch so oft: die Bibel! die Bibel! rufen; die Tradition der apostolischen Kirche macht sich mit siegender Gewalt selbst bei unseren Gegnern geltend und weist auf den einzig richtigen Weg zurück, der zum Unglücke des deutschen Volkes am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts verlassen worden ist.

Will man aber wirklich auf denselben zurückkehren, so muß man beim Aufgeben einer jeden Position der Reformatoren redlich erklären: „Unsere bisherige, dem evangelisch-orthodoxen Bekenntnisse gemäße Ansicht, im vorliegenden Falle die Idee des allgemeinen Priesterthums, wovon das gesammte christliche Alterthum nichts gewußt hat, war ein glänzender Irrthum, die Demokratie in der Religion, ein Durchhauen der Sehnen christlicher Offenbarung, und der gerade Weg in die Sümpfe der freien Gemeinden." Erst nach dieser offenen Schuld kann eine vernünftige Rede von der Beichte sein, welche mehr ist als eine für den protestantischen Standpunkt unverantwortliche Ceremonie. So lange der Grundsatz des allgemeinen Priesterthums, wenn auch als Ruine und Merkwürdigkeit im Walde des Bekenntnisses steht, ist die Beichte der einzelnen Sündenfälle mit der Absolution der Prediger eine Protestation gegen die Grundlagen der evangelischen Lehre, ein Widerspruch gegen beschworene Glaubenssätze, wenn man sie nicht Unsinn und Unrecht zugleich nennen will. Der eine Mensch ist nicht mehr werth, als der andere, und Jeder, welcher in Bezug auf seine Seele Vorzüge anspricht, die ihm nicht gebühren, macht sich der Usurpation und Tyrannei schuldig. So lange wir also als bloße Menschen in Betracht kommen, ist die Zwangsforderung meines Nebenmenschen, daß ich ihm mein Inneres offenbaren und von seiner Absolution Seelenruhe gewinnen soll, ein widerrechtlicher Angriff auf mein persönlichstes Eigenthum, auf mein geistiges Selbst, welcher mich aus der Freiheit eines selbstständigen Wesens in die unerträglichste Knechtschaft stürzt, noch weit schlimmer, als die Missethat des Piraten, der mich von der blühenden Heimath

wegkapert für die lybischen Steinbrüche. Und was soll ich denken von der Absolution eines gleichartigen Nachbars, welcher sich selbst nicht helfen kann, und den Bergbruch beschwört mit den berühmten Worten: „Was herab will, muß herab; dafür kann kein Segen und kein Bann helfen!“ Nicht bloß dem Menschengefühle, sondern selbst dem Menschenverstande wird durch solchen Zwang das Unerträglichste angesonnen. Ich begreife es vollkommen, daß sich dies- und jenseits des Thüringer Waldes alle Gedanken und alle Nerven sträuben gegen dieses Attentat auf den Geist des Menschen, der sich von der Willkür des prädicantlichen Hochmuthes nicht gefangen nehmen lassen soll.

Die Sache wird um kein Haar besser, wenn man diese neu einzuführende Beichte bloß als Ceremonie und Disciplinarsache, somit ohne dogmatische Unterlage behandelt, und dadurch gegen die protestantische Ueberzeugung dem Ceremoniendienst und der Werkheiligkeit anheimfällt. Statt eines Widerspruches haben wir dann zwei, und die Beichte muß das Gehässige der unfolgerichtigen Menschensatzung doppelt tragen, was sie schwerlich sehr beliebt machen wird. Bei den Katholiken ist die Sache anders. Sie erkennen in der Beichte ein Institut, welches von Jesus Christus selbst eingesetzt und bis auf unsere Zeit in ununterbrochener Reihenfolge fortgepflanzt worden ist. Als Jesus seine Jünger anhauchte und sprach: „Nehmet hin den heiligen Geist! Denen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen; denen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten,“ ging mit dem heiligen Geiste die Kraft der Sündennachlassung auf die Apostel über in Folge der Weihe und Bevollmächtigung durch Christus, welcher dadurch die Bischöfe und Priester zu seinen Stellvertretern bestimmt hat. Der katholische Priester hört also nicht Beichte als individueller Mensch in Kraft seiner natürlichen Eigenschaften, sondern einzig und allein in Kraft der Priesterweihe, welche ihm nach der Anordnung des Erlösers die Vollmacht der Sündennachlassung ertheilt und das stellvertreterliche Richteramt überträgt. Er spricht wirklich von den Sünden los an Christi statt, weil das heilige Sacrament ihn dazu bevollmächtigt. Die katholische Beichte ist also die von Christus gegründete Versöhnungsanstalt, welche in der Kirche zur äußeren Anschauung kommt, weil sie ihrer Natur nach eine sichtbare Kirche sein muß. Die Abwesenheit dieser Anstalt in einem christlichen Bekenntnisse erklärt, daß auch keine

sichtbare Kirche vorhanden ist, und wo diese fehlt, tritt das Princip der individuellen Ansicht als allein gültig ein und zerstört die Allgemeingültigkeit der himmlischen Offenbarung in einem festen bestimmten Sinne, wie er der Idee eines einigen wahren Gottes allein angemessen ist. Die katholische Beichte, als sichtbarer Ausdruck der Gnade und Barmherzigkeit Gottes in und durch Christus, legt dem Menschen keinen unnatürlichen und widerrechtlichen Zwang auf, weil sie auf Christus zurückgeht. Der reuige Sünder öffnet sein Inneres dem beglaubigten Stellvertreter des Herrn, welcher Macht und Gewalt hat über die Gewissen und Herzen der Menschen von Christus, dem Geber aller Gnaden, dem Troste aller Sünder, und thut es deßhalb, weil es der Heiland so angeordnet hat. Wollen also die Protestanten die Beichtanstalt einführen, so müssen sie als ehrliche Leute zur katholischen Glaubenslehre von der Beichte zurückkehren, welche das specielle Sündenbekenntniß allein rechtfertigt und begründet. Sie müssen zurückkehren zum speciellen Priesterthume, wie es Christus gestiftet und die gesammte Kirche von jeher bekannt und sich eingelebt hat. Sie müssen zurückkehren zur Tradition, d. h. zum Gesammtleben aller gläubigen Seelen der Kirche im heiligen Geiste, zum lebendigen Evangelium, das als sichtbare That in tausend und tausend Herzen alle Jahrhunderte hindurch gleichförmig aufgeblüht und in bestimmter Form zur Anschauung gekommen ist. Sie müssen zurückkehren zur Unfehlbarkeit der allgemeinen apostolischen Kirche, welche als sichtbare Gnadenanstalt das letzte Fundament alles Glaubens auf Erden ist. Kurz, sie müssen katholisch werden, weil die Beichte alle diese Wahrheiten voraus bedingt. Die Verwahrung gegen die katholische Beichte, und das Bemühen, dieselbe dennoch einzuführen, stellt den Urhebern ein Armuthszeugniß für ihren Verstand und ihre Logik aus, und liefert ein neues Belegstück für die Menschenwillkür und Gewissenstyrannei, deren sich alle Diejenigen schuldig machen, welche von der geoffenbarten Kirchenordnung abweichen und ohne Macht und Befugniß Religionsstifter werden wollen.

Von einer anderen Anschauung der protestantischen Glaubenslehre nach den strengen Symbolikern des sechzehnten Jahrhunderts aus erscheint die thüringische Reproduction der Beichte eben so unzulässig und widersinnig. Der protestantische Lehrbegriff von der Erbsünde setzt ein allgemeines, gänzliches Ver-

derben der menschlichen Natur voraus, ohne dem gefallenen Menschen irgend etwas Gutes zu lassen. Dabei verschwindet die Detailsünde ganz vor der allgemeinen Sündhaftigkeit, welche allein in Betracht kommt. Dieses allgemeine Grundverderben der Sünde zu fassen und lebendigst zu fühlen, ist das Hauptverdienst der christlichen Seele, und das Eingehen in einzelne Schwachheiten und Sünden nicht bloß unnöthig, sondern eher ein Fehler als eine Tugend, weil sie das Gefühl des Allgemeinsündlichen im Menschen abschwächt. Die Erlösung des Menschen durch Christus nimmt diese abgründliche Sündhaftigkeit vom Menschen nicht hinweg, sondern deckt sie bloß zu, damit einerseits das unaufhörliche Gefühl der menschlichen Nichtigkeit recht tief einschneidend, andererseits die Seelenfreude des zugedeckten Sünders desto abhängiger werde von der überwältigenden Gnade. Neben dieser Auffassung des menschlichen Grundverderbens geht nach protestantischen Grundsätzen consequenter Weise eine gleichmäßige Betrachtung der menschlichen Güte her, welche nur die selbst von der persönlichen Freiheit größtentheils entledigte allseitige Abhängigkeit von der zwingenden Gnade als Hauptverdienst des Christen in sich schließt. Da es also kein eigentliches Detail im gläubigen Menschen gibt, sondern nur das Allgemeine in Betracht kommt, so fallen die guten Werke naturgemäß nicht bloß weg, sondern sie erscheinen, einseitig zerlegt und betrachtet, sogar als Hindernisse des Gesammtgefühles der Gnade in Christo. So überflüssig es also ist, dieselben bis in's Einzelne zu verfolgen, eben so unverdienstlich ist die Detailisirung der einzelnen Sünden. Aus diesem Grunde ist die Beichte, wie wir sie hier auffassen, nach den protestantischen Symbolikern mit Recht eine Seelenqual, welche der protestantischen Glaubenslehre und dem Gewissen des Menschen zugleich Schaden bringt. Wollen also die Protestanten diese Auffassung der Erbsünde und Rechtfertigung aufgeben, so ist das ein sehr gewichtiger Rückschritt zum Katholicismus, wie er auch immer benannt werden mag.

Liegt der letztere aber nicht im Sinne der thüringer Pastoren, welche ja gerade Altlutheraner und Orthodoxe sein wollen, so müssen sie nicht ein Institut bei sich einführen wollen, welches den Grundlehren ihres orthodoxen Glaubens widerspricht und den Gläubigen ein ungebührliches Joch auflegt, das ihre Reform längst verworfen hat. Diese Herren haben nur die

Wahl zwischen Katholicismus und Protestantismus, und diesen Entscheid ehrlich und offen zu vollbringen, ist der alleinige Ausweg aus den Kirchennöthen unserer Zeitverhältnisse. Man wird mir freilich einwenden, daß die Reformatoren selbst für die Beichte sprechen. Da werden wir aber von protestantischen Gelehrten dahin aufgeklärt, daß diese Beichte etwas anderes sei, als was wir meinen, keine eigentliche Verpflichtung zu beichten für den einzelnen Menschen, keine maßgebende Absolution, keine Macht des Absolvirenden in Kraft der Weihe, also ein Schattenspiel an der Wand, und nicht einmal das, sondern ein Bild, das keinen Sinn hat, und hätte es einen, offenbar gegen die Grundlage des Protestantismus, oder es wäre ein greller Widerspruch mehr in der Entwickelung der evangelischen Religionsideen. Wer eine Beichte haben will, kann sie nur bei den Katholiken finden. Das allerschlimmste Zeugniß, welches man sich selbst gibt, besteht in der Anerkennung der geoffenbarten Wahrheit, welche in der Beichte liegt, ohne Muth und Redlichkeit, sie im wahren und einzig zulässigen Sinn unbedingt anzunehmen. Auf der einen Seite rührt sich also fortwährend das Gewissen ob des Verlustes apostolischer Wahrheiten; auf der anderen die fortgeerbte Lust, diese innere Unbehaglichkeit zu erdrücken. Ist das nicht Sysiphuspein? Rollt der Stein nicht ewig wieder in's Thal?

Daß wir hier nicht zu viel sagen, beweist das Buch gegen die Beichte, welches der protestantische Pfarrer Steitz bei Gelegenheit der Jesuitenmission in Frankfurt an's Licht gestellt hat, woraus unwiderlegbar zu lernen ist, daß nur die Katholiken die wahre Beichte als Sacrament haben, bei den Protestanten dagegen jeder Anschein von einer Beichte ohne Bedeutung ist.

IV.

Die klassischen Studien.

Man hat in neuester Zeit den Betrieb klassischer Studien von sehr verschiedenen Seiten und aus den mannigfachsten Beweggründen theils angefochten, theils in Schutz genommen. Es hat dabei keineswegs an Partheigängern gefehlt, welche der katholischen Kirche die Verachtung der klassischen Studien als ausgemachte Sache zuschrieben und ihr daraus ein Verbrechen machten, das so schwer wog als die Dummheit, welche man ihr ebenfalls unaufhörlich zum Vorwurfe gemacht hat. Daß das „Frankfurter Journal" in dieser Heldenthat besonders excelliren würde, stand zu erwarten. Wir haben schon früher einmal bemerkt, daß wir die Frage der klassischen Studien als eine offene betrachten, da sie unmittelbar mit den Dogmen der katholischen Kirche nichts zu thun hat, folglich mit Vorliebe vertheidigt oder mit Abneigung zurückgewiesen werden kann, je nach dem Standpunkte, den Jemand einnimmt. Soll aber die Geschichte maßgebend in dieser Sache sein, wie es wohl kaum einem vernünftigen Menschen zweifelhaft sein kann, so ist die angedeutete Frage für den katholischen Standpunkt bereits längst außer Zweifel gestellt. Die mächtigsten Säulen der ersten christlichen Kirche haben mehr oder minder alle die Frucht der klassischen Bildung auf das christliche Gebiet mitgebracht, und ihr Einfluß ist in dem Maße entscheidend geworden, als ihre klassische Ausbildung gründlich und gediegen gewesen ist.

Freilich sind hier zweierlei Dinge wohl zu unterscheiden, auf deren Auseinanderhalten in unseren Tagen weniger Gewicht

gelegt wird, als die Wichtigkeit der Sache verdient. Unter klassischen Studien, die ein Mensch macht, versteht man zunächst die formelle Bildung des Geistes in den strengen Formen der ausgebildetsten Sprachen der alten Welt, in dem natürlichen Reichthum der klassischen Werke, die bisher noch unerreicht als ewige Muster dastehen, auf dem Felde der antiken Kunst, welche so weit geht, als die Entwickelung des Menschengeistes ohne höhere Offenbarung vermag. An diese formelle Bildung, welche aus den klassischen Studien fließt, schließt sich die materielle Bildung an, welche in der Aufnahme des klassischen Geistes und Lebens zur Lebensregel und Willensrichtung besteht, und heidnische Weltansicht im Herzen begründet. Als zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften im Abendlande der christliche Glaube in den europäischen Völkern noch feste Wurzeln hatte, war die Ansicht über den Werth klassischer Studien so fest gestellt, daß darüber kein vernünftiger Zweifel obwalten konnte. Während man den formellen Werth der klassischen Bildung für unerläßliche Eigenschaft eines wissenschaftlichen und gebildeten Geistes erklärte und achtete, war nicht die mindeste Versuchung vorhanden, die materielle Bildung der klassischen Welt für ein wünschenswerthes Gut der christlichen Staaten und Völker zu halten, und dafür Parthei nehmen. Als aber der Cynismus des frechen Unglaubens in Deutschland alle Grundsätze des geoffenbarten Glaubens über den Haufen warf und die Welt für das Absolute und Letzte alles Seienden erklärte, so war die Vorliebe für das Heidenthum der Klassiker nicht bloß entschieden, sondern als Anhänglichkeit an die klassische Humanität für das sicherste Kennzeichen eines vernünftigen Geistes gepriesen. Hiermit war die Verwirrung in der Auffassung der klassischen Studien zur Regel geworden. Kein Mensch kümmerte sich mehr um die formelle klassische Bildung, den einzigen Nutzen, welchen Christen aus den Studien der antiken Welt schöpfen können. Man warf sich vielmehr mit ungläubiger Gesinnung auf den materiellen Gewinn der klassischen Studien, pries die Denk- und Gesinnungsweise der Heiden, und machte sich ihre vielgerühmte, aber selten gehörig verstandene Humanität zur Unterlage der modernen Gesellschaftsbildung. Die Bekenner dieser Humanität dachten nicht daran, in den klassischen Sprachen sich abzumühen, das Alterthum wissenschaftlich zu ergründen und den Menschengeist an diesen Denkformen in Schrift und Kunst

zu reinigen und für die Wahrheit zu schärfen. Das überließ man den Professoren der Philologie und nannte es Zopf, welcher eben so unklar in die Gesellschaft geworfen wurde als die Humanität, welche in vielen Fällen weit triftiger Brutalität hätte heißen können. Um den heidnischen Geist, das heidnische Laster und den Naturgötzendienst in sich zu beleben, durfte der Humanist dieser neuesten und unerhörten Sorte nur den Abhub der deutschen Literatur zur Hand nehmen; da war ihm Alles zurechtgelegt und vorgekaut. Professoren der Philosophie, wie Hegel und Feuerbach, Lehrer der Aesthetik, wie Vischer und Moleschott, Geschichtsschreiber, wie Gervinus und Eduard Duller, Prediger, wie Uhlich und Genossen, hatten hinlänglich Sorge getragen, die Humanität der mehr als heidnischen Weltanschauung und Lebensrichtung jedem deutschen Herzen nahezulegen. Daher kam es, daß die Adepten dieser klassischen Studien immer weniger human, immer roher und herzloser wurden, je mehr sie uns das Glück der klassischen Studien zu preisen bemüht waren. Und in der That, für kurzsichtige und ängstliche Gemüther hätte man's nicht bündiger angreifen können, die klassischen Studien der gründlichsten Verachtung und Abneigung zu überliefern, als auf diesem Wege, wo sie, freilich eben so ungerecht als unhistorisch, einerseits als Mistbeete des politischen Radicalismus, andererseits als Stütze des vollendeten, für Fürsten und Völker gleich sehr verderblichen Unglaubens und der frechsten Gottlosigkeit erschienen. Der Christ, dem das Evangelium und die Geschichte werth sind, ließ sich durch die Rohheit dieser Erscheinungen nicht im mindesten behelligen. Er hält die formelle klassische Bildung für ein vorzügliches Mittel, um den wissenschaftlichen Geist in der Auffassung und Darstellung der Wahrheit zu schärfen und eindringlich zu machen, ohne die materiellen Grundsätze und Vorurtheile des Heidenthums, so weit sie vor dem Christenthume nicht bestehen können, als Bereicherung seiner christlichen Lebensweisheit anzusehen. Im Gegentheile benützt er die formellen Vortheile der klassischen Studien als die schärfsten Waffen gegen das Heidenthum in antiker und moderner Gestalt, und schlägt es hoch an, daß klassisch gebildete Geister durch die Gesundheit ihres Urtheils, durch die Natürlichkeit ihrer Darstellung und durch die siegende Macht ihrer Beweisführung die besten Vormänner sind im Kampfe gegen die Ueberfluthungen der modernen Unnatur, Herzlosigkeit

und Heuchelei, die man so gern zur Grundlage des neuen Staats- und Volkslebens machen möchte.

In dieser Weise haben die ältesten Kirchenlehrer klassische Studien gemacht, und es kann keinem Katholiken einfallen, diese Erscheinung seltsam zu finden. Selbst Paulus verschmäht es nicht in seinen Briefen, die wir als Gotteswort ehren und achten, heidnische Lustspieldichter anzuführen und mit ihren kurzen schlagenden Sprüchen seine Zeitgenossen für die christliche Wahrheit empfänglich zu machen. Und gewiß haben seine Studien an der Hochschule zu Tharsos nicht wenig beigetragen, den Einfluß dieses Heidenapostels so mannigfaltig, so allseitig, so unwiderstehlich zu machen. Die größten Kirchenlehrer des Morgenlandes, Gregor von Nazianz, Basilius der Große und Johannes Chrysostomus haben sämmtlich eine gründliche klassische Schule durchgemacht aus keiner anderen Absicht, als dadurch fertige, einflußreiche Kämpfer für die christliche Kirche zu werden, und die Frucht dieser Studien hat wesentlich beigetragen zum Erfolge ihres thatenreichen Lebens, das ewig frisch durch alle Jahrhunderte bis zu uns herabreicht. Ihre salbungsreichen Schriften, ihrem Inhalte nach voll des heiligen Geistes, den sie aus dem Christenthume geschöpft, verläugnen noch heute in äußerer Fassung diese Schule nicht, aus welcher ihr bestimmter Ausdruck, ihre Gedankenschärfe, ihr harmonisches Ebenmaß in der Satzbildung und die eindringliche Kraft ihrer Beweisführung so entschiedene Vortheile gezogen hat. Bei den meisten übrigen Kirchenschriftstellern trifft der nämliche Fall zu, und nur wenige Ausnahmen von Bedeutung möchten außerhalb dieses Bildungskreises anzutreffen sein. Die lateinischen Kirchenväter müssen der Hauptsache nach in diesem Punkte ebenfalls den griechischen beigezählt werden; denn Cyprian, Ambrosius, Augustin und Hieronymus können laut ihren Schriften die klassische Durchbildung eben so wenig verläugnen, als sie durch dieselben überwiegenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen gewannen. Wenn diese Männer in ihren Schriften sich gegen die klassische Bildung bisweilen zu erklären scheinen, verstehen sie daher keineswegs den formellen Weg der klassischen Studien, den sie selbst gegangen, sondern die Buhlschaft mit den heidnischen Grundsätzen und Maximen, deren Inhalt im offenbaren Gegensatze zum Christenthume stand. Es lag für die Vertreter und Vorkämpfer der christlichen Weltansicht auch in der Natur der Sache, daß sie im

Aufbau des christlichen Kirchenwesens die Bildung der Zeit als Mittel benutzten, um die Heiden zum Eintritt in die Kirche zu bewegen, da alle Feinde mit ihren eigenen Waffen am wirksamsten bekämpft und überwunden werden. Für ihre Nachfolger, welche nach dem Untergange des heidnischen Götzenthums mit der Wiege des Christenthums nicht mehr in so naher Berührung standen, trat diese klassische Richtung allerdings mehr zurück, und der Eifer für das allgemein verbreitete christliche Princip focht mit den Mitteln der neuen Zeit und der neuen Bedürfnisse.

Deshalb hörte jedoch der Nutzen und das Bedürfniß der klassischen Bildung für die Diener der Kirche keineswegs auf. Da bekanntlich die katholische Kirche auf der apostolischen Tradition ruht, und das Bewußtsein der letzteren in den Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern sich im Laufe der Zeit lehrreich abgespiegelt hat, so bildete das Studium dieser Traditionszeugen von jeher einen wesentlichen Bestandtheil der kirchlich-theologischen Bildung. Nun wird jeder vernünftige Mensch, welcher mit den Kirchenvätern nur einigermaßen bekannt ist, eingestehen müssen, daß das vollkommene Verständniß vieler Werke der Kirchenväter von der gründlichen Kenntniß der klassischen Weltbildung abhängig ist. Wir wollen hier nur den berühmten Clemens von Alexandrien als Beispiel anführen. Wer seinen meisterhaften Aufruf an die Heiden und die reichhaltigen Stromata verstehen und für kirchliche Zwecke benützen will, muß ein tiefer Kenner der klassischen Weltanschauung bis in die kleinsten Einzelheiten der Denkweise und des Lebens sein; für den unwissenschaftlichen Verächter der klassischen Studien bleiben sie ein Buch mit sieben Siegeln, die nur der klassisch gebildete Geist lösen kann. Wer wird ferner läugnen wollen, daß in neuerer Zeit der berühmte Professor Möhler besonders deßhalb in seinen theologischen Schriften eine so unübertroffene Meisterschaft an den Tag gelegt hat, weil seinen patristischen Studien die gründlichste klassisch-philologische Bildung vorausgegangen ist. Wenn es sich also um die letztere nach kirchlicher Auffassung handelt, so wird die Meinung aller gebildeten Katholiken entschieden zu Gunsten der klassischen Studien in die Schranken treten. Die gegentheilige Ansicht bricht mit der Geschichte, mit der Ueberlieferung, mit der Wissenschaft überhaupt, und ist somit ein Antheil der Barbaren, welche mit ihrem unklassischen Einbruch in Europa die Menschenbildung ausge-

löscht und dem Christenthume selbst den größten Schaden gebracht haben.

Blinde Eiferer haben gegen die klassischen Studien auch öfter den Einwurf geltend zu machen versucht, daß sie den Menschen einerseits entchristlichen, andererseits demokratisch machen. Abgesehen von der einseitigen und verkehrten Behandlung der klassischen Studien, welche ohne Frage in schädliche Bahnen einleiten kann, zeigt uns doch die Erfahrung sonnenklar, daß unsere Atheisten, unsere Socialisten und Wühler gegen Thron und Altar, gegen die Geschichte und hergebrachte Staatsordnung nicht aus den klassischen Schulen in unsere Gesellschaft gekommen sind. Im Gegentheil alle Feinde des Gesetzes und des Rechtes haben das Eigenthümliche, daß sie den Barbaren aus den Steppen Hochasiens weit näher stehen, als gebildeten Männern von klassischer Durchbildung, und deßhalb auch offen erklären, daß ihnen nicht das Alterthum mit seinen literarischen Schätzen, sondern die Gegenwart, die deutsche Jugend, die Volksschule am Herzen liegen, um sie in ihrem unklassischen Geiste auf dem Wege der Revolution umzubilden. Allerdings hat man in Italien aus örtlichen Gründen und Vorurtheilen versucht, der Revolution den klassischen Mantel der alten Römer anzupassen, aber nicht durch tiefe klassische Studien, sondern durch catilinarische Meuterei und Sittenlosigkeit, durch Meuchelmord und Kirchenraub, durch tribunicische Verhöhnung aller Wahrheit und alles Rechtes. Niemand wird behaupten wollen, daß Mazzini, Garibaldi, Ciceruachio, der Mörder des Ministers Rossi, des Herzogs von Parma, und die blutbefleckten Käufer der lombardischen Gassenmetzeleien ihre Virtuosität in der Ruchlosigkeit aus den Klassikern gelernt haben. Diese Missethäter haben von Jugend auf nichts gelernt als Müßiggang, die Frechheit des Lasters und die Untreue gegen Gott und Menschen. Die Klassiker sind für sie ein ganz unbekanntes Feld; sie wollen das Assassinat zum einzigen klassischen Studium der modernen Welt machen. Ihr Vorbild ist nicht Cato, nicht Cäsar, nicht Cicero, nicht einmal Marius, sondern stets nur Catilina, seine mitverschworenen Gehülfen und seine H. Ihre Bildung besteht in der Paßfälschung, in der Volksverlockung auf die Schlachtbank zu ihren Gunsten, in Proclamationen, deren ekelhafte Eitelkeit fast so groß ist, als die unverschämte Lüge, welche damit Hand in Hand geht, in unerhörter Feigheit am Tage

der Gefahr zum Vortheil der eigenen werthen Persönlichkeit und in Geldschwindeleien für die Freiheit der Völker, welche für die Freiheit des Missethun's arbeiten müssen. Das sind die klassischen Studien der meuchelmörderischen Revolution in Italien ohne allen Nachgeruch der klassischen Welt.

Man hat ferner gegen die klassischen Studien geltend gemacht, daß viele Schriften der Griechen und Römer für unbefleckte Gemüther großen Nachtheil bringen. Das läugnen wir im Allgemeinen nicht. Das Verderbniß der Zeit spiegelt sich mehr oder minder in allen geistigen Erzeugnissen ab, und die Werke der klassischen Welt können ihrer Natur nach nur ihre Zeit zur Anschauung bringen. Dafür ist jedoch von allen christlichen Lehranstalten, welche ihre Aufgabe richtig auffaßten, Vorsicht getroffen und nur das in den Kreis der Jugendbildung gezogen worden, was der guten Sitte und dem gesunden Leben nicht gefährlich werden kann. Zudem fällt die eigentliche philologische Ausbildung bereits in ein Alter, dem ohne Gefahr die Einsicht in's klassische Alterthum gestattet werden kann. Leider hat die literarische Liederlichkeit und sansculotte Verführungssucht der neuesten Zeit in Wort und Schrift in Deutschland, in Frankreich, in Italien und anderwärts eine Sündfluth der schlechtesten Werke in die Welt geschleudert, welche bei weitem Alles hinter sich lassen, was die klassische Welt in diesem Punkte gesündigt hat und deren Lesung zu den fashionablen Bildungsmitteln unserer Zeit gehört. Es ist hierin so weit gekommen, daß erfahrene Jugenderzieher ihre Zöglinge mit Fleiß auf die Bahn der klassischen Studien zurückführen, um sie vor dem Schmutz unserer Romane, Reiseliteraturen, Memoiren, Pamphlets und naturhistorischen Werke zu bewahren. Denn die Römer und Griechen erscheinen als gerecht, keusch und gottesfürchtig im Vergleiche mit der Zügellosigkeit der literarischen Freibeuter und Flibustier unserer Tage. Exempla sunt odiosa; sonst könnten wir sie anführen. Aus diesem Grunde hat der letztgedachte Einwurf viel von seiner Schärfe verloren.

Wenn in unseren Tagen von Katholiken die Frage aufgeworfen wird, ob man in den gelehrten Schulen Klassiker oder Kirchenväter lesen soll, wie uns das Frankfurter Journal in seiner Vorliebe für die Natur des Heidenthums so oft belehrt, so unterscheiden wir die gelehrten Schulen, welche als Vorbereitungsanstalten gelten, von den eigentlichen theologischen, welche

für die Candidaten des Priesterthums bestimmt sind. In den Vorbereitungsanstalten, Gymnasien, Lyceen, philosophischen Cursen, oder wie sie immer heißen mögen, wird kein vernünftiger Mensch die Einführung der Kirchenväter beantragen, da nach dem Gesagten ihr Verständniß den Betrieb der klassischen Studien nothwendiger Weise vorausbedingt. Dagegen werden die Kirchenväter an theologischen Lehranstalten ihre sachgemäße Berücksichtigung finden müssen. Leider haben aber unsere Hochschulen eine so übersprudelnde eigene theologische Lehrweisheit in Verzapf genommen, daß die graduirten Schenkwirthe weder für sich noch für ihre Schüler eine ausgiebige Zeit für die Kirchenväter übrig haben. Eben so wenig kann in den meisten bischöflichen Seminarien nach dem schmalen Ausmaße der Zeit und der fürstlicher Seits bestimmten Kosten an eine eigentliche Lesung der Kirchenväter gedacht werden. Kein Wunder, daß mancher Bischof in Anbetracht des schweren Schadens, welcher dadurch der Kirche zugeht, auf Mittel sinnt, die patristischen Studien früher zu beginnen und einen Theil der klassischen Vorbildung dafür in Anspruch zu nehmen. So steht es mit den Ansichten über die klassischen Studien innerhalb des Gebietes der katholischen Kirche. Aber die Mitarbeiter des Frankfurter Journals finden das anders. Sie bezeichnen die Jesuiten und Ultramontanen nicht bloß als Feinde des Menschengeschlechtes, sondern auch des klassischen Studiums und des klassischen Geistes, welcher nach der bekannten Bescheidenheit dieser Leute kein anderer sein kann, als den sie dem Journale einblasen. Das versteht sich von selbst. Was uns aber an diesen mühselig fabricirten hetzerischen Artikeln gegen die katholische Kirche befremdlich auffällt, das ist die Sprache. Die Lettern sind deutsch, der Verleger, der Drucker nicht minder; aber der Sprachbau so abnorm, die Construction so verwirrt, das Gemengsel widersprechender Dinge so geschraubt, daß man bei denselben das Gefühl asiatischer Sprachradebrechung oder muckerischer Einflüsse nicht los werden kann. Non istis defensoribus opus! Die klassischen Studien haben mit diesen Correspondenten von jeher nichts zu thun gehabt. Sie interessirt nur das ungläubige Heidenthum, das man auch ohne Klassiker haben kann.

In neuerer Zeit hat sich unter den Katholiken wieder lebhafter die Lust ausgebildet, in den Schriften der heidnischen Klassiker nach Ueberresten der uranfänglichen Offenbarung zu suchen und

auf diese Weise einen wesentlichen Nutzen aus den Schriftwerken der Alten zu ziehen. Schon bei den Kirchenvätern begegnet uns dieses Streben öfter, und viele Gelehrte der mittleren Zeit haben es in so weitem Umfange betrieben, daß Cardinal Bona in seiner berühmten „Manuductio ad coelum" den christlichen Geist in klassisch aufgesammelten Formen heidnischer Denker zur Erbauung vor das Publikum gebracht hat. Der Franziscaner Philibert zu Botzen in seinem vielbändigen Werke über die „älteste Philosophie für Denker der neuesten Zeiten" hat mit großem Fleiße die Denkfrüchte der klassischen Welt als übereinstimmend mit vielen Grundsätzen der christlichen Kirche dargestellt und daraus die Grundlage für eine, mit der heiligen Schrift in Einklang stehende Weltweisheit gebildet. Unser Freund Sepp hat in seinem neuesten Werke diese Richtung mit Begeisterung verfolgt und einen unermeßlichen Schatz von heidnischer Weisheit aus der Wurzel göttlicher Urmittheilung mit großartigem Sinne aufgeschürft, im Geiste, welchen Friedrich Leopold Graf von Stolberg einst erfolgreich gepflegt und mit großem Ernste betont hatte. Da dieser Zug fast durch alle Jahrhunderte mit mehr oder minderer Entschiedenheit hindurchgeht und offenbar aus einer unbestreitbaren Quelle göttlicher Offenbarung, welche „jeden Menschen erleuchtet, welcher in diese Welt kommt," hervorquillt, so kann nicht geläugnet werden, daß eine solche Behandlung der klassischen Studien nicht ungeeignet ist, auch einen materiellen Nutzen für christliche Lehre und Weltansicht abzuwerfen. Indeß wird es für viele Geister, denen die Schärfe des Urtheils und die Wärme christlicher Grundanschauungen einiger Maßen fehlt, stets etwas Gefährliches haben. Einerseits verführt der absichtliche Eifer, in den Klassikern Offenbarungswahrheiten zu finden, bewegliche Phantasien allzuleicht zu einer Accommodation in der Auslegung, welche man der Uebertreibung zeihen kann; andererseits stimmt es bei Vielen die Untersuchungsgabe zwischen Vernunftsätzen und Offenbarungslehren merklich herab, freilich unbewußt, aber nur desto verderblicher, da wir sehen, daß beim Aufleben der klassischen Studien in Italien viele hervorragende Geister auf die angedeutete Weise, ohne es selbst zu merken, in heidnische Denkweise verfallen sind, wodurch sie gegen die Kirche merklich lauer geworden und oft durch förmliche Annahme heidnischer Gesinnung dem Christenthume entfremdet worden sind. Um diesen Satz hinlänglich zu

erhärten, hat Döllinger unlängst ein großes Buch herausgegeben, das wohl zu den gelehrtesten und meisterhaftesten dieses Jahrhunderts gehört, worin die Lehren und Grundsätze des „Heidenthums" mit gewohnter Schärfe und objectiver Gelassenheit dargelegt werden als Vorhalle zu seiner Kirchengeschichte, nach deren Vollendung wir Alle seufzen. Da tritt uns die unermeßliche Kluft zwischen Heidnischem und Christlichem so entschieden vor die Seele, daß man es begreift, wenn gelehrte Katholiken Lassaulx mit einigem Rechte tadeln, weil er dieselbe mit philosophischer Majestät zu ignoriren wenigstens geschienen hat.

V.

Der Trauergottesdienst.

Je mehr sich die ursprüngliche Auffassung des Christenthums in apostolischer Form verflacht, desto reichlicher taucht heidnische Ansicht und Meinung auf, und drängt sich in alle religiösen Verhältnisse ein, denen selbst die Katholiken, besonders in gemischten Gegenden, nicht ganz fremd bleiben. Ein Beispiel, wie sich diese heidnische Natur= und Weltauffassung in christlichen Dingen geltend macht, liefert uns die geschichtliche Entwickelung des Ausdruckes „Trauergottesdienst," welcher bei uns immer häufiger gebraucht, die katholische Lehre vom Tode und Begräbniß der Christen in ein ganz falsches Licht zu stellen bemüht ist. Die antike Weltansicht kannte im strengen Sinne nur das Gegenwärtige, Sinnlichbestehende, auf dessen Genuß das Leben, auf dessen geschickte Behandlung die menschliche Thätigkeit, und zu dessen allseitiger Bewältigung die Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte angewiesen waren. Die Welt der Gedanken, das Reich der unsterblichen Geister, der Vollgenuß ewiger Wahrheit und Seligkeit nach dem Tode war den Griechen und Römern, wo nicht ganz, doch der Hauptsache und Wirkung nach in Bezug auf die Massen des Volkes verhüllt. Die Folge davon war das rücksichtslose und völlige Einleben des Menschengeistes in die gegenwärtige Spanne Zeit, in den Dienst und Genuß der uns umkreisenden Welt ohne Acht auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Was die Dichter von der letzteren bruchstücksweise gesungen, was die ältesten Religionsstifter in dunkeln Symbolen davon angedeutet,

was spätere Weltweise nicht ohne Schwanken und Schüchternheit in besonderen Schulen und mit entschiedenem Widerspruche der atheistischen Secten gelehrt hatten, gab für das licht- und trostbedürftige Gemüth keineswegs die erforderliche Klarheit, Vollständigkeit und Sicherheit, um als Ferment höherer Wahrheiten in's Volk zu dringen. Im Gegentheil trugen die grobsinnlichen Vorstellungen von einer anderen Welt nach dem Ausspruche der Dichter wesentlich bei, einerseits die dunkele Welt des Hades als Ende alles Lebens, aller Lust und aller Wirklichkeit trostlos zu machen, andererseits den Glauben an ein ewiges Leben nach dem Tode zu untergraben. Unter solchen Umständen galt für das Menschengeschlecht der Grundsatz des Anakreon: „Das Heute soll mir am Herzen liegen; was weiß ich von Morgen?" Man müßte die menschliche Natur nicht kennen, wollte man von ihr in solcher Lage Himmelsstrebnisse erwarten. Höchstens brachte sie es zu einer gebildeten Außenseite, zu einer sogenannten Humanität, die sich und Andere als sinnliche Wesen auffaßt, sorglos um höhere Seelenbedürfnisse, zu einem genialen Aufflackern von Geist und Witz, denen die Kunst obliegt, das menschliche Dasein im sinnlichen Bereiche zu verschönern. Und worauf der Mensch von Jugend auf mit seinem Denken und Empfinden, mit seinem Thun und Lassen gerichtet war, erschien als einziges Lebensglück und Ziel, und bildete jene tiefgewurzelte Gewohnheit, im Irdischen zu leiben und zu leben, aus, welche Shakespeare ein Ungeheuer nennt, und Göthe mit thüringischer Zärtlichkeit ansingt: „Süßes Leben, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden?" Kam also der unvermeidliche, hartherzige, langhinstreckende Tod, die sinnliche Gewohnheit alleiniger Erdenseligkeit zu zerreißen, so schlug er zerstörend in das Lebensglück des Griechen und Römers ein. Die Trauer um den Todten war die natürliche Folge der heidnischen Weltansicht, nach welcher alles Menschliche durchschnitten und geknickt wurde durch die Hand der unerbittlichen Schicksalsschwestern. Diese Trauer um das verlorene Leben, gegen welche die Philosophen vergeblich Trostbriefe schrieben, beherrschte nicht bloß die gesellschaftlichen Kreise, sie drang in die Kunst ein und prägte sich herzzerreißend in Stein und Marmor, in Lied und Farben aus. Wer auch nur als Dilettant die Antiken studirt hat, weiß aus Erfahrung, daß das Menschenherz durch nichts mehr zu tiefster

Traurigkeit gestimmt wird, als durch die Betrachtung alter Grabmonumente, und der antiken Kunstwerke überhaupt, soweit sie Bezug auf den Tod und seine Folgen haben. Der kalte Schauder, welcher uns dabei erfaßt, regt das Gefühl tödtlicher Vernichtung alles Menschlichen übermächtig auf, ohne heiteren Einblick in die Schlucht, welche sich zwischen Leben und Tod aufthut, ohne möglichen Ersatz an geistlichen Gütern für die flüchtige Lust der Erde. Da ist die Trauer um den Todten nicht bloß natürlich, sondern berechtigt, denn er hat wirklich Alles verloren. Dadurch nahmen die Leichenfeiern auch folgerichtig den Charakter ausschließlicher tiefster Trauer an, welche durch das Uebermaß des Schmerzes sogar bildlich im carrikirten Pomp, bezahlten Thränenerguß und Klageweibergeheul zu Tage trat. Der wirklich gefühlten Trauer schloß sich die falsche, gleißnerische lustiger Erben an, welche hinter den stereotypen Formen des Trauerns nicht zurückbleiben wollten und eine Verschwendung zum Beweise von nichtvorhandener Schmerzenstiefe übten, welche alle Begriffe der modernen Welt übersteigt.

Dieser antiken Trauer trat die christliche Weltansicht mit Entschiedenheit entgegen nach der klaren Lehre Christi: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!“ nach der ernstlichen Mahnung des heiligen Paulus: „Trauert nicht wie Diejenigen, welche draußen sind und keine Hoffnung haben.“ Der Christ kann sich bei den Todesfällen geliebter Häupter vom augenblicklichen Schmerzgefühle erschüttern, aber nicht überwältigen lassen, weil er den Tod als nothwendigen Uebergang aus irdischer Beschränkung in die Freiheit des ewigen Lebens ansieht, und die Einigung des Abgeschiedenen mit seinem Heilande als unverlierbare Himmelsseligkeit begrüßt. Die Seele des Zurückgebliebenen klärt sich aus den Wolken irdischen Grams, welche das sterbliche Theil umdunkelten, in die Heiterkeit des süßesten Gottgenusses auf, welchen uns Christus am Kreuze durch seinen blutigen Tod verdient hat. Er weiß, daß der sterbliche Rest, den wir in sehr ernster Stimmung einsenken, einst durch die Kraft des auferstandenen Heilandes wieder aufleben wird am Tage endlicher Ausgleichung, wo Jeder sein Recht finden muß. Deßhalb ist seine Aufmerksamkeit für den Verstorbenen zunächst ein Act des lebendigen Glaubens an eine höhere Welt, wo Gerechtigkeit und Friede ohne Maß und Ende den Erlösten zu Theil werden, insbesondere an die von Christus vollbrachte

Menschenerlösung, welche selbst dem Leibe durch die Theilnahme an der göttlichen Natur des Herrn den Keim der Auferstehung errungen hat. Aus diesem lebendigen Glauben fließt die heilige Ehrfurcht vor dem entseelten Leibe, in welchem durch die Taufe der Geist des Herrn gewohnt hat, und im Verein mit dem menschlichen Willen an guten Werken reich gewesen ist. Dies gibt dem katholischen Leichenzuge nicht den Charakter sinnlicher Trauer, sondern den Blüthenschmuck himmlischer Hoffnungen, welche allen Schmerz der Trennung mildern und im gläubigen Begleiter die Gefühle des lebhaftesten Dankes für Christus, den Quell des unverwelklichen Lebens, anregen. Der Letztere ist daher kein „Leidtragender," wie sich der moderne Unglaube auszudrücken liebt, sondern ein tiefergriffener Zeuge der Erbarmnisse Gottes, welche am schwachen sterblichen Fleische sichtbar werden, und den Sieg des Erlösers über Tod und Grab verkünden. Dadurch erklärt sich folgerichtig die zarte Sorgfalt des überlebenden Katholiken für den Leichnam des Dahingeschiedenen, weil er an demselben einerseits die Spuren der erlösenden Gottesgnade, die Wundmahle des Heilandes, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Blüthenknospen einer neuen Entwickelung durch den Preis des Blutes Christi verehrt und andererseits auf diese Weise seinem tiefinnerlichen Glauben an Gott in Jesus Christus und dem heiligen Geiste genugthun kann. Die Katholiken kennen daher keine Trauerzüge, wie sie an vielen Orten herz- und glaubenslos dem Gottesacker zugeführt werden, sondern nur Leichenfeiern, die als Acte des Gottesdienstes aus der christlichen Auffassung irdischer Verhältnisse und himmlischer Offenbarungswahrheiten fließen. Jedes Leichenbegängniß ist im dogmatischen Sinne eine scharf eindringliche Reproduction der tiefsten Geheimnisse des Christenthums, welche bei dieser Gelegenheit am Grabe der Todten mit Uebermacht an's Herz der Lebendigen herantreten und laut aussprechen, was Petrus einst, auf Christus hinweisend, am Pfingsttage gepredigt hat: „Es ist in keinem Anderen Heil zu finden." Deßhalb weiht auch die katholische Kirche den Gottesacker, nicht etwa um eine oberflächliche Ceremonie auszuüben, sondern aus apostolischer Vollmacht den Boden zu segnen, welcher bestimmt ist, Reste aufzunehmen, die mit Christus in der innigsten Lebensgemeinschaft gestanden und dadurch den Keim der Unverweslichkeit erlangt haben.

Mit dieser Verehrung der wirksamen Menschenerlösung am Leibe des Christen geht bei unseren Leichenbegängnissen ein seliges Gefühl der Gewißheit des ewigen Lebens für die reine, an Kindesstatt aufgenommene Seele im Reiche des Erlösers neben her. Sie hat ausgerungen die schwere Trübsal dieser Welt, die heißen Stunden tausendfältiger Anfechtung, den brennenden Schmerz ungerechten Hohnes, neidischer Zurücksetzung, bestochener Verurtheilung; sie ist angelangt im Kreise ewiger Liebe, wo alle unsterblichen Geister fröhlich aufathmen vom Drucke irdischer Beschwerung und, angezogen von Christus, ruhen und gedeihen. Dieses Gefühl ist eine unermeßliche Kraft zum Troste irdischer Thränenseligkeit, wie wir am heiligen Kirchenvater Augustinus lernen können. Als er auf seiner Heimreise nach Afrika einige Tage zu Ostia weilen mußte, erkrankte seine Mutter und starb voll gläubiger Innigkeit nach wenigen Fiebertagen auf fremder Erde. Wer weiß, was es heißt, eine süße heilige Mutter zu verlieren, wird es leicht begreifen, daß der heilige Augustin über der geliebten Leiche in Thränen zerfloß. Aber nach seinem eigenen Geständnisse hatten diese Thränen nicht die Bitterkeit des irdischen Schmerzes, sondern lösten sich bald in die selige Freude auf über den Hintritt einer glaubenstreuen Seele zu ihrem Heiland und Gebieter, dem sie ein langes Leben als demüthige Magd zum Opfer gebracht hatte. Der göttliche Einheitspunkt, welcher sie angezogen, war ja auch für den überlebenden Sohn der einzig tröstliche und stets zugängliche Fels des Heiles, an dem sich alle Lebende und Todte auf dem kürzesten Wege im Glauben oder im Schauen stets zusammen finden und keinen Schmerz irdischer Zerrissenheit zu fürchten haben. Also auch hierin ist keine Trauer im eigentlichen Sinne zu finden, sondern lediglich die Uebung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele und eine gerechte Wiedervergeltung nach dem Tode, die Uebung der Hoffnung einer ewigen Seligkeit, welche allen reinen und Gott geweihten Seelen im Himmel aufbewahrt ist, die Uebung der Liebe, welche die ringenden Geister um den Urquell alles Guten versammelt und überreich begnadet.

Freilich sind die Gefühle dieser Freude über die glückliche Aufnahme einer Seele in den Himmel merklich gedämpft durch die biblische Lehre, daß vor Gott Niemand gerecht erfunden wird, daß nur der Reine in's Himmelreich eingehen kann, daß

keine Seele in endgültiger Weise erlösungsfähig ist, bis sie nicht im Reinigungsorte den letzten Heller bezahlt hat. Aber diese unumstößlichen Glaubenswahrheiten spornen uns nur um so mehr an, auf christliche Weise der Verstorbenen zu gedenken und ihnen alle jene Gnadenmittel zur vollständigen Reinigung zuzuwenden, welche uns als lebenden Mitgliedern der Kirche zu Gebote stehen. Für die Todten ist die Zeit der Aussaat und der Aernte vorüber; der Baum bleibt liegen, wie er aufgefallen ist. Aber sie sind mit uns durch die Gemeinschaft der Heiligen verbunden als Glieder eines Leibes, welcher Christus ist. Was wir im Glauben mit heiligem Eifer als Verdienst Christi uns zueignen, kann durch unsere gute Meinung den abgeschiedenen Seelen zu Gute kommen. Deßhalb werden unser Gebet, unser Meßopfer, unser Almosen und alle anderen guten Werke, für die Verstorbenen aufgeopfert, mit aushältigster Treue geübt und eingesetzt zur Ruhe ihrer Seelen. Die ausdrucksvolle ältere Sprache hat dies nach richtiger Auffassung „Seelgeräthe" genannt, Mittel nämlich aus dem Schatze der Verdienste Christi und der Mitwirkung der Gläubigen, um den abgeschiedenen Seelen die Erquickung des ewigen Lebens in der Vereinigung mit Christus zu erstreiten. Es ist keinem Schriftsteller eingefallen, es Trauergeräthe zu nennen, weil wir in der That durch solch' frommes Andenken nicht trauern, sondern ringen, arbeiten und leiden für die Todten. Dadurch bekennen wir am wirksamsten die wichtige Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, welche nach katholischen Grundsätzen Lebende und Todte durch ein unauflösliches Band in wechselseitiger Theilnahme zu einem Ganzen verschlingt. Daher stammen auch die zweckmäßigen Ausdrücke: „Seelenandacht, Seelenmesse, Seelenamt, Allerseelentag" und dergleichen mehr, denen nur der von der katholischen Glaubenslehre entblößte Unverstand oder der trostlose Unglaube, nach welchem mit dem Tode Alles aus ist, Trauerandacht, Trauermesse, Traueramt unterstellen konnte.

Die Gedankenlosigkeit einer oberflächlichen oder indifferenten Zeit hat diese heidnische Unterstellung so willig aufgenommen, daß sogar katholische Theologen vom Fach sich dieses Widersinnes schuldig machen. Gelehrt, wie sie anerkannter Maßen sind, werden sie nicht ermangeln, auf eine Periode der französischen Geschichte hinzuweisen, wo die größten Kanzelredner, welche Frankreich aufzuweisen hat, ja selbst Bischöfe bei den

berühmten Scenen der Trauer des Hofes von Versailles für die Todten Theil nahmen, und ähnliche erdgeistige Ausdrücke in ihren Trauerreden fallen ließen. Desto schlimmer für die gründlich verdorbene Zeit und Welt Ludwigs des Großen, wie die Schmeichler sagen. Es stünde schlimm mit unserer Kirche und ihrer apostolischen Wahrheit, wenn sie die Sitten dieses Hofes in kirchlichen Dingen zum Muster nehmen müßte. Ich kenne kein unverdorbenes Gemüth, welches die Ausdrücke und Redekünste der berühmtesten Trauerreden jener Zeit ohne tiefen Schmerz verdauen könnte. Man weiß nicht, über was man mehr staunen soll, über den Cynismus niederträchtiger Schmeichelei, oder über die colossale Geschmacklosigkeit der geistlichen Redekunst. Diese Erscheinung beweist gerade am besten, daß der Widersinn und der Unsinn in diesem Punkte unvermeidlich sind, sobald der Katholik aus seinem dogmatischen Standpunkte heraustritt und den modernen Ideen sentimentaler Thränensäcke huldigt. Ich wundere mich gar nicht, daß die badischen Minister ein Traueramt für den verstorbenen Großherzog von den Katholiken verlangt haben. Der moderne Ausdruck war im Lande allgemein gang und gäbe, daher ein Mißverständniß für Protestanten leicht. Gab es wirklich ein Traueramt, so waren sie vollkommen berechtigt, eines zu verlangen, denn es ist nur billig, über den Tod eines guten Fürsten auf vernünftige Weise zu trauern, welcher dem Lande zu früh entrissen worden ist. Leider gibt es aber bei den Katholiken kein Traueramt. In der Messe vollbringt sich das heiligste Geheimniß der Menschenerlösung, der ewige Gegenstand unserer Anbetung, unseres Dankes, unseres Jubels. Christus opfert sich in derselben durch die Hände des Priesters unblutiger Weise dem himmlischen Vater eben so wahrhaft auf, wie er sich einst am Kreuze für die Menschheit im blutigen Tode geopfert hat. Dadurch theilt sich der Preis der Verdienste Christi den Gläubigen mit als Gemeingut aller Lebendigen und Todten, die von der Wahrheit und Wirklichkeit dieses Opfers lebendig überzeugt und durchdrungen sind. Es ist also kein Act der Trauer, sondern der erste und einzige Inhalt alles Gottesdienstes im katholischen Sinne. Und das ist der Grund, warum er nicht polizeilich commandirt werden kann, weil man sonst auch den Inhalt des katholischen Glaubens nach Willkür commandiren und dadurch alle Freiheit des katholischen Cultus aufheben

könnte. Der katholische Seelengottesdienst, durchweg auf die tiefste Auffassung evangelischer Wahrheiten gegründet, gibt der Leichenfeierlichkeit einen religiösen Charakter, der sich selbst im kleinsten Umstande nicht verläugnet.

Der Katholik begleitet nicht bloß körperlich die Leiche, sondern er betet beim Leichenbegängnisse. Nicht die Menge der Begleiter, sondern das eifrige Gebet derselben fällt in's Gewicht. Nicht die eitle Ehre der Ueberlebenden, sondern das Seelenheil des Todten allein kommt in Betracht. Je größer der Leichenpomp, um so trostloser die Begleitung ohne Demuth, ohne Zerknirschung, ohne Geistessammlung. Wir legen kein Gewicht auf Grabreden und Grabmusik, welche nach allgemeiner Erfahrung die religiösen Momente des Leichenbegängnisses nur verflüchtigen; desto höher schlagen wir das vereinte inbrünstige Gebet aller Gegenwärtigen für den Todten an. Selbst das Grabmal hat für uns nur Interesse, wenn es den strengkirchlichen, die einschlägigen christlichen Wahrheiten symbolisirenden Charakter trägt. Der schwere Stein ohne höheren Sinn scheint uns ein Druck zu sein für die Lebendigen und die Todten. Die Hauptsache bleibt uns immer der Seelengottesdienst, sowohl am Begräbnißtage selbst, als im jährlich wiederkehrenden Gedächtnisse. Wir sind weit entfernt, bei dieser Gelegenheit unchristlich zu trauern, sondern fühlen den größten Eifer, mitzuwirken mit Gebet, Almosen, Abtödtung. Es wächst in uns die heilige Zuversicht auf die fortschreitende Entwickelung der armen Seelen zum wahren Lichte, zur innigsten Vereinigung mit dem auferstandenen Heilande. Uns erquickt im Gebete für die Todten eine himmlische Süßigkeit, weil wir das geistige Band aller vernünftigen Geschöpfe herausfühlen und es mit der Macht des Geistes fester binden können. Dadurch rückt uns der Abgeschiedene näher zur Gemeinschnft des Gebetes wie der Liebe. Der Tod verliert seinen Stachel, die Hölle ihren Sieg. Unter Millionen Katholiken besteht dieser religiöse Charakter der Leichenbegängnisse noch unverkümmert fort. Haben Andere diesen Act herabgestimmt und verweltlicht, so ist unser Trost dabei, daß wir nicht mitgewirkt und die christliche Bedeutung des „Seelengeräthes" nicht vergessen haben. Eines leuchtet dem Unbefangenen ein: der religiöse Charakter der Leichenfeiern steigt und fällt mit dem religiösen Glauben der Menschen. Wo die weltlichste Todtenfeier stattfindet, ist am wenigsten Glauben

an die geoffenbarten Wahrheiten zu finden. Um so mehr Grund für alle Menschenfreunde, besonders für die Vorstände der katholischen Kirche, eifrig zu wachen, daß das strengkirchliche Leichenbegängniß nicht verloren gehe. Insbesondere sollten sich alle Katholiken verbinden zur gänzlichen Beseitigung der unziemlichen Ausdrücke: „Traueramt" u. s. w., welche die katholische Kirche nicht kennt. Ist die Sprache der Spiegel des innerlichen Lebens, so muß von innen heraus durch die That gewirkt werden für den rechten Ausdruck, welcher in der Regel nur dann schlecht ist, wenn er faule Dinge bezeichnen soll. Der lebendige Glaube des Christen ist auch der beste Bildner des Ausdrucks in kirchlichen und sittlichen Dingen, weil er nur in guten Werken lebendig sein kann.

VI.

Das Gebet für die Verstorbenen in der griechisch-orientalischen Kirche.

Herr Basaroff, Probst an der griechisch-russischen Kapelle zu Stuttgart, hat unter dem Titel: „Ordnung der Gebete zum Gedächtniß an die Verstorbenen nach dem Ritus der orthodoxen orientalischen Kirche" eine Uebersetzung der Grabgebete herausgegeben, welche bei den Katholiken „Todtenvigilie" und bei den Orientalen „παννυχίς" heißt. Er sagt ausdrücklich, daß dieselbe für die nicht zur orientalisch-griechischen Kirche Gehörigen bestimmt sei, ohne Zweifel, damit sie daraus die Eigenthümlichkeiten des Todtengottesdienstes bei den Griechen und Russen kennen lernen. Wir haben das Büchlein und besonders dessen Vorrede aufmerksam und mit Liebe gelesen, und wollen von unserem katholischen Standpunkte aus unser Urtheil über diese Publication aussprechen. Für Katholiken bringt die Schrift zwar nur Bekanntes, aber dessen ungeachtet Erwünschtes, weil daraus das Einverständniß der abendländischen und morgenländischen Kirche in den wichtigsten Glaubenssätzen hervorgeht, obgleich sich die morgenländische Kirche schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts von der abendländischen trennte und somit den damaligen Inhalt ihrer Glaubenslehre unmöglich von der letzteren entlehnt haben konnte. Basaroff nennt daher mit Recht das priesterliche Kirchengebet für die Todten in der orientalischen Kirche „eine uralte, apostolische Ueberlieferung, und einen Gebrauch, welcher auf den festen Glauben an die Worte

und Verheißungen des Erlösers gegründet," und fügt zur Erklärung der treuen Festhaltung dieser apostolischen Ueberlieferung hinzu: „Die Kirche, als ein treuer, ununterbrochener Ausdruck der wahren Idee des Christenthums, blieb bis jetzt in allen ihren Formen sich selbst gleich. Jahrhunderte gingen darüber hin; Zeiten und Generationen wechselten ihre Sitten und Gebräuche. Sie allein blieb unbeweglich und unerschüttert, trotz aller Stürme, die um sie herbrausten, auf daß das Wort ihres Herrn und Hauptes erfüllt werde: „und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Um diese letzteren Worte richtig aufzufassen, müssen sich katholische Christen erinnern, daß, wie schon der gelehrte und gottselige Bischof Ziegler von Linz mit Wärme nachgewiesen hat, die morgenländische und abendländische Kirche in allen Hauptwahrheiten des Christenthums mit einander übereinstimmen, wenn auch im Laufe der Zeit theologische Zänkereien einigen Unterschied begründen wollten, bis auf den einzigen Punkt des Primates, welchen die Katholiken in den Nachfolgern des heiligen Petrus zu Rom anerkennen, während die Russen die vom Czar beherrschte Synode in Petersburg, die Griechen die neueingesetzte Kirchenbehörde zu Athen und die übrigen griechischen Christen des Morgenlandes, so weit sie nicht katholisch sind, den Patriarchen zu Konstantinopel als ihren Mittelpunkt verehren. Deßhalb heißt auch die griechisch-orientalische oder die russisch-orthodoxe Kirche bei uns schismatisch, das heißt, eine solche, welche sich im neunten Jahrhundert unter langwierigen Stürmen vom Centraloberhaupt der katholischen Kirche zu Rom getrennt hat. Aber trotz dieser Trennung hielt sie das überlieferte Glaubensgut als Lehre Christi und apostolische Ueberlieferung fest, und gibt mit dem Inhalte Zeugniß für den Charakter apostolischer Wahrheit als einer solchen, welche überall und allezeit und auf übereinstimmende Weise von allen Gemeinden des Erdkreises geglaubt und festgehalten worden ist.

Wenn zum Beispiel ein gelehrter Reformfreund behauptet, wie wir es alle Tage in gesinnungstüchtigen Blättern und Broschüren lesen können, daß die katholische individuelle Beichte eine Erfindung der Papisten, namentlich der römischen Priester aus den finstern Zeiten des Mittelalters sei, so sagen wir: Sie irren sich, wahrheitsliebender Herr! die orientalisch-griechische Kirche, seit dem neunten Jahrhundert von uns getrennt, hält

die nämliche Lehre über die Beichte fest, wie wir, und erklärt sie für eine, aus den apostolischen Zeiten herabgeerbte Ueberlieferung, welche ein wesentlicher Bestandtheil der Offenbarungen Gottes an die Menschen ist. Die Gläubigen und Priester des neunten Jahrhunderts, in allen Theilen der Welt für Betrüger und Betrogene zu erklären, läßt weit schwerer, als die heirathslustigen Vettern und Basen des sechzehnten Jahrhunderts als regelfeste Kunstkritiker der Offenbarung maßgebend für die Welt aufzustellen. Zu einer Zeit also, wo die Stammlande der Reformation noch nicht einmal durchgängig zum Christenthum bekehrt waren, hat die gesammte orientalische Kirche das Institut der Beichte gerade so aufgefaßt, geglaubt und geübt, wie die Katholiken in Europa bis auf den heutigen Tag. Es war also in Rom kein Grund und keine Gelegenheit, ein neues Dogma zu erfinden, da dasselbe vom Anfang an als Grundfeste in allen Kirchen der christlichen Welt geblüht hatte. Auf ähnliche Weise können wir bei allen Glaubenslehren der katholischen Kirche vorgehen und in den orientalisch-christlichen Gemeinden das Zeugniß der ersten Jahrhunderte über die allein zulässige Auslegung der heiligen Schrift im nothwendigen Einverständnisse mit der lebendigen Ueberlieferung der allgemeinen Kirche, welche ihren Mittelpunkt in Rom hat, herüber holen. Und dieses Zeugniß hat für seine geschichtliche Gültigkeit nicht bloß das höchste, an die Apostelzeit hinaufreichende Alterthum, sondern noch weit mehr den Umstand zu seinen Gunsten, daß es von einer schismatischen Kirchengemeinde ausgeht, welche nach den herrschenden Zerwürfnissen und Abneigungen gewiß nicht gewillt sein konnte, der abendländisch-christlichen durch Annahme ihrer Grundsätze zu schmeicheln. Was sie also festhielt als Glaubenslehre, that sie nicht mit Rücksicht auf die römische Kirche, sondern weil sie dieselbe von jeher als Offenbarung des Heilandes festgehalten hat.

Gehen wir nach diesen vorläufigen Bemerkungen näher in die vorliegende Schrift des Herrn Basaroff ein, so finden wir, wie bereits angedeutet worden, nur Verwandtes und Bekanntes aus den entwickelten Gründen in einer und der nämlichen Quelle der christlichen Ueberlieferung. Dagegen werden die Protestanten daraus lernen, daß sie das, was sie an der Lehre der Katholiken als Menschenwerk verachten, in den ältesten Gemeinden der morgenländischen Kirche übereinstimmend als apo-

stolische Errungenschaft wiederfinden, und folglich ihr Zorn nicht gegen Rom, sondern gegen die Wiege alles Christenthums im Orient gerichtet werden müsse, was freilich nur eine Protestation gegen das Christenthum selbst sein würde. Protestanten werden sich überzeugen, daß in diesem wichtigen Punkte des Gebetes für die Verstorbenen die beiden großen Religionsgenossenschaften im Orient und Occident aus uralter Zeit, obgleich durch die verschiedene Auffassung des Primates von einander getrennt, übereins gedacht und gehandelt haben. Das katholische Wort „Todtenvigilie" entspricht vollkommen dem griechischen „παννυχίς", und bedeutet das Gebet für die Verstorbenen, welche Priester und Volk die Nacht durch über dem Leichnam des Abgeschiedenen, oder im Andenken an denselben hielten. Es thut nicht Noth, daß man hierbei an das Gebet der Katakomben denkt, welche wohl nur in Rom zu kirchlicher Bedeutung gekommen sind; es genügt, die Nachtgottesdienste der ersten Christenzeit überhaupt in's Auge zu fassen. Der Todte wurde vor den Altar der gottesdienstlichen Versammlungsorte gebracht, und daselbst dem Herrn des Lebens und Todes zum Segen für eine selige Auferstehung von den Todten dargestellt. Vor Mitternacht beteten Laien unter der Anleitung von Mönchen und anderen Geistlichen nach ihrer Art still oder mit lauter Stimme bei der Leiche. Nach Mitternacht folgte der Gottesdienst oder die Todtenvigilie und dauerte unter ernsten Klageliedern und Gesängen bis zur Morgendämmerung fort, wo sodann das heilige Meßopfer für die Todten als ewige Sühne gefeiert und nach Vollendung desselben die Grablegung vollzogen wurde. Die Form dieser Todtenfeierlichkeit hat zwar im Laufe der Zeit verschiedene Veränderungen erlitten, aber ihr Inhalt ist seiner Hauptsache nach bis auf diese Stunde im Morgen- und Abendlande festgehalten worden. Vergleicht man die Gebete beider Kirchen bei dieser Gelegenheit weiter, so stimmt der kirchliche Geist des Abendlandes mit dem Morgenlande nicht bloß in diesen Anklängen, sondern oft selbst in den Ausdrücken wörtlich überein.

An diese Uebereinstimmung wollen wir die Dogmen anreihen, welche laut dieser Schrift aus den uralten, apostolischen Ueberlieferungen des Gebetes für die Todten in der orientalisch-christlichen Kirche hervorgehen. Hier begegnen wir erstens dem besonderen, in Kraft der kirchlichen Weihe durch die Einsetzung

Jesu Christi gegründeten Priesterthum im Gegensatz des allgemeinen Priesterthums, welches in consequenter Durchführung alle Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion geradezu zerstört. Basaroff nennt den Priester einen „geweihten Diener und Bevollmächtigten Gottes", dessen bloßer Anblick für die Gläubigen „tröstlich erhebend" ist, weil er „als ein mit Gnade und Macht der Fürbitte für das Volk Bekleideter, aus der heiligen Wohnstätte Gottes (an den Altar) heraustritt." Will also ein protestantischer Pfarrer gerecht sein, so muß er seine grimmigen Tiraden in der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung nicht gegen das Frankfurter katholische Kirchenblatt, welches an der göttlichen Einsetzung des apostolischen Priesterthums ganz unschuldig ist, ja nicht einmal gegen Rom richten, welches ja nur die Aufgabe hat, das zu bewahren, was Christus eingesetzt hat, sondern er muß gegen den Ursprung des Christenthums in Jerusalem und Christus selbst angehen, und die Apostel verurtheilen als Träger der priesterlichen Obmacht in der Kirche. Wäre es den Katholiken zu thun um ein deutsches Sonderkirchlein mit dem allgemeinen Priesterthum, so ließe sich das mit Leichtigkeit machen. Wir würden dabei auch nicht so leichtsinnig sein, in einer Gesellschaft, wo der eine soviel gilt als der andere, unnöthige Gehalte für Geistliche auszuwerfen. Mit der Auslegungskunst, welche der Herr Pfarrer auf die Bibel und Kirchenschriftsteller anwendet, könnte man es in sehr kurzer Zeit fertig bringen. Der Katholik kann aber nach dieser rein subjectiven Anschauungs- und Zerfegungsweise nicht vorgehen, weil er nicht die Meinung dieser oder jener Persönlichkeit, sondern lediglich das von Jesus Christus Ueberlieferte und im Leben der Christen Lebendiggewordene als Sinn und Inhalt des Christenthums festhalten und glauben muß. Nach Darmstadt wäre der Weg jedenfalls näher, als nach Rom und Jerusalem, das fühlen wir Alle. Und eine Auslegungskunst, die in allen Büchern der Welt nur sich selbst sieht, und das liebe eigene Selbst aus allen Büchern herausliest, und zur Glaubensnorm für Andere statuirt, macht alle Bibeln und Postillen überflüssig. Gothaische Almanachs, Taschengratulanten zum Neujahr und einfache Wetterregeln der Bauernkalender, recht witzig ausgelegt, können für Religion, Predigt und Kirche hinlängliches Material liefern, freilich so leicht und duftig wie Morgennebel des Mains, welcher im ersten Sonnenstrahl zerrinnt. Der

Katholik kann dafür keine Vorliebe gewinnen, er erkennt nur der Kirche das Recht der Auslegung der Bibel und die Lösung der Glaubenszweifel zu, und richtet sich genau nach den Entscheidungen derselben. Das ist katholischer Glaube! Die Katholiken deßwegen anzufeinden, weil sie diesen Glauben haben, gibt jedenfalls ein böses Beispiel. Möglicher Weise können diese fanatischen Pfeilschützen auch sich selbst treffen, und sie thäten ganz Recht mit Horaz zu beherzigen: Eheu legem in nosmetipsos sancimus iniquam! Eine andere Wahrheit ursprünglicher Glaubenslehren leuchtet uns aus dieser Schrift entgegen, die feste Ueberzeugung der orientalischen Kirche nämlich von der englischen Reinheit und mütterlichen Obmacht der allerseligsten Jungfrau Maria. Es lohnt wirklich der Mühe, aus den vorliegenden Gebeten für die Verstorbenen einige Bezüge auf Maria hier anzuführen. „O einzige reine und unbefleckte Jungfrau!" betet der Priester, „die Du Gott in vollkommener Reinheit geboren hast, bitte für das Heil der (abgeschiedenen) Seele! Der Himmel erschrak und die Enden der Welt erstaunten darüber, daß Gott im Fleische erschien und Dein Leib geräumiger als der Himmel wurde; darum lobpreisen Dich, o Mutter Gottes, die Chöre der Engel und Menschen. Gegrüßet seist Du, o Reine, die Du zum Heil Aller Gott im Fleische geboren hast; durch Dich fand das menschliche Geschlecht die Seligkeit; o daß wir durch Dich das Paradies wieder finden möchten, o reine, gebenedeite Mutter Gottes. In Dir, o Jungfrau und Mutter Gottes! haben wir eine Burg und einen Hort, eine gottgefällige Fürsprecherin vor Dem, den Du geboren hast zum Heile der Gläubigen." In diesen Gebeten der orientalisch-christlichen Kirche ist also deutlich ausgesprochen, daß Maria die Mutter Gottes ist, die Unbefleckte, die ganz Vollkommene und Reine, unsere Burg und Hort, unsere Fürsprecherin, die Gott wohlgefällig ist, namentlich in der Fürbitte für die Seelen der Verstorbenen. Basaroff versichert uns, daß diese Gebete aus ältester Zeit stammen. Das beweisen die Kirchenbücher und Ritualien der Kirche, welche über das Schisma im neunten Jahrhundert hinaufreichen und den ersten Zeiten des Christenthums angehören. Was also die Katholiken von der allerseligsten Jungfrau Maria denken und glauben, ist keine Erfindung des Mittelalters, sondern der universale Glaube aller christlichen Gemeinden des Orients. Das besagen nicht bloß die Ritualien und Bekenntnißschriften der

Griechen, sondern auch der Armenier, der Syrer, und selbst der Kopten, wie ihre uralten Schrift- und Kirchendenkmale unzweideutig nachweisen, mit Ausnahme weniger Nestorianer in den Stromthälern des Tigris und Euphrat, fast sämmtlich Dissidenten von der römischen Kirche, also keineswegs berufen und gewillt, die heiligen Traditionen und Glaubenssätze der Katholiken zu stützen, beinahe möchte man sagen gegen ihren Willen Träger der Beweise für den apostolischen Ursprung und Glaubensinhalt der katholischen Kirche in allen Theilen der Welt. Wer also die Wahrheiten der katholischen Kirche widerlegen will, muß die Geschichte zerstören bis hinauf an die Wiege zu Bethlehem und an das Kreuz auf dem Calvarienberge. Die ungeheueren Anstrengungen gegen das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä in deutschen Landen waren also eine Danaidenarbeit, mit der man nichts ausrichten kann gegen das Zeugniß der Völker und Jahrhunderte.

Ein Drittes kann endlich bei Durchlesung dieser Schrift nicht mißkannt werden. Das Gebet der orientalisch-christlichen Kirche setzt offenbar einen Zustand der Verstorbenen voraus, wo sie von ihren Sünden möglicher Weise noch nicht ganz rein sind, sondern erst durch das Gebet der Kirche zum Eingang in's ewige Leben rein werden müssen. Dadurch wird offen bekannt: Es gibt einen Reinigungszustand der abgeschiedenen Seelen, eine solidarische Gemeinschaft zwischen Lebenden und Todten in der Kirche, und eine Binde- und Lösegewalt des apostolischen Priesterthums, welche über Tod und Grab hinausreicht. Dies sind Wahrheiten, welche auch die katholische Kirche bekennt und sich nur freuen kann, daß sie als älteste Grundlage allen christlichen Genossenschaften des Morgenlandes zum festen Anhaltspunkte apostolischer Ueberlieferung dienen. Wo eine so überwältigende Uebereinstimmung der Völker und Jahrhunderte über die Fundamentalpunkte des Christenthums herrscht, muß auf die Wahrheit unveräußerlicher Grundlage apostolischer Kirchenstiftung geschlossen werden, und die dissentirenden Sekten, welche sich leichtsinnig und im Widerspruche gegen die gesammte Geschichte von diesem Grundstocke getrennt haben, erscheinen als bloße Veranlassung für die Anhänger der von Christus gestifteten Kirche, sich ihres Schatzes bewußt zu werden, den keine Menschenwillkür vernichten kann. Zum Schlusse dieser Betrachtungen erlauben wir uns die Bemerkung, daß Basaroff

nicht vereinzelt steht, um, wie er sich ausdrückt, „Worte eines orthodoxen Christen an die abendländischen Confessionen" zu richten. Sein Amtsbruder in Wiesbaden hat unseres Wissens auch einen Band orthodoxer Predigten herausgegeben. Wir sehen darin nur die Fortschritte der Civilisation. Der Berg kann unmöglich zum Propheten kommen; dieser muß sich selbst zum Berge bemühen. Auf diese Weise allein ist Verständigung zwischen den Partheien möglich. Je mehr und je unpartheiischer wir das christliche Alterthum unserer Religionsüberzeugungen lüften, um so leichter schwinden die Nebel des Vorurtheils. „Ein Hirt und eine Heerde" muß die Losung aller Redlichen bleiben, damit die christliche Einheit auf Erden im Sinne des Erlösers begründet werde.

VII.

Der Missionär aus Albanien.

Es war ein stiller Maitag über der Spiegelfläche des istrischen Meeres aufgegangen, der Himmel leicht bedeckt und die Küstengegend im ganzen Umkreise des mächtigen Meerbusens von Triest scharf hinausleuchtend in die See, welche gegen das Vorgebirge von Pola im lichten Morgenschimmer funkelte. Der Dampfer „Trieste," ein vortrefflicher Schnellsegler, trug uns rasch und lustig auf die Höhe des adriatischen Golfes, der sich zwischen Triest, Fiume und Venedig ausdehnt. Mannichfaltige Physiognomien und Trachten vom Morgen- und Abendlande trieben sich auf dem Verdecke umher in allen Sprachtönen der europäischen und orientalischen Welt. Gleich beim Eintritt in's Schiff fiel mir eine orientalisch gekleidete, seltsam zusammengehockte Figur auf, die in sich gekehrt auf einer Seitenbank saß und emsig in einem kleinen Büchlein blätterte. Bei näherer Betrachtung derselben mußte ich in ihr einen Ordensbruder erkennen. Sein weitfaltiger Talar war von hochrother Farbe, übrigens abgetragen, mit charakteristischen Löchern und Blößen, die man im Süden so wenig achtet als die zerbrochenen Fensterscheiben in den Häusern. Darüber saß eine schwarzgraue Kapuze, welche sich mit ihrem abfallenden Umkreise bis auf die Lenden und Brust zierlich ausdehnte, von neuem Tuche. Um die Mitte schlang sich ein schmutziger Rosenkranz und ließ rechts eine rothseidene Schnur bis auf die Füße hinabflattern. In der Kapuze selbst steckte ein bartumwildertes Gesicht, das einen bejahrten Mann verkündete. Als er seine Lesung beschlossen, schlug

er die Kapuze zurück und zeigte uns die heiterste Stirne mit spärlichen weißen Haaren auf einem sonnenverbrannten Scheitel. Er sprach geläufig italienisch und mein ohne viele Umstände angeknüpfter Verkehr mit dem wunderbaren Manne versüßte mir unsere Meerfahrt so ungemein belehrend und unterhaltend, daß ich davon wohl auch den Lesern dieses Buches Einiges mittheilen darf.

„Ich stamme von Urbino im Kirchenstaate," sagte er mit heiserer Stimme, die er der rauhen istrischen Luft zuschrieb. „Unter den Cypressen jener prachtvollen Hügel Italiens, die weit hinausblicken in's jonische Meer, bin ich aufgewachsen, schon als Hirte nach Osten gekehrt, voll Sehnsucht nach dem Grabe meines Heilandes. Die Franziscaner meiner Vaterstadt nahmen mich frühzeitig in ihre Pflege auf. Ich besorgte ihren Garten, wo ich den orientalischen Gewächsen und Sträuchern eine besondere Zärtlichkeit erwies, weil sie ja aus dem warmen Lufthauche stammten, wo der Erlöser für mich den blutigen Schweiß in schwerer Stunde der Noth vergossen hat. Einer jungen Ceder vom Libanon, die ihre ersten Sprossen in die abendländischen Lüfte trieb, war ich besonders zugethan, weil mir der Obergärtner erzählte, daß sie vom Holze sei, aus welchem die Juden das heilige Kreuz der Menschenerlösung gezimmert hätten. Ich betete jeden Morgen auf der äußersten Gartenterasse, das Gesicht nach dem Orient gewendet, der Herr des Lebens und der Freude im Himmel und auf Erden möge mich doch zum Missionär machen für jene östlichen Gegenden, wohin mein Herz und alle meine Begierden zogen. Zur Abhärtung schlief ich zur Nachtszeit im Garten unter dem Thau des Himmels, und dieser Schlummer im Lichte des Mondes uud der Sterne hat mich so gekräftigt, daß ich bis in mein neun und sechszigstes Lebensjahr, in dem ich mich jetzt befinde, nie auch nur eine Minute krank gewesen bin. Die guten Franziscaner von Urbino merkten meine Sehnsucht bald. Sie nahmen sich derselben mit zärtlicher Liebe an und suchten mich für meinen künftigen Missionsberuf emsig auszubilden. Ein Ordenskleid wurde mir angethan und mein Haar beschoren. Man schlug wundersame Bücher vor mir auf, worin bärtige Gestalten abgebildet waren, unter Dattelbäumen ruhend, mit Kameelen und allerlei Wanderzeug, wie man es braucht durch die weiten Sandmeere der asiatischen und afrikanischen Wüsten. Ich verlor unter diesen Studien die Gegenwart und Nachbarschaft des

Abendlandes ganz aus dem Auge, mein Geist ruhte auf den scharfgezackten Bergreihen aus, die sich um die ausgedehnten Ebenen schlangen. Da wird sich ein Keim einsenken und ein Klösterlein bauen lassen für's arme Volk, dachte ich beständig in meiner ruhelosen Seele. Und wenn die weißen Fischersegel weither vom Meeresstrande im Morgenwinde schwollen, flüsterte ich heimlich aus tiefer Brust: „„Liebe Barken, nehmt mich mit!““ Nach zweijähriger Lehrzeit schlug endlich die Stunde meiner Abreise in die blauen jonischen Gewässer, die in geheimnißvoller Tiefe vor mir wogten, wie die süßen Träume meiner Jugend, voll Zuversicht und muthiger Gesinnung. Dieses Crucifix hier an meiner Seite, mein Brevier und eine kleine Bibel waren alle meine Hausgeräthe, die ich von Italiens Küsten mitnahm. Ich fühlte mich in meiner Armuth so unermeßlich reich, daß ich vor Freude weinend auf das Verdeck des Kauffahrers niederfiel und die Bohlen küßte, die mich in's Wunderland der Mission, an die dürren Küsten der Reue und Buße tragen sollten. Ich glaubte, es ginge geraden Weges nach Jerusalem, denn das Meer lag spiegelglatt, mit so freundlichem Ausdruck, daß mir seine Treue unzweifelhaft schien. Doch schon am dritten Tage gegen Abend erhob sich ein feindseliger Wind und trieb uns an die albanischen Küsten, wo zackige Felsen in's Meer hereinstarrten. Wie es die lange, dunkle, schreckliche Nacht gewettert, gerast und gebrüllt hat, will ich nicht weitläufiger ausführen — genug, am anderen Morgen saß ich einsam wie durch ein Wunder auf einem nackten Felsstück am Meere, rings schwammen einzelne Schiffstrümmer in den Wogen, alles Uebrige war wie durch Zauber verschwunden. Ich hatte nichts verloren, weil ich Alles bei mir trug. Ich fühlte Gottes Macht, die Alles lenkt, und stieg langsam empor in die verwitterten Gebirge Albaniens, wo mich die Vorsehung als Arbeiter für das arme, verlassene katholische Volk durch diese außerordentliche Vorkehrung anstellen wollte. Gegen vierzig Jahre habe ich dort gelitten für meinen Heiland, die nachwachsende Jugend im heiligen Missionsdienste hat mich entbehrlich gemacht. Ich ziehe in meine Heimath zurück, um dort im Frieden Gottes und im Troste des vollbrachten Tagewerkes zu sterben.“

Er sprach dies mit so weicher Stimme, so ehrlich und offen, daß die Erzählung des Missionärs für Alle, die sich auf dem Dampfschiffe befanden, einen ungemeinen Reiz hatte, welchen

selbst die den Mönchen oft ungünstige Richtung unseres Jahrhunderts nicht verwischen konnte. Er war überaus heiter, mittheilsam, arglos scherzhaft. Sein ganzes Wesen zeigte eine liebenswürdige Kindlichkeit, die sich am hochbejahrten, weitgereisten Manne um so interessanter ausnahm, je seltener sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt unversehrt erhalten wird. Es war neun Uhr Morgens und vor ein Uhr konnten wir kaum in Venedig sein. Doch ließ er sich nicht bewegen, eine Erfrischung zu nehmen, da er nüchtern bleiben und nach seiner Ankunft in Venedig noch die heilige Messe lesen wollte. Um der kühlen Meeresluft zu begegnen, zog er über sein Ordenskleid einen schwarzwollenen Mantel an und hüllte sein Haupt in die Kapuze. Er hatte in dieser Ausstattung etwas Drolliges, das er gar nicht zu mildern suchte, und unterhielt besonders die jungen Männer des Schiffes aus verschiedenen Nationen auf eine so gefällige, anschmiegende, allgemein menschliche Weise, daß ein Corfiote ausrief: „Bisher kannte ich die Mönche leider nur aus schlechten Büchern; dieser wirkliche und wahrhafte Franziscaner belehrt mich erst, daß man mich mystificirt hat. Solche Mönche haben meinen ganzen Beifall!" Aus seinen meist zufälligen Mittheilungen lernten wir Allerlei, was unseren Lesern gewiß interessant erscheint.

Die katholischen Christen Albaniens leben überall hin im fast weglosen Lande durch Berg und Thal zerstreut, selten mit ordentlicher Seelsorge versehen, oft Monate und Jahre lang ohne den Anblick und Genuß eines katholischen Priesters. Dessenungeachtet hängen sie mit größter Pünktlichkeit an der katholischen Kirche und halten die Gebote derselben so strenge ein, daß keine irdische Gewalt sie vermögen könnte, einen Fasttag zu brechen. Wenn sie eines katholischen Priesters ansichtig werden, nehmen sie ihn auf wie einen Engel des Himmels, theilen mit ihm Haus, Tisch und Alles, was sie haben. Sie leiden in der Regel von den Türken wenig und reden von ihnen durchaus mit sichtbarer Erkenntlichkeit für ihr versöhnliches und rücksichtsvolles Betragen. Dagegen werden sie unaufhörlich und auf die hartherzigste Weise von Christen verfolgt, welche sich vom Oberhaupte der katholischen Kirche getrennt haben und deßhalb Schismatiker genannt werden. Man macht sich kaum einen Begriff vom Gifte und der Intoleranz dieser Menschen, die, ohne Einheit und Zusammenhalt in sich, alle Irrthümer und selbst

den vollendeten Unglauben vertragen, nur die Katholiken nicht. Merkwürdig war die Aeußerung des Franziscaners über die Türken, die hier näher angeführt werden mag. „Ich weiß nicht," sagte er mit tiefem Ernste und einem zuckenden Lichtstrahl im Gesichte, „was Ihr von der Barbarei der Türken faselt, um Eure Unsitten zu beschönigen. Ihr nennt die Türken Barbaren; aber die Barbaren seid Ihr! Ich sehe hier die Schiffsleute, die Damen, selbst hochstehende Männer in Mänteln mit Kapuzen im wunderlichsten Zuschnitte von der Welt. Kein Mensch macht ihnen Verbrechen daraus, sie können unangefochten durch Eure Gassen und Versammlungen schreiten; wenn aber ich armseliger Mönch, der keinem Hühnlein etwas zu Leide thut, mit meiner Kapuze durch Eure Städte ziehe, so rümpft die vornehme Welt die Nase, die zierlichen Spaziergänger höhnen mich aus und Eure zügellose blaßgelbe Jugend hebt Steine auf gegen den ruhigen Wanderer, das thut kein Türke im ganzen Reiche; jeder ehrt die fremde religiöse Meinung. An seinem Tische läßt er mich essen und gibt mir die Friedenspfeife, mit ihm zu rauchen. Nur seine Religion darf ich ihm nicht verspotten, seine Politik darf ich nicht mittreiben wollen; sonst höhnt er nicht, vergrimmt sein Gesicht nicht, sondern schießt mich einfach todt. Das nenne ich Bildung und Civilisation, das Ehrlichkeit und Freiheit, woran bei Euch ziemlicher Mangel zu sein scheint. Wenn man jetzt von Mißhandlungen gegen die Christen im Oriente redet und gegen die Türken als Urheber derselben schreit, so ist man sehr ungerecht. Die Unterdrücker sind die Renegaten aus Eurem Sittenverderbniß, die Revolutionäre der europäischen Emigration in Diensten des Sultans, die Emissäre der Bibelgesellschaften, welche nicht müde werden, die Schismatiker gegen die Katholiken aufzuhetzen und mitunter rebellische Politik gegen die Russen und Oesterreicher zu treiben. Das schlimmste Geschenk, welches dem Orient vom Abendlande aus beständig vermittelt wird, ist Euer confessioneller Zank und Hader, wodurch man in der Türkei die Christen verschiedener Bekenntnisse aneinander stachelt und die dadurch entstehende Verwilderung benützt, um wo möglich die Revolution aus den Ländern des Sultans in die abendländische Gesellschaft zu treiben, da sich seit einiger Zeit in Eurer Heimath selbst keine guten Geschäfte mit diesem beliebten Artikel mehr machen lassen. Wenn ich höre, wie Eure Physiker und Philosophen das Dasein Gottes läugnen, die Thierheit des Men=

schen beweisen und den Krieg Aller gegen Alle als sogenannte Wissenschaft vielgeschäftig organisiren, wenn ich an Euren Aushängeläden in den schönsten und volkreichsten Städten diese Lästerungen gegen Gott und die Menschheit gedruckt, geduldet, angepriesen sehe, so bin ich keinen Augenblick zweifelhaft, wo die Heimath der Barbarei zu finden ist. Ihr seid die Barbaren und im Begriffe, es täglich mehr zu werden. Diese Verhöhnung Gottes und aller Religion, folglich auch aller Obrigkeit im Himmel und auf Erden duldet kein Türke, das kann ich Euch versichern." Bei dieser Erörterung des Missionärs wurden viele junge Männer, die ihm zuhörten, nachdenkend, und einer derselben flüsterte zu mir herübergebeugt: „Es ist bitter, aber wahr!" Aus diesem Ernste schlug die Stimmung des Erzählers bald wieder in ruhige Fassung über, und nachdem er lange mit zwei jungen Zuhörern gescherzt und gelacht hatte, fuhr er zu uns gewendet fort: „In meinem langen Missionsleben habe ich größtentheils auf harter Erde geschlafen, oft wochenlang nichts Warmes gegessen und Frost und Hitze in scharfem Wechsel ertragen. Und doch bin ich noch immer gelenk wie ein Hirtenknabe von zwölf Jahren." Bei diesem Worte sprang er mit einem Male leichtfüßig auf eine erhöhte Bank im Schiffe und drehte sich rasch im Kreise auf einem Fuße umher, um uns seine Geschmeidigkeit zu beweisen. Die sämmtlichen Passagiere waren verwundert über die Regsamkeit des seltsamen Greises. „Und was mich in diesem gesunden Zustande erhalten hat," erzählte er, beruhigt, wieder fort, „will ich Euch sagen. Ich trank selten Wein, der in jenen Bergen auch nicht so leicht zu haben ist. Um die Fluth aus frischem Quell ließ ich mich einige Stunden Weges im Gebirge nicht verdrießen. Diese Muschel hat mir dreißig Jahre als Trinkgeschirr gedient. Mein Essen bestand größtentheils aus Gemüse, Obst, Oliven und bisweilen aus kleinen Fischlein, die in Bergwassern leben. Diese Kost ließ mein Blut ruhig, mein Auge klar, mein Herz unbefangen. Alles aber blieb zurück hinter meinem Hauptnahrungsstoffe, dem Gefühle des persönlichen Gottes, der mich keinen Augenblick verließ, dessen Annäherung voll Liebe und Süßigkeit ich Tag und Nacht empfand. Nichts sättigt, besänftigt, erquickt den Menschen mehr als diese unmittelbare heilige Gottesnähe. Deßhalb ist auch der Hunger ohne Gott ein so entsetzliches Ungethüm. Keine Küche, kein Almosen, kein Raub und Diebstahl kann ihn

stillen, diesen allverschlingenden, ewig unersättlichen Abgrund verworfener Geister. Ich legte mich, von Gott genährt und getröstet, bereits in den ersten Jahren an geistvolle Knaben und lehrte sie alle Weisheit, die ich selbst von den guten Vätern in Urbino mir angeeignet hatte. Und als sie fertig waren, sechs an der Zahl, so baute ich auf einen Hügel in einem Walde schöner Pinien ein kleines Klösterlein für uns, wo wir selig hinaus beteten und sangen in die hellblaugeklärte Welt, von Gott allein gehört und verstanden. Von Zeit zu Zeit zogen wir in verschiedenen Richtungen auf Missionen aus, und die guten Leute kamen uns jubelnd mit Oelzweigen und Waldblumen entgegen. Es war ein so williges, gottgesegnetes Erdreich, daß wir es mit unseren Freudenthränen benetzen konnten. Wir waren arm mit den Armen und weinten mit den Weinenden. Kein Mensch kann die Seligkeit eines so innigen Verhältnisses begreifen, das sich zwischen Priester und Volk nach dem Muster unsers Herrn Jesu Christi begründet und fortpflanzt."

Unter solchen Gesprächen hatten wir die Fahrt bereits zur Hälfte überstanden, als der gute Missionär an mich herantrat und mir in's Ohr flüsterte: „Ein Protestant ist unter uns!" Ich mußte unwillkürlich lächeln über die Züge seines Gesichtes, womit er diese Mittheilung begleitete. Auf meine Frage, warum er eine solche Erfahrung merkwürdig finde, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich finde es keineswegs merkwürdig, aber es that mir doch weh, was er zu mir gesagt hat. Ich bin alt, und bei aller Kraft der Glieder bekomme ich doch leicht Herzweh. Es war die Rede vom Papste, dem wir Katholiken als unserem Oberhaupte anhingen. Da sagte der Mann: „„Euer Papst ist ein Mensch wie alle anderen und sein Wort gilt nicht mehr als gewöhnliches Menschenwort, das oft sehr fehlbar ist."" Das ist, mit Verlaub, ein kurzes, aber falsches Reden, das mich nothwendiger Weise schmerzen muß. Der Papst ist freilich auch ein Mensch in Bezug auf seine menschliche Natur, die er mit uns Allen gemein hat; als solcher kommt er bei uns auch nicht in Betracht. Aber wir wissen, dieser Mensch hat durch Christus als apostolischer Nachfolger des heiligen Petrus, des Hauptes der Apostel, die Würde eines Statthalters Christi auf Erden erhalten; dadurch ist er durch göttliche Weihe als oberster Lenker der katholischen Kirche aufgestellt und bindet in kirchlichen Angelegenheiten die Gewissen aller Gläubigen an den römischen

Stuhl, welchen der Apostel Petrus und eine ganze Reihe heiliger Päpste mit ihrem Blute selbst dem Ungläubigen ehrwürdig gemacht haben. Wer in der Zerstreuung so lange gelebt hat, wie ich, der fühlt erst ganz die Göttlichkeit dieser katholischen Institution. Der Papst war uns der leitende Stern durch alle Irrwege und Irrthümer hindurch und der Prüfstein der Rechtmäßigkeit unseres Glaubens. Sein Licht hat uns nie gefehlt! Wenn wir von Allen verlassen waren, der Papst in Rom hat uns immer Theilnahme geschenkt; er hat uns in allen Leiden und Nöthen getröstet, er hat unsere Zweifel gelöst und unseren Muth mit apostolischem Zuspruch gehoben. Das lebendige Gefühl von Millionen, die alle, in engster Verbindung mit ihm, den nämlichen Weg verfolgen und nur durch diesen Zusammenhang die Einstimmigkeit und Sicherheit ihres Glaubens retten, bildet den mächtigsten Beweis der Wahrheit für unsere Kirche und besonders für die Institution des Papstthums, während ohne diese Einheit der Zersplitterung in religiösen Dingen nie vorgebeugt werden kann. Das ist uns der Papst, mit seiner von Christus gestifteten Obmacht, die conservative Kraft des Glaubens seit achtzehn Jahrhunderten. Anstatt an dieser Auctorität zu rütteln, sollten vielmehr Alle, sowohl Gläubige als Ungläubige, willig anerkennen, daß sie in vielen Phasen der Menschengeschichte die einzige gewesen ist, welche irdisches Mißgeschick nicht gebeugt, welche die menschliche Gesellschaft vor der Auflösung bewahrt hat. Die Anarchie der Geister ist an diesem Felsen gescheitert!"

Als wir dem Reiseziel immer näher rückten und die Thürme von Venedig aufstiegen, glänzte eine wundersame Rührung im Gesichte des Missionärs. Er wischte sich die Thränen hastig von den Wangen und sagte lächelnd: „Das ist Italien, das ist meine Heimath!" Er saß während der Einfahrt still und lautlos auf dem Verdecke, in sich gekehrt, wie betend. Als der Dampfer angelegt hatte, ergriff er meine Hand, drückte sie fast gewaltsam und sprach, eilig über den Marcusplatz wandelnd: „Ich gehe, die heilige Messe zu lesen und beim heiligen Opfer will ich dein gedenken!" Die kleine, eilfertig raschelnde Gestalt verschwand; aber sein Bild wird mir ewig hell in der Seele bleiben.

VIII.

Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä.

„Das neue Dogma" von der unbefleckten Empfängniß Mariä! seufzen Viele, welche weder das Dogma selbst, noch die Kirche kennen, welche dasselbe aufgestellt hat. Der Katholik kennt im eigentlichen Sinne kein „neues Dogma," sondern lediglich die alte unveränderte Lehre unseres Heilandes, die als lebendiges Gotteswort unter dem Schutze des heiligen Geistes in's Leben der Gläubigen übergegangen ist und als unverändertes Evangelium im Herzen der Kirche fortblüht. Alle Glaubenslehren der Kirche sind also gleichen Alters, aus dem apostolischen Zeitalter ausgeästet durch alle Jahrhunderte in alle Nationen und Völker der Erde. Wie wir an jeder Pflanze und am Menschenleibe selbst, gestützt auf unumstößliche Beweise, glauben müssen, daß schon im Keime alle Theile späterer Entwickelung enthalten sind, folglich jedes organische Gebilde ganz und ungetheilt in's Leben eingetreten ist, so halten wir auch im geistigen Lebensgebiete der christlichen Offenbarung dafür, daß unser heiliges Evangelium ganz und vollständig in die Kirche übergegangen ist, und die Folgezeit nichts Neues erfinden, nichts Fremdartiges demselben anfügen kann. Es ist also in diesem Sinne unzuläßig und unkatholisch, von einem „neuen Dogma" zu reden, welches nicht schon in der ursprünglichen Offenbarung durch Christus gelegen hätte. Das Evangelium, dessen geringster Theil erst viele Jahre nach dem Tode Christi aufgeschrieben worden ist, lebte vom Anbeginn der Menschenerlösung an als ein lebendiger Organismus aus dem heiligen Geiste in der

christlichen Kirche, bestimmt in gläubigen Herzen durch die Welt auszuwachsen und sich alle Bedürfnisse der menschlichen Natur hindurch mit dem himmlischen Troste der Gewißheit des ewigen Lebens zu entwickeln. Was ursprünglich dagewesen, kam in allmähliger Durchbildung des Menschengeschlechtes zur sichtbaren äußeren Anschauung. Die am ersten Pfingsttage vom heiligen Geiste ergriffenen Gläubigen trugen durch die unverdiente Gnade Gottes den ganzen Schatz himmlischer Offenbarung in ihrer Seele, sie lebten und fühlten im Glauben die unaussprechliche Seligkeit der Erlösung, und in diesem Ueberschwange der göttlichen Fülle, welche ihnen in Christus aufgegangen war, hatten sie kein Bedürfniß, ihren Reichthum zu zählen und zu messen, weil nach der Bemerkung des größten britischen Dichters Derjenige nur ein Bettler ist, welcher ihn zählen und messen kann. Das Gut des Glaubens ist unermeßlich und lebt nur im demüthigen Glauben fort. Dieser Glaube, der Grund unserer Heilsgnade, das eigentliche Leben des gläubigen Menschen gleicht der Biene, welche die Himmelsblume des Evangeliums im süßen Genusse nicht zergliedert, nicht recensirt, nicht betastet mit dem ungeschickten sinnlichen Gefühlsvermögen, sondern jede einzelne Blüthe in sich umbildet, auf jedem Blatte den himmlischen Anflug einsammelt und selbst aus den Adern des Stammes jeden Tropfen Honig selig in sich hineinlebt und sich dadurch zum vollkommenen Christen ausbildet. Das Grübeln des Verstandes hat dabei keinen wesentlichen Einfluß, es beginnt erst in der Heimath des Zweifels, welcher mit seinen rohen Gelüsten an die Sahara des Unglaubens stößt.

So wenig wir gesonnen sind, redliche Strebnisse der Weltweisheit zur verstandesmäßigen Ergründung der ewigen Heilswahrheiten zu mißachten, müssen wir gleichwohl für das übernatürliche Christenthum, für das Evangelium des Gottmenschen den demüthigen Glauben, so wie das gläubige Durchleben der geoffenbarten Religion in der Kirche als erste Erkenntnißquelle zulässig finden, wie es die heilige Schrift aussagt und die größten Männer aus allen Völkern und Jahrhunderten durch Wort und That bewiesen haben. Ist also die christliche Religion, wie sie von unserem Heilande gestiftet worden, nicht durch einen Denkprozeß, sondern als Himmelsgabe in ihrer Gesammtheit lebendig; so ist sie kein Rechenexempel oder Schulplan, sondern das gläubige Leben von Millionen Seelen, von Christus

zur Einheit gesammelt; so folgt natürlich, daß in der Geschichte der christlichen Kirche, welche dieses Glaubensleben darstellt, bald dieses, bald jenes Moment der Offenbarung hervortritt, sei es als Funken durch häretische Reibung, sei es als Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Erbauung in gottseligen Gemüthern. In diesem Falle ist aber das Hervortreten dieser besonderen Heilswahrheiten bloß eine Lebensäußerung der Kirche, nicht die Statuirung einer neuen Glaubenslehre, die nach katholischen Grundsätzen unmöglich ist. Beispiele machen die Sache klar und handgreiflich. Jeder gläubige Christ weiß, daß der Erlöser von seiner ersten Erscheinung auf Erden her nicht bloß wahrer Mensch, sondern auch wahrer Gott ist, daß die Apostel und die ersten Blutzeugen für diese Fundamentalwahrheit der christlichen Offenbarung, mit welcher alles christliche Wesen steht oder fällt, freudig ihr Blut vergossen haben, daß die Anbetung dieses gottmenschlichen Erlösers der Hauptinhalt alles christlichen Gottesdienstes, alles christlichen Lebens, die Grundlage der Bibel und Tradition in ihrem Ursprunge und ihrer Durchführung war. Keine Seele dachte in den drei ersten Jahrhunderten daran, diese Grundlehre des Christenthums in scharfer Begränzung zu formuliren und als besonderes Dogma der Welt vorzustellen, weil es der Lebens- und Pulsschlag der christlichen Völker war. Was man lebt, besitzt, genießt, bezweifelt Niemand, weil man selig im Genusse, sicher im Besitze, gesund im frischen Leben ist. Wie die Weltweisen sagen, daß man im tiefen Frieden am allerwenigsten vom Frieden rede, so zeigt uns auch die Geschichte, daß die tiefsten Wahrheiten des Evangeliums acht Jahrhunderte hindurch wenig von sich reden machen, weil man sie zu allgemein und zu innig fühlt, als daß ein langes Reden Platz greifen könnte: so ging es auch mit der Gottheit Jesu Christi.

Als im vierten Jahrhundert irrgläubige Kaiser, meineidige Priester und verführte Mönche aufstanden, die ewige Gottheit des Heilandes frech anzuzweifeln, weil sie aus dem Elemente des Glaubens in die Finsterniß des verstockten Herzens gefallen waren, so erhob sich die Kirche auf Antrieb des heiligen Geistes und stellte das Dogma von der Gottheit Jesu Christi in bestimmter Form auf. Die zahlreichen Bischöfe, welche zu Nicäa diesen Ausspruch thaten, stimmten natürlich über diese Frage nicht ab, wie die Deputirten einer sogenannten constitutionellen

Regierung, wo die Majorität der Versammlung nach der persönlichen Ansicht eines Jeden entscheidet, sondern als Träger der Kirchengewalt, welcher die Unfehlbarkeit in Glaubenssachen durch die Kraft des heiligen Geistes zugesichert ist, und als Zeugen dessen, was in ihren Kirchengemeinden von jeher und überall und allgemein geglaubt und geübt worden ist, somit nicht bloß in ihrer priesterlichen Eigenschaft allein, sondern als Repräsentanten des gesunden, aus der Vergangenheit organisch herausgegliederten Kirchenlebens. Niemanden fiel es bei dieser Nicänischen Erklärung des Dogma's von der Gottheit Jesu ein, dasselbe für ein „neues Dogma" zu halten, weil es erst drei Jahrhunderte nach Christus in präciser Form zur öffentlichen Anschauung gekommen ist, so wenig als ein Landmann die aufgequollene Blüthe seines Pfirsichbaums für etwas Neues und dem Baume Fremdartiges erklären wird. Im Gegentheile hat diese Erklärung, weit entfernt, den Gläubigen neue Glaubenslehren aufzubürden, bloß den Zweck, das Neue und Fremdartige, welches sich auf häretischem Wege gegen die apostolische Tradition eindrängen will, vom unverfälschten Kirchenglauben abzuwehren und die eigensinnigen Bekämpfer der kirchlichen Gesammtüberzeugung von der Gemeinschaft der Katholiken auszuschließen. Aus diesem Grunde trägt auch fast jede Periode der Kirchengeschichte einen eigenthümlichen Charakter, da bald diese, bald jene Lehre in den Bereich unbefugter Kritik und Menschenwillkür gezogen und gegen dieses destructive Vorgehen das gesammte Kirchenleben herausgefordert wird. In solchen Fällen tritt die Kirche für die einzelne angefochtene Kirchenlehre mit allen Mitteln und Kräften ein, als gälte es das Gesammtgut der Offenbarung zu vertheidigen, und in Folge dieses Kampfes, welche jedesmal alle Schichten der kirchlichen Gemeinschaft aufregte, nahm das Kirchenleben stets einen höheren Aufschwung in der Richtung der allgemeinen Bewegung und steuerte mit dem größten Aufwande des gottesdienstlichen Cultus der bedrohten Kirchenlehre zu.

So sehen wir oft Jahrhunderte lang die gesammte Kirche in einem Gedanken vereint und lebendig, um den angefochtenen Punkt mit allen Lehr- und Lebenskräften zu verfechten. Aus dieser Erscheinung floß zunächst der allgemeine Typus jeder Zeitperiode in der Kirchengeschichte. Kaum war die dramatische Drangsalsperiode heidnischer Verfolgung des Christenthums vor-

über, wo es sich um Sein oder Nichtsein des christlichen Wesens handelte, so begann innerhalb der Kirche der große Kampf für die Gottheit Jesu Christi, welche die Person Christi als Welterlöser zum Gegenstande hatte, und stellte in allmähliger Darlegung der apostolischen Lehre voraus, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch sei, mit einer göttlichen und menschlichen Natur, mit einem göttlichen und menschlichen Willen unvermischt in einer Person als zweite in der Gottheit, gleichwesentlich mit dem Vater und dem heiligen Geiste. Dieser Kampf währte mit seinen verschiedenen Phasen über dreihundert Jahre, und legte mit eben so viel historischer Treue als geistiger Schärfe des Gedankens das innerste Leben der Kirche zu Tage, welche mit ihrem ganzen Sein im Gottmenschen Jesus Christus wurzelt. Er konnte nicht mit Glück geführt werden ohne Miteinbezug der göttlichen Mutter Maria, welche schon durch die Schrift als Gnadenvolle, als Gesegnete unter den Weibern, als Wurzel der gesegneten Frucht ihres Leibes und Gegenstand des Preises für alle Generationen geschildert worden war. Wie sich also in dieser großen geistigen Bewegung einerseits die Erbsünde als Nothwendigkeitsgrund der Erlösung, die Menschwerdung der zweiten Person in der Gottheit, die Sühne der Erbschuld am heiligen Kreuze und die Erstlingsblüthe der Auferstehung von den Todten, vom Anfange an von allen gläubigen Christen empfunden und durchlebt, auf dem Grunde der apostolischen Tradition in bestimmten Glaubenssätzen strahlend entfalteten, erhob sich andererseits das Bild der Mutter des Heilandes in immer schärferen Umrissen, als wesentlich verflochten in die Lehre vom Gottmenschen Jesus Christus, dergestalt, daß die Entscheidungen der Kirche im einen Theile nothwendig auch für den anderen maßgebend werden mußten.

Weit entfernt, daß die Kirche das Gewicht von Christus eigenmächtig auf Maria übertragen wollte, fühlte sie sich vielmehr durch consequente Nöthigung zur Anerkennung der preiswürdigen Vorrechte Maria's hingewiesen, weil jedes Aufgeben des apostolischen Standpunktes in ihrem Bezuge nothwendiger Weise zerstörend auf die erklärten Glaubenssätze über den Gottmenschen Jesus Christus zurückwirken mußte. Darin liegt der eigentliche Grund der katholischen Marienverehrung, welche an Maria nicht haften bleibt, sondern im letzten Endziele stets dem

Gottmenschen Christus gilt, so daß die eine ohne den anderen nicht bestehen kann. Dieses Wechselverhältniß ist aus dem angedeuteten Grunde nicht bloß ein liebevoller Zug dankbarer Pietät gegen Maria, sondern die dogmatische Nöthigung für alle denkenden Geister, Maria als Gottesmutter festzuhalten, wenn sie den Gottmenschen Jesus Christus nicht verlieren wollen. Auch in den Glaubenssätzen über Maria handelt es sich um Sein und Nichtsein der christlichen Kirche. Wer diesen marianischen Baustein aus dem kirchlichen Gefüge bricht, über den werden unfehlbar die Tempelsäulen des ganzen Gebäudes zusammenstürzen, weil die Unterlage den Strebepfeilern entzogen wird, weil der Baum ohne die Wurzel nicht leben kann, weil der Gottessohn ohne Gottesmutter nicht denkbar ist. Der katholische Mariencult ist also nach dieser kirchlichen Auffassung keine ausschließlich katholische, sondern Sache aller christlichen Confessionen, welche an die Gottheit Jesu Christi glauben, somit in religiösen Dingen auf dem Boden der Bibel und Geschichte stehen, und sich den übernatürlichen Werth des Evangeliums nicht rauben lassen wollen. Das sehen wir durch den Verlauf der Geschichte handgreiflich bestätigt. Wo die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria als Gottesmutter völlig abhanden kam, gingen in schneller Folge die rechte Auffassung der Erbsünde und Rechtfertigung, die unfehlbare Auctorität der Kirche in Glaubenssachen und das Opfer der heiligen Messe verloren. Die Sündfluth des kahlsten Rationalismus trat an die Stelle der übernatürlichen Offenbarung und warf in unseren Tagen die Gottheit Christi, die göttliche Inspiration der Bibel und das apostolische Priesterthum über Bord. Dafür machen sich der gröbste Materialismus ohne Unsterblichkeit der Seele, ohne Freiheit des menschlichen Willens, ohne persönlichen Gott als Vollstrecker der sittlichen Weltgesetze und der unverschämteste Cynismus des Lasters ohne Furcht vor Gott und Menschen breit.

Wenige wagen es, dieses Ende vom Liede in Schutz zu nehmen, obgleich sie fortwährend den Anfang des Unheils liebkosen. Die katholische Kirche hat daher den Urgrund der christlichen Lehre eben so entschieden betont gegen die directen Angriffe auf die Erlösung des Gottmenschen Jesus Christus, als gegen die indirecten auf die heilige Gottesmutter Maria. Als die Gemeinheit sinnlicher Menschen den Unterschied der Menschwerdung zwischen Christus und anderen Adamskindern

läugnete, antwortete sie im Jahre 390 auf einer Kirchenversammlung zu Rom mit dem erklärten Glaubenssatze, daß Maria stets eine reine unbefleckte Jungfrau gewesen und geblieben sei. Der Gewinn, welcher daraus floß, brachte rechtzeitig die ewige Wahrheit zur öffentlichen Beherzigung, daß der heilige Geist die erste Quelle der Menschheit Christi sei. Von diesem Posten zurückgeworfen, versuchten die Häretiker, im Widerspruche mit dem Glauben der Apostel, den Titel „Gottesmutter" anzufechten. Das Concilium zu Ephesus im Jahre 431 vindicirte der seligsten Jungfrau die göttliche Mutterschaft und den Titel „Gottesgebärerin," wodurch die Gottheit unseres Herrn Jesu Christi, welcher nach Paulus es nicht für einen Raub achtete, Gott gleich zu sein, im höheren Glanze zu leuchten fortfuhr. Die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts unterließ nicht, durch einige fanatische Eiferer den althergebrachten Ruhm der Gottesmutter Maria namentlich durch die Behauptung zu schmälern, daß Maria wie andere Menschen wirkliche Sünden begangen habe, somit eine gewöhnliche, mit der Ursünde des Paradieses behaftete Frau sei. Galt diese Behauptung, so war Maria weder gnadenvoll, noch gesegnet unter den Weibern, und was aus ihr entsprang, mußte nach dem gemeinen Naturlaufe an diesen Flecken Theil nehmen, was sich mit der Gottmenschheit Jesu Christi nicht vertrug. Deßhalb erklärte die Kirche nach der allgemeinen Tradition des christlichen Bewußtseins auf dem Concil zu Trient, daß auf die heilige Jungfrau kein Schatten der wirklichen Sünde fallen könne. Damit war eigentlich schon entschieden, daß auch die Erbsünde der heiligen Jungfrau nicht ankleben könne, weil sonst das Freisein von wirklichen Sünden nicht gut denkbar war. Aus dem nämlichen Grunde fand sich die Kirche in unseren Tagen auf der Versammlung der Bischöfe zu Rom im December 1854 bewogen, besonders feierlich und maßgebend für die ganze Christenheit auszusprechen, daß Maria ohne Makel der Erbsünde empfangen worden sei. Damit war der Schlußstein gelegt zur Feststellung der Vorzüge der allerseligsten Jungfrau Maria, um dadurch die Gottheit unseres Heilandes Jesu Christi auch auf diesem Gebiete darzuthun, und die Unumstößlichkeit einer übernatürlichen Welterlösung gegen alle Angriffe zu erhärten. Das ist der Grund des Jubels für alle Katholiken und überhaupt für alle gläubige Christen auf der ganzen Erde bei dieser Gelegenheit. Mit Recht singt daher die

katholische Kirche, daß Maria allein alle Irrlehren in der ganzen Welt vernichtet habe. Denn so lange ihre von Gott geoffenbarten und von der gläubigen Vernunft geforderten Vorzüge in der Kirche als unverwelkliche Blumen leuchten, ist die Gottheit und Menschheit unseres Herrn und Meisters auf fester Basis ruhend, und gegen diesen Fels der Wahrheit kann keine Irrlehre das Innere unserer heiligen Kirche beflecken. Zu einer Zeit, wo das deutsche Frankfurter Journal in Fußstapfen der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung den Untergang der katholischen Kirche prophezeit, und die Didaskalia dieser Tage in nackten dürren Worten die Idee eines außerweltlichen Gottes für Nichts erklärt, begrüßen wir das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Maria mit besonderer Freude als zeitgemäßeste Demonstration für das Reich Gottes auf Erden im Sinne der Bibel und Tradition, der Apostel und ihrer Nachfolger, und lassen den Redlichen aller Confessionen im religiösen Gebiete die volle Freiheit, Hamlets berühmtes Wort zu überlegen: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!"

Das Frankfurter Journal prophezeit den „Zerfall" der katholischen Kirche aus Anlaß des Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Eigentlich ist es von dieser unumstößlichen Wahrheit in seinem Rationalismus, der allen Confessionen des Christenthums gleich verderblich ist, sehr betroffen worden; aber, wie der französische Diplomat, läßt es sich im Verkehre mit den Amtsbrüdern von seinem Schmerze hinter Amerika nichts merken, und will den Schaden, welchen es durch das Ereigniß vom 8. December 1854 genommen, uns zuschieben. Der Begriff, den es zu diesem Zwecke von der unbefleckten Empfängniß aufstellt, ist jedoch keineswegs der katholische Glaubenssatz über diesen Gegenstand, sondern eine höchst eigene Erfindung irgend eines bornirten Kopfes, den das Journal mit der Kreuzzeitung und anderen Katholikengegnern gemein hat. Ein Correspondent des Journales meint nämlich in einem Artikel vom 27. Januar 1855, das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter Maria erkenne dieser Hochbegnadigten ein unnatürliches oder übernatürliches Dasein zu, während Thomas von Aquin dieses letztere nur einem völlig natürlichen Vorgange zuschreibe und jedenfalls von göttlichen Geheimnissen mehr wisse, als der Papst mit allen seinen Cardinälen. Das

Journal stellt hier mit der unbefangensten Miene von der Welt den einzelnen Dominicanermönch der gesammten katholischen Kirche gegenüber. Nach protestantischer Auffassung mag das ganz orthodox sein, aber das katholische Princip lautet ganz anders. Es fordert von allen Bekennern der Kirche gerade das Gegentheil, daß nämlich in allen Dogmen die persönliche Ansicht und Meinung der Gesammtheit der Kirche sich gläubig und unbedingt unterordnen. Will ein einzelnes Kirchenmitglied in individueller Befangenheit dieses nicht, so scheidet es sich dadurch von der katholischen Gemeinschaft und Allgemeinheit aus. Das befördert nicht den „Zerfall" unserer Kirche, sondern es ist gerade die unerläßliche und allein gesunde Lebensäußerung der kirchlichen Gemeinschaft, welche dem „Zer- und Verfalle" derselben steuert, als unvermeidliche Reaction des gesunden Organismus gegen alle zersetzende Stoffe, an denen jede Kirche früher oder später verkümmern muß. Sodann hat die katholische Kirche in Bezug auf das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau von jeher ohne Ausnahme an das natürliche Inslebentreten Maria's geglaubt, so weit dabei in menschlicher Entwickelung die natürlichen Kräfte und Willensäußerungen der Betheiligten thätig waren [1]). Diese schließen aber den übernatürlichen Act Gottes nicht aus, welcher die allerseligste Jungfrau im Momente ihres ersten natürlichen Eintrittes in's Dasein durch die Kraft der Verdienste Christi vor der Erbsünde bewahrt hat. Und dieses letztere ist der Inhalt des Dogma von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Gottesmutter Maria. Dieser Act Gottes erhält durch den Rückblick auf die erste Eva im Paradiese, welche ohne Erbsünde aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und bis zum Sündenfalle in diesem reinen Zustande geblieben ist, eine lehrreiche Parallele. In diesem Falle ist nicht bloß die Gnade der Reinheit, sondern sogar das Dasein der Eva selbst auf übernatürlichem Wege der ersten Schöpfung in's Dasein geflossen. Wenn also die katholische Kirche die übernatürliche Erschaffung der ersten Eva im Zustande vollkommener Reinheit behauptet, und alle christlichen Confessionen, welche diesen Namen als Offenbarungsgläubige verdienen, dem

1) Selbst die Allocution des Papstes sagt ausdrücklich, daß Maria das Fleisch von Adam genommen habe.

nämlichen Glauben anhangen, so kann deßhalb kein „Zerfall" der Kirche erfolgen, weil es eine nothwendige Anerkennung der biblischen Lehre über die Entstehung des ersten Menschen ist. Es wird damit ja nur die Grundwahrheit aller göttlichen Offenbarung anerkannt. Das Dogma von der unbefleckten Empfängniß fordert weit weniger vom gläubigen Gemüthe, indem es die natürliche Empfängniß der allerseligsten Jungfrau, so weit Menschenkräfte und Menschenwille dabei thätig waren, unberührt läßt, aber ebenso klar und entschieden den gleichzeitigen Act Gottes ausspricht, wodurch Maria im ersten Moment ihres Werdens vor der Erbsünde vollkommen bewahrt worden ist. Traf also bei der allerseligsten Jungfrau der erste Vorzug Eva's, die unmittelbare Erschaffung, nicht ein wie im Paradiese, so ist ihr der zweite Vorzug, das vollkommene Reinsein von aller Sünde, auf übernatürlichem Wege ganz zu Theil geworden.

Das ist der Sinn und Inhalt des vom Frankfurter Journal so lebhaft perhorrescirten Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Das Läugnen der Möglichkeit eines solchen göttlichen Actes bei Maria hätte für alle Gläubige eine unermeßliche Tragweite, und müßte, wenn unmöglich, folgerichtig alle Gnadeneinflüsse Gottes beim Erlösungswerke vernichten. Wenigstens wird kein gläubiger Mensch von einiger Denkkraft läugnen wollen, daß die Erlösung von der Sünde und die Heiligung durch Christus im natürlichen Menschen auf übernatürlichem Wege aus der nämlichen Quelle der göttlichen Allmacht und Güte geflossen sind und zu fließen fortfahren, so lange die christliche Religion und Kirche auf Erden zu finden sind. Gottes Allmacht und Güte ist so unermeßlich und unbeschränkt, daß wir in der Bewahrung der seligen Jungfrau Maria vor der Erbsünde, und in der Erlösung und Heiligung des Menschen durch die Taufe zwar zwei verschiedene Dinge in Bezug auf die Sache, aber die nämliche Gottesmacht in Bezug auf die Ursache annehmen müssen. Mit der Unmöglichkeit des Einen fällt die Möglichkeit des Anderen, und die geschichtliche Begründung des Ersten ruht auf den nämlichen Grundlagen, wie die des Zweiten. Die katholische Kirche würde keinen Anstand nehmen, die naturgemäße Creatürlichkeit der heiligen Jungfrau von Seiten menschlicher Mitwirkung eben so ernstlich in Schutz zu nehmen als die übernatürliche Reinhaltung derselben von der Erbsünde, weil ohne natürliches Inslebentreten

Mariens die Abstammung von David und Adam unterbrochen und eine unausfüllbare Lücke zwischen dem alten und neuen Testamente geschaffen würde, was auf alle Dogmen der Menschenerlösung einen verhängnißvollen Einfluß üben müßte. Aus diesem Grunde haben selbst in der neuesten Zeit billige und einsichtsvolle Protestanten die katholische Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens ganz folgerichtig entwickelt und übereinstimmend mit dem Gesammtbegriffe unserer Kirche gefunden. Und gerade diese Folgerichtigkeit unseres Lehrbegriffes steuert wieder dem prophezeiten „Zerfalle" der katholischen Kirche, welche ein lebendiger Organismus ist, wo von keiner dogmatischen Mosaik die Rede sein kann. Daß das Frankfurter Journal nach seinen Grundsätzen die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria bekämpft, ist freilich auch nicht minder consequent. Das gestehen wir gern ein. Wer von kirchlichen Dogmen überhaupt, und zwar in allen religiösen Bekenntnissen nichts wissen will, kann auch über dieses eine nicht hinauskommen. Mit der Läugnung des außerweltlich-persönlichen, von der Materie unabhängigen Gottes fällt alles positive Christenthum und alle Dogmatik von selbst; man kann diese Negation wohl Protestantismus nennen, aber die meisten Protestanten werden diesen Standpunkt entschieden ablehnen. Davon sind wir eben so fest überzeugt. Es ist überhaupt eine schwere Aufgabe für ein politisches Journal, das seinen Mantel nach dem Wind hängen muß, nebenher Theologie im Sinne Christi zu treiben. Das ewig Beständige und das ewig Schwankende kann sich unmöglich zur folgerichtigen Einheit gestalten. Was Thomas von Aquino, von dem das Journal seinen Stachel leihen will, von der unbefleckten Empfängniß Mariä gedacht hat, können die Tagarbeiter politischer Correspondenzen auf dem Standpunkte des Frankfurter Blattes nicht ermessen. Dazu gehört jedenfalls tiefere Kenntniß katholischer Kirchenväter, als denselben zu Gebote steht. Der Katholik weiß, daß Thomas von Aquino der feurigste Lobredner der allerseligsten Jungfrau gewesen ist, daß er unumwunden behauptet, derselben gebühre eine größere Verehrung als jedem anderen Heiligen, und ihre Reinheit und Gnadenfülle sei über allen Preis erhaben. Wenn es in dogmatischer Formulirung doch zu keinem bestimmten Abschlusse in dieser Beziehung laut seiner Schriften gekommen zu sein scheint, so liegt es auf der Hand, daß seine Zeit, mit anderen Fragen

beschäftigt, keinen Anlaß fand, hierin eine dogmatische Entscheidung hervorzurufen. Wenn ferner seine vorzüglichsten Schüler, sämmtlich Dominicaner, bitter klagen, daß heterodoxe Streithähne bald nach seinem Tode seine Schriften wissentlich verfälschten, um ihre Sondermeinung mit dem Ansehen des großen Mannes zu erhärten, so kennen wir einen weiteren Grund, warum der Abschluß über die unbefleckte Empfängniß Mariä in den Schriften dieses „Engels der Schule" nicht so klar in die Augen springt, als die unverfälschte Wahrheit es mit sich bringt. Der Ausdruck „Maria ohne Makel empfangen" kommt indeß schon bei ihm vor, ungeachtet die völlige Uebereinstimmung der Schule mit der allgemeinen Lehre der Kirche erst in unseren Tagen den correcten Ausdruck des katholischen Dogma gewonnen hat. Es bleibt überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung im Gebiete der deutschen Kirchenartikel- und Broschürenfabrikation, daß gerade diejenigen Personen und Bündler gegen die unbefleckte Empfängniß Mariä eifern, welche nicht zur katholischen Kirche gehören und selbst auf protestantischem Standpunkte dem gemeinsten Rationalismus verfallen sind. Niemand unter uns denkt daran, das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä ihnen aufzunöthigen. Sie sind innerhalb ihres Kreises vollkommen frei, darüber zu glauben und zu denken, was sie wollen. Daß sie aber diese Linie wechselseitiger Billigkeit überschreiten und auch uns dieses katholische Dogma nicht lassen wollen, können wir weder recht noch vernünftig finden. Jeder gehe seinen Weg nach seinem Rechte, nach seinem Gewissen. So können der Protestant und der Katholik recht gut neben einander in Frieden leben. Das journalistische Ausschlagen gegen eine Lehre, die mich nichts angeht, die ich nicht glaube, scheint hier auf einem tieferen Grunde zu beruhen. Die deutschen Rationalisten, naturwissenschaftlichen Materialisten und philosophischen Selbstvergötterer wittern im katholischen Dogma die übernatürliche Welt, das siegende Element der Offenbarung, die Kraft des Evangeliums, das uns der Gottmensch verkündet hat. Sie fürchten die Macht der übernatürlichen Einflüsse auf den Sinn des Menschen. Dadurch könnte ihre Partei kleiner, ihr Terrain beschränkter, ihr Einfluß geringer werden. Sie mißtrauen hierin den gläubigen Protestanten eben so sehr als den gläubigen Katholiken, und zwar mit vollem Rechte. Denn das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä kann,

beachtet oder unbeachtet, dem Protestantismus keinen Schaden bringen, aber wohl gläubigen Gemüthern ein Anlaß werden, über die gemeinsamen Grundlagen der Katholiken und Protestanten im Gebiete des Offenbarungsglaubens nachzudenken, und das übernatürliche Moment desselben, das beiden gleich nothwendig ist, zu retten. Ein Unglück vielleicht für die Doctrin des Journals, aber gewiß segensvoll für Staat und Kirche!

Andere haben vorzugsweise den Brief des heil. Bernhard an die Canoniker von Lyon betont, wo dieser Honigmund im Preise der allerseligsten Jungfrau Maria dieselben tadelt, daß sie eigenmächtig das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä eingeführt hatten. Hierin war sein Tadel offenbar begründet, da nach katholischer Auffassung die Einführung aller Festtage, namentlich mit dogmatischer Schärfe, nur von der allgemeinen Kirche ausgehen kann und darf. Bernhard konnte mit Recht fragen, woher sie das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä wüßten? Es konnte überhaupt von keinem Wissen, sondern nur vom Glauben des Dogma die Rede sein, was im vorliegenden Falle unmöglich war, weil die Kirche noch nichts zu glauben vorgestellt hatte. Bernhard hat in seiner Marienverehrung laut seiner Schriften so unwiderlegbare Beweise für dieses Dogma aufgestellt, daß sie Herrn Laboulaye als hinlängliche Gründe zur Annahme desselben genügen mußten, und somit kein Anlaß vorhanden war, diesen Kirchenvater als Gegner Maria's darzustellen.

IX.

Der große Rosenkranz auf dem heiligen Berge bei Varese im Mailändischen.

Wer einmal um Mariä Himmelfahrt in Mailand gewesen ist, sieht mit Verwunderung ganze Schaaren müder Landleute auf den Marmorstufen der mächtigen Domkirche ausrasten und von dieser Erhöhung aus das brausende Leben der Lombardenstadt betrachten. Kommt zufällig ein Platzregen, so flüchten sie in die Kirchenräume des herrlichen Domes, der es nicht verschmäht, die Armen und Verlassenen in seine Riesenhallen aufzunehmen, während der reiche Conte und Marchese wohl in den Säulengängen ihrer Paläste lustwandeln können. Ihnen dient die ergiebige Seidenernte, die von Canälen reichgewässerte Wiesenflur, die Oelfrucht der Hügel am Comersee, der Getreidereichthum des fruchtbarsten Landes der Welt. Die armen Landleute mit ihren verbrannten Gesichtern haben von alle Dem nichts; nur die Kirche nimmt sich ihrer uneigennützig an und gibt ihnen ein friedliches Obdach vor dem allerheiligsten Sacramente, welches an Größe und Kunst die mächtigsten Königspaläste übertrifft. Und fragt man die wandernden Schaaren um das Ziel ihrer Reise, so rufen sie wie aus einem Munde: „Zur heiligen Jungfrau nach Varese!“ Und aller Augen flammen heller auf beim zauberhaften Namen „Varese.“ Man denkt beim Anblicke des entzückten Volkes unwillkürlich an eine selige Insel, die tausend und tausend Herzen so unwiderstehlich anlockt.

Wo der äußerste Abfall der Schweizer- und Tiroleralpen in die lombardischen Ebenen ausläuft, zwischen Monza und Luini, breitet sich am Fuße derselben ein wundersames, vielgestaltiges, äußerst fruchtbares Hügelland aus, das bei jedem Tritte des Wanderers neue Reize entfaltet, wie es kaum ein anderes Land in Europa aufweisen kann. Zwischen den mächtigen Höhenzügen haben sich in tiefen Felsenbecken eine Unzahl kleiner und großer Seeen eingelagert als Sammelplätze der Wasser, die den Boden der Lombardei, namentlich die Gegend von Mailand, zum fruchtbarsten Lande Italiens machen. Diese Hügelsaat, ungefähr neun Stunden von Mailand, heißt die Brianza und umsäumt die Südspitze der Seeen von Como, Lugano und des Lago maggiore, von den Eingeborenen mit Recht der Garten der italischen Halbinsel genannt. Da sieht man Thalschluchten voll lebendiger Bächlein, in denen der riesenhafte Baumwuchs die Ufer der reißenden Wogen kühlt und zügelt, prachtvolle Schlösser, die wie Adlerhälse stolz in den Lüften schimmern, weiße Kirchthürme alterthümlichen Baues, stets an den höchsten Hügelspitzen. Der Oelbaum, die Cypresse, die Pinie, die Platane und andere südliche Baumarten mit den schönsten Sträuchern ziehen die Nacht des Waldes wie ein Prachtgewand über Thal und Hügel und geben der Landschaft eine Mannichfaltigkeit, einen Liebreiz, eine schimmernde Fülle von Kraft und Fruchtbarkeit, daß jedes Herz selig wird im Anschauen. Wo irgend ein Vorgebirge in den See springt, wo ein baumgrüner Hügel glänzende Aussicht gestattet, wo stillheimliche Thalungen müde gejagte Stadtherzen in ihre Kühlung laden, haben die reichen Mailänder ihre Villen zur Sommerfrische gebaut, kunstreiche Gärten, Gewächshäuser, Spaziergänge mit allem möglichen Comfort eines behaglichen Landlebens, schon aus den Zeiten des Plinius her. Der arme Landmann entbehrt alle diese Vortheile des Reichthums, des Geschmackes, der Ruhe. Aber er ist ein Kind der heiligen katholischen Kirche, dieser liebevollen, allausgleichenden Mutter, die vor Gott keinen Unterschied der Stände und des Reichthums kennt. Diese hat mitten in der Brianza, wo sich der Reichthum des lombardischen Landlebens am prächtigsten entfaltet hat, den heiligen Berg zu Varese benützt, um dem lombardischen Landvolke eine kirchliche Sommerfrische zu gründen, die wohl einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Als die Reformation die Schweiz überfluthet und sich theilweise in die südlichen Thäler ergossen hatte, trat ihr der mächtigste Kirchenprälat seiner Zeit, Carlo Borromeo, Cardinalerzbischof von Mailand entgegen, und setzte nach seinem großartigen, im Concil zu Trient gestählten Reformgeiste die Axt an die Wurzel. Seine Wirksamkeit fiel in die Jahre 1548—1584. Der Volks- und Jugendunterricht hatte in den Wirren der ruhelosen und verwilderten Zeit bei der Unwissenheit und Nachlässigkeit vieler Geistlichen, bei der gewissenlosen Unsorge der weltlichen Macht für Schulen und Volksbildung, bei der proletarischen Aufregung der untersten Gesellschaftsschichten durch unberufene Reformer merklich gelitten, und der Mangel an tüchtigen Volkslehrern und Priestern ließ keine schnelle Besserung der Kirchenzustände hoffen, die man erst in einigen Jahren nach sorgsamer Pflege erwarten konnte. Die lebenden Generationen, der Schule längst entwachsen, konnten selbst im besten Falle nicht schulmäßig erneut und herangebildet werden, da in der Jugend Versäumtes bei den Ansprüchen des arbeitvollen Lebens kaum jemals ganz nachzuholen ist. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, tauchte im Geiste des heiligen Carlo Borromeo die staunenswerthe Idee auf, die christlichen Geheimnisse des Evangeliums plastisch darzustellen, und zu diesem Zwecke nicht bloß alle Mittel der Kunst, sondern die großartigen Bilder der Natur selbst als Rahmen in Anwendung zu bringen.

Er ging dabei von folgender Ansicht aus, die wir bei einem gleichzeitigen Schriftsteller entwickelt finden und hier im Auszuge wiedergeben wollen. Wenn der christlichen Lehre zur Wirkung auf die Gemüther nur das Wort und die Schrift gelassen wird, so hat die Seelsorge einen zu beschränkten Kreis, um für alle Einzelheiten individueller Bedürfnisse zu sorgen und in's innerste Lebensmark erfolgreich einzudringen. Die Predigt, von einem irdischen Menschen getragen, daher leider oft seinen natürlichen Talenten und Schwächen unterthan, wird nur zu leicht die nächste Veranlassung, alle himmlischen Wahrheiten durch menschliche Fehlerhaftigkeit zu blamiren. Kommt noch dazu, daß die Predigt allein ohne individuelle Kenntniß der Seelenzustände in den Zuhörern allzuleicht in leeres Phrasengeklingel, carrikirtes Geberdenspiel und in einen ganz eigenthümlichen Heulerton ausartet, der einem Theater schlecht steht und in der Kirche nur dem verdorbensten Geschmake zusagen

kann, so ist die Langeweile und der Ekel im Zuhörer unvermeidlich und fällt leider nicht selten auf den ungeschickten Redner zurück. Noch bedenklicher steht es mit der Schrift, welche uns die ewige Wahrheit deuten soll. Sie ist als äußeres Zeichen, als Symbol des Unausdenkbaren und Ewigen tausend verschiedenen Auslegungen unterworfen, die Jeder nach dem Stande seiner Bildung, seines Eigensinnes, seiner vorgefaßten Meinung macht, und in diese subjective Auffassung seine eigenen Ansichten und Meinungen hineinlegt, so daß zehn Menschen über die nämliche Bibelstelle verschiedene Verständnisse und Mißverständnisse hegen können ohne Mißbrauch ihrer Freiheit, ohne vorsätzliche Bosheit. So ist sie nur zu oft ein Spiegel, der allerdings eine makellose Einheit bildet, aber in dem jeder Mensch nur sich selbst, seine eigenen Züge, sein eigenes Wesen erblickt. Diese Erfahrungen, seit Jahrhunderten durch unzählige Thatsachen der Geschichte gemacht und bestätigt, haben in der katholischen Kirche von jeher zur universellen Auffassung der Offenbarung und Vermittelung derselben mit dem ganzen Umfange unseres irdischen Lebens geführt und dadurch das Wort Gottes auf der breitesten Grundlage entwickeln helfen. Da nämlich das Wort so gut als die Schrift nicht die Wahrheit selbst, sondern nur Sinnbilder sind, um die Lehre des Heilandes dem Menschengeiste zu vermitteln und nahe zu legen, da ferner Wort und Schrift nach dem Bildungsstande gewöhnlicher, oft roher Menschen, nicht einmal die populärsten Mittel sind, um das sinnliche Element mit ewigen Ideen zu durchdringen, und nothwendig zum rechten Verständnisse einen gewissen, leider oft nicht vorhandenen Bildungsgrad erfordern, so nahm die katholische Kirche keinen Anstand, nicht bloß diese Mittel allein, sondern alle tauglichen Wege in Anwendung zu bringen, wodurch die Seele zur Erkenntniß der ewigen Wahrheit gebracht werden kann, namentlich diejenigen Volksclassen, denen mit geistigen Wahrheiten überhaupt schwer beizukommen ist. Die Malerei, die Bildhauerkunst, die Schnitzkunst, die Bildnerei durch Guß und Formbildung und die Baukunst werden zu Hülfe genommen, um das Ewige nicht bloß einseitig, sondern universell in die Seele einzusenken. Alle diese Künste werden unmittelbar mit Welt und Leben in Verbindung gebracht, und der unermeßliche Reichthum der Welt und des Lebens selbst benutzt, um dadurch der Lehre unseres Heilandes die umfassendste Wirkung auf das

menschliche Gemüth zu verschaffen, so daß sich selbst der Blödeste und Ungebildetste derselben nicht entziehen kann. Diesem natürlichen Lebenstriebe der katholischen Kirche verdanken wir die runde Vollendung unseres christlichen Lebens, die Naturwüchsigkeit der Empfindung, die Klarheit und Anschaulichkeit der erhabensten Wahrheiten der geoffenbarten Religion. Wo die Einleitung der evangelischen Heilslehre in das Leben bloß auf Wort und Schrift beschränkt bleibt, wird sie mehr oder minder ewig in der Luft schweben und mit den Worten bald dahin, bald hierhin über den Köpfen der meisten Menschen erfolglos tanzen, je nachdem die Winde und Luftzüge gebieten, weil die wurzelhafte Einsenkung derselben in Welt und Zeit nicht beliebt worden ist.

Dieser Ansicht verdankt der heilige Berg zu Varese und die daselbst eingerichtete Wallfahrt ihren Ursprung. Carlo Borromeo's Vetter, Federigo, ebenfalls Erzbischof von Mailand, dem er die herrliche Stiftung des großen Spitals in der Nähe der Domkirche widmete, brachte die Idee seines Oheims in den Jahren 1563—1631 zur Ausführung. Es erhob sich die wunderbare Schöpfung des heiligen Berges zu Varese als Einheits- und Erfrischungsort des Volkes der lombardischen und piemontesischen Ebenen und der angränzenden Schweizerthäler, eine riesige Christenlehre aus weißem Marmor, die jeder Sinn begreifen und selten ein menschliches Herz mißverstehen kann. Ein freistehender, fast pyramidenartiger Hügel erhebt sich aus der Ebene des Dorfes Varese, welcher in ungeheuren Wellungen vom frischesten Grün überkleidet, in's Hochgebirge der Tessiner Alpen ausläuft, an seinem Fuße mit unzähligen Landhäusern, darüber mit Feldern und Wiesen voll schwellender Fruchtbarkeit, zuhöchst mit beherrschendem Ausblick auf die weite Landschaft des Po und die abgränzenden Berge. Eine gutgepflasterte Straße, zu beiden Seiten mit einer Mauer eingefaßt, führt auf den Gipfel desselben empor.

Ist der Wanderer aus dem Bereiche der üppigen Villen und ihrer Waldungen in's Freie emporgedrungen, so quillt aus dem Fels am Wege ein kühler, wohlumhegter Brunnen, dem müden Wanderer ein erwünschtes Labsal. Gleich daneben wölbt sich über die Straße ein mächtiges, kunstreich aus Marmor gebautes Portale und bezeichnet durch seine christliche Anlage den Eintritt in's Gebiet der heiligen Jungfrau. Dahinter

stehen in mäßiger Entfernung fünf Kapellen, Meisterstücke der Baukunst, rings mit Säulengängen, durch die ein Reiter bequem passiren kann, stets auf einer Hügelecke, wo die reichste Aussicht in die ewig wechselnden Bilder einer reichen Natur das Auge entzückt. Sie enthalten die ausführliche Darstellung der freudigen Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit originellen Bildereien, die aus einer Erdart gebrannt und mit Farben lebenstreu bemalt sind. Den Anfang macht in der ersten Kapelle der englische Gruß, eines der lieblichsten Bilder katholischer Andacht, so kunstreich angelegt, daß man die betreffenden Bibelstellen nicht besser in's Bewußtsein der Menschen bringen könnte. Maria ist vom Betschemel überrascht aufgestanden, die Hände auf die Brust gedrückt, die Augen züchtig gesenkt, im langhinwallenden Kleide dem Engel gegenüber, der an der äußersten Zimmerecke aus den himmlischen Höhen niederschwebt und den Gruß mehr deutet als spricht. Das ärmliche, aber blanke Hausgeräth, Bette, Küche, Kochgeschirr, Bücherstelle bis in's Einzelnste, bilden ein so natürliches, als zusammenstimmendes Ensemble, daß jeder Beobachter im Herzen denkt: „Ja, so muß es im Hause der heiligen Jungfrau ausgesehen haben!" Uns sprach besonders der nüchterne, tiefverständige Sinn des Ganzen an ohne Uebertreibung, ohne Spur von Gemeinheit, das Göttliche in der würdigsten menschlichen Form vermittelnd. Ein alter Mann von siebenzig Jahren sitzt an der Kapellenthür und erklärt mit halbgebrochener Stimme um ein kleines Almosen dem heranwallenden Pilgervolke die Geheimnisse, in seiner Wehrlosigkeit und Dürftigkeit ein rührender Anblick, besonders mit den rollenden Thränen über Wangen und Barthaare bei den Worten: „Und gesegnet ist die Frucht deines Leibes Jesus!" Hierauf folgen in den nächsten Kapellen die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, die Darstellung Jesu im Tempel und dessen Wiederfindung unter den Schriftgelehrten, wundersame Bildungen von zartester Auffassung, oft mit wahrer Meisterhaftigkeit zum harmonischen Gesammteindrucke gruppirt.

Den freudenreichen Geheimnissen schließen sich die schmerzhaften an, abermals durch eine riesige Thorhalle über dem Wege eröffnet nach der nämlichen Anlage und Ausführung, der heilige Oelberg, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuzfahrt und die Kreuzigung voll ergreifender Wahrheit und Eindringlichkeit. Die kleinsten Umstände der Evangelien sind

meisterhaft ausgedrückt und reißen in ihrer kunstlosen Benützung den Gelehrten zur Bewunderung, den Ungelehrten zur besseren Einsicht, Alle zur Andacht und Beherzigung hin. Das tiefe Herzweh eines jeden guten Christen bei den Leiden des Gottmenschen Jesus Christus hat sich in den bedeutsamsten Bildern wunderbar anschaulich dargestellt und manchmal bis zum Abscheu des Künstlers gegen die unmenschlichen Peiniger in grottesken Formen gesteigert. Vor der Kapelle der Kreuzigung Christi sind die Marmorstufen von knieenden Betern abgenützt und die Thränenspur heiliger Andacht auf dem Spiegel derselben deutlich zu sehen, aus den Augen, die längst im Tode erloschen sind, zeugt von Reue und Buße über die Sünden eines unglücklichen Lebens. Der alte Invalide, welcher hier, auf seinen Stock gestützt, den Ausleger des Todes Christi macht, hat uns tief erschüttert als treffendes Sinnbild der menschlichen Natur, die nach den Schiffbrüchen in den stürmischen Wogen dieser Welt, an Leib und Seele gebrochen, endlich anlangt am heiligen Kreuze, um die letzte Thränenquelle aus mattem Herzen dem göttlichen Heiland aufzuopfern.

Aus diesem Gebiete der Todesschmerzen treten wir aufwärtssteigend durch ein drittes Thor in die lichte Region der glorreichen Geheimnisse der Menschenerlösung, wo in vier auf einander folgenden Kapellen die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Sendung des heiligen Geistes und die Aufnahme Mariens in den Himmel dargestellt sind. Die Hügelpyramide ist immer schlanker und luftiger geworden; mit den Lichtmassen, die sich von allen Seiten auf uns niedergießen, haben sich die Düfte und Kühlungen der überragenden Alpen gemischt, um unsere Seele durch die glorreichen Thaten Jesu Christi, welche den Tod gebrochen und die Hölle besiegt haben, fröhlich aufathmen zu lassen. Weite dunkellaubige Thäler haben sich rings um unsere Höhenwanderung aufgethan und unsere erhabene Stellung auf eine fast schwindelerregende Weise isolirt in den Lüften. Hinter der vierten Kapelle läuft eine steile Terasse empor zu einer ärmlichen Häusergruppe, die sich schwalbennestartig um die Kirche der allerseligsten Jungfrau und das ihr verbundene Nonnenkloster angeschmiegt hat, auf der höchsten Spitze des Hügels, die Vollendung und die Krone der ganzen Wallfahrt. Die Kirche ist der Krönung der allerseligsten Jungfrau Mariä, also dem letzten glorreichen Geheimnisse des heiligen

Rosenkranzes geweiht, in moderner Bauform, voll andächtiger Stille und Lieblichkeit, wie gesondert aus aller Noth und Leidenschaft der Welt, eine Freistätte so gut für die betende Unschuld, als für die Bußseufzer zerknirschter Herzen, wundersam durchbebt und durchklungen von den Stimmen einsamer Nonnen, die zu allen Zeiten des Tages und der Nacht ihr lautes Flehen zum Himmel senden. Das Wallfahrtsbild steht auf dem Hochaltar, Maria mit der himmlischen Krone aus schwarzem Marmor, stehend auf weißem Sockel, das Kindlein Jesus in der Hand. Reiche Vergoldungen an der Decke und den Säulenknäufen, sinnvoll verzierte, kronengeschmückte Beichtstühle, hellschimmernde Plafondgemälde im Strahlenschießen des rings durch alle Fenster einfallenden Lichtes geben dem heiligen Raume eine eigenthümliche, fast blendende Einwirkung auf das Auge und der Seele die Gewißheit besonderer Gottesnähe. Wer lange nicht mehr von Herzen beten konnte, wird auf einmal geisterhaft angeregt; es brechen die lange zurückgehaltenen Ströme des Gefühls vom Herzen und lösen sich in Thränen der Reue und Zerknirschung auf. Eine Messe auf dem Hochaltare, unter dem Bilde der heiligen Jungfrau, in früher Morgenstunde, beim Einbrechen des ersten Sonnenstrahles, begleitet von den Gesängen der Chorfrauen, gehört zu den erhabensten Aeußerungen katholischer Andacht. Das Schluchzen der Büßer an den Beichtstühlen, die oft mit dem Leibe niedergestreckt auf der Erde liegen, die Thränen an den Wangen der Empfänger des heiligen Abendmahles, der bisweilen starre Ausdruck entzückter Beter, die regungslos wie Bildsäulen innerlich gesammelt den Himmel auf Erden genießen, machen selbst kalte Anglicaner weich. Fünf Geistliche versehen an der Kirche den Wallfahrtsdienst und sind an Marienfesten besonders viel beschäftigt.

Tritt man an solchen Tagen aus der Kirche auf die Höhenterasse heraus, so genießt man einen Anblick, der sich mit Worten nicht ausdrücken läßt. Der heilige Berg ist von oben nach unten mit Menschen bedeckt, alle selig und froh im Reviere der Himmelskönigin, hier an Marmorstufen, dort unter riesigen Bäumen gelagert, von mildthätigen Reichen leiblich gespeist, nachdem sie im Krönungssaale der heiligen Jungfrau Mariä die Himmelsspeise genossen, rings im Ausblick auf die wunderherrliche Welt, welche eine unermeßliche Ebene, wogende Seeen, prangende Berge zeigt und sich schmiegsam herangelassen hat,

das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi in den prachtvollsten Rahmen zu fassen. Der Riesenbau des Mailänder Doms und die borromeischen Inseln schauen aus der Ferne wie Sterne ewiger Hoffnungen tröstend in's Volksgewühl herein, das sich als lebende Pyramide zum Himmel aufgebaut hat, so daß man mit Wahrheit sagen kann: Alles, was Herz und Stimme auf Erden hat, Licht und Farbe, Frucht und Blüthe, Geist und Natur haben sich zu Varese vereinigt, die Offenbarung Gottes unter den Menschen wahr und wirklich zu machen.

Ueber den Eindruck, welchen eine Wallfahrt nach Varese zur heiligen Jungfrau macht, können wir eine Frau reden lassen, welche an der Kapelle der Auferstehung Christi in einem Kreise jungen Volkes saß und unter Anderem Folgendes sagte: „Ich bin das Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Christi nicht bloß durchgegangen, ich habe es miterlebt und mitgelitten. Die Bilder davon stehen klar in meiner Seele und sollen hoffentlich auch daheim nie mehr erlöschen. So kann ich Tag und Nacht meine Seele daran weiden und ich fühle es kaum, daß ich in meiner Jugend keine Schule besuchte und nicht lesen gelernt habe. Seitdem mein Gehör durch mein Alter merklich gelitten hat, vermag ich die Predigt des Pfarrers nicht mehr zu verstehen. Mein Wort Gottes steht zu Varese in Stein und Marmor, daß es nicht mißverstanden werden kann. Es ist übersiedelt und lebendig geworden in meinem Innern. Und meine süßen Enkel werden aufjauchzen vor Freude, wenn ich ihnen erzähle aus dem Reichthum der Madonna von Varese. Die Kinder haben ihr Bilderbuch; ich kann es jetzt erklären, so gut als der Invalide an der Kapelle. So ist es leicht nachzuleben dem süßen Heilande, der sich vor uns zum Beispiele aufgestellt hat. Und wie süß habe ich ausgerastet am Herzen meines Heilandes, zu den Füßen der Mutter Gottes, vergessen aller Trübsal und Erdennoth! Freudig wandle ich nach Hause und biete allen Leiden dieser Erde in der Kraft Christi Trotz." Als ein junger Student aus Turin meinte, es wäre doch besser, seine Andacht im Herzen zu verschließen, erwiederte die arme Frau lebhaft: „Das habt Ihr schlecht studirt, junger Bänkehocker! Die Todsünde geht die Wege der Heimlichkeit und Verstohlenheit. Was Christi theilhaft ist, jubelt laut im Rauschen und Singen der Welt, daß es wie ein Loblied in die Menschen fährt und Christus predigt. Die Stimme des Waldstroms möchte ich haben,

die Macht des Donners, Allen zu sagen, wie glücklich ich mich fühle im Genusse meines Erlösers, dessen Gnade mich gerechtfertigt, dessen Liebe mich nährt und trägt. Das Evangelium ist ja eine Botschaft, die laut tönen, mit Psalmen singen und Herzen bewältigen soll. Sonst sind wir ohne Einheit, irrende Schafe ohne Hirten!" Die lebhafte Italienerin hatte sich durch ihre Rede dergestalt in Achtung gesetzt, daß Alle ehrfurchtsvoll zu ihr emporblickten und der Student zu seiner nächsten Umgebung sagte: „Die hat es bekommen von der Madonna des heiligen Berges von Varese!" Gott segne dich, glückliches Weib! Gute Reise nach Arona in deine Heimath! Gottes Engel werden dich geleiten und die heilige Jungfrau wird schirmend über dir und deinem Hause walten.

X.

Zur Orientirung der oberrheinischen Kirchenfrage.

Da in allen Zeitungen von den zwischen den Bischöfen und den Staatsregierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz obwaltenden Mißhelligkeiten die Rede ist, so scheint es unsere Pflicht zu sein, diejenigen Leser, welche mit der Geschichte der Gegenwart weniger vertraut sind, für die Auffassung dieser merkwürdigen Zeitereignisse gehörig zu orientiren. Wir haben uns zu keinem vorschnellen Eingehen in dieselben hinreißen lassen, trotz aller Mißverständnisse und Mißurtheile, welche darüber in der Presse laut geworden sind, da der vorliegende Streit erst in allerneuester Zeit in eine Phase eingetreten ist, welche zu praktischen Resultaten führen muß. Die oberrheinische Kirchenprovinz umfaßt das Königreich Württemberg, das Großherzogthum Baden, das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, Kurhessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt, mit dem Erzbisthum Freiburg und den Bischofssitzen Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg.

Wenn wir Frankfurt, das überhaupt in dieser Angelegenheit wenig betheiligt ist, ausnehmen, so führen das Entstehen dieser Kirchenprovinz und die damit zusammenhängenden Verwickelungen auf die Nothwendigkeit zurück, die erst am Anfange dieses Jahrhunderts in's Leben getretene politische Gestaltung der oben genannten Staaten näher in's Auge zu fassen. In ihrer ältesten Form vor der französischen Revolution enthielten Württemberg, Baden, Hessen, Kurhessen und Nassau fast gar keine oder nur wenige Katholiken, so daß in denselben die Staatsregierungen Weltliches und Geist-

liches von Rechtswegen unumschränkt beherrschten und keinerlei kirchliche Collision zu fürchten hatten, nachdem nicht ohne ernstliche Anstrengung der Staatsgewalt das evangelische Bekenntniß zum alleinherrschenden gemacht worden war. In Württemberg bestand eine einzige katholische Kapelle auf der königlichen Solitüde für einzelne Katholiken im Heere und am Hofe der Herzoge. Fast die nämlichen Verhältnisse bestanden in beiden Hessen und in den verschiedenen Territorien der Herzoge von Nassau. Nur in Baden fand sich zum Theil an einzelnen Stellen des Landes eine Ausnahme, die aber den kirchlichen Zustand im Ganzen nicht änderte. Durch die in Folge der französischen Revolution angebahnten Veränderungen des Besitzstandes, besonders durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 und die Gründungsacte des rheinischen Bundes durch Napoleon Bonaparte, Kaisers der Franzosen von 1805 fielen auf einmal die Bestandtheile der ehemaligen freien Reichsstädte, die Besitzungen der Stifter und Abteien, der Bischöfe und Kurfürsten mit ihrer fast ausschließlich katholischen Bevölkerung auf protestantische Landesherren und wurden ohne viele Umstände mit den älteren Landestheilen politisch verschmolzen, während die Begründung des katholischen Kirchenthums in den neuen Erwerbungen aus den eingezogenen Kirchengütern zwar ausdrücklich bedingt, aber in der Ausführung dem guten Willen der neuen Besitzer anheim gestellt war. Auf diese Weise zählte das neugegründete Königreich Württemberg ein Drittel, Baden mehr als die Hälfte, Nassau die Hälfte, Kurhessen 120,000 und Hessen-Darmstadt 218,500 Katholiken unter seiner Gesammtbevölkerung, darunter ganz katholische Gegenden, wie das Württembergische Oberland, das Badener Oberland, der Rheingau im Herzogthum Nassau und Fulda in Kurhessen. Reibungen zwischen den alten und neuen Erwerbungen konnten in kirchlicher Beziehung nur durch offene Anerkennung der confessionellen Gleichberechtigung, wie in den Erwerbstiteln ausgesprochen war, mit dauerndem Erfolge verhindert werden. Aber anstatt diese einzig mögliche Bahn zum Frieden und Glücke des Volkes einzuschlagen, gerieth man mit der aushältigsten Emsigkeit auf einen Weg, der ganz folgerichtig zu den gegenwärtigen Verwickelungen geführt hat. Zunächst ward in unbeschreiblicher Befangenheit eine Art confessioneller Verwischungsmethode in Anwendung gebracht, um die alten und neuen Bestandtheile zu verbinden und in ein Ganzes umzuschmelzen.

An rein katholischen Orten traten vorzugsweise protestantische Beamte, protestantisches Kirchenwesen und wo möglich die abschleifende Kraft der Communalschule in Thätigkeit, während die Katholiken unverhältnißmäßig wenig in dienstliche Stellungen, besonders zu höheren Aemtern, zugelassen und auch ihrerseits meistentheils in protestantische Kreise eingesetzt wurden. Die Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten, eifrig begünstigt und bisweilen mit absichtlicher Vorliebe als Mittel benützt, sollten in diesem Verwischungsprocesse willkommene Dienste leisten, während die Aufhebung des Cölibats, der deutsche Gottesdienst und die Beseitigung der speciellen Beichte mitzuwirken berufen waren. Es bildete sich namentlich unter den jüngeren Beamten ein eigenthümlicher Ton, welcher allein Anspruch auf Beförderung gab, der Kirche nämlich so fern als möglich zu stehen und dem gemachten Phrasenthum von allgemeiner Menschenliebe zu huldigen, wozu natürlich auch die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften hinzuwirken suchte, welche auf die Aemterbesetzung im Geistlichen und Weltlichen unberechenbaren Einfluß übten. Die Folge dieses unnatürlichen Bestrebens trat jedoch bald zu Tage. Anstatt die Gemüther zu versöhnen und im Christenthume fest zu begründen, bewirkte es allenthalben Gleichgültigkeit gegen die katholische und protestantische Kirche, gegen geistliche und weltliche Obrigkeit zugleich, und leitete den politischen Auflösungsversuch vom Jahre 1848 ein, welcher aus diesem Verwischungsprocesse seine tüchtigsten Revolutionshelfer erhalten hat. Damit nicht zufrieden, wendeten die Vormänner dieser Verschmelzungsmethode das ältere protestantische Territorialkirchenrecht, welches bei einer rein protestantischen Bevölkerung an seinem Platze war, auf die katholische Kirche und ihre Bekenner an und nannten dasselbe das Landeskirchenrecht oder Staatsoberaufsichtsrecht, welches in unveräußerlicher Eigenschaft den protestantischen Fürsten beigelegt und dadurch den Katholiken alle freie Bewegung durchweg controlirt und in vielen Dingen ganz genommen wurde.

Die katholischen Bischöfe erschienen bei diesem Systeme als Figuranten, welche bei den beliebten Regierungsansichten nichts Anderes zu thun hatten, als die Folgen und Wirkungen des protestantischen Territorialkirchenrechtes demüthig hinzunehmen, in offener Untreue gegen das Recht der katholischen Kirche, wenn sie es wirklich thaten. Der Unterschied, den man zwischen

reingeistlichen und geistlich-weltlichen Angelegenheiten machte und wovon die ersteren den Bischöfen freigebig zugewiesen wurden, war wenig mehr als eine bittere Ironie, und es ist höchlich zu beklagen, daß es an staatsmännischen Charakteren fehlte, die mit Entschiedenheit auf die Unzulässigkeit eines solchen Unterschiedes aufmerksam machten, als einer unversieglichen Quelle von immer neuen Zerwürfnissen. Was rein geistlich ist, fällt überhaupt nicht in den Bereich des Rechtes, welches nur die sichtbare Welt umfassen kann, ohne maßgebend zu werden für das Reich der geistigen Zustände, die einem höheren Moralgesetze unterthan sind. Da also alle kirchlichen Handlungen, als sichtbare Erscheinungen in Raum und Zeit, des rein geistlichen Charakters für Nichtkatholiken entbehren und selbstverständlich dem Rechtskreise der protestantischen Regierungen verfallen sind, so war das Oberaufsichtsrecht des Staates in dieser Allgemeinheit und Selbstauslegung nichts Anderes, als die Knechtung des katholischen Kirchenlebens nach Gesetzen, welche dem für uns allein gültigen canonischen Rechte fremd sind. Man glaubte dadurch an Macht und Ansehen zu gewinnen und die vereinigte Masse leichter zu beherrschen; der Erfolg aber hat auch hier gezeigt, daß die Macht eines Staates nur in allseitiger Gerechtigkeit, im Gewähren und Gewährenlassen besteht, sobald es sich um kirchlich religiöse Ueberzeugungen handelt. Die entgegengesetzte Handlungsweise arbeitet gedankenlos an der Abschwächung der Gesellschaft und ist ein Pfeil, welcher den Schützen trifft. Die Zerrüttungen, welche in den Jahren 1847—1848 die süddeutschen Staaten betroffen haben, gingen vorzüglich aus diesen mitteldeutschen Zuständen hervor und sind in vielen Gegenden nur an den Resten der kirchlichen Rechtgläubigkeit gescheitert, welche sich trotz dieser unconfessionellen Verwischungsmethode und des protestantischen Territorialkirchenrechtes in unsere bewegte Zeit gerettet hatten. Man begriff ferner schon vom Anfange an, daß die Zerwaschung des katholischen Kirchenlebens nur dann gelingen werde, wenn das Oberhaupt der Kirche zu Rom von der oberrheinischen Kirchenprovinz mit Glück und Klugheit abgesondert werden könnte. Alle Mittel, sogar die wahnsinnige Idee eines süddeutschen Patriarchates unter einem Reichsprimas, wurden aufgeboten, dieses Ziel zu erreichen, leider mit mehr Eifer als politischer Voraussicht. Es wäre ein großer Irrthum, den Protestanten allein diesen Versuch aufzubürden;

untreue und ehrgeizige Priester trugen auch hierin einen großen Theil der Schuld. Febronius, die geistlichen Kurfürsten in der berüchtigten Emser Uebereinkunft und die Gesetzgebung des Kaisers Joseph in Oesterreich hatten hierin tüchtig vorgearbeitet.

Während diese Versuche, den Katholicismus von seinem apostolischen Mittelpunkte in Rom zu trennen, in katholischen Ländern, trotz aller Bevormundung des Kirchenwesens, weit gefährlicher werden konnten, weil Fürst und Volk katholisch waren, und das Leben verbesserte, was die falsche Theorie gesündigt hatte, kam das angehäufte Material zu diesem Zwecke in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz nach Dalbergs Tode und Wessenbergs freiwilligem Rücktritte in die Hände der betheiligten Regierungen, welche seit dieser Zeit dem ausgesprochenen Zwecke mehr oder minder rastlos zusteuerten, je nachdem Verhältnisse und Umstände es zu erlauben schienen. Ein großer Theil der bischöflichen Amtsgewalt wurde dem kirchlichen Kreise entzogen und eigenen Regierungsbehörden eingeräumt, die man Oberkirchenrath, Kirchencommission und dergleichen nannte; oder man ließ die Geschäfte durch besondere Ministerialabtheilungen verwalten. Die auf solche Weise säcularisirte bischöfliche Amtsgewalt durch die weltlichen Regierungen geübt, umfaßte und unterband alle kirchlichen Lebensäußerungen bis in's kleinste Detail der Kirchenorganisation, und die sogenannte Gleichberechtigung der christlichen Confessionen wurde dahin ausgelegt, daß die katholische Kirche behandelt werden müsse wie die protestantische und nach den Grundsätzen des protestantischen Kirchenrechtes. Der Zusammenhang mit Rom unterlag der Staatsgenehmigung, und nur in so weit, als die weltliche Regierung ihn gestatten wollte. Die Presse, welche mit geringer Ausnahme in neuester Zeit in den genannten Staaten dieser unkatholischen Richtung das Wort redet, hat noch unlängst diese Anhänglichkeit der Katholiken an den Einheitspunkt in Rom als Untreue am eigenen Landesfürsten zu Gunsten eines Fremden gebrandmarkt. Die in den ehemaligen katholischen Landestheilen bestandene Verleihung von Pfründen durch die Bischöfe, geistliche Genossenschaften und Stiftungen wurde nach der Vernichtung alter Satzung in Folge der Säcularisation von der weltlichen Regierung in Anspruch genommen und ausgeübt, ungeachtet die Natur der Sache in katholischer Auffassung von jeher gegen

einen solchen Mißbrauch entscheiden mußte, so daß man in Preußen und Kurhessen auch bereits auf diese unzuständige Ausübung katholischer Kirchenrechte ohne Titel verzichtete. Ueberhaupt wurden alle Geistliche in Bezug auf den Ursprung ihrer Gewalt als Staatsdiener betrachtet und der Genehmigung der weltlichen Obrigkeit zu dienstlichen Verrichtungen, sowie bei Amtsentsetzungen selbst dann unterworfen, wenn der Bischof unstreitig das Recht der Pfründenverleihung für einen eingeborenen Priester ausgeübt hatte oder gegen Amtsvergehen eingeschritten war. Man ging wenigstens in Nassau so weit, daß alle geistliche Räthe, die Generalvicare und andere Würdenträger der bischöflichen Jurisdiction die Bestätigung ihrer reingeistigen Gewalt von der Regierung erhalten mußten, wenn sie für den geistlichen Amtskreis als zuläßig gelten sollten. Die Bildung der jungen Priester sollte nicht nach den Grundsätzen der katholischen Kirche, sondern nach dem Ermessen des protestantischen Staaatsrechtes erfolgen. Sogar die Prüfung der theologischen Zöglinge wurde von weltlichen Commissären und Aemtern überwacht und die Zulassung eines Zöglings zum Priesterthum vom Ausspruch der weltlichen Behörde abhängig gemacht. Die vom Concil zu Trient geforderten Knabenseminare erfuhren theilweise gänzliche Mißbilligung. Das Recht katholischer Schulen für katholische Kinder erlitt schwere Beeinträchtigung durch die Handhabung gemischter Schulen, die Anstellung unkirchlicher Lehrer und die ganze Gebahrung des Schulwesens, auf welches den Bischöfen kein Einfluß oder ein durchaus machtloser zustehen sollte. Sogar die Glöcknerdienste fielen mit ihrem Gehalte in den Kreis weltlicher Macht. Von der Verwaltung des Kirchenvermögens waren die Bischöfe so gut als ausgeschlossen. Ungeachtet die eingezogenen Kirchengüter große Summen abwarfen, in Württemberg 700,000 Gulden, in Nassau 225,000 Gulden, in Baden noch mehr jährlich und so im Verhältnisse auch anderwärts, war doch die Ausstattung der katholischen Kirche in den meisten Staaten ärmlich und trotz aller Bitten der Katholiken bisher unerfüllt geblieben. Namentlich wollte für die neuanwachsende katholische Diaspora wenig oder gar nichts gethan werden.

Vom sogenannten Placet, d. h. von der nothwendigen Erlaubniß der Staatsbehörde, einen bischöflichen oder päpstlichen Erlaß in Kirchensachen bekannt zu machen, will ich gar nicht einmal reden. Man trieb es so weit, daß alle vergangenen und

zukünftigen Verordnungen des Papstes, beziehungsweise der Bischöfe in Kirchensachen erst von der Zustimmung der weltlichen Regierung ihre Gültigkeit erhalten sollten. Die Gefährdungen des Staatswohles sollten dadurch abgewendet und zum letzteren unparitätisch alle confessionellen Vortheile für die Protestanten gezogen. Auf diese Weise wurde das katholische Recht überhaupt in Frage gestellt und das Kirchenregiment fast unmöglich gemacht, und nur der rücksichtsvollsten Handlungsweise und Langmuth der Bischöfe ist es zuzuschreiben, daß der offenbare Bruch so lange vermieden wurde. Auch darf nicht übersehen werden, daß ungeachtet der gleichen Grundsätze in der Behandlung katholischer Kirchenangelegenheiten doch in den einzelnen Staaten eine merkliche Verschiedenheit der Praxis herrschte, und oft Milderungen begünstigte, die besonders in Hessen dankbar anzuerkennen sind. Das Ende einer solchen Knechtung der katholischen Kirche konnte in consequenter Durchführung kein anderes sein, als die Protestantisirung Süddeutschlands, so weit es katholisch war. Die ewigen Diatriben gegen den katholischen Primat in Rom lassen auch keine andere Deutung zu. Die süddeutschen Staaten arbeiteten zu Gunsten dieses akatholischen Landeskirchenrechtes vom Jahre 1818 bis 1830 auf dem sogenannten Frankfurter Congresse eifrig an der einmüthigen Feststellung der Frankfurter Kirchenpragmatik, welche die geschilderten Grundsätze in's Leben einführen sollte. Auf diese Pragmatik war die Verordnung der weltlichen Macht vom 30. Januar 1830 von Seiten der Conferenzstaaten gegründet, nach welcher bisher das Kirchenwesen der Katholiken von Seiten der Staatsregierungen behandelt und die auf den jüngsten Carlsruher Conferenzen nur theilweise gemildert wurde, während das protestantische Princip noch immer als Grundlage feststeht, und zwar dergestalt, daß man den Bischöfen ziemlich klar verspricht, jeden Geistlichen, welcher sich zum Nachtheile der bischöflichen Vollmacht an den Papst halten würde, daran zu hindern; dagegen zusagt, jeden Priester gegen die Kränkungen des Bischofs in Schutz zu nehmen — ein Widersinn, der auf katholischem Gebiete unerhört ist. Wir schlagen die Carlsruher Milderungen keineswegs gering an; sie werden aber durch die landesfürstlichen Begleitschreiben und die darin festgehaltenen Grundsätze der Frankfurter Kirchenpragmatik in den meisten Fällen ohne allen denkbaren Grund, ohne ersichtlichen Nutzen für die

Staatsgewalt in einer Weise formulirt, die jedes katholische Gemüth auf's Tiefste überraschen muß. Zwar wurde in der oberrheinischen Kirchenprovinz durch zwei bekannte päpstliche Verordnungen von den Jahren 1821 und 1827 die äußere Einrichtung der katholischen Kirche und der bischöflichen Gewalt einigermaßen geordnet, aber der Inhalt dieser päpstlichen Erlasse keineswegs erfüllt, sondern vielmehr ausdrücklich durch drei Vorbehalte dagegen Protestation erhoben. Und obwohl der Cardinal Consalvi im Jahre 1819 gegen die Frankfurter Kirchenpragmatik, als Versuch zu einem Schisma, Einrede gethan und der Papst die oben angeführte Staatsverordnung vom 30. Januar 1830, welche die Pragmatik in's Leben einführen sollte, als unvereinbar mit den Grundsätzen der katholischen Kirchenverwaltung abgelehnt hatte, so geschah doch bis zu den jüngsten Carlsruher Beschlüssen gar nichts, um den Klagen der Katholiken abzuhelfen. Dadurch waren die Bischöfe zu den Conferenzen in Freiburg genöthigt und schritten später thatsächlich vor, als jede Abhülfe auszubleiben schien.

Gegen diese sogenannte Eigenmacht ertönt fortwährend die Anklage, daß die Bischöfe auf dem Wege der revolutionären Auflehnung gegen die fürstlichen Souveränetätsrechte die Staatsgesetze verletzen, deren unantastbare Heiligkeit gerade der conservativen katholischen Kirche am ehesten einleuchten sollte. Diese Anklage, in vagen Ausdrücken mit der Miene eines guten Gewissens in's Volk geschleudert, wird mit unerhörter Gier von den dressirten Doggen der leibeigenen Presse an allen öffentlichen Orten ausgebellt, so daß man im kunstreich aufgeregten Tumulte kein vernünftiges Wort zur Verständigung mehr hören kann. Der Wald, in den man so lange und unermüdlich hineingeschrieen hat, wirft im Widerhall das wüste Geschrei zurück, und schnell sind die gelehrten und ungelehrten Ausleger zur Hand, um das Gleichniß durch die Wirklichkeit zu erläutern. Der Wald ist der Staat, die Bäume das Volk und der Widerhall das öffentliche Recht des deutschen Volkes. Wirklich und wahrhaft sind beim ganzen Spiele nur die bezahlten Heuler zur Täuschung Solcher, denen zur Beurtheilung der Sache der gemeine Menschenverstand oder der gute Wille zur besseren Einsicht fehlt. Wir wollen mit den dienstfertigen Gesellen heute ein freundliches Wort mit guter Art und in höflichen Ausdrücken wechseln und die genannte Klage gegen die oberrheini-

schen Bischöfe, welche Deutschland als Ehrenmänner kennt und achtet, näher in's Auge fassen.

Die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz waren von den Zeiten der Reformation her sämmtlich protestantisch. Sie haben sich in ihrer geschichtlichen Entwickelung aus dem Katholicismus zum Gegensatz desselben ausgeprägt. Ihre weltliche Begründung gelang zu Luthers Zeiten nur durch die Unterdrückung der katholischen Kirche mit ihren Eigenthumsrechten und Stiftungsgütern. Selbst die Volksmassen ihrer ursprünglichen Besitzungen sind keineswegs auf dem Wege der Ueberzeugung, sondern durch die Beseitigung der katholischen Lehre durch weltliche Mittel und förmliche Pönalgesetze protestantisch gemacht worden, wie Jedermann wohl weiß, der auch nur oberflächlich in den Geschichten der Reformation geblättert hat. Es konnte ihnen aus diesem Grunde nicht einmal angemuthet werden, in ihre Gesetzgebung eigene Kapitel von Katholikenfreundlichkeit aufzunehmen, weil dies ein Aufgeben des protestantischen Prinzipes gewesen wäre, das man in den unzweideutigsten Ausdrücken für allein berechtigt hielt. Der westphälische Friede hat an diesem Zustande in den bereits protestantisirten Ländern wohl der äußeren leiblichen Verfolgung einiger Maßen ein Ziel gesetzt, aber an der katholischen Gesetzgebung, an dem eigenthümlichen Geiste des Protestantismus und seinen strengen Consequenzen gar nichts geändert. Wir nehmen dies den Protestanten auch gar nicht übel, weil sie als gesetzliche Bestandtheile des deutschen Reiches nur im protestantischen Geiste sich bewegen konnten, ungeachtet es seltsam klingt, zu hören, daß ein Katholik in protestantisch-deutschen Reichsstädten nicht einmal das Rathhaus ausfegen oder das Amt eines Nachtwächters bekleiden konnte. Diese Gesetzgebung der Protestanten gegen den katholischen Geist liegt vor Aller Augen, Niemand kann sie läugnen. Sie floß aus der einheitlichen Grundlage des protestantischen Staates, welcher bei seinem Ursprunge die geistliche und weltliche Macht, das geistliche und weltliche Gut, die geistliche und weltliche Persönlichkeit in sein landesfürstlich-protestantisches Hoheitsrecht dergestalt verschlungen hat, daß der weltliche Fürst unumschränkter Herr in geistlichen Angelegenheiten oder, besser gesagt, daß nach dem Begriffe des protestantischen Hoheitsrechtes gar nichts Geistliches mehr übrig geblieben ist. Der Pfarrer ist ein weltlicher Diener, die Pfarrei ein welt-

liches Amt, die Kirche ein Staatsgebäude und das Kirchenvermögen ein Zweig der fürstlichen Domäne. Es war demnach nur ein unvermeidlicher Folgesatz des protestantischen Prinzips, daß Derjenige, dem das Land gehört, auch über die Religion in letzter Instanz mit absoluter Gewalt zu verfügen hat.

Wir finden es natürlich, daß protestantische Regierungen diesen Grundsatz, welcher bei ihrem noch jungen Ursprunge das protestantische Dasein und Fortleben vorzugsweise bedingte, mit entschiedener Festigkeit aufrecht zu erhalten bemüht waren. Denn diesem mit Kraft und Ausdauer durchgeführten Prinzipe verdankte ja die Protestantisirung der Länder und Volksstämme den glücklichen Erfolg, der sonst mit geistlichen Mitteln gegen die ältere katholisch-apostolische Kirche nicht zu erreichen gewesen wäre. Die Macht des Eisens konnte den Geist nicht tödten; es blieb nichts übrig, als ihn zu verbannen und zu beschränken, so gut es die eiserne Hand zu leisten im Stande ist. Die Todesstrafe, welche in England auf das Erscheinen eines katholischen Geistlichen und auf die Feier katholischer Gottesdienste und Sacramente gesetzt war, die Verbannung der katholischen Convertiten aus den Staaten der nordischen Reiche für die Treulosigkeit des Rücktritts zur alten Kirche, das strenge Verbot zu Frankfurt am Main, einem katholischen Kranken im heiligen Geistspitale durch katholische Priester die Sterbsacramente innerhalb des Krankenhauses zu reichen, und tausend andere Mittel protestantischer Nothwehr sind als Ausflüsse der protestantisch aufgefaßten Fürstengewalt eben so wenig verwunderlich als der Protestantismus selbst, aus dessen innerstem Wesen sie naturwüchsig geflossen sind. Es ist uns nie eingefallen, es anders zu fordern, da die, durch den westphälischen Frieden äußerlich begründeten Rechtsverhältnisse der Protestanten diese Natur der Selbstvertheidigung nun einmal als unerläßlich für ihren Bestand angenommen haben. Eben so wenig Wunder nehmen sollte es auf der anderen Seite, daß die katholische Kirche dieses Princip, welches der westphälische Friede als protestantisches Recht politisch, wenigstens in seiner Auslegung durch Protestanten sanctionirt hat, mit allen seinen Folgerungen für katholische Staaten anzuerkennen sich standhaft weigerte, da eine solche Anerkennung einem völligen Aufgeben katholischer Principien gleichgekommen wäre. Also nicht dem westphälischen Frieden als solchen hat Rom seine Zustimmung versagt, sondern

dem protestantischen Territorialkirchenrecht, welches der katholischen Auffassung kirchlich-religiöser Zustände von jeher schnurstracks entgegen lief und, einmal von der katholischen Kirche anerkannt, nothwendig zu ihrer Auflösung hätte führen müssen.

Diese durch den westphälischen Frieden festgestellten protestantischen Kirchen- und Religionszustände dauerten mehr oder minder streng in den durch absolute Fürstengewalt protestantisirten Ländern ohne merkliche Aenderung fort bis zum Revolutionssturm, welcher, aus Frankreich zu uns herüber gedrungen, vom Jahre 1789 bis 1806 wüthete und alle älteren deutschen Verhältnisse über den Haufen warf. Die Deutschen von damals, mit Ausnahme von Oesterreich, steuerten unter dem Schutze einer blödsinnigen Politik, welche ihnen von Westen her geboten wurde, immer entschiedener auf die Unabhängigkeit der Einzelstaaten los, um des deutschen Kaisers und somit der deutschen Einheit los zu werden, welche seit dem westphälischen Frieden überhaupt nur mehr ein schönes Aushängeschild der deutschen Nation oder der acht und dreißig deutschen Nationalitäten des Herrn Vincke gewesen war. Diese angestrebte Unabhängigkeit konnte aber nur dann erfolgreich in's Leben treten, wenn einerseits die deutschen Einzelstaaten durch Gebietsvergrößerung und Abrundung eine festere Gestalt gewonnen hätten, andererseits die finanziellen Verlegenheiten durch neue und ausgiebige Geldquellen beseitigt würden. Beides sollte den deutschen Fürsten durch die punische Politik Frankreichs, durch den geschichtlich merklichen Appetit von Haus aus und durch die Feigheit der damaligen Generation im reichen Maße zu Theil werden. Die eiserne Faust der Revolution zerschlug den letzten Rest des deutschen Reiches. Dadurch waren alle früheren Einheitsbande gelöst und neue Gestaltungen mit souveräner Herrlichkeit möglich geworden. Die Säcularisation der geistlichen Güter und Fürstenthümer vervollständigte das Hoheitsrecht und die Hausmacht der deutschen Fürsten in einem weit höheren Maße, als der begehrlichste Traum hatte erwarten können.

Aus dieser Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse floß die Nothwendigkeit eines neuen Staatsrechtes, das man in unseren Tagen mit verstellter Befremdung gar nicht verstehen, noch minder anerkennen will, das aber damals von den ehrenhaftesten Protestanten vorausgefühlt und als eine Aufgebung ursprünglicher protestantischer Prinzipien mit Recht betrachtet

wurde. Die Reformation hatte den protestantischen Fürsten die eine Hälfte der katholischen Kirchengüter und der Kirchenmacht in den protestantischen Ländern bereits eingeräumt; die Säcularisation und der Rheinbund fügte in eben diesen Gebieten auch noch den anderen Theil der katholischen Kirchengüter hinzu, und Millionen Katholiken als Eingabe. Die Festhaltung des protestantischen Territorialkirchenrechtes unter diesen ganz veränderten Umständen, mit der protestantischen Fürstenallmacht über die Kirche im bewaffneten Bunde, hätte nothwendiger Weise zur gänzlichen Protestantisirung der neuerworbenen katholischen Landestheile führen müssen. Um ein solches Ergebniß unmöglich zu machen, und den Wahlspruch: „Alles verloren, nur die Ehre nicht!" in Ausführung zu bringen, wurde an die Säcularisation der katholischen Kirchengüter die Verbindlichkeit für die bereicherten Fürsten angeknüpft, das katholische Kirchenwesen ehrenhaft auszustatten, und an den Erwerb der katholischen Unterthanen für die letzteren das volle Recht kirchlicher Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nach den Grundsätzen der römisch-apostolischen Kirche zu knüpfen. Man hat diese Bedingungen, unter welchen der neue Ländererwerb und Volksgewinn stattgefunden, die volle Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten genannt, und darunter verstanden, daß die Katholiken eben so ungehindert nach katholischen Grundsätzen leben dürfen, als es die Protestanten nach protestantischen thun. Dadurch war vertragsmäßig und zu Recht die ältere protestantische Staatsomnipotenz über die Religion ihres Territoriums, wenigstens in Bezug auf katholische Unterthanen gebrochen, und dieser Bruch von den betheiligten Fürsten selbst an Eides Statt anerkannt worden. Demnach folgte von selbst die Verpflichtung der protestantischen Regierungen, nicht nur keine alte protestantische Gesetzgebung in Kirchensachen auf die katholischen Religionszustände anzuwenden, sondern auch keine neue derartige Gesetzgebung aus der Quelle des protestantischen Landesbischofs gegen die Katholiken zu machen.

Diese Verpflichtung hat man damals allgemein gefühlt, anerkannt und theilweise auch ausgeführt. Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung ein Briefwechsel zwischen dem Bischof von Trier und den Herzogen von Nassau, welchen Legationsrath Lieber unlängst veröffentlicht hat, woraus unzweideutig hervor-

geht, daß die Fürsten des neu abgerundeten Herzogthums Nassau mit dieser Einstellung des protestantischen Staatskirchenthums in seiner Anwendung auf die Religion der Katholiken ihres Landes vollkommen einverstanden waren. Leider hat diese bessere Einsicht, die allein ein Beweis nicht bloß des Rechtgefühles, sondern ächter staatsmännischer Weisheit ist, nicht lange dauern können vor dem fanatischen Unverstande untergeordneter Werkzeuge.

Einerseits wollte man mit der Kanzleiherrschaft eben so gut auf die Religion der Katholiken als auf die der Protestanten einfließen und kurzweg mit dem protestantischen Staatskirchenrechte Beider Angelegenheiten mit schauderhafter Consequenz erledigen, andererseits fehlte es nicht an servilen Stimmen zur Aufmunterung, das Alleinrecht in Religions- und Kirchensachen zu üben und unverhohlen die Pflicht protestantischer Regierungen zu predigen gegen die römisch-katholische Kirche, das alte ausschließliche Territorialkirchenrecht der Protestanten in voller Geltung bestehen zu lassen und die allfälligen Keime des katholischen Lebens durch neue Verordnungen zu unterdrücken. Solche Gründe rissen das Regiment leicht zu Maßregeln hin, welche in fortgehender Wirkung zum oberrheinischen Kirchenconflicte geführt haben, den wir Alle beklagen, die Einen als Angriff auf ihr vermeintliches Recht, die Anderen als unvermeidliche Folge beschworener Rechtsverweigerung. Zwei widerstrebende Principien sind mit ihrer Schärfe aneinander gerathen. Die Gewalt wird sie nie versöhnen; das kann nur die Rechtsgewährung, wie sie bei der Constituirung der genannten Staaten durch unzweifelhafte Verträge stipulirt worden ist.

Das Recht der Katholiken auf Anerkennung ihrer katholischen Grundsätze und ihrer katholischen Kirchenverwaltung ist dahin verstanden worden, daß man die katholischen Gebietstheile in Religionssachen nach dem alten unveränderten Staatskirchenrechte der Protestanten behandle und dieses Recht ein unveräußerliches Bruchtheil des fürstlichen Hoheitsrechtes sei. Dadurch ist die Säcularisation von den Jahren 1803 und 1805 zum Range der zweiten Reformation erhoben worden, welche, in milderen Formen zwar, aber nach den nämlichen Grundsätzen die Gewalt zur Verwischung der katholischen Kirche gebrauchen will. Wie die katholische Kirche gegen die erste Säcularisation protestirt hat, so wird sie unablässig gegen die zweite protestiren,

wenn sie sich den Sinn des Hoheitsrechtes beilegt, somit das Recht der souveränen Unterdrückung katholischer Grundsätze und Bewegungen in Anspruch nimmt. Würde die Kirche diesem unwahren Hoheitsrechte, das dem versiegelten Worte der ursprünglichen Erwerbung widerspricht, jemals ihre Zustimmung geben, so wäre ein solcher Act einer Ganterklärung gleichzuachten; die katholische Kirche hätte aufgehört zu sein! Sie wird und kann das nie thun, ebensowenig als der heilige Geist, ihr bewegendes Princip, jemals auf seine Heiligkeit und Unfehlbarkeit verzichten kann. Daraus ist das thatsächliche Vorschreiten der Bischöfe entsprungen, welches von den Anhängern der oberrheinischen Kirchenpragmatik so eifrig bekämpft wird, mit revolutionären Mitteln nach unten und oben.

Was die Wühler im Jahre 1848 auf politischem Boden mit offenem Visir thaten, versuchen sie jetzt auf dem kirchlichen mit der Miene heuchlerischer Unterthanentreue. Das politische Freischaarenthum hat sich in's Kirchliche geflüchtet und freischärlert nach bekannter Bravour gegen die Bischöfe, wie früher gegen die Könige. Es kann sich unter gutem Schutze nach Herzenslust rächen an der katholischen Kirche und ihren Anhängern, welche in den muthigen Märztagen allein die Fassung behielten und dem bedrängten Rechte fest zur Seite standen.

Diese Parthei schrieb Brandartikel gegen die katholische Kirche, diese Parthei warb um Adressen gegen die Bischöfe, diese Parthei that Sendbotendienste durch Berg und Thal, um Schmähschriften gegen dieselben unter das katholische Volk zu streuen. Diese klagte die Bischöfe des Eidbruches gegen ihre Fürsten an, und redete unaufhörlich von Verletzung der Souveränitätsrechte durch die erstgenannten. Wir beneiden sie nicht um diesen studirten Rollenwechsel. Die nächste Zeit wird aufklären durch päpstlichen Ausspruch, wer in dieser Sache Recht hat.